UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

Deutsche Vergangenheit

Nach zeitgenössischen Quellen von Johannes Bühler

Jeder Band ist einzeln käuflich.
Er enthält 450 bis 600 Seiten sowie
16 Bildtafeln und kostet: in Halbleinen M 9.–;
in Halbleder M 12.–

Diese Sammlung will in einer Reihe von Einzelbänden dem Deutschen, der nicht Historiker von Fach ist, mittelalterliches Quellenmaterial in solchem Umfange und in solcher Form bieten, daß er sich daraus über das deutsche Mittelalter ein eigenes Urteil bilden und ein wirklich persönliches Verhältnis zu ihm gewinnen kann.

Seit die Menschheit fühlt, daß sie das Mittelalter verlassen hat, setzt sie sich, angefangen von den Humanisten, sodann in der Aufklärung und Romantik bis zur Gegenwart, mit ihm unablässig auseinander. So wichtig in solchen Fällen das Lesen von Büchern über den umstrittenen Gegenstand ist, so läßt sich eine letzte Entscheidung nur in der ernsten Beschäftigung mit den Lebensäußerungen der einzelnen Epoche gewinnen. Es ist die Bedeutung des Mittelalters als Lebensform und als die Zeit des ersten Heranwachsens des deutschen

Staates und Menschen, welche dieser Quellensammlung ihr Gewicht vom allgemein menschlichen und dem besonderen deutschen Gesichtspunkt aus gibt.

Den Hauptinhalt des Werkes bilden die aus dem Lateinischen, Alt- und Mitteldeutschen übertragenen Texte. Das ganze Überlieferungsgut wird berücksichtigt: Chroniken, Lebensbeschreibungen, Memoiren, Briefe, Urkunden, Gesetze, Streitschriften, wissenschaftliche Abhandlungen, Sagen, Gedichte usw.; jedem Bande sind 16 Tafeln mit Abbildungen zeitgenössischer Kunst beigegeben. Soweit möglich kommen alle Lebensgebiete, alle Meinungen und Richtungen zur Geltung. Dabei sind die zeitlich oder sachlich zusammengehörigen Quellen so ineinandergefügt, daß sie nicht mehr als Einzelstücke, sondern einem Mosaikbild gleich als ein Ganzes wirken. Wie bei einer modernen, reich gegliederten und straff zusammengefaßten Darstellung reihen sich auch hier Kapitel an Kapitel oder Jahr an Jahr. Einzelne Lücken, wie sie auch diese Art der Quellensammlung notwendig offen lassen muß, füllen Übergänge und Anmerkungen. In den Einleitungen endlich werden die treibenden Kräfte, Sinn und Ziel des in dem einzelnen Bande enthaltenen Ganzen herauszustellen und zu deuten gesucht und so auch das geboten, worin die spätere Zusammenschau und Betrachtung dem zeitgenössischen Bericht zuweilen überlegen ist.

Ist auch jeder Band ein Werk für sich, so schließt sich die Gesamtheit der Bände doch zu einem organischen Ganzen zusammen. Der Plan der Sammlung ist so angelegt, daß sie eine einheitliche, umfassende und bis zu einem gewissen Grade vollständige Geschichte der Deutschen im Mittelalter gibt.

Wie die mittelalterliche deutsche Vergangenheit in zwei große Abschnitte zerfällt, in das universalistische Kaisertum, die Zeit, da die Deutschen das Abendland politisch und kulturell beherrschten, und in die Zeit, in der verhältnismäßig lose miteinander verbundene Gruppen die Träger des Deutschtums waren, so besteht auch diese Sammlung aus zwei Reihen. Freilich stehen jene zwei Abschnitte nicht als etwas Zusammenhangloses einander gegenüber, sie sind auch nicht nur durch die Kette historischer Entwicklung, des einen aus dem andern, miteinander verbunden. Eine Fülle von Kräften und Einrichtungen ist dem Deutschland vor und nach dem Interregnum gemeinsam. Jede rein schematische Teilung, ob nun in politische und Kulturgeschichte oder nach anderen Gesichtspunkten, durchschneidet nur zu leicht einen

Lebensnerv. Gerade deshalb haben wir, um dem reichen, viel verschlungenen Leben gerecht zu werden, nicht die Zwangsjacke fortlaufender, einander notwendig bedingender Bände, sondern das Nebeneinander von Büchern gewählt. Dies ist durchaus zu beachten, wenn wir nun von den beiden Reihen und den einzelnen Bänden unserer Sammlung sprechen.

Die **erste Reihe** liegt abgeschlossen vor;
sie umfaßt die vier Bände:

Die Germanen in der Völkerwanderung erschienen in 2. Aufl. 1925

Das Frankenreich . . . . . erschienen 1923

Die Sächsischen und Salischen Kaiser . . . erschienen 1924

Die Hohenstaufen . . . . . erschienen 1925

Die Einleitung zu den **Germanen in der Völkerwanderung** setzt mit dem ersten Auftreten der Germanen in der Geschichte ein und gibt einen knappen Umriß ihres Schicksals bis zu dem Untergang der einzelnen Stämme oder deren Aufgehen in dem fränkischen Großreich. Die Texte selbst handeln vornehmlich von der eigentlichen Völkerwanderungszeit. Es galt, in diesem Bande die Germanen als die Helden und Kämpfer der Völkerwanderung zu zeigen; durch die vollständige Aufnahme der „Germania" des Tacitus mit erläuternden Anmerkungen ist auch das Wichtigste über Religion, Sitten und Gebräuche der Germanen gesagt.

Die eigentliche Wiege des ersten Deutschen Reiches ist das fränkische Großreich. **Das Frankenreich** enthält eine Fülle von Quellentexten zur politischen Geschichte wie zur Kultur dieses ein halbes Jahrtausend umfassenden, den europäischen Staatenaufbau und die abendländische Kultur maßgebend beeinflussenden Reiches. Auch in der Einleitung sind beide Gebiete, Politik und Kultur, in gleichem Maße berücksichtigt. Durch die Wiedergabe von rechts- und sittengeschichtlichen Texten, die in ihrem Ursprung auf ältere Zeiten zurückgehen, ergeben sich außerdem wichtige Rückblicke auf frühere germanische Verhältnisse.

Der Entstehung und dem Aufstiege des ersten Deutschen Reiches sowie dem Investiturstreite bis 1125 ist der Band **Die Sächsischen und Salischen Kaiser** gewidmet; die Fortsetzung der Geschichte Deutschlands unter Kaiser Lothar und den Hohenstaufen bis zum Interregnum bringt der Band **Die Hohenstaufen.** In diesen beiden Bänden wird durch Aneinanderreihung der

verschiedensten Quellentexte die deutsche politische Geschichte von 900 bis 1250 n. Chr. fortlaufend erzählt; an kulturhistorischen Texten wurde nur so viel eingeschoben, als zur Belebung und zum Verständnisse der politischen Geschichte notwendig erschien.

Die erste Reihe der „Deutschen Vergangenheit" gibt also eine politische Geschichte Deutschlands von ihren Anfängen bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit besonderer Betonung des jeweils in die Folgezeit Deutenden.

In der zweiten Reihe überwiegt der Sachlage entsprechend der kulturhistorische Stoff. Immerhin wird in den Bänden so weit auf die Innen- und Außenpolitik eingegangen, daß auch die politische Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters in den Hauptpunkten scharf umrissen wird.

Von der **zweiten Reihe** ist bereits erschienen:

Das Klosterleben im deutschen Mittelalter, zweite Auflage 1923. Die Einleitung würdigt kurz das gesamte mittelalterliche Ordenswesen; die Quellentexte geben vornehmlich über das innere Klosterleben der großen abendländischen Orden Aufschluß.

Als nächster Band wird im Herbst 1926 folgen:

Das deutsche Geistesleben im Mittelalter.

Die dann folgenden drei Bände:

Die deutschen Kirchenfürsten
Weltliches Fürstentum und Rittertum
Die Städte und die Hansa

werden die anderen Hauptträger des deutschen Staates und der deutschen Kultur während des Mittelalters in ihrem Schaffen und Wirken zeigen.

So spricht aus den neun Bänden der Sammlung „Deutsche Vergangenheit" das ganze deutsche Mittelalter in seinen wesentlichen, bis zur Gegenwart unmittelbar und mittelbar wirkenden Elementen durch die Stimmen jener Zeit selbst zu uns.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung; wo solche nicht vorhanden, unmittelbar vom Insel-Verlag, Leipzig, Kurze Straße 7

I.-V. 489. Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

1. Ludwig XIV. im Jahre 1689

DER HOF LUDWIGS XIV.

NACH DEN DENKWÜRDIGKEITEN DES HERZOGS VON SAINT-SIMON

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET

VON

WILHELM WEIGAND

DRITTE, VERMEHRTE AUFLAGE

LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG

1925

DER HOF LUDWIGS XIV. UND DIE KLASSISCHE KULTUR DER FRANZOSEN

Ein Überblick von Wilhelm Weigand

9W1.03
L92W2i6

I

Am 13. April 1655 erfuhr der ſiebzehnjährige Ludwig XIV. in Vincennes, wo er mit ſeinem Hofſtaate auf der Jagd weilte, daß ſich das Pariſer Parlament mit der Abſicht trage, gewiſſe königliche Erlaſſe zu kritiſieren. Da warf ſich der junge König ohne Verzug auf ſein Pferd, eilte ſpornſtreichs nach Paris und trat in rotem Reitgewand, geſtiefelt und geſpornt, den Hut auf dem Kopf und die Peitſche in der Hand, vor die Herren Parlamentsräte und herrſchte ſie an: „Man kennt das Unheil, das eure Verſammlungen angerichtet haben. Ich befehle daher der Verſammlung, die ſich mit meinen Erlaſſen beſchäftigt, auseinanderzugehen. Ihnen, Herr Präſident, verbiete ich deren weitere Einberufung, und jedem einzelnen von Ihnen, ſie zu beantragen.“ [1] Wir wiſſen nicht, was der Kardinal Mazarin zu dieſem jugendlichen Ausbruch eines gehemmten Herrſcherwillens ſagte; auf alle Fälle war ſie in dem Munde eines jungen, unerfahrenen Königs unerhört: denn das Pariſer Parlament war im Lauf der Zeit durch die Verhältniſſe dahin gelangt, ſich faſt als Vertretung der Nation zu fühlen.[2] Während in England aus der Reichsverſammlung der Barone, der

[1] Voltaire, Siècle de Louis XIV, chap. XXV. — [2] Die Einrichtung der Parlamente geht auf den heiligen Ludwig (1215—1270) zurück, der einer Anzahl ſeiner Hofleute die Gerichtsbarkeit übertrug. Philipp der Schöne (1268—1314) machte Paris 1303 zum Sitze dieſes oberſten Gerichtshofes, und Philipp der Lange (1293—1322) geſtaltete dieſes Obertribunal um, indem er es in eine grand' chambre, eine chambre des requêtes und eine chambre des enquêtes einteilte. Urſprünglich gehörten dieſem Gerichtshof der Reichsunmittelbaren nur die Kronvaſallen und Kleriker an; da aber die Schlichtung der Streitigkeiten immer ſchwieriger wurde, mußten Legiſten zugezogen werden, deren Amt und Einfluß zunächſt höchſt beſcheiden waren. Philipp der Lange entzog den Klerikern Sitz und Stimme in den Parlamenten, und dieſe gerieten allmählich ganz in die Hände der Legiſten, die in roten, mit Hermelin gefütterten Gewändern ihre Sitzungen hielten, in denen der Hochadel und die Prälaten nur bei beſonderen Gelegenheiten erſchienen. Man verſteht Saint-Simon nicht, wenn man dieſe Verhältniſſe nicht im Auge behält.

Prälaten und des Bürgertums das Parlament, das heißt die wirkliche Vertretung der Nation durch eine Körperſchaft, hervorging, waren die franzöſiſchen Parlamente allmählich zu einer rein juriſtiſchen Einrichtung geworden, deren Einfluß bald außerordentlich bedeutend, bald ganz gering war, je nachdem der König ſich imſtande ſah, ſeinen Willen mit Gewalt durchzuſetzen oder nicht. Als hiſtoriſche Körperſchaft, deren Rechte nicht genau feſtgelegt und umſchrieben waren, mochte ſich das Parlament allerdings zuweilen als geſetzgebende Körperſchaft fühlen: denn die königlichen Erlaſſe gewannen nur Gültigkeit, wenn ſie das Pariſer Parlament verbriefte, und es kam zuweilen vor, daß ſich die hochmögenden Parlamentsherren weigerten, dieſer Pflicht nachzukommen und die Forderungen des Königs zu erfüllen, was dieſen indeſſen, in einzelnen Fällen, nicht hinderte, auf ſeinem Willen zu beſtehen, wenn er, was allerdings nicht immer der Fall war, die Macht beſaß. Dazu kam, daß bei der Minderjährigkeit des Königs das Pariſer Parlament die Regentſchaft gutzuheißen hatte, und es iſt begreiflich, daß die Mitglieder einer Körperſchaft, die in die Lage geraten konnte, als oberſter Gerichtshof (cour souveraine) die ſtolzeſten Vaſallen der Krone zu richten, von einem merkwürdigen Selbſtbewußtſein beſeſſen waren: der Rechtsadel (noblesse de robe) fühlte ſich ſehr frühe ſchon dem Schwertadel (noblesse d'épée) ebenbürtig, und der Übergang in den Feudaladel wurde den Rechtsgelehrten und Richtern ſo leicht wie nur irgend möglich gemacht. Mit den höheren Richterſtellen war ohnehin der perſönliche oder erbliche Adel verbunden, und wer Vermögen genug beſaß, brauchte nur ein Gut oder ein Lehen zu erwerben, um fortan alle Rechte eines Feudalherrn zu genießen: als Michel Montaigne ſeines Amtes als Parlamentsrat in Bordeaux müde war, zog er ſich, im beſten Mannesalter, auf das Schloßgut Montaigne zurück, wo er Heinrich IV. als Gaſt begrüßen und ſeinen Einfluß als Edelmann und Berater der Krone geltend machen durfte.[1] Die Autorität des erſtarkten Rechtsadels war um ſo größer, als die höchſten Ämter, trotzdem ſie oft ein

[1] Vergleiche über den typiſchen Aufſtieg der Kaufmannsfamilie Eyquem meine Schrift über Montaigne. Leipzig und München 1911, bei Georg Müller.

ganzes Vermögen koſteten[1], ein ganz geringes Einkommen abwarfen und daher nur den reichſten Geſchlechtern offenſtanden, denen daran liegen mußte, die Stellung, die einzelnen Familien ein außerordentliches Anſehen verlieh, ihren Nachkommen ungeſchmälert zu erhalten. Wenn ein Parlamentspräſident ſeinen Einzug in eine Stadt hielt, donnerten die Kanonen, und wenn er ſtarb, läuteten alle Glocken der Stadt.

Es ſchien mir geboten, auf die merkwürdige Macht- und Zwitterſtellung der franzöſiſchen Parlamente hinzuweiſen, um das Auftreten des jungen ſelbſtbewußten Königs in das rechte Licht zu ſtellen. Es verlautet nicht, daß die ſo ſchroff zurechtgewieſenen Herren einen Widerſpruch laut werden ließen; die Parlamentsräte waren ſeit langem gewohnt, ihre Rechte in Gegenwart des Königs, als deſſen Vertreter ſie ihres Amtes walteten, aufzugeben. Der Satz „Adveniente principe cessat magistratus“ beſaß Geſetzesgültigkeit, und noch Ludwig XV. durfte erklären: „Von mir allein beſitzen meine Höfe (oder Kammern) Exiſtenz und Autorität.“[2] Im übrigen fühlte ſich der junge König, als glücklicher Erbe, ſtark genug, um aus den widerſpenſtigen Juriſten gehorſame Diener ſeines Willens zu machen. Zu der Zeit, da er mit der Reitpeitſche vor das Pariſer Parlament trat, war der Kampf des Königtums um die Alleinherrſchaft in Frankreich entſchieden, und Ludwig XIV. konnte, mit einigem Übermute, daran gehen, ſein Ideal eines abſoluten Herrſchers zu verwirklichen.

Als der kluge Volkskönig Heinrich IV. im Jahre 1610 den Dolchſtichen des Fanatikers Ravaillac zum Opfer gefallen war, hielt es der Hochadel für ein leichtes, ſeine verlorenen Rechte wiederzugewinnen. Die mächtigen Herren ſchrien es laut aus: „Die Zeit der Könige iſt vorbei, die der Großen und Fürſten[3] iſt gekommen. Wir müſſen uns zur Geltung bringen (faire valoir).“ Dies wollte indeſſen nicht beſagen,

[1] Franz I. hatte die Käuflichkeit der Ämter eingeführt, um den königlichen Schatz zu füllen. Um 1650 koſtete die Stelle eines Parlamentsrates in Paris 100000 Franken (nach dem Geldwert vor dem Weltkrieg weit über 400000 Franken); die Stelle eines Präſidenten wurde auf 500000 Franken (2—$2^1/_2$ Millionen) geſchätzt. (Glasson, Histoire du droit et des institutions en France, t. VIII, Paris 1903.) — [2] Gomel, Les causes financières de la Révolution française, p. 26. — [3] Gemeint ſind die „princes étrangers“, die, wie die Lothringer, ein ſelbſtändiges Fürſtentum beſaßen und eine Anzahl mächtiger Lehens- und Hofleute zu ihren Klienten rechnen durften.

daß die aufrühreriſchen Kronvaſallen die Abſicht hegten, den König abzuſetzen, um, als ſelbſtändige kleine Fürſten, mit ihren Lehensleuten in der Provinz zu leben: die Schreier dachten zunächſt nur daran, aus der Regentſchaft der dicken, beſchränkten Maria von Medici, in der Saint-Simon überhaupt das Unglück Heinrichs IV. ſah[1], möglichſt viel Vorteile und bares Geld herauszuſchlagen. Als ſie merkten, daß weder die Proteſtanten noch das Bürgertum geſonnen waren, ſich gegen das Königtum aufwiegeln zu laſſen, zögerten ſie (1614) keinen Augenblick, ihre Unterwerfung um bares Geld zu verkaufen: der Prinz de Condé[2] ließ ſich 450000 Livres und die anderen Empörer ähnliche Summen zahlen. Während dieſes erſten Aufſtandes hatten die großen Barone die Einberufung der Generalſtände (États-Généraux) verlangt. Die beſchränkte Regentin, der es im Grunde nur um ihren Geldſack zu tun war, willfahrte dieſem Verlangen, und die Generalſtände traten am 26. Oktober 1614 in Paris zuſammen. Der Dritte Stand, der übrigens nicht das eigentliche Volk, ſondern nur die oberen Klaſſen des Bürgertums und den Rechtsadel vertrat, zeigte hier zum erſten Male, daß er an politiſcher Reife den Adel und den Klerus himmelhoch überragte: er verlangte Abſchaffung der Toten Hand, Regelung der Steuern und der Monopole durch die Parlamente, Aufhebung der Zölle im Innern Frankreichs, Beſteuerung des Adels in den Städten, Ordnung der Rechtspflege; und ſeine Sprecher erwarteten vom Könige, daß er ſich ſogar des „armen Volkes“ annehme. Allein die Herren des Dritten Standes, die übrigens ihre Forderungen kniend vorbringen mußten, fanden kein Gehör, und die Vertreter des Adels gaben ihrer Erregung über das Unterfangen der „Schuſter und Schneider“, die ſich herausgenommen hatten, die drei Stände mit drei gleichberechtigten Brüdern zu vergleichen, unverhüllten Ausdruck. Auf dieſer Verſammlung der Generalſtände war es auch, daß der Dritte Stand den Antrag einbrachte, die Rechte des Königs als göttlichen Anſpruchs zu erklären und deren Anerkennung zu einem Grundgeſetz des Staates

[1] Parallèle des trois premiers rois Bourbons (vol. I des Écrits inédits de Saint-Simon, Paris 1880, p. 17—32). — [2] Aus einer Seitenlinie des Hauses Bourbon. Sein Sohn, der „große Condé“, geb. am 8. September 1621, geſt. am 11. Dezember 1686, gehört, als Soldat und Weltmann, zu den vielgenannten Perſönlichkeiten des „großen Jahrhunderts“.

zu erheben. Doch die Gegnerſchaft des Adels, der Geiſtlichkeit und der Hofleute brachte den Antrag zum Scheitern.[1] Die Generalſtände gingen auseinander, ohne eine Ordnung der inneren Wirren zu erzielen, und der Adel benutzte die nächſte Zeit zur Anzettelung eines neuen Aufſtandes, unter dem Vorwande, daß die Forderungen der Generalſtände nicht erfüllt worden ſeien. Aber wiederum ließen ſich die Herren mit Geld abfinden: Condé erhielt diesmal 1500000 Livres, und dieſes Spiel behagte dem Prinzen aus königlichem Geblüt ſo gut, daß er nach Einſteckung dieſer Summe ſofort wieder daran dachte, dieſen vorteilhaften Schacher fortzuſetzen. Aber um dieſe Zeit trat der Biſchof von Luçon, Armand Duplessis de Richelieu, als Schützling der Regentin, in den Staatsrat, und ein Königlicher Erlaß ſtellte zunächſt die Wühlereien der adligen Herren an den Pranger. Im Jahre 1617 machte ſich der ſechzehnjährige Ludwig XIII. (geb. am 27. September 1601), der ſich am 25. November 1615 mit der gleichalterigen Infantin Anna von Öſterreich vermählt hatte und als geiſtesſchwach galt, von der Vormundſchaft ſeiner Mutter los, indem er den Günſtling der fetten Italienerin, den Marſchall d'Ancre[2], kurzerhand ermorden ließ und ſeine Mutter in die Provinz, nach Blois, verbannte.

Neben dem Adel waren es die Proteſtanten, die in dem Königtum ihren Hauptgegner ſahen und die Zeit für gekommen hielten, ihre Macht zu ſichern. Die proteſtantiſche Kirche in Frankreich beſtand beim Tode Heinrichs IV. aus achthundertſechsundſiebzig Gemeinden. Auf einer Generalverſammlung der proteſtantiſchen Führer im Jahre 1611 wurde die Verfaſſung dieſer Gemeinſchaft geregelt: als oberſte Behörde wurde eine Nationalſynode eingeſetzt, die das Land in acht Kreiſe einteilte und, als Staat im Staate, Steuern eintrieb, um ein Heer und eine Anzahl von Feſtungen zu unterhalten. Die Hugenotten ſtanden in engſter Verbindung mit den Proteſtanten in Holland, Deutſchland und England und verhehlten ihre Abſicht, aus Frankreich einen

[1] Richelieu, Mémoires, éd. Pichon, I, 79. — [2] Eigentlich Concino Concini, aus Florenz, der 1600 mit der Königin nach Frankreich gekommen war und durch ſeine Frau, die Kammerfrau Marias von Medici, Eleonora Dori, gen. Galligaï (die nach ſeinem Tod als Hexe hingerichtet wurde), den größten Einfluß auf die Regentin ausübte.

Staat nach dem Muſter der Niederlande zu machen, in keiner Weiſe. Obwohl einige Häuſer des Hochadels, wie die Rohans, Bouillons, Châtillons, Trémoïlles, noch Proteſtanten waren, dachten ſie doch in keiner Weiſe daran, zu den Waffen zu greifen, um ihre Glaubensgenoſſen zu unterſtützen. Erſt als der überaus gerecht denkende Ludwig XIII. das Verſprechen ſeines Vaters, auch in dem proteſtantiſchen Béarn den Katholiken Religionsfreiheit zu gewähren, mit Waffengewalt durchführen wollte, rief die Generalverſammlung der Hugenotten zu den Waffen auf. Es kam zum Kriege, in dem die mächtigſten Häupter des Hochadels der proteſtantiſchen Sache untreu wurden. Trotzdem gelang es dem König nicht, die Empörer vollſtändig zu unterwerfen: er vermochte Montpellier, ein Hauptbollwerk der Hugenotten, nicht zu bezwingen und ſchloß mit dieſen, im Oktober 1622, einen Vertrag, in dem er den Proteſtanten zwei feſte Plätze, Montauban und La Rochelle, ließ und außerdem alle Klauſeln des Edikts von Nantes beſtätigte.

Man begreift, daß ſich der unſichere König, den ſelbſt ſeine Mutter, Maria von Medici, für einen ſchwachſinnigen Geſellen hielt, nach einem Manne ſehnte, welcher der ſchwierigen Lage, in der ſich das Königtum zeitweiſe befand, gewachſen war. Im Jahre 1624 wurde Richelieu, der Günſtling der Königin-Mutter, der damals einunddreißig Jahre zählte, leitender Miniſter. Dem großen Staatsmanne war der Aufſtieg nicht leicht geworden: die Italienerin Maria von Medici mußte ihren ganzen Einfluß einſetzen, um ihm im Jahre 1622 endlich den Kardinalshut, den der ehrgeizige Biſchof von Luçon mit aller Kraft erſehnte, zu verſchaffen, und am Hofe begegnete er auf allen Seiten jenem Mißtrauen, das die Mittelmäßigkeit überall und immer überragender Begabung entgegenbringt. In ſeinen Denkwürdigkeiten klagt er in einem beſcheidenen Ton, der nicht zu ſeinem herriſchen Weſen paßt[1], über die Intrigen und Kabalen, denen er, wie ein römiſcher Geſetzgeber, mit göttlichem Schweigen begegnet ſei, nicht ohne Furcht vor den Ratſchlägen, die der König von ihm fordern konnte. Der gewalttätige Mann, ein Renaiſſancemenſch franzöſiſcher

[1] Mémoires, IV, 190; VI, 462.

Prägung, dem kein Verlangen nach den ſchäumenden Genüſſen dieſer Welt fremd war, mußte kriechen und den Beſcheidenen ſpielen, um ſich bei dem mißtrauiſchen König einzuſchmeicheln. Dies war um ſo ſchwieriger, als er es nicht verſtand, ſich in den Damen des Hofes Bundesgenoſſinnen zu ſichern: obwohl er die Frauen leidenſchaftlich liebte und unter Umſtänden alles daranſetzte, um ſie zu gewinnen, gefiel er den ſchönen Damen am galanten Hofe des ehrbarſten der Bourbonen nicht: weder die Königin Anna, deren geſunde Schönheit ſein ganzes Begehren weckte, noch die eifrigen Verſchwörerinnen des Hochadels vom Schlag der Herzogin von Chevreuse[1] wußten ihm Dank dafür, daß er die Ruhmesliebe und das Staatswohl noch höher als ſinnliche Genüſſe ſtellte. Das Charakterbild, das ſein Gegner, der Kardinal de Retz, von dem Miniſter entwirft, zeigt, daß nur ein Gleichſtrebender das Weſen dieſes unbedenklichen Machtmenſchen zu würdigen vermochte: der zweifelhafte Held der Fronde macht ein paar Bemerkungen, die das innerſte Weſen dieſer eiſernen Natur enthüllen: er ſagt, daß Richelieu den Ruhm – la gloire – mehr geliebt habe, als es die Moral erlaubte; er rühmt ſeine Freundestreue, ſeinen Scharfſinn und bemerkt ausdrücklich, daß er das Gute geſchätzt und das Böſe ſtets mit vollem Bewußtſein getan habe; er rechnet es ihm bloß als Schwäche an, daß er nicht fähig war, über Kleinigkeiten hinwegzuſehen, und ſchließt, daß ſelbſt ſeine Fehler aus großen Abſichten entſprungen ſeien.[2]

Auch die Geſtalt des Vaters Ludwigs XIV. verdient, daß man einen Augenblick bei ihr verweile. Dieſer kränkliche Herrſcher mit dem melancholiſchen Gemüte, ein halber Hamlet ohne Genie, in dem ſo

---

[1] Marie, Tochter des Herzogs de Rohan, 1600—1679, zuerſt mit dem Konnetabel de Luynes und dann in zweiter Ehe (1622) mit Claudius von Lothringen, Herzog von Chevreuse, vermählt. Sie war ſeit 1618 Oberſthofmeiſterin der Königin Anna. Sie iſt der Typus der vornehmen Intrigantin, die ihre Hand in allen Anſchlägen gegen die Miniſter Richelieu und Mazarin hatte und dreimal in der Verbannung lebte: 1626—1632, 1637—1643 und von 1645 bis zum Zuſammenbruch der Fronde. Der Kardinal de Retz tut ſie in dem Porträt, das er, nach der Mode der Zeit, von ihr entwarf, mit ein paar Zeilen ab: er behauptet, ſie ſei bis zur Lächerlichkeit dumm von Natur aus geweſen, ſei aber ſofort geiſtreich geworden, wenn ſie jemand liebte, was übrigens ſehr häufig geſchah. (Mémoires, II^e partie, chap. VIII.) — [2] Mémoires du Cardinal de Retz, II^e partie, chap. II: Portrait du Cardinal de Richelieu. Das Bild, das Tallemant des Réaux als Kleinmaler in ſeinen „Historiettes“ (II, 146 f., éd. Monmerqué) entwirft, ſtimmt damit überein.

gar nichts von dem glänzenden Gaskognertum ſeines Vaters lebendig war, ließ in ſeiner erſten Jugend nichts von der eigentümlichen Charakterſtärke ahnen, die ihn ſpäter auszeichnete. Als Kind und Knabe hatte er ſich damit vergnügt, zu jagen, in der Küche zu hantieren, zu braten, zu kochen, oder den Soldaten zu ſpielen und kleine Kanonen zu gießen; und auch als König verſchmähte er es nicht, gelegentlich die Offiziere der Wache zu raſieren, einen Gemüſegarten anzulegen und die Erbſen auf den Markt zu ſchicken, einen Braten mit ſilberner Nadel zu ſpicken, Früchte einzukochen oder als Muſikus zu dilettieren. Aber dieſer geiſtig träge Baſtler, der niemals ein Buch las und nur den Dingen und Menſchen, die mit ſeiner Vorliebe für die Jagd zuſammenhingen, leidenſchaftliches Intereſſe entgegenbrachte und auch mit geliebten und ungeliebten Frauen nur davon ſprach, beſaß die höchſte Idee von der Würde ſeines Königtums. Ihr zuliebe opferte er ſeine Neigungen und Freundſchaften, ſeine Günſtlinge und Blutsverwandten: er ertrug ſogar Richelieu, obwohl ihm dieſer als Menſch zuwider war, weil er mit klarem Sinne erkannt hatte, daß nur dieſer Miniſter den Schwierigkeiten der Zeit gewachſen war. Die Schüchternheit des ſtammelnden Monarchen, in deſſen Nähe ſich das galanteſte Leben der Zeit abſpielte, war ſo groß, daß er es, aus Rückſichten für den Staat und ſeine Würde, nicht einmal wagte, den beiden Frauen, die er als Platoniker verehrte, der Frau von Hautefort[1] und dem Fräulein von Lafayette[2], ſeine Neigung zu geſtehen. Doch wenn er auch geiſtig beſchränkt ſchien, ſo gab ihm doch das Bewußtſein ſeiner Königswürde ein fürſtliches Herz: wer ſich gegen den König oder den Miniſter auflehnte, durfte nie auf Verzeihung hoffen. Er ſchickte ſeine geliebteſten Günſtlinge, wie Cinq-Mars[3], auf das Schafott, wenn ſie Verſchwörungen anzettelten, und ſelbſt ſeine Gemahlin, die Königin Anna, fiel in dauernde Ungnade, als ſie ſich, aus Haß gegen Richelieu, in ſpaniſche Intrigen verwickeln ließ: noch auf dem Totenbett vermochte

[1] Marie, Herzogin von Schomberg, 1616—1691, eine der Hauptgegnerinnen Richelieus am Hofe Ludwigs XIII. — [2] Louise Mortier de Lafayette. Richelieu ſuchte ſie 1635 gegen Madame de Hautefort auszuſpielen. Sie ging ein Jahr darauf ins Kloſter. — [3] Henri Coiffier de Ruzé, Marquis de C., geb. 1620, königlicher Großſtallmeiſter, zettelte mit dem Bruder des Königs, dem haltloſen Herzog Gaston von Orleans, eine Verſchwörung gegen Richelieu an und wurde am 12. September 1642 mit ſeinem Freunde de Thou enthauptet.

der König kein rechtes Wort der Verzeihung für die Schuldige zu finden. Selbſt Richelieu klagte, daß man aus der Höhe der königlichen Gunſt nicht in kleinen Abſätzen, ſondern wie ein Katarakt herabſtürze. Jedenfalls galt Ludwig XIII., le roi des gentilshommes, wie ihn Saint-Simon, im Gegenſatz zu ſeinem Sohn, zu nennen liebte, bei ſeinen Zeitgenoſſen nicht als der ſpätere Schwächling der Legende, ſondern als verſteckter, tückiſcher Wahrer und Mehrer ſeiner Königsrechte, und der Umſtand, daß er das gewalttätige Weſen ſeines Miniſters bis zu deſſen Tode ertrug, zeigt, daß der geſunde Menſchenverſtand des Königs nicht von gewöhnlicher Art war.

Wir ſind durch das „Testamentum politicum“[1] Richelieus, das lange für eine Fälſchung galt, über die Richtlinien der äußeren und inneren Politik des Kardinals genau unterrichtet: der ſelbſtbewußte Staatsmann verſprach ſeinem mißtrauiſchen Herrn, daß er ſeine ganze Autorität darauf verwenden werde, die Hugenotten unſchädlich zu machen, den Stolz der Großen zu demütigen, alle Untertanen im Bereich ihrer Pflicht zu halten und den Namen des Königs von Frankreich unter allen Völkern zu erhöhen. Was an dieſer klaren Politik, bei der es ſich um die Weltmachtſtellung Frankreichs handelte, bei flüchtigſter Betrachtung auffällt, iſt die Tatſache, daß der Miniſter Ludwigs XIII., obwohl er den Kardinalshut trug und ſich bei jeder Gelegenheit als gläubiger Katholik zeigte, die Gewalt im Sinne reiner Weltlichkeit ausübte. Dieſer zielbewußte Gewaltmenſch, in dem man einen der bedeutendſten Umwälzer der neueren Geſchichte am Werke ſieht, iſt als Staatsmann reiner Realpolitiker, den kein Vorurteil blendet, wenn er mit den Verhältniſſen rechnen muß. Er ſcheute ſich nicht, mit den Proteſtanten in Deutſchland ein Bündnis einzugehen und mit Guſtav Adolf von Schweden 1631 den bekannten Subſidienvertrag zu ſchließen, um den größten Gegner der franzöſiſchen Königsmacht, das Haus Habsburg, zu ſchwächen. Als er jedoch im Kampfe gegen die franzöſiſchen Proteſtanten, im Jahre 1628, an der Spitze einer Armee die Meeresfeſtung La Rochelle eingenommen hatte, hielt er es für geboten,

[1] Maximes d'État ou Testament politique d'Armand du Plessis, Cardinal de Richelieu. Paris 1764, Le Breton.

größte Milde walten zu laſſen: kein einziger der tapferen Verteidiger verlor ſein Leben; der Sieger trug bloß Sorge, daß den Proteſtanten alle politiſchen Sonderrechte entzogen wurden: ſie konnten ihren Gottesdienſt unbehindert halten; aber ſie bildeten von nun an keinen Staat im Staate mehr. Jedem ſtand der Zugang zu allen Ämtern offen; ja, der ſchreckliche Kardinal wagte es, die hervorragendſten Stellen im Heere mit Hugenotten zu beſetzen: Turenne[1] war Proteſtant, und das frühere Haupt der Ketzer, der Herzog von Rohan[2], fand als Diplomat und Geſandter Verwendung. Gegen den hohen Adel ging er unbarmherzig vor, wenn ſich die Herren herausnahmen, gegen ihn Kabalen anzuzetteln; denn er betrachtete jede Auflehnung gegen ſeine Perſönlichkeit als Crimen laesae majestatis: die Verſchwörer waren einfach Staatsverbrecher, und er ſcheute ſich niemals, ſie, ohne viel Federleſens zu machen, dem Henker zu überantworten, nachdem eine eigens ernannte Gerichtskommiſſion die Formen des Rechts wohl oder übel gewahrt hatte.

Trotz der außerordentlichen Erfolge ſeiner Politik war er im Jahre 1630 ſeinem Sturze nahe: die Königin-Mutter Maria von Medici hatte ihrem Sohn am 10. November das Verſprechen entriſſen, den Verhaßten zu entlaſſen, und der Hof triumphierte; aber am Tage darauf ließ der König ſeinen Miniſter, der ſchon im Begriffe ſtand, in die Verbannung zu ziehen, nach Verſailles rufen, und die Folge der Unterredung, bei welcher der König und Richelieu Tränen vergoſſen, war, daß der Kardinal in Amt und Würden verblieb. Dieſer Tag, die ſogenannte „journée des dupes“ – die Hereingefallenen waren die Königin-Mutter und eine Reihe der mächtigſten Kronvaſallen –, war der eigentliche Schickſalstag im Leben des Staatsmannes, der nun ſeinen Rachedurſt in vollem Maße ſtillen konnte: ein paar der höchſten Würdenträger wurden verbannt; der Marſchall Bassompierre[3] kam in die Baſtille; die Königin-Mutter, der Richelieu ſeine Berufung in den Staatsrat verdankte, wurde in die Verbannung und der Marſchall de Marillac[4]

[1] Henri de la Tour d'Auvergne, 1611–1675; er wurde 1644 Marſchall von Frankreich. Während der Fronde war ſeine Haltung ſchwankend. 1668 trat er zum Katholizismus über. — [2] Henri, Herzog von Rohan-Gié, 1579–1638. — [3] 1579–1646. Seine Denkwürdigkeiten („Journal de ma Vie“, neue Ausgabe 1870–77), die er in der Baſtille niederſchrieb, ſind von Wert für die Zeitgeſchichte. — [4] Louis de Marillac, Graf von Beaumont-le-Rocher, 1573–1632.

2. Ludwig XIV. mit dem Grand-Dauphin, Frau von Maintenon, dem Herzog von Burgund und dem Herzog von Anjou (Ludwig XV.)

nach einem ſkandalöſen Prozeß im Mai 1632 auf das Schafott geſchickt. Auch der mächtige Herzog von Montmorency[1], der erſte Baron des Reiches, der Schwager des Prinzen Condé und Patenkind Heinrichs IV., wurde, weil er eine Verſchwörung mit dem Bruder des Königs, Gaston von Orleans, angezettelt hatte, am 30. Oktober 1632 enthauptet, und ſein königlicher Freund ſah ſich außerſtande, auch nur das geringſte für ihn zu tun. Richelieu wußte, was er unter Umſtänden von der händelſüchtigen Ariſtokratie zu erwarten hatte: im Jahre 1626 ſchon hatte er alle Trutzburgen, die nicht zur Grenzwehr dienten, ſchleifen laſſen, und zu gleicher Zeit erging die Forderung an den raufluſtigen Adel, deſſen Jugend ſich in zahlloſen Duellen verblutete[2], im königlichen Heere zu dienen. Den Parlamenten erklärte der Miniſter kurzweg, daß ſie einfache Gerichtshöfe ſeien: „Ihr habt keine andere Autorität als die, ſo aus den Händen des Königs ſtammt.“ Wenn es ein Majeſtätsverbrechen zu richten galt, ernannte der allgewaltige Miniſter kurzerhand einen Gerichtshof, der blindlings ſeinen Befehlen gehorchte und beim Verurteilen nicht viel Umſchweife machte, zumal der Machthaber ſich nicht offen ſcheute, zu erklären: „Es gibt Verbrechen, die man erſt ſtrafen und dann richten muß.“

Richelieu iſt der Schöpfer des modernen Einheitsſtaates und, als ſolcher, eine revolutionäre Natur. Unter ihm wird das Königtum in Frankreich allmächtig: der König iſt von nun an nicht nur Herrſcher, er iſt auch Geſetzgeber und Richter, und es gibt keine Gewalt, die irgendeinen Einſpruch gegen das Gebaren des Fürſten oder ſeines Stellvertreters, des allgewaltigen Miniſters, erheben könnte. Der Kardinal de Retz bemerkt in ſeinen glänzenden Memoiren, die Autorität der franzöſiſchen Könige ſei nie durch geſchriebene Geſetze geregelt geweſen: „Elle a été seulement tempérée par des coutumes reçues et comme mises en dépôt, au commencement dans les États-Généraux et depuis dans les parlements.“[3] Eine ſolche Verfaſſung, die im Grunde keine

[1] Henri, der Enkel des Konnetabel von Montmorency (der 1525 mit Franz I. in ſpaniſche Gefangenſchaft geraten war), geboren 30. April 1595. — [2] Da der Adel nichts zu tun hatte, tobte er ſeine Raufluſt in zahlloſen Duellen aus, in denen Tauſende von jungen Edelleuten ihr Leben verloren. Die ſchärfſten Antiduellgeſetze Richelieus vermochten die Zweikämpfe nicht aus der Welt zu ſchaffen. — [3] Mémoires, II[e] partie, chap. II. Im achtzehnten Jahrhundert, unter Ludwig XV., dem Vielgeliebten, wird die Monarchie zum „despotisme tempéré par les chansons“.

iſt, bietet einem deſpotiſchen Willen überall Gelegenheit, zuzugreifen und ſich durchzuſetzen. Der Fundamentalſatz des altfranzöſiſchen Staatsrechts: „La loi se fait par le consentement du peuple et l'établissement du roi“ weicht nun, unter Richelieu, der ſchönen Maxime: „Tel est notre plaisir!“ Ludwig XIV. iſt keineswegs der eigentliche Schöpfer des gottgewollten Abſolutismus oder Deſpotismus halbaſiatiſchen Gepräges; er iſt nur der Erbe eines Königtums, deſſen Machtfülle mit dem Erſtarken des Bürgertums aufs engſte zuſammenhing. Der Republikanismus des ſechzehnten Jahrhunderts mochte in einzelnen Männern, wie in dem Freunde Michel Montaignes, La Boëtie, die Frucht eines ſchöngeiſtigen Humanismus ſein[1]; aber die gleiche Zeit ſah auch Männer wie Bodin[2], der in ſeiner „Republik“ dem König das Recht, nach ſeinem Belieben Steuern auszuſchreiben, kurzweg abſprach, und Hotmann[3], der in ſeiner „Franco-Gallia“ (1574) die Gewalt in die Verſammlung aller Stände der Nation verlegte. Damit war dem Königtum des Mittelalters der Krieg erklärt: denn dieſes iſt ein ganz beſonderes Gebilde und erweiſt auch in der Ausprägung des Abſolutismus zuweilen ſeinen nachwirkenden Einfluß: dieſes Königtum iſt ſtreng erblich; es iſt ein perſönliches Recht und Eigentum, und als ſolches das Gegenteil aller Volksſouveränität; aber es iſt durch Einzelrechte beſchränkt und hat einen beſchränkten Kreis der Tätigkeit, inſofern es von einer Fülle anderer Gebilde und Körperſchaften (Städten, Univerſitäten, Klöſtern, Kirchen, Korporationen) umgeben iſt, die durch geſchriebene und ungeſchriebene Geſetze und Sonderrechte gegen die Übergriffe des Königs geſchützt ſind und dem König nur eines laſſen: ein unauslöſchliches, nicht einſchlafendes und ſelbſt im größten Elend nicht ſterbendes Königsrecht.

Der Staat Richelieus zeigt, was von dieſer mittelalterlichen Auffaſſung der königlichen Gewalt in dem beginnenden Abſolutismus lebendig geblieben war: nach ihm ſind die Könige die lebendigen Ebenbilder der Gottheit ſelbſt. Die Verſammlung des franzöſiſchen Klerus erklärte ſchon 1626: „Die Könige ſind nicht nur die Abgeſandten Gottes; ſie

[1] Vgl. darüber meinen Montaigne, S. 38f. — [2] 1530—1576. Sein Hauptwerk „De la République“ iſt der erſte Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Staatslehre. — [3] Drucker in Baſel.

ſind ſelbſt Götter."[1] Wir erkennen, als Menſchen des hiſtoriſchen Sinnes, in ſolchen Äußerungen den Einfluß rein romaniſchen Weſens, deſſen Erſtarkung mit dem Mächtigwerden des Königtums Hand in Hand geht. In der Tat, der König rückt an die Stelle der römiſchen Cäſaren; er wird, wie dieſe, ſchon bei Lebzeiten ein Gott, deſſen Befehle keine Gegnerſchaft und Widerrede geſtatten. Der leidenſchaftliche Gegner des Kardinals Richelieu, der Kardinal de Retz, faßt das Urteil über dieſe Verhältniſſe, unter denen zunächſt der Adel am meiſten litt, in die Worte zuſammen: „So entſtand in der legitimſten der Monarchien die ſkandalöſeſte, gefährlichſte Tyrannei, die jemals einen Staat in Knechtſchaft ſtürzte."[2]

Doch jeder Wille braucht Organe, um ſich geltend zu machen, und es gehört zum Weſen der Macht, daß ſie unerſättlich iſt. Um frei ſchalten zu können, ſchaffte Richelieu die höchſten Würdeſtellen des Konnetabels und des Admirals ab, indem er ſie unter dem Titel eines Generaliſſimus und eines Generaloberintendanten der Schiffahrt in ſeiner Perſon vereinigte: denn dieſer Willensmenſch wollte nicht nur Dichter, ſondern auch Feldherr ſein. An Stelle der früheren Miniſter ernannte er vier Staatsſekretäre, die direkt unter ſeiner Leitung ſtanden. In den Staatsrat berief er nur Räte, deren Amt nicht käuflich war: die Kronvaſallen und Parlamentsräte hatten von Geburts und Amts wegen keinen Zutritt mehr. Dieſer Staatsrat wurde in den Händen des Kardinals zum wichtigſten Werkzeug der Zentraliſation. Dazu kam die Minderung der Statthalterſtellen in den Provinzen: die vornehmen Herren, die den König, mit mehr oder minder Glanz, vertraten, behielten ihren Rang, eine glänzende Beſoldung und alle äußeren Ehrenzeichen; aber die eigentlichen Würdenträger, denen die Provinz unterſtand, waren die Intendanten, die der Miniſter, um ſicher zu gehen, dem Bürgerſtande entnahm und als reine oder unreine Werkzeuge ſeiner Politik verwandte. Die Machtbefugnis dieſer Beamten war ungeheuer, faſt größer als die der heutigen Präfekten, in denen man die Nachfolger

[1] Omer Talon erklärte in der Parlamentsſitzung vom 18. Mai 1643: „Der Thron Ew. Majeſtät ſtellt für uns den Thron des lebendigen Gottes dar. Die Stände des Reichs bezeugen Euch Ehre und Hochachtung wie einer ſichtbaren Gottheit." (Lacour-Gayet, L'éducation politique de Louis XIV, p. 356.) — [2] Mémoires, II[e] partie, chap. II.

der Intendanten des ancien régime ſehen mag: denn in dem Lande, wo die große Revolution für oberflächliche Augen mit der ganzen Vergangenheit zu brechen ſchien, iſt nichts zäher als gewiſſe Einrichtungen, die eben mit der Notwendigkeit eines Schickſals aus dem Boden der franzöſiſchen Ziviliſation erwuchſen und ſozuſagen ihre bodenſtändige Unſterblichkeit in ſich tragen. Unter Richelieu glichen die Intendanten zwar in mancher Hinſicht noch den missi dominici Karls des Großen, inſofern ſie nur zeitweiſe in den einzelnen Provinzen erſchienen, um Gerichtsfälle oder Steuerangelegenheiten zu ordnen. Ludwig XIV. ging weiter, indem er das Werk des Kardinals vollendete: er machte ſie, in der Folge, zu anſäſſigen Beamten, ohne deren Einwilligung der Statthalter, und mochte er eine noch ſo bedeutende Perſönlichkeit ſein, keinen Heller Steuer erheben konnte. Die Entwicklung zur Einheit des Staates und der unumſchränkten Krongewalt vollzieht ſich hier mit einer logiſchen Unerbittlichkeit, in der ſich nebenbei auch die Erſtarkung der romaniſchen Kulturelemente offenbart. Dieſer neue Staat, der einem einzigen Menſchen die ungeheuerſte Machtbefugnis in die Hände gibt, legt durch deſſen Vertreter Hand auf alle Äußerungen des Lebens: er ſammelt die Schöngeiſter, deren Weſen ja von Natur aus ungefährlich erſcheint, in der franzöſiſchen Akademie (1535) und bedenkt Gelehrte und Schriftſteller mit Jahresgehältern; er gründet Theater und ſucht eine Preſſe zu ſchaffen, damit der zentrale Wille ein Organ habe, um ſeine Wünſche und Abſichten kundzutun: am 1. Mai 1631 erſchien die erſte Nummer der „Gazette de France“, ein Wochenblatt von vier Seiten, und das Publikum, oder vielmehr die Pariſer, nahmen die Zeitung mit dem Mißtrauen auf, das auch heute noch offiziellen Äußerungen gegenüber beliebt iſt; er gründet Erziehungsanſtalten, wie die Kriegsakademie, und ſchafft eine Armee, wie ſie die Zeit bis dahin noch nie geſehen hatte: ſie belief ſich 1636 auf 122000 Fußſoldaten und 22000 Reiter. Als Richelieu am 4. Dezember 1642, fünf Monate vor dem Hingang Ludwigs XIII., ſtarb, war ſein Werk getan: der Abſolutismus konnte darangehen, ſeine Schöpfung bis in alle Einzelheiten auszugeſtalten und ein Ideal aufzuſtellen, das mit verführeriſchem Zauber auf ganz Europa wirkte.

Richelieus Nachfolger, dem ſchlauen Sizilianer Mazarin (geb. 14. Juli 1602), den jener aus zweifelhaften Verhältniſſen emporgehoben und zu ſeinem Mitarbeiter gemacht hatte, fiel die Aufgabe zu, dieſes Werk mit den Mitteln der Zeit zu bewahren. Der gewandte Italiener, der noch weniger politiſches Gewiſſen beſaß als ſein größerer Herr und Meiſter, ging auf andere Weiſe zu Werke, um ſich am Ruder zu erhalten: an die Stelle des ſchöpferiſchen Staatsmannes trat, um es mit einem Wort zu ſagen, der Diplomat, dem alle Künſte der italieniſchen Diplomatie zur Verfügung ſtanden, die in einer verführeriſchen Perſönlichkeit ihre Stütze fanden. Für dieſen Meiſter aller Ränke gab es überhaupt keine Schwierigkeiten in der Behandlung der Staatsgeſchäfte: wie ein Aal entſchlüpfte er den Händen, die ihn zu faſſen ſuchten, und ſeine perſönliche Überredungskunſt war ſo groß, daß ſie ſelbſt ſeinen erklärten Feinden in jenen Augenblicken, die ein Schickſal in ſich trugen, die Waffe aus den Händen nahm. Als Frauenkenner ſuchte er zunächſt das Herz der ſchönen Königin-Regentin Anna, die beim Tode Ludwigs XIII. im gefährlichen Alter von zweiundvierzig Jahren ſtand und, trotz ihres Rufes, wenig Liebe genoſſen hatte, zu gewinnen; und als ihm dies gelungen war[1], ließ er überall da, wo Richelieu mit der Erbarmungsloſigkeit eines Deſpoten vorgegangen war, Milde und Nachſicht walten. Mazarin gehörte zu jenen gewandten Südländern, die von Natur aus jenſeits von Gut und Böſe ſtehen und, ohne Haß und ohne Liebe[2], nur auf ihren eigenen Nutzen bedacht ſind: er ſchien nichts zu wollen und wußte doch ſeinen zielbewußten Willen, der an dem Werke Richelieus mit der Zärtlichkeit eines Künſtlers hing, mit allen Künſten eines geriſſenen Diplomaten durchzuſetzen. Seine ganze Skrupelloſigkeit zeigte er bei der Erwerbung ſeines ungeheuren Vermögens, das ſich bei ſeinem Tode auf ein paar hundert Millionen belief: er ließ ſich bei allen Lieferungen und Ämterkäufen Trinkgelder zahlen; er beſchnitt den königlichen Haushalt aufs äußerſte und ſteckte das da-

[1] Die Zeitgenoſſen glaubten, er ſei heimlich mit Anna von Öſterreich vermählt geweſen. Auch die Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans, die Pfälzerin, teilte, wie aus ihren Briefen vom 3. Januar 1717, 27. Dezember 1718 und vom 2. Juli 1722 hervorgeht, dieſe Meinung. — [2] „Il ne fut ni doux ni cruel, parcequ'il ne se ressouvenoit ni des bienfaits ni des injures. Il s'aimoit trop, ce qui est le caractère des âmes lâches." (Mémoires du Cardinal de Retz, II[e] partie, chap. III: Portrait du Cardinal Mazarin.)

für beſtimmte Geld in ſeine eigene Taſche; ja, er lieh ſogar dem jungen König, der an ihm wie an einem Vater hing, Geld gegen Wucherzinſen. Dabei war er eigentlich ohne Geiz, und das Geld erſchien ihm nur als Mittel, um ſeine eigene Herrlichkeit und ſeine Stellung durch eine fürſtliche Hofhaltung nach außen zur Geltung zu bringen.

Als Mazarin ſein Amt als Miniſter antrat, hielt die Ariſtokratie die Zeit für gekommen, ihre alten Rechte mit erneutem Eifer geltend zu machen, zumal ſie zweifelte, ob der junge König ſtark genug ſein werde, das Erbe ſeines Vaters anzutreten und zu erhalten. An den Auflehnungen gegen den kaum vollendeten Abſolutismus nahmen der Adel, der ſich aus dem Staatsrat verdrängt ſah, die Parlamente, deren Rechte bedroht ſchienen, und das Pariſer Volk, das allerdings nur als ſteuerbare Maſſe in Rechnung kam, in gleicher Weiſe teil: die ſogenannte „Fronde“[1] gliedert ſich in eine adelige, eine parlamentariſche und eine bürgerliche Fronde. Am zielbewußteſten gingen die geſchulten Parlamentsleute vor: am 13. Mai 1648 verſammelten ſich die vier oberſten Gerichtshöfe (cours souveraines): das Parlament, die Rechnungskammer, das Steueramt und der Große Rat, um „dem öffentlichen Wohl zu dienen und die Mißbräuche im Staat abzuſchaffen“. Der Rechtsadel, der das Wort ergriff, glaubte, als Vertreter der Generalſtände ſprechen zu dürfen: die Herren verlangten, daß der König ohne Zuſtimmung der Parlamente keine Steuern ausſchreiben und kein Untertan länger als vierundzwanzig Stunden als Gefangener feſtgehalten werden dürfe, ohne ſeinen natürlichen Richtern vorgeführt zu werden; außerdem forderten ſie Abſchaffung der Intendanten und Verminderung der ſtehenden Armee. Der Hof antwortete mit einem Staatsſtreich, indem er zwei beliebte Parlamentsräte, Blancmesnil und Broussel, feſtnehmen ließ, worauf ſich ganz Paris erhob und Barrikaden baute. Adel und Volk waren einig in der Bekämpfung des Hofes; die vornehmen Gerichtsherren jedoch hatten wenig Sympathien mit der Ariſtokratie und dem Stadtpöbel, der in den Gaſſen ſeine aufrühreriſchen Lieder ſang und doch nach dem König verlangte, als dieſer mit ſeiner Mutter,

[1] Fronde = Kinderſchleuder. Über den Urſprung dieſer Bezeichnung ſiehe Mémoires du Cardinal de Retz, IIe partie, chap. XV.

am Dreikönigstage 1649, nach Saint-Germain geflohen war. Als die Parlamentsleute ſahen, daß der Adel auf eigene Rechnung Politik zu treiben gedachte, indem er Verträge mit Spanien ſchloß, machten ſie ſofort, als „Leute des Königs“ (gens du roi), ihren Frieden mit der Krone. Die Königin-Regentin gewährte, um der Ruhe des Augenblicks willen, die Erfüllung ihrer Anträge, nahm aber im April 1649 wieder alle Zuſagen zurück. Der Adel aber zeigte ſich noch haltloſer: da er weder weittragende politiſche Grundſätze, noch ein feſtes Ziel im Auge hatte, ſondern im Grunde nur gegen den verhaßten Miniſter Mazarin kämpfte, verzettelte er ſich in wechſelnden Kämpfen. Die Großvaſallen verlangten einzig und allein, in ihre früheren Rechte eingeſetzt zu werden, und je nachdem der Miniſter ihnen gefügig erſchien, erklärten ſie ſich für oder gegen den König. Der „große Condé“, der berühmte Sieger von Rocroy, kämpfte zuerſt für den König und ſtellte ſich ſpäter an die Spitze der ſpaniſchen Truppen (1654); Turenne, der anfangs, obwohl er ſich „Generalleutnant für den König“ nannte, gegen den Hof focht, ſchlug ſich ſpäter zu der Hofpartei und rang den Feldherrn Condé nieder. Selbſt die bedeutendſte Erſcheinung der Fronde, der Kardinal de Retz[1], hatte, im Gegenſatz zu Richelieu, kein bedeutendes politiſches Ziel im Auge, ſondern dachte nur daran, wie er die Königin erobern, Mazarin ſtürzen und ſich ſelbſt zum Herrn der Lage machen könnte. Wohl gelang es ſeinen bedeutenden Talenten und ſeinem kräftigen Willen, den Onkel des Königs, Gaston von Orleans, den windigſten, wankelmütigſten Geſellen des Königreichs, in ſeinen Bann zu ziehen, Paris aufzuwiegeln und ſich ſelbſt als Märtyrer einer großen Sache hinzuſtellen; allein all dieſe Leidenſchaft ſtand im Dienſte eines rein perſönlichen Intereſſes, und als der ehrgeizige Kirchenfürſt das Spiel verloren ſah, zog er ſich mit der Würde eines vollendeten Schauſpielers in ein behagliches Privatleben zurück,

[1] Paul de Gondi (1613—1679), Neffe des Erzbiſchofs von Paris und 1643 ſein Koadjutor, wurde 1651, dank den Einflüſſen des Hofes, Kardinal, 1653 Erzbiſchof von Paris, mußte als Aufwiegler flüchten und konnte erſt 1662 nach Paris zurückkehren. Er gab ſeine Entlaſſung und zog ſich auf ſein Schloß Commercy zurück, wo er als großer Herr Hof hielt. Bei der Erwählung der drei Päpſte Clemens IX. (1667), Clemens X. (1670) und Innocenz XI. (1676) ſpielte er eine große Rolle. Die erſte Ausgabe ſeiner hochbedeutenden „Mémoires“ erſchien 1717, 3 vols. in 8°. — Seine Oeuvres complètes, 9 vols. in 8°, Paris, Hachette 1872 f.

wo er Muße fand, die Erinnerungen an die aufgeregte Zeit und ſeine eigene Größe mit dem außerordentlichen Talent eines geborenen Schriftſtellers feſtzuhalten.

Und dieſer Mann, der ſein Leben in einem zielloſen Kampfe verzettelte, beſaß die tiefſten Einſichten über Werden und Weſen der franzöſiſchen Monarchie, wie eine Auslaſſung in ſeinen Denkwürdigkeiten beweiſt: „Seit mehr als zwölfhundert Jahren hat Frankreich Könige; aber dieſe Könige waren niemals bis zu dem Grade abſolut wie heute. Ihre Autorität war niemals, wie die der Könige von England oder Aragonien, durch geſchriebene Geſetze geregelt. Sie war nur durch die beſtehenden Gewohnheitsrechte anerkannt und gleichſam in Verwahrung gegeben, zuerſt in die Hände der Generalſtände und dann bei den Parlamenten. Die Eintragung der Verträge mit der Krone und die Beglaubigung der Erlaſſe bei der Einhebung von Steuern ſind faſt verwiſchte Bilder jenes geſcheiten Mittelwegs, den unſere Väter zwiſchen den Übergriffen der Könige und der Zügelloſigkeit des Volkes zu finden wußten. Dieſer Mittelweg wurde von guten und klugen Fürſten als Würze ihrer Gewalt empfunden und ſelbſt als nützlich erachtet, um ſie ihren Untertanen ſchmackhaft zu machen, während die Ungeſchickten und Böswilligen ſie als Hindernis für ihre Geſetzloſigkeit und Launen betrachteten.“[1]

Doch nicht die Einſicht macht den Staatsmann, ſondern der Wille und der Charakter, und beide waren bei dem glänzenden Gegner Mazarins allzu problematiſch, um politiſche Erfolge zu erzielen. In Paris glich der Kampf des Adels gegen den Hof einem Schauſpiel, deſſen Helden mit dem Bewußtſein antiker Größe umhergingen und nicht verſäumten, den Lohn für ihre Taten auf der Stelle von ſchönen Lippen zu pflücken. Die alte Raufluſt, die ſich früher, unter Richelieu, in Duellen ausgetobt hatte, feierte nun wahre Orgien, und der Adel konnte ſich dabei, wenn es ihm behagte, auf eine große Sache berufen. Man wird, wenn man die Memoiren des Frondeurs Retz lieſt, an gewiſſe Szenen aus der Zeit der großen Revolution erinnert: als im Jahre 1649 die Baſtille belagert wurde, ſaßen die ſchönſten „Frondeuses“ hinter den

[1] Mémoires du Cardinal de Retz, IIe partie, chap. II (1646).

Geſchützen auf ihren Seſſeln, während die hochgeborenen Helden, im Prunkharniſch und blauer Schärpe, mit ſpaniſcher Grandezza einherſtolzierten und das Volk von den Dächern herab dem Schauſpiel zuſah.[1] Die Bevölkerung in den Städten und beſonders in dem aufrühreriſchen Paris focht mit Liedern und Waffen gegen das Königtum oder den allmächtigen Miniſter, der, als ſchlaueſter aller Südländer, nicht mit Gewalt, ſondern mit diplomatiſchen Schlichen ſein Ziel, die Feſtigung des Deſpotismus, zu erreichen ſuchte. Tag für Tag erſchienen in dem aufrühreriſchen Paris Flugſchriften, in denen die Monarchie für alt genug erklärt wurde, um endlich zu verſchwinden, und eine Flut heftigſter Spottlieder ergoß ſich über den Hof, über Mazarin und ſeine königliche Freundin. Die Politiker wieſen auf England hin, das ſich kurz zuvor ſeines Königs entledigt hatte, und die Spaßvögel ſtellten das Verhältnis der hübſchen Königin-Regentin zu ihrem Günſtling und Gönner in galliſch-frecher Weiſe an den Pranger.[2] Auf der Pariſer Nationalbibliothek werden hundert Bände ſolcher Flugblätter (Mazarinades) verwahrt. Das Landvolk aber, das ſich ſtill verhielt, litt am allerſchlimmſten unter dieſen Zuſtänden: es mußte die Heere des Königs und der Aufrührer erhalten und war der ſchamloſeſten Willkür der Soldateska, die ſich aus aller Herren Ländern zuſammengefunden hatte, in unerhörter Weiſe preisgegeben. Doch hinderten dieſe Zuſtände den feinſten Beobachter der Zeit, den Geſandten der Händlerrepublik Venedig, Battista Nanni[3], in keiner Weiſe, den königlichen Erben glücklich zu preiſen: in dem glänzenden Geſandtſchaftsbericht, den er nach venezianiſcher Sitte ſeinen Herren im Jahre 1648 erſtattete, weiſt er mit dem Scharfblick eines Mannes und Italieners, in dem ſich der politiſche Inſtinkt des geborenen Machiavelliſten mit der Klugheit des erfahrenen Diplomaten paarte, auf die Hauptquellen der franzöſiſchen Königsmacht hin: auf „die Armee und das Geld, das

[1] Mémoires, IIe partie, chap. IX (1649). — [2] In vielen dieſer zyniſchen Spottlieder wurde Ludwig XIV. als Sohn Mazarins ausgegeben. Auch die ſpätern Gegner des Sonnenkönigs ſuchten deſſen Abſtammung zu verdächtigen, indem ſie behaupteten, ein ſo ſchöner und geſunder Mann könne unmöglich der Sohn eines ſo ſchwächlichen, kränklichen Vaters wie Ludwig XIII. ſein. — [3] Barizzi e Berches: Relazioni degli ambascatori Veneti nel secolo decimosettimo. Serie II: Francia. Vol. II, III. Venedig 1859. (Die Nanniſche „relazione“ deutſch bei Reclam: Ein venezianiſcher Geſandtſchaftsbericht über das Frankreich Mazarins. Überſetzt und eingeleitet von Annemarie von Schleinitz.)

dem Eiſen erſt die wahre Geſtalt verleiht". Obwohl der Venezianer die Unordnung im Finanzweſen in den lebhafteſten Farben ſchildert, läßt er doch keinen Zweifel darüber beſtehen, daß die natürlichen Hilfsquellen des Landes, das, wie er meint, „von Gott zur Eroberung und Herrſchaft vorherbeſtimmt ſei", der Krone jede Machtentfaltung geſtatte. – Der Aufſtand der „Fronde" war ein Kampf ohne große politiſche Ziele, und er mußte, wie die Machtverhältniſſe lagen, mit der vollſtändigen Erſchöpfung der Aufſtändiſchen enden; als Mazarin, dem die Königin-Mutter bis zu ſeinem Tode die Treue einer Liebenden hielt, am 9. März 1661 eines erbaulichen Todes ſtarb, war das Werk ſeines großen Gönners zur Vollendung gediehen: das Königtum war ſtärker, als es je geweſen war, – die Oligarchen der Parlamente, der Feudaladel und die Demokratie der Städte hatten die gleiche Niederlage erlitten. Die Nation ſelbſt aber war der ewigen inneren Zwiſtigkeiten gründlich müde geworden und ſehnte ſich nach Ruhe, unter der Herrſchaft eines Herrn, der es ſofort verſtand, den Unzufriedenen Erſatz für das Verlorene zu bieten.

II

Es ſchien mir geboten, die Urſprünge des abſoluten Königtums, das in Richelieu ſeinen Vollender ſehen durfte, und die Wirren, die der wirklichen Thronbeſteigung Ludwigs XIV. vorangingen, kurz zu beleuchten. Wichtiger als dieſe Kriege und Kämpfe mag indeſſen manchem Betrachter, dem daran liegt, das offene und geheime Walten der ſchöpferiſchen Volksſeele zu verfolgen, der Geiſteszuſtand ſein, aus dem heraus die damalige Zeit ihre Geiſteswerke ſchuf. Es hat auch, wie ich nicht verſchweigen will, nicht an Leuten gefehlt, die in dem Verhalten der Proteſtanten und des Feudaladels die Auflehnung des Germanentums gegen die Romaniſierung der Franzoſen erblickten; allein dieſen Raſſentheoretikern muß man, im Intereſſe der hiſtoriſchen Wahrheit, entgegenhalten, daß der franzöſiſche Adel ſchon damals zu gemiſcht war[1], um als Nachkomme und Erbe des altgermaniſchen Feudalgeiſtes gelten zu können, obwohl man zugeben mag, daß die politiſche Unfähigkeit der großen und kleinen Herren echt germaniſch anmutet: denn das politiſche Schickſal unſerer Raſſe beweiſt, daß nur da ein Reich dauernde Geſtalt gewinnen konnte, wo germaniſches Blut glückliche Miſchungen einging.

Während Adel und Gerichtsherren ihren ausſichtsloſen Kampf gegen den jungen Abſolutismus begannen, vollzog ſich eine andere Tatſache, die für die franzöſiſche Kultur, ja für ganz Europa von höchſter Be-

[1] Dem Ur- oder Schwertadel gehörten damals vielleicht noch fünfzehnhundert Familien an, während man die Zahl der Familien, die ſich, mit Recht oder Unrecht, zum Adel rechneten, auf 25—26 000 ſchätzte. Ludwig XIV. ſelbſt nahm zahlreiche Erhebungen in den Adelsſtand vor: ſo, um nur ein Jahr herauszugreifen, im Jahre 1696 allein etwa sechshundert. Taine ſchätzt die Zahl der Adelsfamilien beim Ausbruch der Franzöſiſchen Revolution auf etwa 25000. (L'ancien régime, p. 17.)

deutung wurde: aus dem Adel geht die société, das heißt die „ſchöne Welt“, die Geſellſchaft, zu gemeinſamem Genuß des Daſeins hervor. Die heftigſten Gegner Richelieus und Frondeurs verwandeln ſich, wenn ſie den Prunkharniſch, den Eiſenhut und den Raufdegen abgelegt haben, in „gens du monde“, in feine Hof- und Weltleute, die ſich, da ſie keine ſoziale Funktion mehr zu erfüllen haben, ſelbſt als Schauſpiel genießen und in geiſtigen Intereſſen Erſatz für die verlorenen Rechte und Reichtümer finden. Das Buch, in dem die vornehme Adelsgeſellſchaft ihre Ideale verwirklicht ſah, war die „Astrée“ von Honoré d'Urfé.[1] Der viel geleſene Roman iſt ein Ausläufer der ſpaniſchen Ritterromane des 16. Jahrhunderts und erinnert durch ſeine Fabel an die ſpaniſchen und italieniſchen Hirtengedichte, an Taſſo[2], Guarini[3], Sannazarro[4], Montemayor.[5] Aber während Taſſo und Montemayor, zwei wirkliche Dichter, ihre Leſer in eine Welt der Dichtung entführen, in deren Entfaltung man einen Nachklang des höfiſchen Lebensideals oder auch einen Ausdruck des muſikaliſchen Weltgefühls des Barock ſehen mag, wirkt der Roman durch ſeine Zergliederungen der Liebe als Vorläufer einer Dichtungsgattung, die eine treuere Darſtellung des wirklichen Lebens, wenn auch im Lichte der Verklärung, erſtrebt: aus der Dichtung wird Proſa, und die Phantaſie kehrt aus dem Reich der ritterlichen Taten und beglückten Hirten auf den Boden der Geſellſchaft zurück, wo ſich der einzelne Rechenſchaft über ſeine Gefühle gibt und ſie genießt, indem er ſie in zierlichen Worten ausdrückt.

Das langatmige Buch, das heute, trotz ſeines flüſſigen, glatten Stils, nicht mehr recht genießbar iſt, war für ſeine vornehmen Leſer zunächſt eine Fundquelle modiſcher Gefühle und ſchöner Wendungen. Das durch ihn gebildete Publikum blieb dem vergötterten Handbuche des guten Tons jahrelang treu, und noch unter Ludwig XIV. fand der Roman in Racine, Frau von Sévigné, La Fontaine eifrige Bewunderer. Die vornehme Welt lernte an dieſem Buche, in dem die Herrſchaft

[1] 1568—1625. — [2] Torquato T., 1544—1595; von größtem Einfluß auf dieſe Geiſtesrichtung war ſein Schäferſpiel „Aminta“ (1573). — [3] Giovanni Battista G., 1538—1612; ſein Hauptwerk „Il Pastor fido“ wurde in ganz Europa geleſen. — [4] Jacopo S., 1458—1513; ſein Hauptwerk war das Idyll „Arcadia“. — [5] Jorge de M., 1520—1561, der Begründer des ſpaniſchen Schäferromans durch ſeine „Diana“ (1545).

der Frau ihre Verherrlichung findet, vor allem ſchreiben und ſprechen. Der langwierige Streit um Wert und Unwert der Frauen, der zu Zeiten des Rabelais die Gemüter der Humaniſten und Dichter erregt hatte, war endlich zugunſten der Feminiſten entſchieden worden: man kann ſagen, von dieſer widerſpruchsvollen Zeit an datiert die Vergötterung alles Weiblichen in der neueren franzöſiſchen Literatur und Geſellſchaft, ob zum Schaden oder zum Glück der Nation, mag dahingeſtellt ſein. „La belle galanterie“ (um einen Ausdruck der hübſchen Königin Anna, der Geliebten Mazarins, zu gebrauchen) wurde eine Modeſache, und die Verherrlichung der platoniſchen Liebe oder der heiteren Verſtandesneigung, die ſich über ihr eigenes Wollen und Weſen keiner Täuſchung hingibt, zwang im Verkehr zu einer vornehmen Haltung, die zunächſt dem geſellſchaftlichen Leben zugute kam und aus dem Salon, wo ſich gezierte Gefühle in künſtlichen Wendungen breitmachten, Turnierſtätten des Geſellſchaftsgeiſtes ſchuf. Das berühmte „blaue Gemach“ der Marquiſe de Rambouillet[1], in dem ſich ſeit 1618 alles verſammelte, was Geiſt beſaß und zeigen wollte, war ſchon ein rein literariſcher Salon, wo Schöngeiſter (wie Voiture[2], der geiſtreiche Weinhändlersſohn aus der Champagnerſtadt Reims, als der kleine König der Zwerge, „el rey chiquito“ dieſer Geſellſchaft) mit großen Herren und Damen über die Sprache urteilten und von den Gäſten, ohne Unterſchied des Standes, verlangten, daß jeder ſein Beſtes gebe. Es iſt bezeichnend, daß ſich unter den Beſuchern dieſes berühmten „blauen Gemaches“, wo die ſchöne Marquiſe ihre Gäſte auf ihrem Prunkbett ſitzend empfing, auch bürgerliche Frauen, wie das wegen ſeiner roten Haare berühmte Fräulein Paulet, befanden und als gleichberechtigt galten. Hier wurde der Geiſt zum erſten Male als ſoziale Macht empfunden, die, für Stunden wenigſtens, alle Welt gleichmachte. Das Weſen dieſer Geſellſchaft iſt nicht umſchrieben oder erklärt, indem man es auf die ritterlichen Minnehöfe oder die Höfe der Renaiſſance zurückführt; es beſteht darin, daß die geſellſchaftlichen Formen zum Maßſtab der Sitten werden und nivellierend

[1] Cathérine de Vivonne, Marquise de Rambouillet, 1588—1665. — Ihre Mutter ſtammte aus der römiſchen Familie Savelli, und ſie war alſo ſchon durch ihre Abſtammung zur Vermittlerin italieniſcher Hoffitte beſtimmt. — [2] 1598—1648.

wirken. Daß die einreißende Geziertheit allerlei Lächerlichkeiten zeitigte, war auch den Eingeweihten klar; allein in dieſem Kreiſe, wo Richelieu zuweilen vorſprach, wo der gereifte Corneille ſeine beſten Stücke las, wo die künftige Marquiſe de Maintenon als Zuhörerin ſaß und der Moralpſycholog La Rochefoucauld ſeine erſten Studien als Beobachter menſchlicher Eigenſucht machte, wurde das Geſpräch zum erſten Male als Kunſtwerk gehandhabt. Bei dieſem Geplauder, das tändelt und flirrt und witzelt und ſticht, handelt es ſich nicht darum, mühſam erkannte oder tiefe Wahrheiten über Welt und Daſein in der genauen Sprache der Erkenntnis vorzutragen; der Geiſt muß ſich, wenn er Eintritt erlangen will, eine Umformung oder Glättung gefallen laſſen. Nur was ſchicklich iſt, gefällt! Der Ausdruck Schicklichkeit ſelbſt ſetzt eine Konvention, das heißt ein Übereinkommen und eine Unterſcheidung voraus: das Wort „distinguiert“, für das es kein deutſches Wort gibt, hat in dieſen Kreiſen vornehmer, müßiger Weltleute ſeinen Urſprung. Dieſe Welt weiß, daß ſie, als geſchloſſener Kreis, für ſich allein beſteht und ihren Maßſtab an alles legen darf, weil ſie in ſicheren Schranken lebt. Die Natur und alles natürlich Gewachſene haben hier nichts zu ſuchen; der esprit — auch dieſes Wort iſt ſchwer in eine andere Sprache überſetzbar — herrſcht als launiſcher Herr, und da es nur dem ſchöpferiſchen Menſchen gegeben iſt, wirklich Geiſt zu haben, muß der „esprit“ ſuchen, ſeine Armut oder ſeinen Scheinreichtum in tauſend Verkleidungen ſpielen zu laſſen: er wird geſucht und preziös und verliert die Wirkung auf ſein Publikum keinen Augenblick aus dem Auge, — das heißt, er wird oberflächlich, oder frivol, oder leer. Der Geiſt der Geziertheit trägt weſteuropäiſches Gepräge: er äußert ſich in Italien und in dem England Shakeſpeares in den concetti, in Spanien als Gongorismus, als estilo culto und in den agudezas, denen die franzöſiſchen pointes entſprechen. Dieſer esprit iſt eine bloße Form oder eine verführeriſche Hülle des Geiſtes, hinter der keine Natur lauert oder erſchreckt. Wo er in dieſem ſelbſtbewußten Kulturkreiſe nüchtern und ſachlich waltet, zeigt er ſich als Verſtand oder Vernunft, denen alle Dinge einfach erſcheinen, weil ſie ſich, im Banne der Geſellſchaft, an die Oberfläche,

das heißt an den Schein alles Weſens halten. Das Maß aller Dinge aber, die in den Geſichtskreis dieſer Salons fallen, iſt nicht der freie Menſch oder der einſame Denker – Descartes, der tiefſte Denker der Zeit, lebte und ſtarb in der Verbannung –, ſondern der Geſellſchaftsmenſch, losgelöſt von allem, was die Natur tief, geheimnisvoll und ſchrecklich macht. So wird der Geiſt zum gemeſſenen Spaßmacher, der über dem Reich der Seele, die ihr ſchöpferiſches Werk in anderen Gebilden vollendet, ſeine Sprünge macht und ſeinen Lohn vom Tage empfängt. Und da der Hauptquell aller geſellſchaftlichen Vergnügungen doch die Liebe oder die Liebelei, die Galanterie, bleibt, ſo wird die Literatur, in der dieſe Menſchheit ihr Spiegelbild erblickt, zunächſt weibiſch, feminin. Platonismus und Ehrenpunkt verſchmelzen im galanten Frauendienſt zu einem Geſellſchaftsideal, dem in Deutſchland und England das Schäfertum als galantes Lebensideal gegenüberſteht. Damit aber unterſteht in Frankreich das Gefühl den Einflüſſen des rechnenden Verſtandes: alle die Antitheſen, Hyperbeln, Witzeleien, in denen ſich eine müßige Welt gefällt, rationaliſieren die Liebe; ſie machen den Liebenden zu einem Knecht der Mode und die genußſüchtige Geſellſchaft zur Richterin alles Schönen: ſie beſtimmt, was gefällt; ſie wird zum Maßſtab alles Verdienſtes. Und da ſie keine Tiefe im Geſpräch dulden kann, zwingt ſie den einzelnen dazu, allem, was in den Geſichtskreis müßiger oder angeregter Menſchen fällt, den einfachſten Ausdruck zu geben und Tiefes und Triviales im gleichen Tonfall zu ſagen. So erwächſt, um der Gemeinverſtändlichkeit willen, aus der Prezioſität der Société polie der klaſſiſche Stil, der ſich mit einem ſehr beſchränkten Wortſchatz begnügt und der emporkommenden Verſtandeskultur den weiteſten Einfluß ſichert.

Die Sprachreiniger und Umformer wie Balzac (1597–1654) und Vaugelas (1585–1650) gehen mit voller Klarheit und unbarmherzigem Eifer an ihr Werk: der erſtere brachte es fertig, daß die vornehme Geſellſchaft über der ſchönen Form den Gehalt vergaß und ſchön aufgeputzte Gemeinplätze mit dem gleichen Entzücken genoß wie die Offenbarungen eines Denkers; und der zweite verwies auf die in der

Sprachbildung wirkenden Geſetze und auf den Gebrauch der Sprache, der dem Geſchmack einer gebildeten Geſellſchaftsklaſſe unterſteht. Daß aus der ſolchermaßen gereinigten Sprache im Grunde ein rein wiſſenſchaftliches Werkzeug entſtand, kümmerte dieſe Herren nicht: der Geiſt der Zeit verlangte nach der ſtrengen Form, und dieſe iſt ſtets eine Beſchneidung oder Vergewaltigung des Lebens und zeigt in ihrem Weſen etwas Unwahres. Daß aber mit dieſer beiſpielloſen ſprachlichen Zucht ein lebhaftes Nationalgefühl verbunden war, darf nicht überraſchen: denn in der Sprache offenbart ſich die Seele eines Volkes, und wo dieſe wächſt, mag auch das triumphierende Gefühl des Wachstums ſein wahres Geſicht zeigen. –

Das vollendetſte Idealbild dieſer Geſellſchaft, der „honnête homme", iſt das Gegenteil eines Individualiſten, weil ſein Weſen darin beſteht, im Verkehr keinen Gleichſtehenden zu verletzen und keine Ecken, weder im Sprechen noch im Benehmen, zu zeigen. Die Prezióſe und der honnête homme ſind in gewiſſer Hinſicht Gegenſätze, und man kann die Schriften La Rochefoucaulds ſehr wohl als das Gericht betrachten, das ein geiſtvoller, enttäuſchter Weltmann an den oberflächlichen Idealen der Prezioſität übte, deren Glanz und Pracht ſeine Jugend beſtimmt hatte. Der Horizont dieſer Welt, inſofern ſie in der Dichtung ihre Verklärung findet, iſt beſchränkt; er umſpannt ein ideales Daſein voller arkadiſcher Geſtalten, denen die Dichter die Züge ihrer Bekannten geben, um ſie intereſſant zu machen. Die Romane des braven Fräuleins de Scudéry[1], „Le Grand Cyrus" (1649 bis 1653), „Clélie" (1656–1660), ſind in gewiſſer Hinſicht Schlüſſelromane, in denen die prezióſe Geſellſchaft Anſpielungen auf ihre eigenen Helden und Lieblinge genoß.

Doch jede Geſchmacksbildung geht langſam vor ſich, und am Ende jeder künſtlichen Bewegung ſteht die Übertreibung, weil der Geiſt nach Natur hungert oder nach Neuheiten und Abwechſlungen verlangt. Als ſich um 1650 auch andere Salons auftaten, wurde der Ton, wie er in dem Hotel Rambouillet geherrſcht hatte, übertrieben, und der Bourgeois Molière, der ſchon einem andern Geſchlecht angehörte,

[1] Madelaine de Scudéry, 1607–1701.

3. Molière als Caesar in „La Mort de Pompée“ von Corneille

hatte leichtes Spiel, als er 1659 dieſe gezierte Salonwelt in ſeinen „Précieuses ridicules“ dem triumphierenden Hohngelächter einer jüngeren Welt „in der Stadt und am Hofe“ preisgab. Indeſſen wäre es verfehlt, in der Schaffung einer Geſellſchaftsſprache nur ein Zeichen verarmenden Lebensgefühls zu ſehen; die franzöſiſche Sprache verdankt den „Preziöſen“ eine Reihe vortrefflicher Wendungen. Zwar geht das Beſtreben dieſer Schönredner dahin, die Bildkraft oder die künſtleriſche Gewalt des Wortes um der Klarheit willen zu ſchwächen; — aber dadurch, daß ſie jeden, der ſeine Meinung vorbringt, zum klaren Denken zwingen und in dem Wort nur ein Zeichen ſehen, dem jede Zweideutigkeit genommen werden ſoll, ſtehen ſie im Dienſte der werdenden Kultur, deren Rationalismus dieſe Sprache braucht, um ſeine Weltmachtrolle zu ſpielen.[1] Wer ſich über die Lächerlichkeiten dieſer Sprechturniere belehren will, mag zu dem Somaizeſchen „Dictionnaire des Précieuses“ greifen.

Wir haben, als rückwärtsſchauende Menſchen mit hiſtoriſchem Blick, das Beſtreben, die Vergangenheit zu vereinfachen, indem wir die mannigfaltigen Züge des Geſchehens auf eine Formel bringen, unbekümmert um die Tatſache, daß wir dem Leben, das nur erfühlt werden kann, damit unrecht tun. Ich möchte ausdrücklich hervorheben, daß dieſe gezierte Geſellſchaft nur eine Auswahl, eine Elite darſtellt. Auf dem neutralen Boden der Salons trafen ſich die verſchiedenſten Menſchen mit den verſchiedenſten Weltanſchauungen. Gläubige, denen die Religion keine Feſſel bedeutete, und Freigeiſter (libertins), die mit freiem Denken freieſten Genuß vereinten und, wie etwa Saint-Evremond[2], im Salon der anmutigen Hetäre Ninon de l'Enclos die Natürlichkeit jener Philoſophie wiederfanden, deren dünnes Quellchen in

[1] Man ſollte auch die Philoſophen als Kulturpſychologe leſen. Der große Denker Descartes, der offen bekannte: „Je ne recherche point les bonnes grâces de la populace“ (éd. Cousin, IX 55), meinte auch, der honnête homme habe es nicht nötig, alles zu lernen, was man in den Schulen lehre, und immer wieder begegnen wir in ſeinen Schriften der Mahnung zur Klarheit (voir clairement, concevoir clairement et fort distinctement), und auch die Methode, der wir die analytiſche Geometrie verdanken, iſt ein Ausdruck dieſes Geiſtes. — [2] Charles de Saint-Denys de Saint-Evremond, 1610—1703, mußte 1660 wegen einer Schmähſchrift gegen Mazarin Frankreich meiden und ging nach London. Seine Freigeiſterei iſt unberührt von den Strömungen der Zeit Ludwigs XIV. und läßt die Geſchmacksrichtungen des 18. Jahrhunderts ahnen. Er blieb auch in der Verbannung ein Geiſtesverwandter ſeiner Freundin Ninon de l'Enclos.

dem Gärtchen des atheniſchen Schulmeiſters Epikur entſprang. Im allgemeinen waren die Sitten dieſer Zeit roh, und bei Hofe oder in den Kreiſen der lärmenden Lebewelt vergnügte man ſich an den derbſten Späßen oder an Büchern, aus denen, wie aus Béroalde de Vervilles „Moyen de parvenir“[1], der galliſche Geiſt der alten gepfefferten Schwänke und Zoten mehr als deutlich ſprach. Am Hofe Ludwigs XIII. wimmelte es von Päderaſten, und das Laſter, das ſeinen Namen von der Lesbierin Sappho herleitet, war unter den vornehmſten Damen weit verbreitet. Doch dieſe Ausſchweifungen, mit denen man die barocke Welt, wie ſie unſer „Simpliciſſimus“ von Grimmelshauſen zeigt, vergleichen mag, um nicht ungerecht zu werden, hinderten in keiner Weiſe die fortſchreitende Bildung des guten Tons und eines glänzenden Menſchentypus, auf deſſen Muſterbild ich ſpäter zurückkommen möchte. Und es iſt bezeichnend, daß der Salon der geiſtvollen Hetäre Ninon de l'Enclos, wo ſich alles traf, was in der vornehmen Lebewelt auf Geiſt und Stellung Anſpruch erhob, ſpäter zu einem Muſterort des beſten Tons werden konnte, wohin ſelbſt die fromm gewordene Maintenon ihren Bruder ſchickte, damit er da die Feinheiten weltmänniſchen Umgangs lerne.

Jede Geſellſchaft, die den Selbſtgenuß erſtrebt, lebt nach einem Ideal und ſucht, wenn ſie einer aufſtrebenden Kultur angehört, ein Spiegelbild dieſes Ideals zu hinterlaſſen; den verklärten oder geſteigerten Ausdruck dieſer Welt bieten nicht die Romane „Astrée“, „Le Grand Cyrus“, „Clélie“ und andere Erzeugniſſe des Tages, ſondern die Tragödien Corneilles (1606–1684). Dieſe ſtehen in Deutſchland in keinem guten Rufe, und man braucht ſich nur an die Leſſingſche Zerpflückung der „Rodogune“, in der Corneille ſelbſt ſein Meiſterwerk ſah, zu erinnern, um den deutſchen Geſchmack an dieſen Erzeugniſſen zu erkennen.[2] Doch auch hier wird es ſich empfehlen, das Goetheſche Wort zu beherzigen: „Wer den Dichter will verſtehen, muß in Dichters Lande gehen!“ Ich möchte die Corneilleſche Tragödie gar nicht von irgendeinem äſthetiſchen Standpunkte aus würdigen, ſondern als Erzeugnis ihrer Zeit oder als Ausfluß der Raſſenpſyche eines halb

[1] 1558–1612. — [2] Hamburgiſche Dramaturgie, 29.–32. Stück.

romaniſchen Volkes betrachten. Die Franzoſen rühmen dem „großen Corneille“ nach, daß er aus der „tragédie“, die vor ihm nur ein opernhaftes Spektakelſtück, zur Ergötzung der Augen, geweſen ſei, ein Kunſtwerk gemacht habe, in dem nicht die rohe Handlung, ſondern die Gefühle der Helden die Hauptſache ſeien. Und in der Tat, der Dramatiker Corneille – ich ſage abſichtlich nicht der Tragiker – zeigt nicht ſowohl die Handlung, als vielmehr ihren Widerhall in der Seele ſeiner Geſtalten. Ich möchte auch gleich beifügen, daß eine ſolche Auffaſſung des Theaters gebildete Leute vorausſetzt, denen es, wie auch den Griechen, vor allem darum zu tun iſt, mitten im Sturm und Wüten der Leidenſchaft ſchöne, wohlgebaute Reden zu hören oder klingende Sprüche der Weisheit und der Erfahrung in der Entfaltung eines Schickſals zu genießen. Doch iſt die Corneilleſche Tragödie von der griechiſchen himmelweit verſchieden: ſie iſt, um es mit einem Wort zu ſagen, ein rein rationaliſtiſches Zeitgebilde und viel rationaliſtiſcher als die Stücke Racines, in denen eine Leidenſchaft – meiſt iſt es die Liebe – von der Form gebändigt ihrem naturgemäßen Ende zuſtrebt. Bei Corneille handelt es ſich nicht um den tragiſchen Hintergrund, der mit den Anfängen göttlicher Geſchlechter zuſammenfällt, oder um die dionyſiſchen Ausbrüche einer dumpfen Urmacht, die den Menſchen mit Verblendung ſchlägt und ihn in Not und Jammer, in Tod und Verderben ſtürzt, damit er ſchaudernd vor den ewigen Mächten ſeine eigene Kleinheit erfahre. Das Ethos der Corneilleſchen „tragédie“ hat nichts mit dem Weſen der attiſchen Tragödie zu tun; ja, es iſt ihr fremder als das Ethos der Tragödien Shakeſpeares, in denen der Geiſt und die Triebe in gleichem Maße ſchickſalsmächtig wirken. Ja, dieſe Franzoſen, denen die Antike durchaus fremd blieb, wären erſchrocken, wenn es ihnen vergönnt geweſen wäre, einen Blick in das Weſen der attiſchen Tragödien zu tun. In dieſer franzöſiſchen Welt heroiſch gemeinter Geſtalten, in denen, was man nie vergeſſen möge, eine ſpaniſch gefärbte Phantaſie waltet, ſpielt ſich alles in der klaren Helle menſchlichen Bewußtſeins ab: die Corneilleſchen Helden ſind bewußte Willensmenſchen, und das Publikum verlangte von ihnen, daß ſie unter allen Umſtänden ihrem Weſen, oder beſſer, einem

übermenſchlichen Ideale ſtarrer Ritterlichkeit oder gemeſſener Seelengröße treu blieben. Man erwäge, daß unter den Zuſchauern dieſer Stücke der Kardinal Richelieu, der fleiſchgewordene Wille, ſaß und daß der Kardinal de Retz und die aufrühreriſchen Helden der Fronde, La Rochefoucauld und Condé, das heißt lauter Tatmenſchen und Beobachter, Tun und Leiden dieſer durchſichtigen Bühnengeſtalten richteten. Ja, Chimène im „Cid“ erſchien dieſem Publikum als ſchwächliches Weib, weil ſie in heimlicher Liebe ihrem Helden anhing, obwohl er ihren eigenen Vater im Zweikampf erſchlagen hatte, und es iſt nicht ausgemacht, daß der Dichter Corneille dieſem Publikum im eigenen Innern recht gab; denn in den meiſten ſeiner ſpäteren Stücke, „Horace“ (1639), „Cinna“ (1639), „Polyeucte“ (1640), zeigt er nur ausgeſprochene Willenshelden am Werke. Wir wiſſen außerdem aus ſeinen Abhandlungen über die vielbeſprochenen drei Einheiten, der Handlung, der Zeit und des Ortes, daß er die Liebe als ein Gefühl betrachtete, das, allein für ſich genommen, niemals Stoff einer Tragödie ſein könne, ſondern nur in Beimiſchungen genoſſen und verwendet werden dürfe; denn die Liebe als Leidenſchaft macht den Menſchen nur allzuoft verächtlich, indem es ihn zur Natur herabzieht, und der Tragödienheld iſt, nach der Corneilleſchen Äſthetik, da am größten, wo er, im Gegenſatz zur Natur, einem ſelbſtgeſchaffenen Ideal gehorcht, auf die Gefahr hin, in den Augen aller Leute, denen die reine Natur als Quell aller Kunſt und aller Schickſale erſcheint, lächerlich zu wirken. Seine eigenen Bekenntniſſe laſſen darüber keinen Zweifel: „Die Würde der Tragödie fordert ein großes Staatsintereſſe oder eine vollere und männlichere Leidenſchaft, als es die Liebe iſt: wie Ehrgeiz oder Rachedurſt, und ſie ſoll uns Furcht vor einem größern Unglück als dem Verluſt einer Geliebten einflößen. Es mag ſich empfehlen, die Liebe beizugeben, weil ſie ſtets viel Angenehmes bietet und als Grundlage der anderen erwähnten Inſtinkte dienen mag; aber ſie muß ſich unbedingt mit dem zweiten Rang in dem Gedicht begnügen und den andern den erſten einräumen.“ Als klarer Verſtandesmenſch wählt nun Corneille Situationen, die den Helden zur äußerſten Entfaltung ſeines Willens zwingen, wenn er

ſeinem Ideal, das aber nichts Willkürliches an ſich hat, getreu bleiben will: der Ehrenpunkt, le point d'honneur, wird, um es mit einem Wort zu ſagen, zum Präger ungewöhnlicher Schickſale. Wenn Chimène ihrer Liebe, deren ſie ſich ſo tief bewußt iſt, widerſtrebt, ſo geſchieht es, weil ſie für ihren Ruf, für ihre „gloire" – da haben wir das ominöſe Wort, das eine ſo große Rolle im geſamten Schickſal des Franzoſentums ſpielt – als Tochter fürchtet. Dieſe Geſtalten halten es für ein Vergehen gegen ihre eigene Natur, ihrer Leidenſchaft zu gehorchen, wenn dieſe einem Weſen gilt, deſſen Vorzüge nicht auch ihr Verſtand, la raison, anerkennen muß. Pauline, in „Polyeucte", wendet ihre Liebe ihrem fanatiſchen Gatten in dem Augenblick zu, wo ſie ihn, wegen ſeiner Blutzeugenſchaft für das Chriſtentum, als überlegenes Weſen erkennt. Das iſt nicht nur echt weiblich: das iſt vor allem franzöſiſch. In einen Satz gebracht: es iſt erhaben, ſeine Leidenſchaft niederzuringen, wenn ſie nicht einem heroiſchen Ehrenkodex entſpricht, den aber, wohlgemerkt, nicht das Gefühl, ſondern der Verſtand geſchaffen hat. Von der ſchönen Marquiſe de Rambouillet wußte das Fräulein von Scudéry zu melden, daß ſie alle ihre Leidenſchaften der Vernunft untergeordnet habe: das iſt im Sinne Corneilles gedacht; denn „un peu de dureté sied bien aux grandes âmes". In dieſer Auffaſſung ſteckt nun allerdings, bei näherem Zuſehen, ein Stück Romantik, deren Quelle vielleicht in Spanien entſprang; aber die Art, wie ſich die Corneilleſchen Helden ſelbſt ihre Handlungen zurechtlegen, iſt rein franzöſiſch, das heißt dem geheimſten Geſchmack der Franzoſen entſprechend, durchaus rationaliſtiſch. Das Seelenleben dieſer Figuren ſpielt ſich demgemäß im hellen Lichte des Bewußtſeins ab: ihre Liebe iſt im Grunde eine reine Verſtandesliebe oder, um den franzöſiſchen Ausdruck zu gebrauchen, un amour de tête. Dieſe Liebe kennt auch keine Naturlaute, weil ſie ſich niemals der ſüßen Dumpfheit des Naturzwanges überläßt, ſondern ſich ihrer eigenen Bedürfniſſe und Wünſche ſtets bewußt bleibt. Auch Corneilles Frauen haben männliche Seelen: ſie lieben ihre Helden nicht nur ihres Weſens, ſondern um der klar erkannten Vorzüge willen, die ſie an ihnen wahrnehmen. Man wird an die Platoniſche Auffaſſung der Tugend erin-

nert, ſo wenig Griechiſches übrigens in dieſen Stücken zu finden iſt, deren Situationen ein knifflicher, rechnender Advokatenverſtand geſchaffen hat. Eine ſolche Liebe unterſteht, wie billig, ebenfalls dem Urteil der vergötterten Vernunft: wenn dieſe Figuren ſehen, daß ein anderes Weſen dieſem rationaliſtiſchen Liebesideal beſſer entſpricht, wenden ſie ſich von dem Gegenſtand ihrer Neigung ohne weiteres ab. Dieſe knifflichen Übermenſchen, für die noch Nietzſche ſchwärmte, ſind Räſoneurs, wie ſo viele Geſtalten des franzöſiſchen Theaters, oder zum mindeſten geborene Redner und Politiker, die als Schüler des Tragikers Seneka eine hübſche Schule durchlaufen haben und die ſchönſten Ahnen aufweiſen könnten. Der Advokat Corneille verſteht es meiſterhaft, den breiten Strom galliſch-romaniſcher Beredſamkeit in den Dienſt künſtlicher Erhitzung zu ſtellen. Nicht die Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit bürgerlicher Stoffe lockt ihn; ſein Satz: „Les grands sujets doivent toujours aller au-delà du vraisemblable“ will ſagen: Wahrſcheinlich iſt nur das Gewöhnliche, weil es ſich alle Tage zuträgt; unwahrſcheinlich hingegen iſt das Große, weil man es ſelten zu Geſicht bekommt. Doch es iſt, was man auch ſagen möge, in der Welt; es hat Geſchichte gemacht, es iſt die Geſchichte ſelbſt. Nicht umſonſt wählt der Dichter ſeine beſten Stoffe aus der Geſchichte: er weiß, daß der große Mann, beſonders der Politiker, nur als Willensmenſch denkbar iſt. Man wird an Napoleons Ausſpruch: „Die Politik iſt das Schickſal“ erinnert und lieſt gewiſſe Verſe, wie die folgenden, mit einem Blick auf den kommenden Muſterkönig des Abſolutismus, auf Ludwig XIV.:

„Je suis maître de moi comme de l'univers.
Je le suis, je veux l'être. O siècle, o mémoire,
Conservez à jamais ma dernière victoire.“

Dieſer letzte Sieg iſt die Selbſtbezwingung eines Römers. Corneilles Vorliebe für das nüchterne Römertum iſt aber ein Raſſenzug, und die großartige Nüchternheit, mit der die Römer die Welt unterwarfen, entſpricht dem eigenſten Weſen des Theaterdichters, der da am echteſten wirkt, wo er, wie in „Cinna“, die politiſche Weisheit der Weltbeherrſcher oder deren Selbſtüberwindung in lapidaren Verſen oder in

kunſtvoll geſteigerter Rede vorträgt. Aber im Grunde ſind dieſe räſonierenden Politiker ſo wenig Römer wie die Römer Shakeſpeares: es ſind gute Franzoſen, die da, wo ein geſchulter Verſtand, le bon sens naturel, ſpricht, die Laute der Natur zu vernehmen glauben: die vielbeſprochenen drei Einheiten, die dem franzöſiſchen Theater zum übeln Schickſal wurden, ſind eine Forderung des Verſtandes, dem die Wahrſcheinlichkeit unter allen Umſtänden höher ſteht als das Recht der ſchöpferiſchen Phantaſie. Den Germanen wird dieſe ſelbſtbewußte Verſtandeskunſt ſtets als Unnatur erſcheinen; ſie werden mit Leſſing ſagen: Nichts iſt groß, was nicht wahr iſt. Aber dieſe Stücke, in denen die Franzoſen die erſten Meiſterleiſtungen eines gewiſſen verſtandesmäßigen Realismus verehren, bleiben, wie man ſich auch dazu ſtellen möge, ein großes Dokument ihrer Zeit, deren politiſchen Beſtrebungen ſie eine mächtige Stimme verleihen. Man muß dieſe Welt heroiſch geſtimmter Zuſchauer im Auge behalten, um zu verſtehen, wie weit die Welt, die in Ludwig XIV. ihren Abgott ſah, von der Welt entfernt iſt, deren Ideale in den Geſtalten des „bonhomme Corneille“ mit ſtarren Geſten und hochgeſtimmten Seelen über die Bretter ſchritten.

III

ALS der Kardinal Mazarin in der Frühe des 9. März 1661 eines erbaulichen Todes ſtarb, hatte der dreiundzwanzigjährige König, deſſen Mündigſprechung ſchon 1651 erfolgt war, die Vormundſchaft ſeines Erziehers längſt ſatt bekommen: er verhehlte ſeine Freude, eines läſtigen Gebieters ledig zu ſein, ſo wenig wie, bei ähnlicher Gelegenheit, ſein Vater, von dem man erzählte, daß er, von dem Sterbebette Richelieus weg, in heiterſter Stimmung unter ſeine Höflinge getreten ſei. Ludwig XIV. berief noch am Todestage Mazarins ſeine Miniſter und gab ausdrücklichen Befehl, daß kein Dokument, und wäre es auch nur ein einfacher Paß, ohne ſeine Einwilligung ausgeſtellt werde. Der Hof kam vor dieſer plötzlichen Willensentfaltung aus dem Staunen nicht heraus, und die Königin-Mutter, die ihren gehorſamen Sohn zu kennen glaubte, nahm die ganze Sache als hübſchen Scherz. Der junge König hatte zwar, wenn Regierungsgeſchäfte in Frage kamen, ſchon ziemlich früh ein nachdenkliches Weſen gezeigt; aber nichts, auch nicht ſein von Voltaire betontes Auftreten im Parlament, ſechs Jahre zuvor, ließ ahnen, welcher Wille in dem hübſchen, hochgewachſenen jungen Manne ſchlummerte, deſſen Weſen und Erziehung zum mindeſten keine Herrennatur verſprach.

Ludwig XIV. beſaß zur Zeit ſeiner Thronbeſteigung nur wenig Bildung: er hatte, als „erſter Edelmann ſeines Reiches“, mit gleichaltrigen Genoſſen der Jagd und den Vergnügungen gelebt, und ſeine Liebeleien, die nicht weit gingen, mißfielen weder dem Hofe noch dem Kardinal, der ſein eigenes Werk am beſten zu ſichern hoffte, indem er ſeinem königlichen Schüler riet, vor allem keinen erſten Miniſter von ſeinem

Schlage mehr zu nehmen. Dieſe Liebe eines Künſtlers zu dem, was er geſchaffen und vollendet hatte, zeigte ſich ſogar in dem Verhalten des Kardinals ſeiner Nichte Marie Mancini gegenüber: der leicht entflammbare König war zuerſt in deren hübſche Schweſter Olympia Mancini, die ſpätere Gräfin Soissons, verliebt und faßte dann eine heftige Leidenſchaft für deren älteſte Schweſter Marie (geb. 1639), die es ſich in den Kopf geſetzt hatte, Königin von Frankreich zu werden. Obwohl der Kardinal in fürſtlicher Weiſe für ſeine Nichten ſorgte[1] und wohl auch einen Augenblick von der Ausſicht auf die Krone in ſeiner Familie geblendet war, leiſtete er dem Anſinnen der Verliebten hartnäckigen Widerſtand, und die heftige, geiſtvolle Italienerin mußte ſich, wohl oder übel, in die Verbannung nach Brouage ſchicken laſſen. Als ſie von ihrem königlichen Geliebten Abſchied nahm, rief ſie ihm, vor Wut bebend, die Worte entgegen: „Sire, Sie ſind König, Sie lieben mich, und dennoch dulden Sie, daß ich von Ihnen gehe!“[2] Als der Weinende, deſſen Entſchluß, mit der Jugendfreundin zu brechen, auf alle Fälle feſtſtand, kein Wort verlauten ließ, zerriß ſie ihm eine Spitzenmanſchette und ſchrie: „Ha, ich bin verlaſſen!“, worauf ſie blitzenden Auges hinwegeilte.

Das Verhalten des verliebten Fürſten, der es fertigbrachte, ſeiner Leidenſchaft auf dieſe Weiſe Herr zu werden, erregte das Staunen der Höflinge. Der König hatte den Tag, wo er, als Alleinherrſcher, niemand mehr neben ſich zu dulden brauchte, ſeit langem erſehnt. Aus ſeinen „Mémoires“, die, ihrem Gehalt nach, aus dem erſten Jahrzehnt ſeiner Regierung ſtammen, erfahren wir, mit welchen Gefühlen er die Zügel der Herrſchaft ergriff: „Ich fühlte mich gehobenen Geiſtes und Mutes; ich war ein anderer geworden; ich entdeckte Dinge in mir, die mir unbekannt waren, und voller Freude machte ich mir Vorwürfe, daß

[1] Mazarin hatte ſieben Nichten, die er aus Italien an den Hof kommen ließ und glänzend an Söhne des franzöſiſchen oder italieniſchen Hochadels verheiratete. Von den beiden „Mazarines“, die der König geliebt hatte, heiratete Olympia (geb. 1640) im Jahre 1657 Eugen Moritz von Savoyen, Grafen von Soissons; ihr Sohn war der Prinz Eugen von Savoyen, der es Ludwig XIV. nie verzieh, daß er ſeine Begabung verkannte. Marie Mancini vermählte ſich 1661 mit dem Konnetabel Colonna. (Vgl. „Mémoire sur Madame de Maintenon“, abgedruckt in „Souvenirs sur Madame de Maintenon“, publiés par le Comte de Haussonville et G. Hanotaux, Paris 1906, Calman-Lévy, I, p. 194.) — [2] Die Hofgeſellſchaft genoß in dem Racineſchen Vers aus der „Bérénice“: „Vous êtes empereur, Seigneur, et vous pleurez“ eine glückliche Anſpielung auf dieſe hiſtoriſche Abſchiedsſzene.

ich ſie ſo lange nicht empfunden hatte. Die erſte Schüchternheit, die einem klaren Urteil entſpringt und die mir unangenehm war, wenn ich öffentlich und länger ſprechen mußte, war wie im Nu verſchwunden. Nun kam ich mir als König, als geborener König vor. Ich empfand eine Stimmung, die ſchwer zu ſchildern iſt.“[1]

Wir ſind allerdings im Zweifel, ob wir in dieſem Bekenntnis die eigenſten Worte Ludwigs XIV. vor uns haben: denn die „Mémoires“ verdanken ihre erſte Form dem Erzieher des Dauphins, Périgny, der ſie, um 1670, nach Aufzeichnungen des Königs in höfiſcher Art zurechtſtutzte. Doch ob man nun in dieſen Denkwürdigkeiten ein Erbauungsbuch für künftige Könige oder eine Verherrlichung jugendlicher Pläne und Reden ſehen mag, ſie zeigen uns auf alle Fälle, mit welcher Geſinnung der König ſeine Regierung antrat. Daß ſeine Tätigkeit als Regent dieſen Plänen nicht immer entſprach und die Ausmerzung alles Perſönlichen auf alle Fälle den Charakter der eigentlichen Memoirenform verwiſcht, gehört auf ein anderes Blatt der Geſchichte.

Der Fürſt, den der Zurechtmacher der königlichen Denkwürdigkeiten ſolche Worte finden ließ, war um dieſe Zeit ein ſchöner, hochgewachſener Mann; „d'une taille de héros“, wie Saint-Simon bemerkt[2], mit regelmäßigen, vornehmen, vollen Zügen, auffallend zarter bräunlicher Haut, feingebogener Naſe und einem wahrhaft königlichen Anſtand. Er trug noch keine Perücke; ſeine Haare, die in der Jugend blond geweſen waren und mit zunehmendem Alter ins Hellbraune ſpielten, umgaben in ſchönſter Lockenfülle ſein männliches, volles Geſicht, aus dem ein Paar kluger, glücklicher Braunaugen in die Welt blickte. Als der Glanz der Jugend von ſeinen Zügen gewichen war, blieb ihnen der Adel einer majeſtätiſchen Haltung, die niemals nachließ, ob Ludwig XIV. im Staatsrat ſaß oder die geringſte Kammerfrau grüßte.[3] Sein Gang war fürſtlich, gemeſſen, „legitim“ und, wenn er vor Geſandten einherſchritt, von einer Grandezza, die kein anderer

[1] Mémoires de Louis XIV pour l'instruction du Dauphin. Première édition complète par Charles Deyss, Paris 1860, Didier, 2 vol., II, p. 427. — [2] Parallèle des trois premiers rois Bourbons, p. 85. — [3] „Man kan keine größere politeſſe haben, alß unſſer ſeel. könig gehabt hat.“ (Brief der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans [der Pfälzerin] vom 12. September 1720.)

hätte nachahmen können, ohne lächerlich zu wirken.[1] Seine ausgeſuchte Höflichkeit war ſprichwörtlich, und ſeine Art, ſich auszudrücken, verriet den feinſten Geſchmack. Er hatte im Verkehr mit ſeiner Mutter, die franzöſiſch wie eine Pariſerin ſprach, und in den vornehmen Salons des Adels, beſonders bei ſeiner früheren Geliebten, der Gräfin Soissons, die Kunſt, in wohlgeformten Sätzen zu ſprechen, gelernt, und dieſe Lehrjahre im Kreiſe hochgebildeter Frauen kamen dem Fürſten zugute, der übrigens ſeine Herrſchaft mit einigen antiken Idealen antrat. Es iſt bezeichnend für den jungen König, daß er, beim Antritt ſeiner Regierung, allen Ernſtes daran dachte, ſich noch einmal auf die Schulbank zu ſetzen, um wenigſtens Latein, die Sprache des päpſtlichen Hofes und der Bullen, zu erlernen. Daß dieſe Luſt nur ein Aufflackern war, darf nicht weiter wundernehmen; aber ſie verrät wenigſtens eine klare Einſicht in die Forderungen ſeines Berufes. In Wirklichkeit beherrſchte Ludwig XIV. von fremden Sprachen nur das Italieniſche, das er im Umgang mit den begabten Nichten Mazarins gelernt hatte, denen er wohl auch ſein Intereſſe an Kunſt und Literatur verdanken mochte. Im übrigen ſcheute ſich der König, im Vollbewußtſein ſeiner Majeſtät, keineswegs, den Mangel wirklicher Bildung einzugeſtehen; er pflegte zeit ſeines Lebens zu klagen: Ich weiß nichts! Je suis un ignorant.[2] Da ihn dieſes Gefühl im Umgang mit Fremden nie verließ, war er vorſichtig und zurückhaltend in ſeinen Äußerungen, und dieſe Bedenklichkeit, die er von ſeinem Vater geerbt haben mochte, trug nicht wenig dazu bei, das Anſehen des jugendlichen Herrſchers zu

[1] Voltaire, Le siècle de Louis XIV, chap. XXV. Voltaire hatte als neugieriger Anfänger viel in den Kreiſen des Marſchalls de Villars verkehrt und konnte als Augenzeuge urteilen. — Die großartige Büſte des jungen Königs, die Bernini 1665 in deſſen Auftrag zu Paris ſchuf, gibt das ſelbſtbewußte Weſen des Herrſchers in unvergleichlicher Weiſe wieder: es iſt etwas Jupiterhaftes, das aus den heitern Zügen des Monarchen ſpricht, und der große Dekorateur des Barock hat es verſtanden, ſogar die flatternde Draperie, die den Abſchluß nach unten zu bildet, in den Dienſt der Geſamtwirkung zu zwingen. Über die bedeutſame Reiſe des Cavaliere Bernini vergleiche das „Tagebuch des Herrn von Chantelou“ (deutſche Bearbeitung von Hans Roſe, Bruckmann, München 1919). Bernini ſelbſt meinte, der König habe einen Alexanderkopf (S. 112), und daß ihm das Weſen des jungen Herrſchers imponierte, beweiſt ſeine Äußerung: „Il cervello del Re è di buon metallo“ (S. 246). Das Tagebuch des hochgebildeten Hofmannes gewährt einen vortrefflichen Einblick in die Zeit, da das Weſen des jungen Königs noch unverdorben war und nur das Glück eines begabten Erben ſpiegelte. — [2] „Man hat dem könig ſeel. und Monſieur nichts gelernt, konnten kaum leſen und ſchreiben.“ (Brief der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans vom 24. September 1717.)

erhöhen. Trotzdem er nicht allzu ſelten krank war, beſaß er eine Natur von Eiſen: Wind und Wetter, Sturm und Regen machten nicht den mindeſten Eindruck auf ihn. Ob er nun jagte, oder ſeine Bauten beſichtigte, oder ſeinen anderen Vergnügungen nachging: immer war er derſelbe, „toujours le même“[1], und von einer wahrhaft fürſtlichen Gelaſſenheit, in der man wohl ein mütterliches Erbteil ſehen darf. Die Damen, mit denen er als glänzender Tänzer in galanten Balletten tanzte, fielen um vor Müdigkeit; die Männer, die mit ihm auf die Jagd gingen, vermochten ihm kaum zu folgen. Er verſtand es nicht nur wie keiner, einen Viererzug mit Glanz zu führen, ſondern blieb auch bis ins hohe Greiſenalter ein unvergleichlicher Reiter, der prachtvoll zu Pferde ſaß. Er konnte den ganzen Tag zu Pferde verbringen: oft machte er, als junger Mann, Ritte von vierzig (franzöſiſchen) Meilen, um eine ſeiner Freundinnen zu begrüßen[2], und all dies aufreibende Tun und Treiben hinderte ihn nicht, vom Augenblick ſeines Regierungsantritts an mit ſeinen Miniſtern Tag für Tag der angeſtrengteſten Arbeit zu pflegen.[3] Dieſer phyſiſchen Leiſtungsfähigkeit eines kräftigen Mannes entſprach ſeine Eßluſt. Ludwig XIV. war zeit ſeines Lebens der größte Eſſer ſeines Königreichs: es war nichts Außergewöhnliches, wenn er vier Teller voll der verſchiedenſten Suppen, einen ganzen Faſan, ein Rebhuhn, eine Schüſſel Salat, zwei mächtige Schnitten Schinken, Hammel in Knoblauchſauce, einen Teller voll Gebäck und dann noch Früchte und harte Eier, die er beſonders liebte, bei einer einzigen Mahlzeit zu ſich nahm. Die Höflinge kamen aus dem Staunen nicht heraus, wenn ſie Tag für Tag die Entfaltung dieſes titaniſchen Appetits ſahen, der ſelbſt im Schlaf nicht zur Ruhe kam: denn der König pflegte in der Nacht aufzuwachen und dann ein Glas Wein oder eine ausgiebige Erfriſchung, die auf einem Nachttiſchchen (en cas de nuit) bereitſtanden, zu genießen. Als man ihn nach ſeinem Tode ſezierte, erregten ſein Magen und ſeine Gedärme, die wie für einen Titanen geſchaffen ſchienen, das Staunen der Ärzte. Bei einer ſolchen Lebensweiſe darf es indeſſen nicht wundernehmen, daß dieſer ungeheure Eſſer

[1] Saint-Simon, Parallèle etc., p. 86. — [2] Loret, La Muze hiſtorique, III, p. 406. — [3] „Je m'imposai pour loi de travailler régulièrement deux fois par jour.“ Mémoires de Louis XIV, II, p. 427.

früh von der Gicht, von Grieß und böſen Schwindelanfällen geplagt wurde und ohne Arzneimittel gar nicht leben konnte.

Die Ausdauer, die dieſer urgeſunde, kräftige Sinnenmenſch von ſich verlangte, forderte er auch von den anderen. Die Frauen ſeiner nächſten Umgebung, die Prinzeſſinnen und Hofdamen, mußten bei jedem Wetter in großer Hoftracht, geſchnürt und gepudert, bereit ſein, in den Staatswagen des Königs zu ſteigen, um in ewig heiterer Stimmung[1] jedem Wetter zu trotzen, und kein Blick durfte verraten, daß es bei dieſer prunkhaften Fron etwas anderes gab als die Gegenwart des Herrn, der ſeine Blicke und ſeine Worte mit dem Bewußtſein eines Sultans abwog, dem es zur zweiten Natur geworden iſt, mit einem Blick aus herriſchen Augen Auszeichnungen zu erweiſen und Untergebene zu beglücken. Die Forderung gleicher Stimmung bei anderen entſprach ſeinem eigenen unerſchütterlichen Gleichmut. Saint-Simon berichtet[2], daß der König während ſeines langen Lebens kaum dreimal einem Zornanfall nachgegeben habe: Ludwig XIV. hielt jeden Affekt für unköniglich. Die Willensſtärke, die ſich in dieſem gemeſſenen Verhalten voller Majeſtät und Würde kundgab, imponierte den Verwegenſten, und der Pair und Herzog Saint-Simon weiß zu melden, daß man ſich daran gewöhnen mußte, mit dem König zu ſprechen, wenn man nicht mitten in der Rede ſtecken bleiben wollte.[3] Wer in ſolcher Art, mit vollſtem Bewußtſein, ſeine Königsrolle ſpielen will, muß eine Art Künſtler ſein, und die bewundernden Zeitgenoſſen waren darin einig, daß Ludwig XIV. die Kunſt, König zu ſein, zur Vollendung gebracht habe. Dieſe Luſt, immer und überall den Herrſcher zu ſpielen, ohne auch nur einen Augenblick aus der Rolle zu fallen, war im Grunde die einzige Leidenſchaft Ludwigs XIV.: denn ſeine auffälligen Liebesgeſchichten, die ſeinem Volk und der europäiſchen Welt zum Schickſal gereichten, erinnern an die Vergnügungen oder die Herablaſſung eines Gottes, dem die Frauen nur ein Werkzeug göttlicher Luſt bedeuten, und ſeine Bauluſt, die faſt wie eine Leidenſchaft anmutet, ſtand im Dienſte eines Herrſcherwillens, dem Prunk

[1] „... der könig kan keine trauerige geſichter leyden." (Brief der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans vom 10. Juli 1714.) — [2] Mémoires (éd. La Redollière), XIII, p. 77. — [3] Ebenda, XIII, p. 80.

und Pracht nur ein Mittel waren, um ein überaus klar erfaßtes Daſein mit entſprechendem Inhalt zu erfüllen. Alles Tun und Gehaben des Monarchen floß aus einer außerordentlichen Ruhmgier, oder, franzöſiſch geſprochen, es war immer und überall „l'amour de la gloire", die ſo urfranzöſiſch anmutet, im Spiele. Er ſelbſt ſtellt dieſe Ruhmſucht als ſtändige Quelle ſeines Tuns und Laſſens hin: „Ich fand, daß die Ruhmliebe die gleichen Zartgefühle und, wenn ich es ſagen darf, das gleiche Hangen und Bangen in ſich birgt, wie die zärtlichſten Leidenſchaften."[1] „Die Begeiſterung für den Ruhm iſt keine der ſchwächlichen Leidenſchaften, die durch den Beſitz ſchwächer werden. Seine Gunſt erreicht man nur mit Mühe; er wird niemals zum Ekel, und wer nicht ſtets mehr davon wünſcht, verdient nicht das bereits Genoſſene."[2]

Dabei war die Intelligenz des Königs nur von gutem Mittelſchlage[3]; aber er erſetzte den Mangel an überragendem Geiſte durch klaren Sinn für die wirklichen Verhältniſſe, durch geſunden Menſchenverſtand[4], Fleiß, Ernſt, Rechtlichkeit und Würde, und da ihn ſeine auf das Ernſte und Würdige gerichtete Phantaſie nicht quälte, ſondern ihm überall die eigene Vortrefflichkeit im Spiegel der Augen und der Verhältniſſe wies, trübte nichts die olympiſch beſchränkte Klarheit ſeines Blickes. Es iſt kein Zufall, daß er Molière, in dem der geſunde Menſchenverſtand zu einer Weltmacht geworden war, bis zu ſeinem Tode ſchätzte:

---

[1] Mémoires de Louis XIV, II, p. 397. — [2] Ebenda, II, p. 496. — [3] Der kurbrandenburgiſche Geſandte Ezechiel Spanheim (1629—1710), der von 1680—1689 in Dienſten ſeines Herrn, des Großen Kurfürſten, am Hofe in Verſailles weilte, urteilt über den König: „On peut dire, sans offenser le Roi, et malgré les éloges outrés de ses panégryristes, que ce n'est pas un des genies de premier ordre qui voit, qui pénètre, qui resout, qui entreprend tout de lui-même, qui en forme le plan et en exécute le projet, et ce qui fait le véritable caractère des héros donnés pour la gloire de leur siècle et pour la félicité publique." (Relation de la Cour de France en 1690. Nouvelle édition . . . publiée avec un index analytique par Emile Bourgeois. Paris, Picard, 1900, p. 71.) Dieſer Bericht des ausgezeichneten Diplomaten gehört neben den Memoiren Saint-Simons zu den bedeutendſten Dokumenten über den Hof Ludwigs XIV.; ja, die Unparteilichkeit des Genfer Kalviniſten, dem es in Verſailles nicht leicht wurde, ſeine Würde und Unabhängigkeit zu wahren, macht dieſen Bericht, deſſen Bedeutung erſt neuerdings gewürdigt wird, zu einer Meiſterleiſtung gewiſſenhafter hiſtoriſcher Kritik. — Die Schwägerin des Königs, die Herzogin Eliſabeth Charlotte (von der Pfalz), deren Urteil in den meiſten Fällen Berückſichtigung verdient, bemerkt über die Begabung des Königs: „Unſer könig ſeel. hatte vielen natürlichen verſtand: allein er war ſehr ignorant und ſchämte ſich dafür." (15. Juni 1717.) — [4] „La fonction des rois consiste principalement à laisser agir le bon sens qui agit toujours naturellement sans peine." (Mémoires de Louis XIV, II, p. 428.)

noch in ſeinen letzten Lebensjahren ließ er ſich die Komödien des Komikers vorſpielen.[1] Bedeutenden Menſchen, denen das Schickſal erlaubt, ihren Willen rein zu entfalten, iſt es gegeben, von einem beſchränkten Horizont aus zu weiterer Ausſicht emporzuſteigen; aber Ludwig XIV. machte keine eigentliche Entwicklung durch und erlebte niemals eine Erweiterung ſeines Geſichtskreiſes: wenn er, im Banne ſeiner Beichtväter, ins Jenſeits blickte, gewahrte er einen Herrgott, der nach ſeinem eigenen Bilde geſchaffen ſchien, oder den Teufel, vor dem er die Höllenfurcht der Prediger nie verlor, und was er auf Erden um ſich ſah, war wohl geſchaffen, ſein königliches Selbſtbewußtſein ins Ungemeſſene zu ſteigern. Die Frauen, die ihm, wie jedem anderen, zum Schickſal wurden, taten nichts, um ſein innerſtes Weſen zu ändern, ſondern begnügten ſich, ſeiner Natur zu Gefallen zu leben oder die läſtigen Eigenheiten des verliebten Herrſchers im Dienſte ihrer Eigenliebe und ihres Nutzens zu ſchonen. Dabei war der König als Menſch von Natur aus durchaus nicht bösartig, ſondern, von einzelnen Launen abgeſehen, eher wohlwollend und voller Nachſicht, – Eliſabeth Charlotte von der Pfalz nennt ihn in ihren Briefen häufig den guten König –, und ſeine wahrhaft königliche Art, eine Gunſt oder ein Lob zu erteilen, wirkte ſelbſt auf kühlere Naturen berauſchend. Niemals ließ ſich der Vergötterte dazu verleiten, irgendeine folgenſchwere Entſcheidung zu improviſieren: wenn ihm eine Sache nicht klar war oder zu verwickelt ſchien, bekamen die Bittſteller ſein berühmtes „Je verrai“ zu hören, und damit blieb die Angelegenheit einer nachdenklichen Entſcheidung vorbehalten. Seine Briefe und Denkwürdigkeiten ſind Muſter klaren, feinen Ausdrucks, den er nicht den Büchern, ſondern dem Umgang mit geiſtvollen Weltmenſchen verdankte: wie ſein Vater las er ſelbſt niemals ein Buch, und dieſem Mangel an Intereſſe für das Vergangene, auch wenn es die Krone berührte, darf man vielleicht einen Teil ſeiner politiſchen Fehler und Mißgriffe zuſchreiben. Man kann ſagen: der König war, inſofern ſeine Umgangsformen in Frage kommen, das vollendete Muſter des Geſellſchaftsmenſchen, des „honnête homme“ ſeiner Zeit.

[1] Journal de Dangeau, zahlreiche Einträge aus den Jahren 1714–1715.

Im übrigen möchte ich bemerken, daß die Natur Ludwigs XIV. durchaus nicht ſo einfach iſt, wie ſie auf den erſten Blick erſcheint: wer nur den Herrſcher, den Roi-soleil, im Auge behält, mag, wie Jakob Burckhardt, in ihm ein mehr „mongoliſches als abendländiſches Ungetüm ſehen, das im Mittelalter exkommuniziert worden wäre“[1]; aber der Pſycholog darf den Menſchen nie außer acht laſſen, wenn er den Fürſten verſtehen will. Auch das glänzende Bild, das Saint-Simon mit der zuckenden Meiſterhand eines leidenſchaftlichen Parteimenſchen entwirft, bedarf der Ergänzung und der Korrektur. Wenn man die „faculté maîtresse“, die hervorſtechendſte Eigenſchaft dieſes Charakters, ſucht, wird man, neben der unerſättlichſten Ruhmgier, an erſter Stelle ein aufs höchſte geſteigertes Gefühl der Königswürde finden, das alle Handlungen des Herrſchers beſtimmt und alle Widerſprüche ſeines Weſens, ſeine Vorzüge, ſeine Härten und übeln Seiten erklärt. Wer um jeden Preis herrſchen will, kommt dahin, alle Menſchen nur als Werkzeuge ſeiner Macht zu betrachten; er darf keine Freiheit äußerer oder ſeeliſcher Art dulden: wer ihm dient, ob Mann oder Weib, ob Günſtling oder Mätreſſe, iſt ein Ding, und wehe dieſem, wenn es eine Seele oder einen Willen zeigt, deſſen Ziel der Entfaltung der Gewalt widerſtrebt.[2] Dieſer König, dem ein lebhafter Drang nach Billigkeit und Gerechtigkeit nicht abzuſprechen iſt, wurde zum ungeheuerlichſten der Egoiſten, wenn er ſah, daß man in ſeinem Vergnügen oder ſeinem Machtwillen nicht Ausfluß einer gottähnlichen Natur erblickte, der alles erlaubt ſchien. An der Zuneigung ſeines Volkes war ihm, wie der feine Beobachter Spanheim bemerkt, nicht das mindeſte gelegen; es genügte ihm, daß er gefürchtet wurde.[3] Er hatte Günſtlinge, die ſich, andauernd oder vorübergehend, ſeines Wohlwollens erfreuten; aber niemand konnte ſich rühmen, von ihm geliebt zu werden, und ſelbſt ſeinen Mätreſſen brachte er keine wirkliche Neigung entgegen: das Urteil Saint-Simons: „Parmi tous ses amours Louis XIV n'aima jamais que soy“[4] iſt der Ausdruck ſchlichter Wahr-

[1] Weltgeſchichtliche Betrachtungen (Berlin, Spemann, 1905), S. 92. — [2] Spanheim urteilt: „Le roi a une aversion véritable, mais cachée, pour tout ce qui peut entrer en concurrence de grandeur, de puissance et de mérite ou d'être l'objet d'ailleurs de l'estime et de la vénération publique.“ (Relation de la Cour de France, p. 72.) — [3] Relation de la Cour de France, p. 73. — [4] Parallèle etc., p. 82.

4. Ludwig XIV. im Jahre 1663

heit. Vor Gott ſind alle gleich, und vor dieſem Herrſcher iſt alles Volk, und niemand darf Anſpruch erheben, geliebt zu werden; denn auch die Liebe iſt nur ein Geſchenk der Majeſtät. Selbſt in ſeiner Neigung zu der Gemahlin ſeines Enkels, des Herzogs de Bourgogne, verrät ſich eine beiſpielloſe Eigenſucht: trotzdem er die heitere Prinzeſſin, durch die der Hauch einer freieren Natur in die Langeweile des Königsſchloſſes einbrach, in ſeiner Art ſehr gern hatte, war er außer ſich, als ſich die Übermütige eines Tages geſtattete, von einem Abortus befallen zu werden, und ſelbſt die bedientenhafteſten der Höflinge faßte Entſetzen, als die Herzenskälte des Egoiſten ſo nackt zum Vorſchein kam.[1] Die Hauptſchwäche dieſer gleichmäßigen, trockenen Natur aber war eine maßloſe Eitelkeit, die mit den Jahren ſtetig zunahm und den vergötterten Herrſcher in die ſchwierigſten Verhältniſſe ſtürzte.[2] Aus dem jungen Manne, der ſein Königsamt mit der etwas naiven Begeiſterung eines antiken Helden antrat, wurde im Laufe weniger Jahre der hochmütige Sultan, deſſen Größenwahn keine Grenzen mehr kannte und nicht nur ihm ſelbſt, ſondern den Franzoſen, ja den andern Fürſten, die in dem Sonnenkönig ihr unerreichbares Vorbild ſahen, zu dauerndem Unheil ausſchlug. Am tiefſten war ſein Groll gegen alles, was mit der „Fronde“ und den Parlamenten zuſammenhing: ſo ließ er 1668 alle Regiſter des Pariſer Parlaments vernichten, und fünf Jahre ſpäter erging an dieſes das Verbot, dem Thron der Majeſtät jemals wieder mit Beſchwerden (remontrances) zu nahen, womit eines der älteſten Rechte des Parlaments durch eine einfache Willensäußerung beſeitigt war.

Und hier müſſen wir fragen: Welche Weltanſchauung liegt dieſem Königtum zugrunde, das in Ludwig XIV. ſeine Vollendung fand und in der Zeit ſeines Glanzes mit dem Zauber eines allmächtigen Beiſpiels auf ganz Europa wirkte?

Jede Macht, die ſich ohne allzu blutige Mittel zu erhalten weiß und den Beherrſchten irgendwie zum Vorteil gereicht, findet unter dieſen

[1] Parallèle etc., p. 83. Auch Frau von Sévigné war über den maßloſen Egoismus des Königs im reinen. (Brief vom 23. Februar 1678.) — [2] „Ce n'est point trop de dire que, sans la crainte du diable, que Dieu lui laissa jusque dans ses plus grands désordres, il se serait fait adorer, et aurait trouvé des adorateurs.“ (Saint-Simon, Mémoires, éd. La Bedollière, XIII, p. 23.)

ſelbſt ihre Rechtfertiger. Wie man auch über Wert und Urſprung der Denkwürdigkeiten des Königs denken mag, eines iſt ſicher, daß ſie in allen Dingen, bei denen es ſich um den Herrſchergedanken des Königs handelt, ſeine Auffaſſung widerſpiegeln: „Derjenige, der den Menſchen Könige geſetzt hat, hat es gewollt, daß man ihnen als ſeinen Stellvertretern gehorche, wobei er ſich das Recht vorbehielt, ihre Führung zu prüfen. Sein Wille iſt es, daß jedermann, der als Untertan geboren wurde, blindlings gehorche.“[1] In einem ſolchen Staate gibt es überhaupt keine ſogenannten Menſchenrechte: der König vertritt die geſamte Nation, und jeder einzelne bedeutet nur ein Individuum vor dem Herrſcher von Gottes Gnaden; er iſt die Verkörperung des Rechtes und deſſen Vollſtrecker, und alle Körperſchaften (Parlamente, Gerichtshöfe, Rechnungskammern uſw.) ſind ſein beſonderſtes Eigentum (la plus intime propriété du roy)[2]; er iſt der Summus episcopus der Kirche Frankreichs und, wie ſchon der alte Bodin erklärte, das Ebenbild des weltbeherrſchenden Gottes auf Erden.[3] Mit anderen Worten: der Machthaber, hinter dem eine ſolche Weltanſchauung ſteht und deſſen gutes Gewiſſen nicht der mindeſte Zweifel belaſtet, darf nach dem Grundſatze: „L'Etat, c'est moi!“ regieren und verlangen, daß die Mehrheit ſeiner Untertanen, deren Royalismus zunächſt nur die Wirkungen einer glänzenden Politik verſpürt, ſich mit den Folgen, die aus einer ſolchen Auffaſſung fließen, ruhig abfinde. Vom hiſtoriſchen Standpunkt aus geſprochen: das Königtum, deſſen Legiſten das römiſche Recht gegen die germaniſchen Sonderrechte (coutumes), wie ſie hauptſächlich im nördlichen Frankreich in Geltung waren, durchgeſetzt hatten, ſteht ſeinem Volke wie der römiſche Cäſar gegenüber. Der König iſt, um es mit einem Wort zu ſagen, das „lebendige Geſetz“. Dieſe Auffaſſung verbindet den bewußten Vertreter des Einheitsſtaates aufs engſte mit gewiſſen Epochen des römiſchen Imperiums, und ſo gelangt die alte Kultureinheit des Romanentums, nach der das ganze Land, mit der Sicherheit offen und unterirdiſch wirkender Inſtinkte, ſtrebte, auch in dem Bereiche der weltlichen Kronge-

[1] Mémoires de Louis XIV, II, p. 285. — [2] Der Ausdruck iſt von Richelieu. (Mémoires, I, p. 221.) — [3] Les six livres, éd. 1513, p. 211.

walt zur Geltung. Doch gibt es noch eine andere Quelle, aus der die Anſprüche des Abſolutismus ihre Berechtigung zu ſchöpfen wiſſen: das ganze Jahrhundert iſt oder tut chriſtgläubig, und der ſtreitbare Biſchof von Meaux, der Erzieher des Thronerben, Bossuet, der „letzte Kirchenvater", weiß auch die Bibel zu verwerten, um, als blendender Rhetor, in hochtönenden Sätzen die Anſprüche des Königtums zu rechtfertigen. In ſeiner „Politique tirée de l'écriture sainte" bekleidet er die allerchriſtlichſten Könige von Frankreich mit der abſoluten und göttlichen Autorität, die den Geſalbten des Herrn in Judäa zukam: „Der königliche Thron iſt nicht der Thron eines Menſchen, ſondern der Thron Gottes ſelbſt."[1] ... „Der Titel Chriſtus wird den Königen zuteil; überall nennt man ſie Chriſtuſſe oder die Geſalbten des Herrn ..."[2] „Der Fürſt hat über keinen ſeiner Befehle Rechenſchaft abzulegen ... Vor dem Urteil des Fürſten hat jedes andere zu ſchweigen ..."[3] „Die Könige ſind Götter und haben in einer Hinſicht an der Unabhängigkeit Gottes Anteil."[4] Wohl erklärt auch der fromme Biſchof und Prinzenerzieher, daß der König nicht vom Geſetz befreit ſei und die königliche Autorität der Vernunft untertan ſein müſſe; aber die göttliche Stellung, die er dem Königtum zuerkennt, drücken ſolche Erklärungen zu frommen Ermahnungen herab, aus denen eine unbeirrbare Gewaltnatur entnehmen mag, was ihr behagt.

Und in der Tat, dieſes Königtum duldet keine Beſchränkung und keine Kontrolle; es iſt allmächtig. Der abſolute König von Gottes Gnaden iſt nicht bloß der Inhaber unumſchränkter Königsgewalt, er iſt auch der Eigentümer des Grund und Bodens, den er beherrſcht: die Grenzen der königlichen Domänen decken ſich, nach dieſer Auffaſſung, mit den Landesgrenzen; ganz Frankreich iſt ein einziges Krongut, und es ſteht im Belieben des Herrſchers, dieſem oder jenem ſeiner Untertanen (sujets) ſein Gut zu nehmen oder zu laſſen. Als der König im Jahre 1710 Bedenken hegte, den Zehnten zu erheben, beruhigte, wie Saint-Simon erzählt, der Jeſuit Tellier, ſein Beichtvater, in Übereinſtimmung mit den Rechtsgelehrten der Sorbonne, das Gewiſſen

[1] Oeuvres de Bossuet (Versailles 1818, J. A. Lebel; 43 vol.), XXXVI, p. 85. — [2] Ebenda, p. 86. — [3] Ebenda, p. 121. — [4] Ebenda, p. 122.

ſeines Beichtkindes, indem er ihm erklärte, daß alles ſein Eigentum ſei.[1] Und der feudalgeſinnte Herzog Saint-Simon bemerkt dazu ganz kurz: „Er zweifelte nicht, daß alles Eigentum ſeiner Untertanen ihm gehöre und das, was er ihnen ließe, eine reine Gnade ſei.“ Dieſer abſolute König betrachtete ſich nicht, wie die aufgeklärten Deſpoten des achtzehnten Jahrhunderts, als oberſten Beamten oder Diener ſeines Staates, dem es vor allem daran liegen mußte, die Intereſſen der Nation zu vertreten oder zu wahren; er war der unumſchränkte Herr ſeines Landes, oder, mit anderen Worten: auch die Steuern fielen in das Eigentum des Königs. Ludwig XIV. war der einzige Grundherr in Frankreich, der mit ſeinen Einkünften, die ſich auf eine halbe Milliarde beliefen, nach Gutdünken ſchalten konnte. Als der minderjährige König ſchreiben lernte, ſchrieb ihm ſein Lehrer vor: „Den Königen ſchuldet man Huldigung; ſie tun, was ihnen beliebt.“ Wer darf ſich wundern, daß das berühmte „Tel est notre plaisir!“ (das eigentlich ein Schlagwort des Volkes zur Zeit der Fronde war), einem ſolchen Schüler zu einer Staatsmaxime wird, die ſich in den Stunden, wo der Fürſt ſchweren Entſchlüſſen gegenüberſteht, auf göttliche Rechte ſtützt und die Verantwortlichkeit für alles Tun, für Erfolge und Fehlſchläge, leichten Herzens auf ſich nimmt und trägt!

Wer als Herr über ein ſolches Beſitztum zu ſchalten hat, braucht Diener: die Biſchöfe und Prälaten ſind die Almoſenverteiler, die Steuerbeamten die Schatzmeiſter, die Intendanten die Geſchäftsleute, und die Höflinge, mögen ſie auch dem fürſtlichen Adel entſtammen, die „domestiques“ des Königs. Dieſe Geſellſchaft ſchuldet nicht nur abſoluten Gehorſam, ſie muß auch glauben, was der Stellvertreter Gottes auf Erden glaubt: der Geſalbte des Herrn darf und kann nicht dulden, daß Proteſtanten und Juden ihre eigene Religion bekennen und die Glaubenseinheit des Landes gefährden. Als Ludwig XIV. das Edikt von Nantes aufhob, fand der Janſeniſt Arnauld zwar dieſe verhängnisvolle Maßregel verletzend, aber durchaus nicht ungerecht: dermaßen war die Auffaſſung des Königtums in Übereinſtimmung mit der Weltanſchauung aller Ge-

[1] Mémoires (éd. Boislisle), XX, 169. Von dem Pater Tellier, deſſen Einfluß auf den König höchſt unheilvoll war, entwirft Saint-Simon (XVII, 57 ff.) ein abſchreckendes Bild; vgl. S. 372 ff.

bildeten in Frankreich. Mazarin hatte ſeinem königlichen Schüler die Mahnung hinterlaſſen, nie mehr mit einem Miniſter von ſeinem oder Richelieus Schlag zu regieren, und der König erhob dieſe Vorſichtsmaßregel zu ſeinem erſten Regierungsgrundſatz: er regierte mit drei oder vier Staatsſekretären, die unter ſich im gleichen Range ſtanden und unter dem Vorſitz des Monarchen die oberſten Ratskollegien bildeten. Der oberſte Staatsrat, Conseil d'état, auch Conseil secret oder d'en haut genannt, zu dem nur die eigentlichen Staatsminiſter Zutritt hatten, verſammelte ſich, zu Beginn der Regierung, am Sonntag, Mittwoch und Donnerstag von zehn bis zwölf Uhr vormittags. Hier wurden die politiſchen Angelegenheiten erörtert, und der König hielt ſtrengſtens auf die Geheimhaltung aller Erörterungen und Beſchlüſſe. Im Conseil des dépêches berichteten die Staatsſekretäre über die inneren Angelegenheiten. Der Steuerrat, Conseil royal des finances, der am Dienstag und Samstag tagte, beſchäftigte ſich mit den Steuern. In dem vierten der oberſten Ratskollegien (Conseil privé, auch Conseil des parties ou Grand Conseil genannt), das als oberſter Gerichtshof gelten konnte, erſchien der König nur ſelten, obwohl ſtets ein Prunkſeſſel im Wappenſchmuck für ihn bereitſtand.

Der König ſelbſt aber hielt ſich in keiner Weiſe für verpflichtet, die Beſchlüſſe ſeiner Miniſter zu befolgen: ſie waren ſeine Diener (commis du roi) und Vollbringer ſeines Willens, weiter nichts, und er ſorgte nachdrücklich dafür, daß ſie ihre Stellung nie vergaßen. Saint-Simon vertrat die Meinung, daß den Kronvaſallen, dem Hochadel allein von Geburts wegen das Recht zuſtehe, die Krone zu beraten; Ludwig XIV. aber wählte ſeine Miniſter mit Abſicht aus dem Bürgerſtande[1]: weder Colbert noch der Kanzler Le Tellier, der Vater und Vorgänger Louvois', gehörten dem Schwertadel (noblesse d'épee) an, und vom Augenblicke an, da der König ſein Regierungsſyſtem beherrſchte, ſorgte er auch dafür, daß ſich im Kreiſe der Miniſter zwei Parteien in Schach hielten:

[1] „Je crus qu'il n'était pas de mon intérêt de chercher des hommes d'une qualité plus éminente, parce qu'ayant besoin sur toutes choses d'établir ma propre réputation, il était important que le public connût, par le rang de ceux dont je me servais, que je n'étais pas en dessein de partager avec eux mon autorité, et qu'eux-mêmes, sachant ce qu'ils étaient, ne connussent pas de plus hautes espérances que celles que je voudrais donner." (Mémoires de Louis XIV, II, 391.)

auf der einen Seite ſtand Colbert mit ſeinem Bruder und ſeinem Sohn, dem Marquis de Seignelay, auf der anderen Seite der Kanzler Le Tellier mit ſeinem Sohn und Erben Louvois, und wenn durch einen Todesfall eine Verſchiebung des Gleichgewichts eintrat, ging das Beſtreben des eiferſüchtigen Machthabers dahin, dieſen gefährlichen Zuſtand nie lange andauern zu laſſen. Am leichteſten hatten es die Miniſter, die es verſtanden, ſich als Schüler des Monarchen auszugeben und ſo nicht nur als Vollſtrecker ſeines Willens, ſondern als Werkzeuge ſeines Geiſtes ihre Rolle zu ſpielen: „Je le formerai“, ich werde ihn mir heranziehen, pflegte der König von ſolchen Günſtlingen zu ſagen. Das Amtsgebiet der einzelnen Miniſter war im übrigen nicht ſtreng abgegrenzt, ſondern ebenfalls von dem Belieben des Königs abhängig: der Finanzminiſter (controleur général) Colbert war außerdem noch Handels- und Marineminiſter, Miniſter der öffentlichen Arbeiten, der ſchönen Künſte, der Poſten, ſowie Intendant der königlichen Bauten; und als er ſtarb, übernahm der Kriegsminiſter Louvois die Leitung der ſchönen Künſte und des Handelsminiſteriums. Das Amt der Unterſtaatsſekretäre blieb käuflich und brachte den Inhabern ein bedeutendes Einkommen, ſo daß ſogar der Miniſter Colbert 1669 die Stelle eines Oberintendanten der Marine um 200000 (eine Million) Franken erwarb. Dadurch, daß der König ſeinen bewährten Miniſtern erlaubte, ſich in ihren Söhnen Nachfolger heranzuziehen, entſtanden förmliche Miniſterdynaſtien, die imſtande waren, ungeheure Vermögen zu erwerben und die Macht ihrer Familie auf unerſchütterliche Grundlagen zu ſtellen.[1] Den größten Ein-

[1] Colbert hinterließ ein Vermögen von zehn (fünfzig) Millionen, deſſen größten Teil ſein Sohn, der Marquis de Seignelay, erbte. Seine Töchter verheiratete der Miniſter in den Hochadel. Seine älteſte Tochter Jeane-Marie wurde 1667 Herzogin von Chevreuse und königliche Palaſtdame. Die zweite, Louise, heiratete 1671 den Herzog von Beauvillier, der 1685 Finanzminiſter und 1689 Gouverneur des Herzogs von Burgund, des Enkels und künftigen Thronerben, wurde; die dritte vermählte ſich 1679 mit dem Neffen der Montespan, Louis de Rochechouart, Herzog von Mortemart. Frau von Caylus erzählt in ihren „Souvenirs“, daß die Hochzeit, die der König ausrichtete, 140000 (700000) Franken gekoſtet habe. Die Söhne des Miniſters machten nicht weniger glänzende Heiraten: die erſte Gattin des Marquis de Seignelay, Fräulein d'Alère, war eine glänzende Partie, und ſeine zweite Frau, Catherine-Thérèse de Matignon („belle, bien faite et magnifique“), beſaß 75000 (über 350000) Franken jährliches Einkommen. Der andere Sohn, d'Ormoy, heiratete 1682 die Tochter des Grafen de Tonnay-Charente: ſie war, wie Saint-Simon (XIII, 310) erzählt, „unendlich reich“. Faſt noch größer war das Vermögen der Familie Louvois, von der Ludwig XIV. einen Familienſitz, das Schloß Meudon, um eine Million Livres erwarb.

fluß beſaß während der Glanzzeit Ludwigs XIV., die juſt ein Vierteljahrhundert währte, der Miniſter Jean Baptiste Colbert (1619–1683). Das Emporkommen dieſes unermüdlichen Arbeiters und Förderers des galliſchen Einheitsſtaates iſt nicht nur für das Weſen des Mannes, ſondern auch für die Natur des Fürſten, dem er die Mittel zur Entfaltung ſeiner Machtgelüſte verſchaffte, von lehrreichſter Bedeutung.

Jean Baptiste Colbert war der Sohn eines Tuchhändlers aus Reims; aber er führte ſeine Abſtammung auf die ſchottiſchen Könige zurück, und wer an dieſer fragwürdigen Abſtammung zweifelte, durfte auf keine Gunſt des Miniſters hoffen. Auf dem Gipfel ſeines Einfluſſes wallfahrte er mit ſeinen Schwiegerſöhnen, den Herzögen von Chevreuse und Beauvilliers, nach Reims, wo eine Grabſtätte die Inſchrift „Cy-git le preux chevalier Richard Colbert, dit li Ecossois – 1300“ trug, und betete mit ihnen über dem angeblichen Grabe ſeines Vorfahren.

Colbert trat im Alter von zwanzig Jahren als kleiner Beamter in das Kriegsminiſterium. Elf Jahre ſpäter wurde er Intendant Mazarins, deſſen Vermögen er mit allen Mitteln, erlaubten und unerlaubten, zu mehren ſuchte. Der Miniſter bewies ihm ſeine Dankbarkeit, indem er den unermüdlichen, gewiſſenhaften Beamten ſeinem königlichen Herrn und Schüler in ſeinem Teſtament empfahl, und ſo kam Colbert, deſſen bürgerlich beſcheidenes Weſen dem König ohnehin zuſagte, in den Dienſt Ludwigs XIV. Als Finanzminiſter Frankreichs wirkte damals der glänzende Finanzmann Nicolas Fouquet (1615–1686), der ſeinem ganzen Weſen nach in die Zeit der Fronde gehörte. Er hatte der Königsfamilie während der Fronde die Treue gewahrt und es als glänzender Unternehmer verſtanden, die Schwierigkeiten der Geldbeſchaffung für den Hof jederzeit durch die Erfindungsgabe eines genialen Geldmannes zu überwinden. Er ſelbſt entſtammte einer der reichſten Familien Frankreichs und beſaß, als unbedenklicher Geſchäftsmann, nicht die mindeſten Gewiſſensbiſſe, wenn ſich ihm eine Gelegenheit zur Bereicherung bot. Als Menſch und Perſönlichkeit gehörte er zu den Vorläufern der übermütigen Finanzleute des achtzehnten Jahrhunderts, die als gewiſſenloſe Lebekünſtler alle Eigenſchaften ihrer Raſſe zur ungehemmten Entfaltung kommen ließen: er ſpielte den Kunſtfreund und Mäzen

– ſeine Schützlinge waren Lafontaine, Perrault, Corneille – und den Sammler; er war es, der den Architekten Le Vau zuerſt beſchäftigte und den großen Gartenkünſtler Lenôtre und den erſten Koch der Zeit, Vatel, in ſeine Dienſte zog. In ſeinem Schloß Vaux-le-Vicomte beſaß er die koſtbarſte Sammlung von Orangenbäumen, die ſich, nach ſeinem Sturze, der König aneignete. Dieſen übermütigen, glänzenden Geſchäftsmann, dem keine Frau widerſtehen konnte und der das Geld zum Fenſter hinauswarf, galt es zu entfernen, um zur Macht zu gelangen, und Colbert, dem dieſes großherrlich ariſtokratiſche Weſen gegen die eigene, gut bürgerliche Natur ging, verfehlte nicht, ihn dem König, nach dem Tode Mazarins, in den ſchwärzeſten Farben zu ſchildern: der ehemalige kleine Beamte behauptete, Fouquet wolle ſich zum Herzog der Bretagne und der anſtoßenden Inſeln machen, und der Umſtand, daß der Intendant auf eigene Rechnung Schiffe unterhielt und die Inſel Belle-Isle, die ihm gehörte, befeſtigen ließ, gab der Beſchuldigung Gewicht. Doch zum Bruche kam es erſt, als Fouquet den jungen Herrſcher nach Vaux einlud, für deſſen Ausbau er achtzehn Millionen ausgegeben hatte: der Anblick der Herrlichkeiten, die ſich vor den Augen der Gäſte auftaten, erweckte den Neid des Königs, und dieſer trug ſich einen Augenblick mit dem Gedanken, den Intendanten auf der Stelle in Haft nehmen zu laſſen. Die Machtſtellung Fouquets und Rückſichten auf deſſen Verwandtſchaft ließen es indeſſen geraten erſcheinen, die Verhaftung hinauszuſchieben, und ſo wurde denn der Vielbeneidete erſt Anfang September 1661 feſtgenommen. Zu ſeiner Aburteilung wurden eigene Regierungskommiſſare ernannt. Der Angeklagte verteidigte ſich mit außerordentlicher Geſchicklichkeit und verſtand es, ſich als „Beute des Herrn Colbert“ hinzuſtellen; doch Colbert ließ ſich nicht einſchüchtern, um eine Verurteilung des Mannes, der, als ehemaliger Oberprokurator, unter dem Rechtsadel viele Freunde beſaß, zu erzielen; ja, er ſchreckte ſogar nicht vor der Aktenfälſchung zurück. Trotzdem lautete das Urteil des Gerichtshofs nur auf Verbannung. Ludwig XIV. aber wandelte dieſes Urteil, das ihm zu mild erſchien, in lebenslängliche Haft um, die der Verurteilte in Pignerol verbüßte. An ſeine Stelle trat ein Finanzrat. Colbert ſelbſt erhielt den

5. Jean Baptiste Colbert

Titel eines Intendanten der Finanzen und wurde 1665 zum Controleur général, das heißt zum wirklichen Finanzminiſter ernannt, als welcher er daran gehen konnte, ſeine Pläne auszuführen. Das erſte war, daß er einen Teil der Staatsanleihen, deren Verzinſung ſich teilweiſe auf fünfzehn vom Hundert belief, einfach annullierte und die Unzufriedenen in die Baſtille ſteckte. Die Hauptſteuer war damals die „taille“, eine Art Perſonenſteuer, von der eine Menge von Ständen (Adel und Geiſtlichkeit) und Perſonen ausgenommen waren; dazu kam die Salzſteuer (gabelle), die Einnahmen aus den Zöllen (traites), die auch im Innern erhoben wurden und den Warenverkehr von einem Ort zum andern in unglaublicher Weiſe erſchwerten, und die Einkünfte aus den Krongütern, die übrigens zur Zeit des Regierungsantrittes Ludwigs XIV. zum großen Teil verpfändet oder in andere Hände gelangt waren. Die Erhebung der Steuern war in Pacht gegeben, und der Plan Colberts ging dahin, dieſe Pacht allmählich in eine einzige Hand zu bringen und dann ohne weiteres in die des Staates zu überführen. Ludwig XIV. intereſſierte ſich übrigens wenig um das Geldweſen, obwohl ihm Colbert einen ſicheren Blick darin zuſchrieb[1]: er lebte nach dem feudalen Grundſatz: „Argent n'est point souci de gentilhomme“ und war es zufrieden, wenn ihm ſein unvergleichlicher Finanzminiſter, in deſſen Geſchick und Treue er das unbegrenzteſte Vertrauen ſetzte, das nötige Geld für ſeine Bedürfniſſe verſchaffte. Der Gehalt Colberts belief ſich auf 100000 Livres, wozu noch regelmäßig größere Gnadengeſchenke kamen, die oft in die Millionen gingen. Als die Tochter Colberts den Herzog von Mortemart heiratete, ließ ihr der König eine Mitgift von 1400000 Livres anweiſen. Er nahm es auch ruhig hin, wenn ihn ſein Finanzminiſter, der übrigens beim Volke aufs äußerſte verhaßt war, in einer Form, die ſich ſonſt kein Höfling herauszunehmen wagte, zur Sparſamkeit ermahnte und ihn auf die Maueranſchläge aufmerkſam machte, die in Paris die prunkvollen Paraden des Königs als Marionettenſpiele verhöhnten. Auch Verſailles war dem Miniſter, dem eine Straße voller Handwerker ſchöner erſchien als ein Prunkſchloß, ein Greuel, und über die Paraden, die der König nur abhielt, um den

[1] Tagebuch des Herrn von Chantelou, p. 137.

Damen zu gefallen, dachte er im Grunde ſeiner Seele wie die Pariſer Libelliſten.[1] Das Jahresbudget des Königs belief ſich auf weit über hundert Millionen (5–600 Millionen nach dem Geldwerte von 1900), und das Defizit wuchs mit jedem Jahr: es betrug 1670 zehn, 1680 achtundvierzig Millionen Livres. Man darf annehmen, daß die maßloſe Verſchwendungsſucht des Königs nicht wenig dazu beitrug, die Unternehmungen des unermüdlichen Miniſters zu ſchädigen und zu ſchwächen.

Die Reformen und Unternehmungen Colberts decken ſich, als Syſtem genommen, durchaus mit den Einheitsbeſtrebungen des Königtums. Colbert ging von der Anſicht aus, daß der Reichtum eines Landes darauf beruhe, daß es ſein eigenes Geld behalte und das der andern Staaten an ſich ziehe; ſo ſchrieb er einmal: „Wenn Geld in einem Lande iſt, wird der allgemeine Wunſch erzeugt, davon Nutzen zu ziehen, und dies veranlaßt die Menſchen, es in Umlauf zu bringen.“[2] Dieſe Nutzbarmachung kann geſchehen, indem das Land alles, was es bedarf, ſelbſt hervorbringt und, durch den Überfluß der erzeugten Waren und deren Ausfuhr, das Geld der andern Völker an ſich zieht. Aus dieſer Anſicht ergab ſich ein Syſtem von Schutzzöllen und, da die franzöſiſchen Unternehmer wenig Wagemut bewieſen, die Schaffung von Zwangsinduſtrien. Als die erſten Fabriken gegründet waren, erfolgte ſofort eine ſolche Erhöhung der Zölle, daß die franzöſiſche Ausfuhr gefährdet war, und der Krieg mit Holland iſt zum guten Teil auf die Gegenzölle der Niederlande zurückzuführen. Auch die Landwirtſchaft wurde zunächſt ſchwer betroffen: die Ausfuhr an Getreide und Wein ging infolge der fremden Schutzzölle außerordentlich zurück; aber Colbert ließ ſich nicht abſchrecken, und in der Verfolgung ſeiner Pläne bewies er den Eifer eines außerordentlichen Unternehmers. Allein die Schaffung von Luxusinduſtrien (von Gobelins, Wandteppichen, Möbeln, Spitzen, Tuchen, feineren Waffen) ſtieß bei den Zünften, die ihre Rechte gefährdet ſahen, auf Widerſtand, und erſt die Zukunft erntete die Früchte dieſer Wirtſchaftspolitik größten Stils, die in dem Rentnergeiſt des franzöſiſchen Volkes ihren hauptſächlichſten Widerſacher

[1] Clément, Madame de Montespan et Louis XIV, p. 382. — [2] Lettres, éd. Clément, VII, p. 233.

fand: die außerordentlichen Leiſtungen der franzöſiſchen Möbelfabriken und der Gobelinmanufaktur gehen auf die Gründungen Colberts zurück. Auch die Arbeiter, denen die Freiheit der Arbeit höher ſtand als der Zwang der Staatsfabriken, waren ſchwer zu gewinnen; und als dieſer Abſolutismus des Wirtſchaftslebens in die Einzelheiten der Fabrikation eingriff, blieb den Betroffenen nichts anderes übrig, als von den Ausführern der Verordnungen Milderung oder Umgehung zu erhoffen. –

Die großen Handelsgeſellſchaften (Compagnie des Indes orientales, du Sénégal, du Levant, de la Guinée), deren Gründung Colbert begünſtigte, kamen ebenfalls nicht zur Blüte, weil das franzöſiſche Kapital, wie auch heute noch, ängſtlich war und gewagte Unternehmungen ſcheute, ſelbſt wenn ſie mit allen möglichen Vorrechten ausgeſtattet und noch ſo ſicher fundiert erſchienen. Trotz dieſer halben Erfolge verdankt Frankreich dem ‚Merkantilſyſtem' Colberts, der ſeine Pläne mit dem Fanatismus eines Parteimannes und der Zähigkeit eines beiſpielloſen Arbeiters verfolgte, außerordentlich viel.

Auch der Glanz der Marine, für die Ludwig XIV. keinen Sinn beſaß, weil er ſich, als Befehlshaber, dem Meere nicht anvertrauen wollte, ſowie die zahlreichen Kanäle und vortrefflichen Straßenbauten gereichen der Verwaltung Colberts zu dauerndem Ruhme, und es lag nicht an ihm, daß ſein Plan einer Organiſation des Forſtweſens, von dem er ſich viel für den Flottenbau verſprach, nicht die erhofften Früchte trug. Auch die Förderung der Wiſſenſchaften, die Gründung von Akademien (1663 Akademie der Inſchriften, 1666 der Wiſſenſchaften, 1671 Bauakademie) und die Penſionierung bedeutender Dichter und Gelehrten war ein Werk des Miniſters, dem keine Ausgabe zu groß war, wenn der Ruhm, la gloire, des Königs in Frage kam. Er war es auch, der durch ſein Steuerſyſtem die 60 Millionen aufbrachte, deren der gewalttätige Louvois (1641–1691), der Sohn des Kanzlers Michel Le Tellier (1603 bis 1685), alljährlich bedurfte, um das erſte moderne Heer zu ſchaffen, deſſen Errichtung und Verwaltung einen kundigen Willen am Werke zeigte. Louvois war der erſte, der die Verproviantierung des Heeres aufs genaueſte regelte und

nur die talentvollen Offiziere, ohne Rückſicht auf ihre Herkunft, beförderte. Gewiſſe Offizierſtellen, wie der Grad der Hauptleute und Oberſten, blieben zwar nach wie vor käuflich; aber der Inhaber mußte wirklich dienen und konnte nur auf Beförderung hoffen, wenn er ſich im Felde auszeichnete.

Doch auch Louvois, in dem Ludwig XIV. einen nicht minder treuen Diener und Arbeiter beſaß, wurde dem Sonnenkönig zum Verhängnis, indem er die Leidenſchaft ſeines Herrn für Eroberungskriege ſchürte und deſſen ſchamloſe Annexionspolitik förderte: die Folge dieſer Treibereien war, daß ſich 1686 ganz Europa gegen die brutale Politik des Königs erhob. Und damit begann der Niedergang Ludwigs XIV., dem um dieſe Zeit keine bedeutenden Männer mehr zur Verfügung ſtanden: Turenne war 1675 bei Sasbach in Baden gefallen; Condé war 1686, Colbert 1683, der Kanzler Le Tellier, der eigentliche Urheber der Armeereform, 1685 geſtorben. Louvois ſelbſt ſollte den Verfall des Staatsweſens, das im Grunde einem romaniſchen Einheitsideal zum Opfer fiel, nicht mehr erleben: er ſtarb 1691 in halber Ungnade eines plötzlichen Todes, zu einer Zeit, da der König längſt zum Idol geworden war.

6. François Michel Le Tellier, Marquis de Louvois

IV

WIE der Gott der Kirche der Tempel bedarf, wo ſeine Gläubigen zu ihm beten können, ſo bedurfte auch dieſes Königtum eines Hauſes, das als Symbol ſeiner Macht und Allmacht dem Erdkreis das Daſein eines einzigen Herrſchers verkündete. Der Aufenthalt in der leicht beweglichen Stadt Paris erinnerte den König ſtets an Tage, wo er mit tauſend Verhältniſſen und Parteien rechnen mußte, und Ludwig XIV., der niemals eine Demütigung zu vergeſſen pflegte, gedachte nicht gern der Zeit der Fronde, wo der Aufruhr in den engen Gaſſen tobte und er, als Kind, mit ſeiner Mutter bei Nacht und Nebel flüchten mußte. Der ſelbſtändig gewordene König liebte ſeine Hauptſtadt überhaupt nicht, und das alte Paris, mit ſeinen winkligen, ſchmutzigen Gaſſen, wo Tag für Tag „viel Geſtank und Volksgeſchrei“ herrſchte, erſchien ihm nicht als würdiger Aufenthalt für einen Herrſcher ſeiner Art. Dazu kam, daß das alte Königsſchloß dem Luxusbedürfnis des Königs in keiner Weiſe entſprach: hier ſchob ſich, nach alter Sitte, zu gewiſſen Zeiten das Volk in dichten Scharen durch die Räume, und die Treppen dienten der Menge, die ihren König beim Speiſen bewundern wollte, als Ort zur Befriedigung natürlicher Bedürfniſſe. Der Schmutz, der im Louvre herrſchte, ſpottete jeder Beſchreibung: wenn die Hofdamen der Königin Anna in die Gemächer ihrer Herrin berufen wurden, mußten ſie, beim Überſchreiten der Gänge, ihre Röcke in die Höhe heben.[1] Colbert, deſſen ganzes Streben dahin ging, aus Frankreich ein mächtiges Induſtrieland mit blühendem Handel zu machen, ſah die Abneigung ſeines

[1] Arvède Barin, La Jeunesse de la Grande Mademoiselle, p. 10.

Herrn gegen die geſchäftige Hauptſtadt mit Bedauern und drängte auf die Vollendung des Louvre, „des ſchönſten und mächtigſten Königsſchloſſes der Welt“; doch der Widerwille des Königs war ſtärker als die Liebe oder die Vernunft des Miniſters: Ludwig XIV. baute zwar, als gewiſſenhafter Erbe, an dem unvollendeten Louvre weiter; aber er ließ es ſich auch nicht nehmen, ſich ſelbſt den Rahmen zu ſchaffen, deſſen Glanz und Prunk zu ſeiner Auffaſſung des unumſchränkten Königtums paßte.[1]

Da, wo ſich heute das Schloß Verſailles erhebt, wohnten bis zum Jahre 1624 kleine Bauern; und auch einige Herren, wie der Kardinal de Retz, hatten dort kleinere Beſitzungen. Ludwig XIII. liebte den unſcheinbaren Flecken Verſailles und ließ ſich, trotz der Ungunſt des Ortes, auf einem kleinen, zwölf Meter hohen Hügel ein kleines Jagdſchlößchen aus Ziegelſteinen erbauen, das er aus ſeinem Privateinkommen bezahlte. Ludwig XIV., der von ſeinem Vater die Leidenſchaft für die Jagd geerbt hatte und von 1651 ab gern in der Gegend weilte, begann 1661 das Schloß zu erweitern; aber ſein Architekt Le Vau[2] änderte nicht allzuviel an dem Charakter des hübſchen, beſcheidenen Jagdſchloſſes, und die Gärten, zu denen Lenôtre[3] den Plan entworfen hatte, beſaßen wenig Springbrunnen und Statuen. In dieſem reizenden Renaiſſanceſchloſſe gab der König ſeiner erſten Geliebten, der La Vallière, die vielbeſprochenen Feſte: hier wurde 1663 „L'Impromptu de Versailles“ von Molière aufgeführt, und 1664 erregten „Les Plaisirs de l'Ile enchantée“ das Staunen der Zeitgenoſſen. Auch die Oper „Les Fêtes de l'Amour et de Bacchus“ von Quinault[4] gelangte 1668, zu Ehren der Montespan, in dieſem Rahmen zur Aufführung. Doch das Verſailles von Anno 1668, das ſchon den Zeitgenoſſen als Wunderwerk galt, wurde raſch zu klein für den ſtetig wachſenden Hofſtaat des Königs, und dieſer ließ in einem fort neue

[1] Bernini: „Bauten ſind das treue Abbild vom Charakter eines Fürſten, darum müſſen Fürſten groß und prächtig bauen oder überhaupt nicht.“ (Tagebuch des Herrn von Chantelou, p. 286.) — [2] Er ſtammte aus einer alten Künſtlerfamilie; 1613—1670. — [3] Der Schöpfer der franzöſiſchen Gartenkunſt; 1613—1700. Er legte die Gärten zu Verſailles, Saint-Cloud, Meudon, Fontainebleau, Saint-Germain und zahlreicher anderer Schlöſſer an. L. ſtand bei Ludwig XIV. in höchſter Gunſt. — [4] Philippe Qu., 1635—1688, der Textdichter Lullys, 1633—1687, des erſten großen franzöſiſchen Opernkomponiſten, der die Bühne bis zum Auftreten Glucks beherrſchte.

Pläne für Umbauten fertigen; denn der fürſtliche Bauherr litt es niemals, daß das Jagdſchlößchen ſeines Vaters, deſſen Reſte noch heute an den Ziegelmauern des Marmorhofes kenntlich ſind, niedergeriſſen wurde, und Le Vau mußte ſich begnügen, den alten Renaiſſancebau, zu dem man durch drei Höfe gelangte, von drei Seiten mit Flügeln zu umgeben. Das Schloß erhielt außerdem drei neue Faſſaden, die ſämtlich auf die Gärten gingen.

Auch dieſer Bau, in dem die Montespan herrſchte, genügte bald nicht mehr den wachſenden Anſprüchen des Hofhalts. 1678 begann man, nach den Plänen Hardouin-Mansarts[1], einen neuen Umbau: der neue Architekt erhöhte die Anbauten Le Vaus um ein Stockwerk, legte 1679 dem oberen Stockwerk der jetzigen Gartenſeite die vielbewunderte „Galerie des Glaces“ vor, erbaute 1678 den Nordflügel, wo die Miniſterien untergebracht wurden, und 1679 den Südflügel für die königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen. Die ganze impoſante Gartenfaſſade erhielt eine Länge von 580 Metern mit 375 Fenſtern. Im Auguſt 1684 arbeiteten noch 22000 Mann und 6000 Pferde, und 1685 ſogar 36000 Leute an dem Schloſſe.[2] Ein Aquädukt leitete das Waſſer von der Seine in die ſandigen Gefilde von Verſailles herüber; die berühmte Pumpmaſchine von Marly koſtete allein 4 Millionen (20 Millionen nach dem Geldwerte von 1900). Louvois, der nach dem Tode Colberts Oberintendant der Bauten wurde, gedachte die Waſſer der Eure durch einen Kanal und den Aquädukt Maintenon herbeizuleiten: die Arbeiten wurden im April 1685 begonnen und nahmen 22000 Soldaten und 8000 Maurer in Anſpruch. Zehntauſend Menſchen verloren bei dem Unternehmen, das nicht zu Ende kam, das Leben. Um 1690 konnte das Schloß, das, trotz mancherlei Umbauten, im weſentlichen ſeinen Charakter bewahrt hat, als vollendet gelten; nur die Kapelle, deren Dach den Rhythmus der ganzen Anlage überſchneidet und bricht, wurde erſt 1710 fertig.

---

[1] 1646—1708; Enkel der Schweſter des Architekten François Mansart, 1598—1666, von dem die in Frankreich ſo häufigen gebrochenen Dächer den Namen Manſarde haben. Hardouin-Mansart gehörte, wie alle Männer, in denen der König Geiſt von ſeinem Geiſt erkannte, zu den Günſtlingen, die ſich am Hofe ſehr viel herausnehmen konnten. Er bezog aus ſeinen verſchiedenen Ämtern ein ungeheures Einkommen. — [2] Dangeau, Journal, Eintrag vom 31. Mai 1685.

Über die Koſten des Schloßbaues waren die Meinungen lange geteilt. Pierre de Nolhac, der beſte Kenner des hiſtoriſchen Königsſchloſſes, nimmt an, daß es mit dem Pumpwerk von Marly zuſammen gegen 70 Millionen, etwa 300 bis 350 Millionen Franken nach dem Geldwert von 1900, gekoſtet habe.[1] Jedenfalls war dem eiteln Herrſcher keine Summe zu hoch, um aus dem Schloß und der ungünſtigen Umgebung eine Schöpfung zu machen, die ſeinen Willen verherrlichte und ſeinem Weſen entſprach: denn nicht allein das Schloß, ganz Verſailles iſt eine eigenmächtige Schöpfung des Königs, der 1671 den Flecken zur Stadt erhob, in deren regelrecht gezogenen Straßen nun die Paläſte und Stallungen des Adels, Kaſernen, Orangerien, Spielhallen und Kirchen emporwuchſen.

Dieſe künſtlich geſchaffene Stadt war, mitſamt dem weitläufigen Schloſſe, nur dazu da, um für das Daſein des vergötterten Monarchen einen einzigen Rahmen zu ſchaffen.[2] Die Künſtler erhielten den Auftrag, das Königtum in allen ſeinen Äußerungen zu verherrlichen: der Archäologe Douvrier hatte als Sinnbild des Herrſchers eine Sonne mit der Inſchrift: „Nec pluribus impar“ erdacht[3], und die Dekorateure der neuen Prunkräume, Maler und Erzbildner, Schaumünzenpräger und Kupferſtecher trachteten das Bild der Sonne überall anzubringen: wie das Geſtirn, das allen Welten, alles erleuchtend und alles belebend, ſeine Strahlen ſendet, ſollte der König als Spender aller Gnaden gelten. Die Götter der antiken Mythologie, der Sonnengott Phöbus-Apollo, Herkules, der Vertilger der Ungeheuer, Jupiter, der oberſte der Götter, Venus, Merkur und Diana, die orientaliſchen Monarchen Cyrus und Nebukadnezar waren dazu da, um durch ihre Attribute das Daſein des Herrſchers zu verherrlichen: die Empfangsräume wurden nach den Olympiſchen benannt, und das Spiel mit den Beziehungen heidniſch-göttlichen Lebens geſtattete, ſelbſt die Malerei zu einer Quelle ausgeſuchter Schmeichelei zu machen. Doch ſelbſt in der Ausſchmückung der Räume, die der Verherrlichung des Götzen dienen, iſt alles darauf angelegt und berechnet, die Annäherung an die

[1] Le Musée national de Versailles, Paris 1896, p. 14. — [2] Die Unterhaltung des Schloſſes koſtete jährlich 500000 (über 2 Millionen) Franken; ſie betrug gegen Ende des 19. Jahrhunderts noch 600000—650000 Franken. — [3] Voltaire, Siècle de Louis XIV, ch. XXV.

7. Versailles, vom Vorhofe aus gesehen

Majeſtät feierlich und beziehungsreich zu machen: während die erſten Säle in einfachem Weiß gehalten ſind, ſteigern ſich Prunk und Pracht in den folgenden Gemächern, und in dem letzten Saal, deſſen Wand das große Reiterrelief des Königs in vergoldeter Bronze von Coysevox einnimmt, herrſcht das Gold allmächtig und macht durch ſeine ſymboliſche Gegenwart den Glanz der Majeſtät den geblendeten Augen offenbar. Hier muß man, um nicht ungerecht vor einer großen Leiſtung zu werden, den Geſamteindruck des ganzen Baues im Auge behalten, in deſſen Vollendung ſich Malerei, Architektur, Plaſtik und Gartenkunſt zu einem machtvollen Geſamtkunſtwerk vereinigen und nicht nur das Walten eines glanzliebenden Willens, ſondern auch die Nachwirkung einer alten, eigenwilligen Kultur offenbaren. Es gibt wenig Bauwerke, in denen ſich das Weſen eines Mannes ſo überwältigend ausdrückt, wie das Schloß zu Verſailles. Sogar der Gott der Kirche, dem zuliebe der König ſeinen Proteſtanten ſeinen Glauben aufzuzwingen ſuchte, war nicht allein Herr in ſeinem Hauſe: ein Teil der Tribünen in der Kapelle iſt ſo gebaut, daß die Beter, beſonders aber die Beterinnen, nicht den Altar, ſondern nur den König in ſeiner Gebetsloge ſahen, wenn er, was Tag für Tag geſchah, der Meſſe anwohnte oder eine Predigt hörte. Ja, ſelbſt die Idee, die ſich dieſe Hofgeſellſchaft von ihrem Gotte machte, trägt Spuren des Einfluſſes, den der König auf alles ausübte, was mit ſeiner Perſon in Berührung kam. Man kann ſagen, der Gott dieſer Hofgeſellſchaft iſt in mancher Hinſicht ein Ebenbild des Monarchen: er iſt der allmächtige, allweiſe Monarch des Himmels, den in Ewigkeit zu ſchauen das Glück der Seligen bildet. Der Menſch ſchafft die Götter nach ſeinem Bilde, und der Gott Bossuets iſt ein geſteigerter Menſch mit irdiſcher Macht: er belohnt, er ſtraft und züchtigt; er macht die Pläne ſeiner Gegner zunichte und teilt Gnaden aus nach Verdienſt und Würdigkeit. Die Menſchen, die in ſeiner Schöpfung wandeln, haben keinen Wert und keine Bedeutung für ſich: ſie ſind nur ſeine Werkzeuge; ſie ſind nur dazu da, die Ehre und den Ruhm Gottes zu mehren und als Vollbringer ſeines Willens zu dienen. Alles, was geſchieht, geſchieht in majorem Dei gloriam. Aber man merke es wohl: obwohl

ſeine Prieſter ſeine Herrlichkeit und Macht aus dem Alten Teſtament beweiſen, iſt dieſer Gott doch von dem ſchrecklichen Gotte der Juden, dem Wüſtengotte Jehova verſchieden. Obwohl zu ſeinen Füßen die Hölle flammt und das Fegefeuer wirkt, hat er doch ſeine göttliche Barmherzigkeit den Menſchen geoffenbart, und ſeine Diener und Verkündiger, wie Bossuet und Bourdaloue, kennen die Geheimniſſe der göttlichen Vorſehung und glauben, mit dem Proteſtanten Leibniz, daß dieſe Welt, die er aus nichts geſchaffen, die beſte aller möglichen Welten ſei. Es iſt ein vernünftiger Gott, wie er einem Zeitalter der heraufkommenden Vernunft entſpricht, und auch ſeine Schöpfung beweiſt, wie Verſailles, die Einheitlichkeit eines unbeirrbaren Willens und die ewige Herrſchaft wohltätiger, göttlicher Geſetze, mag auch der einzelne, der in die Fallſtricke der Welt gerät, der ewigen Verdammnis verfallen ſein.

Und hier darf ich, um des Gegenſatzes willen, wohl daran erinnern, mit welchem Staunen der päpſtliche Hof die Enthüllung des „Letzten Gerichtes“ von Michelangelo aufnahm: da ſtand ein Weltenrichter, der nicht als Vollzieher der göttlichen Gerechtigkeit ſeines Amtes waltete, ſondern ein Gott, der aus einem Affekt heraus das Schickſal der Menſchheit vollzog. Das war etwas Ungeheuerliches, und die Theologen mochten es dunkel fühlen. Doch der Gott der abſoluten Monarchie iſt nach einem andern Seelengebilde geſtaltet: das ſchöpferiſche Lebensgefühl des römiſchen Barock, das in einem großen Künſtler Übermäßiges wagte, hat hier in Frankreich eine Umbildung erlitten und wahrt ſeine gallo-römiſche Einheit auch in der Idee ſeines Gottes.

Heinrich IV. und Ludwig XIII. mochten ſich noch als „erſte Edelleute“ ihres Königreichs fühlen; ja, der lebensluſtige Gaskogner Heinrich IV. ließ ſich ſogar von ſeinen hugenottiſchen Höflingen und Mitſtreitern duzen und ſchlief im Bette Montaignes, als er den unvergleichlichen Einſiedler auf ſeinem Weingut bei Bordeaux beſuchte. Auch Ludwig XIII., der doch die höchſte Auffaſſung von ſeiner Königswürde betätigte und keinem verzieh, der ſie zu verletzen wagte, geſtattete ſeinen Höflingen unter Umſtänden ein freies, kameradſchaft-

liches Wort. Der allmächtige Schloßherr von Verſailles war jedoch ſchon durch ſein Daſein allein in eine höhere Sphäre gehoben, und niemand in ſeinem Hauſe wagte es, den ſelbſtbewußteſten der Herrſcher daran zu erinnern, daß auch er begonnen hatte, das Leben mit ſeinen Höflingen nach der Art freier junger Männer zu genießen. Noch zu Beginn der ſechziger Jahre durfte der Graf de Guiche[1] ſich herausnehmen, der La Vallière den Hof zu machen, und ſogar den Verſuch wagen, den galanten König bei ſeiner Schwägerin Henriette von England auszuſtechen. Dies alles hörte mit dem Tage auf, wo Verſailles wirklich der Mittelpunkt der Regierung und damit Frankreichs wurde. Es iſt bezeichnend, daß Ludwig XIV. erſt 1673 die Allongeperücke auf ſein Haupt ſtülpte[2]: der Mann, deſſen majeſtätiſche Stirn die Lockenfülle der Olympier umwallte, war nun kein Menſch mehr wie die andern, ſondern ein Idol, deſſen Blicke beglückten, deſſen Worte auszeichneten und deſſen Gunſt berauſchte. Zehntauſend Mann ausgeſuchter Truppen zu Fuß und zu Pferd, Gardes du Corps, Musketiere, Schweizer, Leichtberittene, die zu Verſailles lagen, bildeten ſeine Hauswache, la Maison militaire du Roi. Viertauſend Diener waren kaum genug, um ſeinen Hofſtaat, la Maison civile, zu bilden. In ſeinen Ställen ſtanden 5000 Pferde, wovon 350 für ſeine Prunkwagen beſtimmt waren. Der ganze Hofſtaat war in zahlreiche Abteilungen (services) geteilt, mit zahlloſen Vorſtehern und Beamten, deren Stellungen durch Kauf erworben werden konnten und vielfach großen Einfluß gewährten. In der königlichen Küche, die in einem eigenen Flügel (grand commun) untergebracht war, wo auch in tausend Zimmern die eigentliche Dienerſchaft wohnte, wimmelte es von Chefs, Köchen, Bratenwendern und Spickern, Küchenjungen, Suppenkochern, Zuckerbäckern, Speiſeträgern, Spülern, Schrankauffehern und zahlloſen anderen Küchendienern und Läufern, für deren Dienſtkreis im Deutſchen die Bezeichnung fehlt.[3]

[1] Der galante Graf, de Guiche, 1638—1673, wie Saint-Simon (III, 21) den Jugendgeſpielen Ludwigs XIV. nennt, gehörte zu den Höflingen, denen es ſchwer wurde, in dem jungen König ihren Herrn zu ſehen. Er war in allerlei Intrigen gegen die La Vallière verwickelt und fiel 1673 in der Pfalz. — [2] Um aber die Schönheit ſeiner Haare zu zeigen, war dieſe Perücke mit Löchern verſehen, durch die einzelne Strähne herausfloſſen. — [3] Näheres darüber in E. Dussieux, Le Château de Versailles, Versailles 1881, Bernard, t. I, p. 250: Service du roi. Die nächſte Dienerſchaft des Königs be-

Der ganze Hofdienſt war nach der ſtrengſten Etikette geregelt, und die vornehmſten Herren Frankreichs rechneten es ſich zur Ehre, an der Spitze der königlichen Dienerſchaft zu ſtehen: im Jahre 1687 trugen die oberſten Hofleute die Namen La Rochefoucauld[1], Bouillon[2], Gesvres[3], Trémoïlle[4], Saint-Aignan[5], Lothringen[6], lauter Herzöge, wie der Sohn des großen Aphoriſtikers, der niemals eine Nacht unter einem fremden Dach oder zu Hauſe zubrachte, um nur ja immer in der Nähe ſeines Abgottes zu weilen. Der eigentliche Haushalt des Königs (Maison du Roi) war ſieben Ämtern unterſtellt. Der Oberſthofmeiſter (grand maître de la Maison du Roi) hatte einen Haushofmeiſter, einen Großbrotſchneider, einen Großmundſchenken und einen Großbratenſchneider unter ſich, die natürlich ſämtlich von Adel waren und einen ungeheuren Stab von Dienern und Beamten beſchäftigten. Alle Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt hatten einen ähnlichen Hofſtaat. Selbſt beſcheidenere Hofſtellen, wie das Amt eines Verwahrers der königlichen Halsbinden, oder des Nachtſtuhlaufſehers, der, als Inhaber eines Brevet d'entrée, das Recht beſaß, dem

ſtand aus 198 Perſonen. Der Hofhalt gliederte ſich in elf Sparten (services): 1. die Hofgeiſtlichkeit mit dem Großalmoſenier an der Spitze; 2. der Haushalt; 3. die Kammer, Vorzimmer und Kabinett (der Zimmerdienſt); 4. die Kleiderkammer, 5. der Marſtall; 6. Hofjagdweſen; 7. Bauten; 8. Reiſedienſt; 9. die Leibwache (Teil der Maison militaire du Roi); 10. Polizei (mit dem Großprofos von Frankreich an der Spitze); 11. das Zeremonienamt. — Dem Großkämmerer waren 4 Oberkammerherren, 24 Kammerherren mit 24 Pagen, 4 erſte Kammerdiener, 16 Türhüter und Melder, 32 gewöhnliche Kammerdiener, 12 Mantelträger, 2 Flintenträger, 1 Mailſpielkolbenhalter, 8 Raſierer, 8 Tapezierer, 5 Uhrmacher, 3 Knüpfer (von Binden, Degenkoppeln uſw.), 1 Chirurg für Steinleiden, 1 Zahnarzt, 6 gewöhnliche Diener, 2 Nachtſtuhlträger, 1 Tiſchträger, 9 Möbelträger, 1 Abreiber, 1 Offizier der Maultiere und eine Menge von Malern, Glaſern, Koffermachern, Schloſſern und anderen Handwerkern unterſtellt. Unter den erſten Kammerdienern befanden ſich ausgezeichnete Leute, wie Bontemps, der Intendant des Schloſſes, oder Moreau („né pour être un vrai seigneur", wie Saint-Simon, Journal de Dangeau XII, 25, bemerkt), der Beſitzer einer ausgewählten Bilderſammlung. — Das königliche Hoforcheſter (Musique de la chambre) beſtand aus 24 Geigern, 16 Trompetern, 1 Pauker, 4 Trommlern, 4 Pfeifern und Oboiſten. — Die Nachfolger Ludwigs XIV. übertrieben den Luxus dieſes Hofhalts in der unſinnigſten Weiſe. Darüber vgl. Taine (L'Ancien régime, p. 99 ff.), der allerdings nicht ins einzelne geht und nicht die Entwicklung dieſer Zuſtände, ſondern nur den Gipfelpunkt ſchildert.

[1] François VII., Herzog de La Rochefoucauld, 1634—1714, der Sohn des Moraliſten, gehörte zu den Vertrauteſten des Königs. — [2] Grand Chambellan de France. — [3] Léon Potier, Graf von Sceaux, Herzog von Gesvres, 1620—1714, verkaufte 1669 ſeine Stellung als Hauptmann der Leibgarde, um das Amt eines Oberſtkämmerers (premier gentilhomme de la chambre) zu bekleiden. — [4] 1655—1709; Oberſtkämmerer. — [5] François de Beauvillier, erſter Herzog von Saint-Aignan, 1610—1687, wurde 1649 Oberſtkämmerer, 1663 Herzog und Pair und Mitglied der franzöſiſchen Akademie. — [6] Louis de Lorraine, Graf von Armagnac und Brionne, 1641—1718, ſeit 1658 Großſtallmeiſter von Frankreich; er wurde kurzweg mit dem Titel Monsieur le Grand bezeichnet.

Lever der Majeſtät anzuwohnen, waren äußerſt geſucht und wurden, da ſie käuflich waren, mit dreißig-, vierzig- oder gar hunderttauſend Franken bezahlt. Molière hatte das Amt eines Tapezierers (Valet tapissier) von ſeinem Vater geerbt, und der Dichter wußte, wie bekannt, dieſe Stellung, die ihm Gelegenheit bot, in die Nähe des Herrſchers zu gelangen, trefflich auszunutzen.

Dieſes ganze Schloß, in dem ſich zehntauſend Menſchen tummelten, war für einen einzigen Menſchen gebaut, der alle Unbequemlichkeiten eines Lebens, das ſich von Anfang bis zu Ende in heller Öffentlichkeit abſpielte, mit der geradezu beiſpielloſen Gelaſſenheit eines olympiſchen Gottes ertrug: denn das Recht, das Königsſchloß zu betreten und als Zuſchauer oder Bittſteller in die Nähe des Herrſchers zu gelangen, gehörte zu den ungeſchriebenen Rechten der Franzoſen, deren Achtung Ludwig XIV. ſeinen Nachfolgern einzuſchärfen nicht vergaß. Dieſe Zuſtände erinnerten an die patriarchaliſche Zeit des Königtums, da der König noch mit ſeinen Leuten ſpeiſte und die Königin, als Verwalterin ſeines Hausvermögens, an ſeiner Seite ſaß. Der Herrſcher, deſſen Schöpfung als weithinragendes mächtiges Symbol wirkte, erfüllte alles mit ſeiner Gegenwart, und heute noch fühlt man ſeine unmittelbare Nähe in dem öden Prunkſchloſſe. Kein Höfling durfte in ſeiner Gegenwart einen Sitz benutzen; nur die Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt hatten das Recht auf einen Seſſel, und gewiſſe Herzoginnen und Edelfrauen konnten ſich auf ein Hockerchen (tabouret) ſetzen, auf deſſen Erlangung der höchſte Ehrgeiz ganzer Familien zielte.[1]

Die Bedienung des Königs war kein gewöhnlicher Dienſt, ſondern eine Kultushandlung feierlichſter Art: vom erſten Augenblick des Erwachens an begann, zur Zeit des höchſten Glanzes, die opernhaft feierliche Handlung, die den ganzen Tag über dauerte und erſt ihr

[1] Im Jahre 1649 erregte das ausſchließliche Recht der Herzoginnen auf dieſen Sitz höchſte Empörung unter einem Teil des übrigen Adels, und als die Königin-Regentin ſich geneigt zeigte, auch einigen Damen des geringeren Adels dieſe Auszeichnung zu gewähren, entſtand unter dem Hochadel die gewagteſte Kampfluſt. Die Memoiren der Zeit ſind voll von der Erörterung dieſer Jämmerlichkeiten. (Mémoires du Cardinal de Retz, II^e partie, ch. 17, und Mémoires de Madame de Motteville, III, p. 389.) Dieſe letztere, die feingebildete Kammerfrau der Königin Anna, iſt aufs tiefſte von der Bedeutung dieſer „guerre des tabourets“ erfüllt.

Ende fand, wenn Jupiter ſein Paradebett beſtiegen hatte. Die Höflinge, denen das Recht zuſtand, dem Aufſtehen vom Bette anzuwohnen, mußten es ſich gefallen laſſen, daß ſchon in der Art der Zulaſſung der Rangunterſchied der Hofklaſſen zum Ausdruck kam.[1]

Um acht Uhr früh oder gegen halb neun Uhr weckte der erſte Kammerdiener den König, indem er die Vorhänge des Prunkbettes zurückſchlug; dann ſpülte er die Hände des Monarchen mit Weingeiſt ab, worauf der Aufſtehende Weihwaſſer nahm und ein ſtilles Gebet ſprach. Inzwiſchen waren die Prinzen des königlichen Hauſes, der erſte Leibarzt, der erſte Chirurg und die Amme des Königs durch das Vorzimmer – das 1701 umgebaut und, nach dem runden Fenſter über der Türe, Oeil-de-Bœuf genannt wurde – eingetreten (entrée familière). Ehe der König das Bett verließ, wurden ihm zwei Perücken zur Auswahl vorgehalten, und wenn er ſeinen Schlafrock, den ihm der erſte Kämmerer reichte, angezogen hatte, nahm er außerhalb der Bettſchranken auf einem Seſſel Platz. Inzwiſchen waren einige Vertreter des höchſten Adels: Pairs und Herzöge, wie der Herzog von La Rochefoucauld (grand maître de la garderobe), und andere große Herren eingetreten (grande entrée). Während der König vor einem Spiegel, den ihm der erſte Kammerdiener vorhielt, raſiert wurde, was alle anderen Tage geſchah, verlangte er die première entrée: es kamen die vier Kabinettsſekretäre, die Vorleſer, Apotheker, Ärzte, die Silberbewahrer, einige Offiziere und Kammerdiener (alſo eine Anzahl Hofbedienſteter) und außerdem einige Günſtlinge, die ein eigenes Patent (brevet) beſaßen, weshalb dieſer Eintritt auch entrée des brevets hieß. Nachdem der König eine kleine Perücke aufgeſetzt hatte, verlangte er den Eintritt der Kammer (entrée de la chambre): es erſchienen die Kammerherren, die ihrem Herrn die Namen der bedeutenderen, Einlaß heiſchenden Perſönlichkeiten ins Ohr flüſterten, und ſofort traten die anweſenden Kirchenfürſten und Kardinäle, Geſandten, Herzöge und Pairs, die Marſchälle und Statthalter, die Parlamentspräſidenten und andere Großwürdenträger ein, denen nun vollends, als

[1] Die Schilderung, die Saint-Simon (Mémoires, éd. La Bedollière, XIII, 174f.) von dem Lever des Königs entwirft, iſt etwas zu ſummariſch. Ich habe ſie nach Aufzeichnungen Dangeaus und nach dem „État de France“ von 1712 ergänzt.

cinquième entrée, der breite Schwarm der Höflinge folgte. Der Türhüter (huissier) war verpflichtet, den Namen der Unbekannten zu erfragen. Wer ankam, wenn die Vorzimmertüre ſchon verſchloſſen war, mußte ſeine Anweſenheit durch ein leiſes Kratzen an der Türe bemerkbar machen, um Eintritt zu erlangen; das Anklopfen galt als Ungezogenheit.

Nun nahm die feierliche Kultushandlung ihren Fortgang: der König zog ſeine Strümpfe und ſeine Hoſen an, an denen die ſeidenen Überſtrümpfe befeſtigt waren; einige Pagen banden ihm die Schuhe zu, während die Majeſtät geruhte, ihre Strumpfbänder ſelbſt zu knüpfen. Inzwiſchen war auch das Frühſtück erſchienen: der König nahm meiſtens nur eine Taſſe Bouillon oder, in ſpäteren Jahren, Salbeitee zu ſich. Dann zog er ſein Nachthemd aus, übergab die Reliquien, die er während der Nacht auf bloßem Leibe getragen, dem erſten Kammerdiener und verlangte ſein Taghemd, das vorher gewärmt worden war. Die Darreichung dieſes Kleidungsſtückes bildete einen Höhepunkt der ganzen Kultushandlung: das Recht, dem Könige das Hemd zu reichen, ſtand Monsieur (dem Bruder des Königs) oder, wenn dieſer abweſend war, den Söhnen und Enkeln des Königs oder, wenn auch dieſe fehlten, dem höchſten Herrn im Hofrange zu. Aus den Händen der Darreicher gelangte das Kleidungsſtück in die Hände der Kammerdiener: der erſte Kammerdiener durfte den rechten Ärmel, der Aufſeher der Garderobe den linken Ärmel halten, während der König hinter ſeinem vorgehaltenen Schlafrock in das Hemd ſchlüpfte. Wenn der Monarch dann ſeine Hoſen hochgezogen und ſein Leibwams aus blauem, rotem oder grünem Atlas angezogen, ſein blaues Ordensband umgelegt und ſeinen Degen gegürtet hatte, ſchlüpfte er in ſeinen braunen Leibrock, den eine leichte Stickerei zierte; hierauf knüpfte er mit höchſteigenen Händen ſeine Halsbinde, ergriff eines der vier Taſchentücher, die ihm auf ſilberner Platte zur Auswahl dargereicht wurden, nahm ſeinen Federhut, ſeinen langen Stock mit goldenem Knopf und zog ſich in den ſchmalen Raum zwiſchen dem Bett und der Wand (la ruelle) zurück, um da, auf zwei dünnen, viereckigen Kiſſen (carrés) kniend, ſein Morgengebet zu verrichten. Wenn er da-

mit fertig war, betrat er das anſtoßende Gemach (le cabinet du Roi), wo er Miniſterrat zu halten pflegte, und verkündete die Tagesordnung, die auf die Minute eingehalten wurde: denn Pünktlichkeit iſt die Höflichkeit der Könige. Damit war das Lever, der erſte Akt des königlichen Tageslaufes, der ſich faſt ganz in der Öffentlichkeit abſpielte, zu Ende. Nun wohnte der Monarch einer Meſſe bei, bei der die Hofkapelle ſang. Auf dem Rückwege ſtand es jedem der Höflinge frei, den „Herrn“ anzureden oder ein Anliegen vorzubringen. Gegen zehn Uhr erwartete der pünktlichſte der Herrſcher die Miniſter, die bis gegen zwölf Uhr blieben. Die geſetzmäßige Einhaltung dieſes königlichen Tageslaufes erfüllte die echten Höflingsſeelen mit einer ſolchen Ehrfurcht, daß ſie, wie Dangeau[1], jedes Wort und jede Geſte ihres Idols aufzeichneten. Auch ſeine Leibärzte, Vallot, Daquin und Fagon[2], führten ein Tagebuch, in dem jede Schwankung der Geſundheit des Königs verzeichnet ſteht, und der zweite, der Konvertit Daquin, geruhte ſogar gelegentlich die weiſe Bemerkung einzutragen, daß die Majeſtät, ganz wie andere Sterbliche, den Schnupfen kriege, wenn es kalt ſei. Das Bett, in dem Ludwig XIV. ſeine Nächte verbrachte, wenn er nicht als üppiger Sultan bei einer Favoritin ſchlief, war heilig wie der Altar in einer Kirche: wer das königliche Schlafgemach durchſchritt, mußte, auch wenn niemand anweſend war, eine Verbeugung machen, wie vor der Monſtranz, und ſelbſt die Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes waren nicht von dieſer Andachtsbezeigung ausgenommen.[3] Wenn der König im Felde weilte oder auf Reiſen war, ſchlief ein Kammerdiener zu Füßen ſeines Prunkbettes, damit das geheiligte Lager des Roi-soleil keinem Zufall ausgeſetzt war.

[1] Mémoires et journal, Paris 1830. — [2] Journal de la santé du roi Louis XIV, écrit par Vallot, Daquin et Fagon, tous trois ses premiers médecins. Publié par M. Le Roi, Paris 1862, Durand. — Fagon, 1638—1718, gehörte zu den bedeutendſten Ärzten der Zeit. Er gewöhnte den alternden König, wenn auch mit größter Mühe, an ſchmalere Koſt und erhielt ſich ſelbſt nur durch eine weiſe Diät am Leben. Die Stellung des erſten königlichen Leibarztes war von größter Bedeutung: er erwarb durch ſein Amt den erblichen Grafenadel und beſaß als Staatsrat die Gerichtsbarkeit über das ganze Medizinalweſen des Königreiches. — Daquin, 1632—1696, wurde 1693 vom Hof verbannt; ſein Amt brachte 45000 (über 200000) Franken im Jahre ein. Nach der berühmten Fiſteloperation erhielt er eine Gratifikation von 100000 Franken und Ämter und Abteien für ſeine ganze Familie, ja für ſeinen Hauslehrer. (Mémoires de Saint-Simon, éd. Boislisle, I, p. 285.) — [3] État de France, 1697, I, p. 293.

Ludwig XIV. aß und trank in breiteſter Öffentlichkeit. Ehrfürchtigen Schweigens voll, umſtand der Schwarm der Höflinge den kleinen, viereckigen Tiſch in dem Prunkgemach, wo der König ſeinen ungeheuren Appetit ſtillte, wenn er den Miniſterrat verließ. Das ſilberne Schiffchen, in dem die Mundtücher der Majeſtät zwiſchen duftenden Kiſſen, das Salzfaß und die Vorſchneidemeſſer aufbewahrt wurden, genoß, wie das Prunkbett, die Ehre einer pflichtmäßigen Verbeugung. Wenn der Monarch vor ſeinem Hofe ſpeiſte, wurde es in feierlichſtem Aufzug, deſſen Schilderung wie ein aſiatiſches Märchen anmutet, zur Stelle gebracht. Selbſt wenn der große Eſſer keine beſondere Eßluſt verſpürte und nur ein beſcheidenes Mal (petit couvert) beſtellte, beſtand die Speiſefolge aus drei Gängen mit Dutzenden von Gerichten: großen und kleinen Suppen, hors d'œuvres, Braten, rohen, getrockneten und eingemachten Früchten.[1] Nur die Königin, die für ſich allein ſpeiſte, hatte das Recht, an dem Tiſche, an dem ihr Gemahl wie ein unerſättlicher Gott ſeinen überirdiſchen Hunger ſtillte, Platz zu nehmen; ſelbſt Monsieur, der Bruder des Königs, dem die Pflicht oblag, ſeinem erhabenen Bruder das Mundtuch zu reichen, wenn er bei Hofe weilte, durfte ſich nicht ohne Einladung der Majeſtät ſetzen, und es war wie eine Gnade, wenn der Hausherr für ihn auf dem gleichen Tiſche decken ließ. Ludwig XIV. verſchmähte es zeit ſeines Lebens, eine Gabel zu gebrauchen: er blieb der alten Sitte, mit dem Meſſer und den Fingern zu eſſen, bis an ſein Ende treu.[2] Bei Feſtmahlen ſaß er allein unbedeckten Hauptes zu Tiſch, während alle anderen Gäſte ihre Hüte auf dem Kopfe behielten. Als eines Tages der König von England mit dem Königlichen Hauſe ohne Gabel ſpeiſte, lüpfte er jedesmal mit fettigen Fingern ſeinen Federhut, wenn die Königin das Wort an ihn richtete, und zuletzt waren die Hutfedern des Gaſtes ſo ſchmutzig, daß das Speiſenfett auf ſeine Schultern herabtropfte. Wenn

[1] An einem Faſttag wurden dem König, ohne den Nachtiſch, gereicht: Potages: 1 carpe de pied de 2 doigts; 1 cent d'écrevisses; 1 potage au lait. — Petits Potages: 2 tortues; 1 potage aux herbes. — Deux petits potages hors-d'œuvres: 1 sole; 1 oille à l'eau. — Entrées: 1 grand brochet; 4 truites de pied de 4 doigts. — Petites entrées: 3 perches; 4 moyennes soles. — Quatre petites entrées hors-d'œuvres: 2 perches; 2 soles; 1 cent d'huîtres; 6 vives. — Rôt: demigrand saumon; 6 soles. (Dussieux, op. cit. II, p. 142.) — [2] Auch die Herzogin Eliſabeth Charlotte (von der Pfalz) aß, wie ſie uns in einem Brief vom 12. Januar 1713 erzählt, niemals mit einer Gabel.

der König nicht auf die Jagd ging, fand auch nach den Spaziergängen, auf denen ihn, während der guten Jahreszeit, ſtets ein Schwarm von Höflingen begleitete, Miniſterrat in dem „Cabinet de Conseil“ ſtatt, das mit fürſtlichem Luxus ausgeſtattet war. Dreimal in der Woche wurde, da kein Theater vorhanden war, in einem Saal oder bei der Maintenon Komödie geſpielt. Vom Oktober bis zum Weißen Sonntag empfing Ludwig XIV. dreimal in der Woche, am Montag, Mittwoch und Donnerstag, die ganze Hofgeſellſchaft: dieſe offiziellen Empfänge, die der König bis zum Jahre 1691 ſelbſt mit ſeiner Gegenwart beehrte, hießen kurzweg „Appartements“[1], weil die Prunkgemächer des Schloſſes den Gäſten offen ſtanden. Von ſieben bis zehn Uhr abends drängte ſich in den hohen Räumen von der Spiegelgalerie bis zur Tribüne der Kapelle alles, was zum Hofe gehörte. Ehrfurchtsvoll umſtand der bunte Schwarm in drangvoll fürchterlicher Enge die Tiſche, wo der König, Monsieur oder der Dauphin mit ein paar auserwählten Günſtlingen, Herren und Damen, die modiſchen Spiele Landsknecht, Hoca oder L'hombre ſpielten. Die Einſätze waren ganz ungewöhnlich hoch: die Montespan, die dem Spiel mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ihrer maßloſen Natur frönte, verlor einmal an einem Weihnachtsabend fünf Millionen, während zweifelhafte Höflinge, wie der Halbkuppler Langlée[2], im Lauf der Zeit ganze Vermögen beim Spiel gewannen. Der König ſelbſt ſah es ſehr gern, wenn der Adel jeden Luxus trieb und an ſolchen Abenden große Summen auf das grüne Tuch legte. Die Lakaien, in blauer, ſilbern eingefaßter Leibtracht, hatten Befehl, den zuſchauenden oder plaudernden Gäſten alles zu reichen, was ſie verlangten. Im „Salon de Vénus“ ſtanden Früchte, Orangen, Zitronen, Limonaden und trockenes Konfekt zur Erfriſchung bereit. In einigen Sälen wurde, beim Klange eines kleinen Orcheſters aus Saiteninſtrumenten, getanzt. Wenn der König nicht ſpielte, ſchritt er in majeſtätiſcher Haltung, als höflichſter aller Hausherren, unter ſeinen Gäſten auf und ab, um dieſen oder jenen mit einer Anrede zu beglücken. Bei großen Hofbällen und Empfängen ſtand die

[1] Saint-Simon, Mémoires (éd. Boislisle), I, p. 71. — [2] Dieſer, 1640—1708, war die richtige Hofſchranze, die ſich in der glänzendſten Geſellſchaft halten konnte, weil ſie die Kunſt, die Leute zu unterhalten, als Meiſter zu üben verſtand. Über ihn ſiehe Saint-Simon, Mémoires, VII, p. 70f.

Spiegelgalerie offen, die mit höchſtem Luxus ausgeſtattet war und mit ihren Fackelhaltern, Büſten, Bronzen, Gobelins, vergoldeten Seſſeln und Prunktiſchen einen feenhaften Anblick bot. Das Gedränge war auch in dieſem weiten Feſtraum zuweilen lebensgefährlich und die Hitze im Sommer manchmal unerträglich; bei großer Kälte aber genügten die Kamine nicht, um die hohen, weiten Gemächer zu erwärmen, und im Winter 1695 kam es ſogar vor, daß die Weine und das Waſſer auf der königlichen Tafel einfroren.

Im ſpäteren Alter, von 1691 ab, pflegte Ludwig XIV. ſeine Abende regelmäßig bei der Maintenon zu verbringen und mit ſeinen Miniſtern in Gegenwart der Marquiſe zu arbeiten, die ihm am Kamin, unter einem überdachten Lehnſtuhl, gegenüberſaß und, ohne ein Wort in die Beratung zu werfen, mit einer Handarbeit beſchäftigt war. Wenn es dem König darum zu tun war, die Anſicht der klugen Frau zu erfahren, pflegte er ſie ſcherzhaft zu fragen: „Qu'en pense votre solidité?“ Und die Befragte verſtand es, ſolche Augenblicke trefflich auszunutzen. Wenn dann, gegen zehn Uhr, die Gemahlin des Königs im Beiſein der Miniſter ihr einfaches Abendeſſen eingenommen hatte und zu Bett gegangen war, nahm ihr Gemahl Abſchied, um ſich, nach jahrelanger Gewohnheit, mit ſeiner Familie zum prunkvollen Abendeſſen niederzuſetzen, das, wie das Mittageſſen, in breiter Öffentlichkeit, unter ehrfürchtigſtem Schweigen der zuſchauenden Höflinge, eingenommen wurde.[1] Wer nur irgend Luſt hatte, konnte Zutritt zu dieſem Schaugepränge erlangen, und die Spitzbuben, von denen es in Verſailles wimmelte, hatten die ſchönſte Gelegenheit zu allerlei Diebſtählen: eines Tages wurden ſogar die Diamanten des Hutes weggeſtohlen, den der König auf ein Tiſchchen gelegt hatte. Mit gleicher Feierlichkeit wie ſein Aufſtehen vollzog ſich auch, im Kreiſe einer kleineren Höflingsſchar, das Schlafengehen Ludwigs XIV., und auch dieſe monarchiſche Kultushandlung gab dem ewig gleichgeſtimmten Sonnenkönig

[1] Der Zwang dieſer Etikette blieb auch im 18. Jahrhundert beſtehen. Caſanova ſchildert ſehr luſtig (Mémoires, II, 334) eine Mahlzeit der armen Königin Marie Leszinska. Dieſe Etikette bildete das Staunen der gebildeten Welt; als man Friedrich dem Großen den Tageslauf des Königs von Frankreich ſchilderte, bemerkte er, wenn er König von Frankreich wäre, würde er ſofort einen Nebenkönig ernennen, damit ihm dieſer die Laſt dieſer leeren Fron abnähme.

Gelegenheit, Glückliche und Neider zu machen: wem er ſeinen Handleuchter, auf dem zwei Kerzen brannten, während die Königin nur eine brennen durfte, zum Halten gab, der zählte zu den Auserleſenen, und ſelbſt der ſtolze Herzog Saint-Simon vergißt nicht zu erwähnen, daß er ſich zuzeiten dieſer berauſchenden Gunſt erfreuen durfte.

Wer ſich, um ſeiner Würde willen, einem ſolchen Zwange auf Lebenszeit unterwirft, wird mit der Zeit mit Notwendigkeit zu einem Automaten. Als mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts das Unglück über den gealterten Herrſcher hereinbrach, vermochten ihn auch die ſchwerſten Schickſalsſchläge nicht aus dem Gleichmaß dieſer königlichen Lebensgewohnheiten zu bringen: die Leiche ſeines Bruders war kaum erkaltet, als er Befehl gab, die Spieltiſche in Marly aufzuſtellen, und nach der verlorenen Seeſchlacht von Vigo zeigte der Monarch allein ein heiteres Geſicht. Auch als der König innerhalb eines Monats im Jahre 1712 ſeinen Enkel, deſſen Gemahlin und deren Sohn, den Herzog der Bretagne, durch den Tod verlor, bewahrte er ſeine automatiſche Haltung, vor der die bewundernden Höflinge im Zweifel waren, ob ſie chriſtlicher Gottergebenheit oder der beiſpielloſen Charaktergröße eines großen Fürſten entſprang. Das erſtaunliche Medaillon in Wachs (von Benoist), das heute im Schlafgemach des Königs in Verſailles hängt, zeigt ein ganz unheimliches Geſicht, mit ſcharfem Profil und hängender Lippe, und wer die Arbeit des Schickſals an einem Menſchenantlitz verfolgen will, mag die außerordentliche Büſte Berninis zum Vergleich heranziehen. —

Und nicht nur das Leben, auch das Sterben des Königs vollzog ſich in der Öffentlichkeit, und auch dieſer Staatsakt gab dem würdevollſten aller Monarchen Gelegenheit, die olympiſche Haltung ſeines Weſens zu zeigen: er beglückte ſeine Höflinge mit einer Anſprache, in der er ſie um Verzeihung wegen des ſchlechten Beiſpiels bat, das er ihnen gegeben habe; dann dankte er ihnen für ihre Treue und empfahl ihnen ſeinen Enkel. Das Sterben ſelbſt erklärte er für eine Sache, die er ſich ſchwieriger vorgeſtellt habe, und um dieſer heiteren Endſtimmung Gewicht zu geben, ſprach er mit ruhigſter Stimme von ſeinem Begräbnis und gab dem Thronerben den Titel König. —

Ein königlicher Tod: bis in ſeine letzten Augenblicke – der Siebenundſiebzigjährige ſtarb am 1. September 1715, an einem Sonntag – blieb Ludwig XIV. ſeiner Rolle getreu, und ſein Sterben war nicht minder ſymboliſch wie ſein Leben, das nach außen hin das gleichmäßige Schauſpiel eines würdevollen Feſtgepränges bot.

Damit aber ein ſolches Dauerfeſt Tag für Tag gelingen und ſeinen Glanz bewahren konnte, bedurfte es nicht nur einer geſchulten Dienerſchaft, ſondern auch eifriger Feſtteilnehmer, die mit Leib und Seele bei der Sache waren. Unter Ludwig XIV. ſank der Feudaladel vollends zum reinen Hofadel herab, dem das Verweilen in unmittelbarer Nähe des Herrſchers zur Pflicht und zur Quelle ſicheren Lebens wurde. Zwar gab es in der Provinz noch einen ſehr lebendigen Landadel, und man braucht nur einen Blick in die Memoiren des milden Biſchofs Fléchier, „Les Grands Jours d'Auvergne“[1], zu werfen, um zu wiſſen, wie dieſe Leute auf ihren Schlöſſern lebten. „Les Grands Jours“ waren ein fliegendes Gericht, das im Jahre 1665 mit den Untaten der adeligen Herren auf ihren Sitzen aufräumen ſollte, und was der feingebildete Prälat in ſeiner leichten Weiſe von den Totſchlägen und Bauernſchindereien der Landjunker zu erzählen weiß, läßt es begreiflich erſcheinen, warum der zentraliſierte Staat das Gebaren dieſer Herren, die nur noch Vorrechte hatten, aber nichts mehr für das Gemeinwohl leiſteten, nicht dulden mochte.

Wer kein Vermögen beſaß und ſein Glück machen wollte, war auf den Hof, das heißt auf die Gunſt des Königs angewieſen, und dieſer hielt nachdrücklich darauf, daß ſeine Edelleute, als Statiſten ſeiner Herrlichkeit, auch regelmäßig zur Stelle waren. Wenn ſich irgendein Abweſender herausnahm, eine Gunſt zu erbitten, konnte es geſchehen, daß der König trocken bemerkte: „Ich kenne ihn nicht, ich ſehe ihn nie“, und damit war ſein Schickſal beſiegelt. Die vornehmſten Familien des Landes verließen ihre Schlöſſer in der Provinz oder in Paris, um ihr Leben in Verſailles, unter den Augen des allmächtigen Sultans, zu verbringen. Es gehörte zum höchſten Ehrgeiz hochgeborener Herren, endlich im Schloß ein armſeliges Dachzimmerchen zu er-

[1] Mémoires sur les Grands Jours d'Auvergne; éd. Chéruel, Paris 1865.

halten, wo es ihnen möglich war, Tag und Nacht im Bannkreiſe ihres Abgottes zu weilen. Das größte Unglück, das einen echten Höfling treffen konnte, war die Verbannung auf ſeine Güter, in die Provinz. Stendhal bemerkt gelegentlich ſehr fein: „Das Meiſterſtück Ludwigs XIV. beſtand darin, die Langeweile des Exils zu ſchaffen“, und dieſe Langeweile war ſo groß, daß einzelne Hofleute behaupteten, ſie wollten lieber ſterben, als zwei Monate lang den Anblick des Königs entbehren.

Ludwig XIV. war nicht nur der glänzendſte Hausherr, den die Welt geſehen, er war auch die Quelle alles Glückes und aller Glückſeligkeit oder, kurz, die lebendigſte Vorſehung in irdiſcher Geſtalt. Er ſorgte für arme Töchter vornehmer Häuſer, indem er ihnen eine Ausſteuer ſchenkte[1] oder die Stelle einer Äbtiſſin verlieh; er zahlte die Schulden unglücklicher Spieler oder ſteckte die ungeratenen Söhne großer Häuſer einfach in die Baſtille; er machte Kinder zu Generalen und Dichter zu Äbten oder Beamten, damit ſie ein Einkommen hatten[2]; er wuſch ungetreuen Ehegatten den Kopf und predigte Tugend; er war das Muſter aller Moden und des guten Geſchmacks. Die Höflinge wiederholten ſeine Witze, obwohl der König, mit ſeinem gehaltenen, ſelbſtbewußten Weſen, kaum Gelegenheit zum Lachen gab; ſie kopierten ſeine Röcke und ſeine Perücken; ſie faſteten, wenn der König faſtete, und frömmelten, als er fromm wurde. Als ſich der Umſchmeichelte im Jahre 1686 an einer Fiſtel operieren laſſen mußte, bekamen zahlloſe Höflinge über Nacht ebenfalls Fiſteln, und der Wundarzt Dionis mußte die Unverſchämten zum Zimmer hinausjagen, weil ſie, um jeden Preis, die gleiche Operation wie ihr tapferer Abgott beſtehen wollten. Wenn ſie im Theater ſaßen, bezogen ſie jedes Wort auf ihren Götzen: „Bérénice“ iſt voller Anſpielungen auf die Liebe des

[1] „On ne peut se marier sans la permission du Roi.“ Mém. de Mme. de Motteville, III, 390. — [2] Von dem Abbé Dangeau wird auf der Pariſer Nationalbibliothek ein Manuſkript „Les Bienfaits du Roi“ verwahrt, aus dem hervorgeht, daß faſt alle großen Familien des Landes von der königlichen Gnade abhängig waren. — Frau von Sévigné ſchrieb am 12. Januar 1680 an ihre Tochter: „Le Roi fait des libéralités immenses; en vérité, il ne faut pas se désespérer; quoiqu'on ne soit pas son valet de chambre, il peut arriver qu'en faisant sa cour, on se trouvera sous ce qu'il jette. Ce qui est certain, c'est que loin de lui tous les services sont perdus: c'était autrefois le contraire.“ (Lettres de Madame de Sévigné, de sa famille et de ses amis. Paris 1862, Hachette. 8 vol.)

Königs zu der Nichte des Kardinals Mazarin, Marie Mancini, oder zu Henriette von England:

„De cette nuit, Phénice, as-tu vu la splendeur?
Tes yeux ne sont-ils pas tout pleins de sa grandeur?
Ces flambeaux, ce bûcher, cette nuit enflammée,
Ces aigles, ces faisceaux, ce peuple, cette armée,
Cette foule de rois, ces consuls, ce sénat,
Qui tous de mon amant empruntaient leur éclat;
Cette pourpre, cet or, que rehaussait sa gloire,
Et ces lauriers encore témoins de sa victoire,
Tous ses yeux, qu'on voyait venir de toutes parts
Confondre sur lui seul leurs avides regards;
Ce port majestueux, cette douce présence . . .
Ciel! avec quel respect et quelle complaisance
Tous les cœurs en secret l'assuraient de leur foi!
Parle, peut-on le voir sans penser comme moi,
Qu'en quelque obscurité que le sort l'eût fait naître,
Le monde, en le voyant, eût reconnu son maître?"

1. Akt, 5. Szene.

Die „Eſther" des zarten Hofdichters Racine iſt eine Verklärung des Verhältniſſes zwiſchen der ſtolzen Montespan und der klugbeſcheidenen Madame de Maintenon. In „Amphytrion" belachte der galant geſtimmte Hof den betrogenen Gatten der Montespan und freute ſich der Liebestaten Jupiters, der es, wie alle Götter, nicht verſchmähte, mit anderen zu teilen und, auf alle Fälle, die Pille zu verzuckern wußte.[1] Dieſe Geſellſchaft war, im ganzen genommen, zu jeder Gemeinheit bereit, wenn es galt, den Launen des Herrn zu ſchmeicheln. Nur ein Dichter und Zigeuner wie Lafontaine, dem der Ehrgeiz, eine Rolle am Hofe zu ſpielen, gänzlich fernlag, konnte in einer ſeiner Kulturfabeln, deren Bedeutung Leſſing in ſo gröblicher Weiſe mißkannte, die folgende Schilderung des Hofes wagen:

„Je définis la cour un pays où les gens,
Tristes, gais, prêts à tout, à tout indifférents,

[1] „Le seigneur Jupiter sait dorer la pilule." V, 11.

Sont ce qu'il plaît au prince ou, s'ils ne peuvent l'être,
Tâchent au moins de le paraître.
Peuple caméléon, peuple singe du maître;
On dirait qu'un esprit anime mille corps:
C'est bien là que les gens sont de simples ressorts."

Fables, VIII, 14: Les obsèques de la lionne.

Wer mit ſolch klaren Augen in dies Getriebe ſieht, darf ſich nicht wundern, wenn ihn der Herr dieſes Räderwerks mit ungnädigen Augen betrachtet.

Und eine Bemerkung Labruyères iſt nicht nur bezeichnend für den Geiſt des Hofes, ſondern für den Geiſt der Zeit überhaupt: „Wer in Erwägung zieht, daß das Antlitz des Fürſten das ganze Glück des Höflings ausmacht und daß dieſer ſein ganzes Leben darauf aus iſt, ihn zu ſehen und geſehen zu werden, begreift einigermaßen, wie Gott alle Glorie und alle Seligkeit der heiligen Heerſcharen bildet."[1] Wer mit einer ſolchen Geſinnung lebte, verlor naturgemäß das Gefühl für alle perſönliche Würde und mußte, wie Saint-Simon, darauf ſehen, daß wenigſtens die paar Sonderrechte, die dem verſinkenden Hochadel zuſtanden, aufrechterhalten blieben. Doch ſelbſt ein koſtbares Sonderrecht konnte zu einer Gelegenheit werden, die Herrlichkeit des Königs zu erweiſen: wer einen gewiſſen blauen Überrock mit roten Aufſchlägen, le justaucorps au brevet, deſſen Gebrauch der Fürſt für ſich und einige Günſtlinge vorbehalten hatte, tragen durfte, lebte im ſiebenten Himmel: ſelbſt die Prinzen von Geblüt konnten dieſe Auszeichnung nur erlangen, wenn einer der Inhaber dieſer Rockbruderſchaft von des Herrſchers Gnaden wegſtarb.

Da die Nachkommen der alten Feudalherren ihre Güter nicht ſelbſt bebauten, verarmten ſie ſehr raſch und wurden, wenn es ihnen nicht gelang, eine reiche Erbin zu heiraten, ganz von der Gnade des Königs abhängig; und ſo entſtand, als Paraſit des Königtums, ein müßiger Hofadel, deſſen Glieder ihr Leben als Statiſten verbrachten. Eine alte Hofſchranze faßte die Pflichten dieſer Schmarotzer in einige Sätze zuſammen, indem ſie einem jungen Manne folgenden Rat gab: „Sie

[1] Caractères: De la cour (éd. Garnier), p. 211.

haben nur drei Dinge zu beobachten: Sprechen Sie Gutes von aller Welt, fordern Sie jedes Amt, das frei wird, und ſetzen Sie ſich, wenn ſich Ihnen eine Gelegenheit dazu bietet.“ Die Schlaueſten aber begnügten ſich nicht mit dieſer Weisheit eines Höflings, der vierzig Jahre ſtehend in dem Vorzimmer des Königs verbracht hatte, ſondern hatten ihre Hand in allerlei Geſchäften mit unſauberen Finanzleuten[1]: ſie forderten und verwerteten die verſchiedenartigſten Monopole, und die Trinkgelder, pots de vin, die dabei in ihre Taſchen floſſen, waren den geleiſteten Dienſten angemeſſen. Es iſt kein Zufall, daß die Ideen Colberts unter einem Teil des Adels eifrigere Anhänger fanden, als unter den bürgerlichen Zunftmeiſtern und Unternehmern: die vornehmen Herren, Herzoge, Prinzen, Grafen und einfache Edelleute, hatten eben am Hofe den Wert des Geldes kennen gelernt und taten ſich als Unternehmer auf: ſie ließen Hochöfen, Glasbläſereien, Bergwerke, Gießereien betreiben und wußten die Vorrechte, die ihnen der Miniſter zugeſtand, trefflich auszunützen. Im übrigen waren die Laſten, die dem Hofadel durch ſeinen Aufenthalt in Verſailles oder Paris erwuchſen, ganz ungeheuer: da der König es liebte, daß ſeine Leute auf großem Fuße lebten, erwuchs in dem einzelnen das Beſtreben, das Beiſpiel des Herrſchers nachzuahmen und aus ſeinem Hauſe ein Verſailles im kleinen zu ſchaffen. Die Denkwürdigkeiten der Zeit geben klarſten Einblick in das koſtſpielige Leben und den Überfluß an Dienern, der, bis zum mehr oder minder wohlhabenden Rechtsadel herab, das Haus eines „homme de qualité“ füllte und den Herrn der ſicheren Verarmung entgegenführte oder ihn zwang, ſein Vermögen durch Geldheiraten aufzufriſchen. Dabei bleibt zu bedenken, daß das Verhältnis dieſes entartenden Adels zum Gelde durchaus noch ariſtokratiſcher Natur war: ſie waren, ſamt und ſonders, der Meinung, der Montesquieu klarſten Ausdruck gab: daß alles verloren ſei, wenn der einträgliche Beruf eines Finanzmannes die Ausſicht habe, die allgemeine Achtung zu erlangen; denn dann verliere die Ehre ihre Bedeutung und die Regierung werde in ihrem inner-

[1] Boileau konnte ſpotten: „Bientôt, pour subsister, la noblesse sans bien,
Trouva l'art d'emprunter, et de ne rendre rien.“
Satire V, v. 115, 116.

ſten Weſen erſchüttert. Es war daher ein großer Tag für dieſe Welt, als der König, den ſeine Geldnöte dazu zwangen, den Rothſchild der Zeit, den Geldmann Samuel Bernard, den die Höflinge nur „ce petit juif Bernard“ nannten, im Jahre 1708 in Marly empfing und durch die königlichen Gärten geleitete. –

Jede Geſellſchaft, die auf einem engen Raum, wie auf einem Schlachtfeld der Leidenſchaften und Intereſſen, beiſammenlebt, ſchafft ſich notgedrungen mit der Zeit eine eigene Sippenſprache: Bedeutendes und Unbedeutendes wird, mit mehr oder weniger Behagen, in einer Weiſe vorgetragen, die nur dem Eingeweihten verſtändlich bleibt und dem einzelnen wohl auch geſtattet, ſeine eigentlichen Gedanken zu verbergen: denn die Sprache iſt, nach Talleyrand, dem Schranzen nicht gegeben, um ſeine Gedanken auszudrücken, ſondern um ſie zu verbergen. Der Schwache vollends muß nach einer Waffe ſuchen, um einen Angriff zu erwidern oder ſeinen Rachedurſt ſtillen zu können: ſo entſteht eine eigentümliche Ironie, die nichts Sokratiſches an ſich hat, aber alles in ein ſchwankendes Licht ſtellt. Als die Prinzeſſin von Savoyen nach Verſailles kam und, als Gemahlin des Herzogs von Burgund, den Hof kennen lernte, ſagte ſie zur Maintenon: „Aber hier macht man ſich über jeden luſtig.“[1] Sie mußte ſich an dieſen Ton, den der König übrigens niemals ſelber anſchlug, erſt gewöhnen, und anderen, wie der Herzogin Eliſabeth Charlotte, der ehrlichen Pfälzerin, wollte es nie gelingen, ſich in dieſe Redeweiſe zu finden. Der Ton, in dem die Hofleute von ihrem Zwangsparadieſe ſprachen, iſt darum von einer erbarmungsloſen Zwieſpältigkeit: der einzelne mag noch ſo rechtlich und anſtändig ſein – und ein Teil der auserleſenſten Menſchen Frankreichs ſtand mit dem Hofe Ludwigs XIV. in Verbindung –, als Menge zeigt die Höflingsſchar eine eigene Pſyche, und man muß notgedrungen Maſſenpſychologie treiben, um dieſe gemiſchte Geſellſchaft zu würdigen, die, wie ihr Abgott ſelbſt, hinter einer pomphaften Faſſade lebte: im Grunde war dieſes Paradies unſicheren Glückes ein ungeheurer Jahrmarkt der Eitelkeiten, auf dem Talent und Charakter nur dann an ihren Platz gerieten, wenn ſie den

[1] Souvenirs de Madame de Caylus (Collection Petitot), p. 427.

Intereſſen des Herrſchers dienten. Jeder Zwang aber rächt ſich, indem er den Menſchen dazu bringt, ſich für die unterdrückte Natur einen Ausweg zu ſchaffen: nach außen hin bot Verſailles zu der Zeit, da der alternde König, im Banne der Maintenon, nur an ſein Seelenheil dachte, das Muſter eines ſtrengen Hofes; aber dieſelben Leute, die dunkle Hofkleider trugen, mit dem „Herrn“ beteten und ſtrengſte Faſten hielten, entſchädigten ſich in Paris in ſchamloſeſter Weiſe für den erlittenen Zwang; und als Ludwig XIV. geſtorben war, brach die verhaltene Zügelloſigkeit ſofort wie eine Sturzflut über die abgezirkelten Gärten des Prunkſchloſſes herein. So kam es, daß „Hof und Stadt“ zur Zeit des Abſtieges wie ungeheure Gegenſätze wirkten: in Verſailles der blendende Glanz des Hoflebens; in Paris Kindsmorde, ſchwarze Meſſen, Abtreibungen, ein ſteigendes Leben des Geiſtes, und zwiſchen dieſen beiden Welten die Geſtalten, die im Lichte der Königsſonne leben, angſtvoll hin und her huſchend, ſo daß man mit einigem Recht ſagen kann: in dieſem Umkreis erinnert nicht die Dichtung, wohl aber das Leben an die Welt Shakeſpeares. Im Grunde tut man dieſer glänzenden Geſellſchaft, die ſich ſelten wuſch und alle üblen Gerüche mit Parfüms zudeckte[1], nicht unrecht, wenn man behauptet, daß ſie noch mit einem Fuße in dem Schmutze bäuerlicher Barbarei ſtand.

Barbarei und höchſte Verfeinerung aber berühren ſich zuweilen: das leichte, ſchmetterlingshafte Volk der müßigen Höflinge verſtand die Kunſt, aus einer Schmeichelei ein Meiſterſtück des Witzes oder der Anmut zu machen, meiſterlich zu handhaben. Als der König eines Tages von ſeinem Alter ſprach, bemerkte der bewährte Langlée: „Die Könige haben kein Alter: man zählt ihre Taten, nicht ihre Jahre.“ Der eheliche Sohn der Montespan, der Herzog d'Antin[2], der Typus des vollendeten Hofmanns, wußte dem König auf andere Weiſe zu

[1] Im Schloſſe zu Verſailles, wo es keine Aborte gab, waren 283 Nachtſtühle im Gebrauch. Die Herzogin von Burgund ließ ſich, wie Saint-Simon (XXII, 286) erzählt, ein Kliſtier im Zimmer des Königs hinter einem kleinen Wandſchirm geben, während eine zahlreiche Geſellſchaft im Beiſein Ludwigs XIV. in dem Raume plauderte. Daß ſich die Prinzeſſinnen, wenn ſie allein bei Tiſche waren, gründlich betranken und dann erbrachen, war keine Seltenheit. (Saint-Simon, Mémoires, XX, p. 98.) — [2] 1665—1736. Seine Mutter war unermüdlich darauf bedacht, ihm die höchſten Würdenſtellen und das glänzendſte Einkommen zu verſchaffen. Über ihn ſ. Saint-Simon, Mémoires, XVI, 255 f.

ſchmeicheln. Als Ludwig XIV. 1707, auf der Reiſe nach Fontainebleau, Gaſt des Herzogs in Petit-Bourg war, mißfiel ihm eine Baumreihe, weil ſie ihm die Ausſicht aus dem Schlafgemach verſperrte. Die Nacht verging, ohne daß der Schlaf des Königs geſtört worden wäre; aber am Morgen waren die Bäume verſchwunden, und der Höfling bemerkte: „Majeſtät haben ſie zum Tode verurteilt!“ Wie hätten auch die Majeſtätsverbrecher es wagen dürfen, noch einmal den Augen des Roi-soleil zu begegnen!

Die Koſten dieſes Hoflebens, das beiſpiellos in der Geſchichte daſteht, waren ungeheuer; im Jahre 1685, als der König auf der Höhe ſeines Daſeins ſtand, beliefen ſich die Ausgaben auf 29 Millionen Livres, wovon aber 2186784 Livres für das Taſchengeld des Königs und 15340901 Livres für Bauten verausgabt wurden, wobei der Geſamtetat des Landes ſich auf etwa 100 Millionen belief. Das ganze Steuerſyſtem, dem 1701 eine Kopfſteuer und 1710 der Zehnte (dîme royale) eingefügt wurde, war nur in Hinſicht auf die Hofhaltung und die Kriege eingerichtet, die dazu dienten, den Ruhm des Sonnenkönigs und ſeines Hauſes zu mehren. Dieſer verſtand im übrigen recht wohl, unter Umſtänden zu knauſern; aber er hatte immer Geld, wenn ſeine Liebhabereien oder ſeine Günſtlinge in Frage kamen, und auch der Miniſter Colbert, der ſich wohl ein freies Wort herauszunehmen getraute, predigte tauben Ohren, wenn ein Genuß oder eine Laune des Herrſchers in Frage ſtand. In dieſem ganzen Leben und Treiben aber offenbart ſich eine geheime Ironie des Lebens. Wer ein großes Land beherrſchen will, bedarf zahlloſer Organe, und wer ſein Leben in voller Öffentlichkeit verbringt, wird von tauſend Blicken abhängig: aus dem Monarchen, der eiferſüchtig über allen ſeinen Rechten wachte, wurde mit Notwendigkeit der Sklave der Miniſter und der Etikette. Obwohl der Sonnenkönig zeit ſeines Lebens die Laſt dieſes Schaukönigtums mit olympiſchem Behagen trug, wurde er doch zuweilen des läſtigen Treibens müde, und ſo ſuchte er ſich in dem nahen Marly einen bequemen Landſitz zu ſchaffen, wo er von Verſailles ausruhen konnte. Aber auch hierher folgten ihm die Höflinge, und das Symbol der Sonne, das über ſeinem Leben ſtand

– Solus se ipsum indicat! – übte auch hier ſeinen Zwang. Das entzückende kleine Schloß, le pavillon du soleil, das 13 Millionen gekoſtet hatte und als Muſter zeitgemäßen franzöſiſchen Geſchmacks galt[1], war, zur Erinnerung an die zwölf Zeichen des Tierkreiſes, von zwölf Gartenſchlößchen umgeben. Wenn der König aufſtand, machte er den glücklichen Inſaſſen dieſer Luſthäuſer, Herren und Damen, ſeinen Beſuch, wie die Sonne über Gerechten und Ungerechten aufgeht. So erſtarrte auch hier das freiere Leben im Zwang der höfiſchen Etikette: die Auserwählten dieſes engeren Kreiſes brachten ihre Lebensgewohnheiten mit, und die vielbelachte Bemerkung des Kardinals Polignac, daß der Regen in Marly nicht naß mache[2], beweiſt, wie dem echten Höfling alles zur Gelegenheit wurde, ein Wort der Huldigung für den Sonnenkönig zu finden.

[1] Saint-Simon war anderer Meinung: er ſpricht von dem ſchlechten Geſchmack des Königs und ſeiner hochmütigen Luſt, die Natur zu vergewaltigen. (Mémoires, éd. La Bedollière, XIII, 82.) – [2] Saint-Simon, Mémoires (éd. Boislisle), XX, 149.

V

DER Mann zeigt ſein Weſen am deutlichſten in ſeiner Stellung zur Frau.

Mazarin gedachte ſein Werk zu krönen, indem er ſeinen königlichen Herrn und Schüler mit der Infantin Maria Thereſia, der Tochter Philipps IV. von Spanien, vermählte. Es iſt auch nicht ausgeſchloſſen, daß der ſchlaue Diplomat bei dieſer Verbindung an die Erbſchaft dachte, die der Prinzeſſin oder ihren Nachkommen in nicht allzu ferner Ausſicht ſtand; denn das Geſchlecht der Habsburger in Spanien war, als Raſſe, der Erſchöpfung nahe, und ein Bourbone auf dem ſpaniſchen Thron bedeutete einen Schlag gegen das Haus Habsburg in Wien. Die Königin-Mutter, Anna von Öſterreich, die mit den Jahren immer frömmer geworden war, hatte die Jugend ihres Sohnes gut behütet, und der geſunde, blühende König befand ſich vor ſeiner Vermählung, die er lebhaft erſehnte, in jenem Zuſtande kräftiger, ſinnlicher Naturen, denen Helena in jedem Weibe lacht. Der Morgen nach der Hochzeit, die am 9. Juni 1660 ſtattfand, offenbarte ein glückliches Paar; denn auch die Infantin, die man nicht um ihre Meinung gefragt hatte, zeigte ſich aufs höchſte in ihren ſchönen, gleichalterigen Gemahl verliebt, den ſie der kühlſten Politik verdankte. Die junge Königin, eine kleine, rundliche Blondine mit erſtaunt in die Welt blickenden Augen, war keine Schönheit und ziemlich beſchränkt: ſie lernte in zwanzig Jahren nicht tadellos Franzöſiſch ſprechen und blieb, trotzdem ſie zu ihrem Gemahl wie zu einem Gotte aufblickte, den Einflüſſen ihres ſpaniſchen Beichtvaters in ungewöhnlichem Grade zugänglich. Wenn der König geruhte, ſeine ehelichen

8. Maria-Theresia, Königin von Frankreich

Pflichten zu erfüllen, ſtrahlte ſie am Morgen dermaßen, daß der ganze Hof es merkte: ſie rieb ſich ihre kleinen, rundlichen Hände vor Entzücken, und es fehlte auch nicht an Höflingen, die ſich die Freiheit herausnahmen, mit der Königin über dieſes ſtrahlende Liebesglück zu ſcherzen. Maria Thereſia ſchenkte ihrem Gemahl nach dem Dauphin (geboren am 1. November 1661) noch fünf Kinder, die alle nur kurze Zeit lebten. Die fromme Spanierin war, ihrem ganzen Weſen nach, nicht dazu geſchaffen, eine Rolle am Hofe zu ſpielen und ihren Gemahl, der im Verkehr mit den Nichten Mazarins und den Damen der beſten Geſellſchaft groß geworden und gewohnt war, Anſprüche an die Frauen ſeiner Umgebung zu ſtellen, dauernd zu feſſeln. Am 1. April 1661 vermählte ſich der einzige Bruder des Königs, Philipp von Orleans, genannt Monsieur, mit Henriette von England (1644 bis 1670), und die glänzende Fürſtin wurde ſofort der Mittelpunkt des jungen Hofes. Henriette von England, die Schweſter Karls II., hatte eine ſchiefe Schulter; aber ihr ganzes Weſen war, nach dem übereinſtimmenden Urteil aller Zeitgenoſſen, von ſolchem Liebreiz, daß man dieſe leichte Mißbildung der Natur überſah.[1] Der junge König, der vor allen ſchöngeiſtig geſtimmten Frauen eine gewiſſe Scheu empfand[2], kam ſeiner Schwägerin anfangs mit einem gewiſſen Mißtrauen entgegen; aber bald fand er an der Zauberin, der niemand widerſtehen konnte, ſolches Gefallen, daß alle Welt glaubte, er ſtehe am Vorabend einer großen Leidenſchaft. Die engliſche Prinzeſſin wurde die Königin aller Feſte: Ballette, Fackeltänze, Reiterzüge, Paraden über die Truppen, alles, was eine lebensgierige Frau erfreuen konnte, bot der galante Herrſcher auf, um der verführeriſchen Fürſtin zu gefallen, ſo daß ſogar Monsieur, der einem unnatürlichen Laſter fröhnte und ſonſt nur Sinn für Tanz und Spiel, für Eſſen und Trinken, für Hofklatſch und eine gute Schminke hatte, den Erfolg ſeiner Gemahlin mit mißgünſtigen Augen zu betrachten begann. Auch die Königin-Mutter, die ihrer Schwiegertochter und Nichte Maria The-

[1] Madame de Lafayette, Histoire de Madame Henriette d'Angleterre (Petitot, Collection de Mémoires, II, s. t. 62), p. 388. — [2] Er nahm noch als König Unterricht im ſchönen Sprechen bei einer Frau de Choisy und bezahlte dieſe Lehrzeit mit einer Penſion von 8000 Franken. (Tallemant des Réaux, Historiettes, VI, p. 27.)

reſia herzlich zugetan war, ſah dieſes Verhältnis ſehr ungern und machte dem König in einem fort Vorſtellungen.[1] Ludwig XIV. und ſeine Schwägerin beſchloſſen, dieſen läſtigen Predigten durch eine Liſt aus dem Wege zu gehen: der König ſollte einem Hoffräulein der Fürſtin Aufmerkſamkeit erweiſen, und die Wahl des verſchlagenen Paares fiel auf die ſiebzehnjährige Louise de La Vallière.[2]

Louise de La Vallière (geb. 1644) war die Tochter eines kleinen Edelmannes aus der Touraine, des Herrn Le Baulme Le Blanc, de La Vallière, und mit den Baſen des Königs, den Töchtern Gastons von Orleans, in Blois erzogen worden. Als man den Hofſtaat der Schwägerin des Königs bildete, kam ſie als Kammerdame in die Tuilerien und nach Fontainebleau, wo der Hof, der damals noch klein und nach alter Sitte oft auf Reiſen war, die ſchöne Jahreszeit zu verbringen pflegte. Sie war zu der Zeit, da der König ein Auge auf ſie warf, dem Äußern nach noch ein halbes Kind, eine zarte, ſchmächtige Erſcheinung mit zauberhaften, blauen Augen, ſeidenweichen weißblonden Haaren und der lieblichſten Stimme.[3] Sie hinkte ganz leicht, ſaß aber vortrefflich zu Pferde. Der König, der mit ſeiner Liebelei nur an einen Scherz gedacht hatte, fing ſich in dem ſelbſtgeſpannten Netze: er verliebte ſich zum größten Ärger ſeiner Schwägerin leidenſchaftlich in das beſcheidene Fräulein de La Vallière. Viele Höflinge konnten die Neigung des Königs für dieſes unſcheinbare Weſen, das magere Arme und keine Formen hatte und nicht einmal durch Geiſt oder Klugheit hervorragte, nicht begreifen; aber den Vielumworbenen hatte nicht der Geiſt der ſchüchternen Blondine gefeſſelt, ſondern der Ausdruck rührender Hingabe: er mochte fühlen, daß dem Manne, nicht dem König, dieſes Weſen mit Leib und Seele gehörte[4], und der angehende Gott war noch nicht eitel genug, um die Echtheit des Gefühls, das aus rührenden Augen zu ihm ſprach, nicht zu empfinden. Louise de La Vallière leiſtete dem Begehren des Liebenden nicht lange Widerſtand: das heimliche Liebesſpiel hatte Anfang Mai begonnen, und im Juli ſchon war ſie die Geliebte Lud-

[1] Histoire de Madame Henriette etc., p. 396. — [2] Ebenda, p. 398. — [3] Mémoires de Mademoiselle de Montpensier, IV, p. 394. — [4] „Madame de La Vallière était née tendre et vertueuse: elle aima le Roi et non la royauté.“ (Souvenirs de Madame de Caylus, p. 379.)

9. Françoise Louise de La Baume Le Blanc, Herzogin von La Vallière

wigs XIV., dem die Verſe des Benseradeſchen Tanzgedichtes „Impatience“ wie eine Mahnung in den Ohren klingen mochten:

„Courons où tendent nos désirs.
Il n'est pas toujours temps de goûter les plaisirs;
On ne peut en avoir trop tôt la jouissance,
Il faut se presser pour être heureux.“

Der Textdichter der Ballette, in denen der König ſeine Meiſterſchaft als Tänzer ſtereotyper Rollen (der Sonne, des Glückes, des Vergnügens, der Götter Mars und Jupiter) zu zeigen liebte, Benserade[1], wurde nicht müde, dieſe galante Weltanſchauung in zahlloſen Verschen zu predigen. In das junge Liebesglück des Paares miſchten ſich indeſſen bald die erſten Wermutstropfen: die verliebte Königin litt ſchwer unter der Entdeckung, daß ihr Gemahl eine Geliebte hatte, und die La Vallière ſelbſt war zu zartfühlend[2], um nicht ſchwerſte Gewiſſensbiſſe zu empfinden und unter den Nadelſtichen ihrer Nebenbuhlerinnen und des ganzen Hofgeſchmeißes, das ſeine Intereſſen durch die Leidenſchaft des Königs für ein Fräulein aus beſcheidener Familie bedroht ſah, zu leiden. Schon im Februar 1662 ſuchte ſie ſich dem Zwieſpalt ihres Herzens und dem um ſie her tuſchelnden Intrigenſpiel durch eine Flucht in das Kloſter Chaillot zu entziehen. Der König, deſſen Leidenſchaft noch im Wachſen war, holte ſie zwar ſpornſtreichs zurück; aber die Tatſache, daß ſich die Geliebte herausgenommen hatte, ohne ſeine Einwilligung den Hof zu fliehen, ließ einen ſchwärenden Stachel in ſeiner Seele zurück. –

Louise de La Vallière blieb in ihrer Stellung als Hofdame der Herzogin Henriette von Orleans bis zum Jahre 1663. Im September ließ ihr der

[1] Isaac de Benserade, 1613–1691, ein Verwandter Richelieus, der offizielle Dichter der eigentümlichen Tanzgedichte, die von der Blüte der Hofgeſellſchaft zur Aufführung gebracht wurden. Der kleine Hofpoet war inſofern ein Neuerer, als er die Tanzrollen mit Verſen ausſtattete, die voller Anſpielungen auf das wirkliche Leben der Tänzer und Tänzerinnen waren. Seine zahlloſen Ballette verſchafften ihm den Ruf eines großen Dichters, und Ludwig XIV. war nicht wenig erſtaunt, als ihm Boileau auf ſeine Frage nach dem größten Dichter des Jahrhunderts Molière nannte. Wer einen Blick in die Geſchmacksneigungen des Hofes während der erſten Regierungszeit des Königs gewinnen will, darf an Benserade nicht vorbeigehen. – [2] „La Vallière estoit fille bonne, douce, honneste, désinteressée et née pour la vertu.“ (Saint-Simon: Parallèle etc., p. 77.) – „Le peu d'esprit de La Vallière empêchait cette maîtresse du Roi de se servir des avantages et du crédit dont une si grande passion aurait fait profiter une autre: elle ne songeait qu'à être aimée du Roi, et à l'aimer.“ (Histoire de Madame Henriette etc., p. 414.)

König in dem Garten des Palais Royal in Paris ein Haus einrichten, wo ſie ihm am 19. September einen Sohn gebar, für deſſen Erziehung die Frau des Miniſters Colbert Sorge trug. Die Stellung der Favoritin wurde indeſſen durch die Geburt ihres erſten Kindes nicht leichter, und auch der König empfand den Zwang, den er ſich auferlegen mußte, mit der Zeit als unerträglich. Obwohl er ſich, als geborener Sultan, zu dieſer Zeit hier und da noch allerlei erotiſche Zerſtreuungen gönnte und in Saint-Germain ſogar über die Dächer weg den Hofdamen ſeiner Schwägerin nächtliche Beſuche abzuſtatten liebte, war er der La Vallière wirklich in leidenſchaftlicher Liebe zugetan. Zuzeiten befand ſich der kleine Hof[1], der, je nach der Jahreszeit, bald in Saint-Cloud oder in Fontainebleau, bald in Saint-Germain oder Verſailles weilte, in einem wahren Feſtestaumel: Maskenbälle, Jagden, Reiterzüge, Feſtmähler, Ballette wechſelten ununterbrochen in bunter Reihe, und die jungen Höflinge, denen die Leidenſchaft des Königs kein Geheimnis geblieben war, hatten die ſchönſte Gelegenheit, ihre müßigen Stunden in Intrigen und Kabalen zu verzetteln. Das Feſt „Les Plaisirs de l'Ile enchantée", das der König im Mai 1665 ſechshundert Perſonen in Verſailles gab, lebte in der Erinnerung der Hofgeſellſchaft wie ein Wunder fort: am erſten Tage ſah man den Reiterzug Rogers mit ſeinen Rittern; dann begann das Ringelſtechen vor einem Prunkwagen, auf dem Apoll über den vier Zeitaltern, dem goldenen, ſilbernen, erzenen und eiſernen, thronte; und als der Abend kam, ſtieg der ganze Olymp, Nymphen und Dryaden, Pan und Diana von ihren Prunkwagen herab, um ein Mahl beim Lichte von viertauſend Fackeln zu rüſten. Am 8. Mai kam „La Princesse d'Élide" von Molière, in der man eine Rechtfertigung der Liebe des Königs ſehen konnte, zur Aufführung. Die Verſe aus der Erzählung Auroras, mit der die „Comédie-Ballet" beginnt:

„Dans l'âge où l'on est aimable,
Rien n'est si beau que d'aimer.
Soupirez librement pour un amant fidèle,
Et bravez ceux qui voudraient vous blâmer.

[1] Am 27. Juni 1664 ſchrieb der Prinz von Condé an die Königin von Polen: „Jamais la Cour n'a été si petite et on ne sait quasi à quoi s'occuper." (Jean Lemoine et André Lichtenberger: De La Vallière à Montespan, Paris, s. d., p. 13.)

Un cœur tendre est aimable, et le nom de cruelle
N'est pas un nom à se faire estimer.
Dans le temps où l'on est belle,
Rien n'est si beau que d'aimer"

waren mehr als die Huldigung eines Hofdichters, ſondern der Ausdruck einer Weltanſchauung, zu der ſich der König nunmehr offen bekannte: denn bei dem darauffolgenden Feſtmahl ſaß das Hoffräulein de La Vallière zum erſtenmal an der königlichen Tafel, und die Aufführung des „Tartuffe" (am 12. Mai) mochte den Muckern und Moraliſten zeigen, daß der Monarch, deſſen Sorgen um den Staat alle Welt beſchäftigten und, wie billig, höchſtes Lob fanden, nicht geſonnen war, ſeinen Gelüſten Zwang anzutun. Louise de La Vallière bezog eine Wohnung im Schloſſe, und damit war ſie vor der Öffentlichkeit und dem Hofe als Favoritin anerkannt. Am 7. Januar 1665 gebar ſie ihren zweiten Sohn. Im Jahr darauf, am 20. Januar, verlor der König ſeine Mutter durch den Tod, und nun war niemand vorhanden, der ihn hindern konnte, ſeiner Geliebten, in der die Königin-Mutter immer nur die Dirne, la fille, geſehen hatte, Rang und Stand anzuweiſen. Aber in Wirklichkeit hatte die Leidenſchaft Ludwigs XIV. ſchon ihren Höhepunkt überſchritten: die Aufregungen, unter denen die La Vallière lebte, taten ihrer Schönheit zeitweiſe übeln Eintrag. Sie ſchämte ſich dazu noch ihrer Stellung und nahm auch ihre Ernennung zur Herzogin, im Jahre 1667, in der man die Abſchiedsgunſt eines erkalteten Geliebten ſehen mag, mit einem Gefühl brennender Scham auf.[1] Ihr drittes Kind mußte ſie unter traurigſten Verhältniſſen zur Welt bringen: der Hof weilte gerade in Vincennes, als ſie am 2. Oktober 1666, im Vorzimmer Henriettes von England, Geburtswehen fühlte. Sie flüchtete hinter einen Wandſchirm, wo ſie ihr drittes Kind, ein Mädchen, zur Welt brachte, das ihr ſofort abgenommen wurde. Um ihren Zuſtand vor der eiferſüchtigen Königin zu verbergen, ließ ſie ihr Gemach mit

[1] „La Vallière ne vouloit point d'éclat; elle cacha jusqu'à l'incroyable ses grossesses et ses couches; elle se jeta aux pieds du Roy, fondante en larmes, pour l'empêcher de reconnaistre leurs enfants, et par là éterniser sa honte." (Saint-Simon: Parallèle etc., p. 77.) Von den drei Kindern der La Vallière ſtarb das älteſte, Louis de Bourbon, geb. am 19. September 1663, ſchon am 15. Juli 1666; das zweite, Louis, Graf von Vermandois, geb. am 2. Oktober 1667, ſtarb 1683. Das jüngſte, Marie-Anne, genannt Fräulein de Blois, 1666—1739, heiratete 1680 den Prinzen Conti.

Blumen ſchmücken, empfing Beſuche und gab am gleichen Tage eine Nachtmahlzeit (médianoche). Die unglückliche Frau ſollte in ihrem Leben nur die Schmerzen der Mutterſchaft, aber niemals deren Freuden kennen lernen. Im übrigen war ihr Weſen nicht geſchaffen, die Stellung einer „anerkannten“ Favoritin am verdorbenſten der Höfe auszufüllen. Die Zeitgenoſſen ſind einig, ihre Güte und Selbſtloſigkeit zu rühmen; allein gerade dieſe Eigenſchaften wurden ihr verhängnisvoll. Da ſie nur in ihrer Liebe lebte, dachte ſie nicht an die Notwendigkeit, ſich unter dem Adel, dem ihre Stellung ein Dorn im Auge war, Freunde zu ſchaffen. Außerdem konnte ſie keinem Menſchen eine Bitte abſchlagen, und die große Anzahl der Bittſchriften, die durch ihre Hände in den Miniſterrat gelangten, waren nicht geeignet, das Wohlwollen des Königs und ſeiner Miniſter zu erhalten. Unter den unermüdlichſten Bettlern befand ſich ihr eigener Bruder, der Marquis de La Vallière, der die Stellung ſeiner Schweſter in der ſchamloſeſten Weiſe ausnützte und durch keine Gunſt, kein Amt und keine Rente zu befriedigen war.

Die Frau, der die La Vallière die äußere Wendung ihres Schickſals verdanken ſollte, war ſchon früher, als Hofdame der Königin, an den Hof gekommen. Françoise-Athénaïs de Rochechouart, die Tochter des Herzogs von Mortemart, war am 5. Oktober 1640 geboren und alſo vier Jahre älter als die La Vallière und, im Gegenſatz zu dieſer, eine olympiſche Schönheit, „tonnante et triomphante“, wie Frau von Sévigné ſie zu bezeichnen pflegte. Athénaïs de Mortemart ſtammte aus einem Hauſe, deſſen Wappenſpruch: „Avant que le mer fust au monde, Rochechouart portoit les ondes“ den ganzen Stolz der Familie offenbarte, die ſich, wie manches adelige Haus in Frankreich, von beſſerem Adel dünkte als das der Bourbonen. Am 28. Juni 1663 wurde das ſchöne Hoffräulein, deſſen Schönheit auch die Widerſtrebenden zur Anerkennung zwang, mit dem gleichalterigen Herrn de Pardaillan de Gondrin, Marquis de Montespan, vermählt, von dem die Zeitgenoſſen nicht viel ſonderlich Gutes zu erzählen wiſſen. Die Marquiſe de Montespan war blond, blauäugig und beſaß einen kleinen, herzförmigen Mund. Geiſt, Wuchs und Haltung verrieten auf den erſten Blick die geborene

Weltdame, und ihre Schönheit war von wahrhaft königlicher Art. „Sie beſaß das feinſte geſellſchaftliche Benehmen, und dabei war ſie von einer Anmut, die ihren Hochmut hinnehmen ließ und genau dazu paßte. Es war nicht möglich, geiſtreicher, höflicher, perſönlicher im Geſpräch und Rede zu ſein. Ihre Feinheit zeigte ſich in ihrer beſonderen Art zu ſprechen, die entzückend war und die ſie ihren Nichten und den Perſonen ihres Umgangs ſo trefflich beizubringen wußte, daß man es noch heute den wenigen überlebenden Perſonen anmerkt.“[1] Sie hatte nicht nur, wie ihre berühmten Schweſtern, Frau von Thiange und die Äbtiſſin von Fontrevault, den Hochmut und die Spottluſt des Hauſes Mortemart geerbt[2]; auch ein gewiſſer Humor, wie wir ihn manchmal bei den großen Hetären der Geſchichte finden, brach zuweilen bei ihr durch.[3] Über die Frage, ob der König die erſten Annäherungsverſuche machte oder ob die junge Frau ſelbſt darauf ausging, das Herz des Vergötterten zu erobern, herrſcht noch keine Einigkeit. Tatſache iſt, daß das junge Ehepaar in dürftigen Verhältniſſen vom Schuldenmachen lebte und der Marquis, als Menſch und Gatte, wenig geeignet war, Herz und Sinne ſeiner lebensgierigen Frau zu befriedigen. Die Gegner der zweiten Favoritin behaupten, ſie habe ſich ſchon 1667 mit der Giftmiſcherin Voisin in Verbindung geſetzt, um durch Zauberei die Liebe des Königs zu erlangen: die Voisin habe allerlei Hexenbräuche vorgenommen; der Prieſter Mariette habe ſodann das Evangelium über dem Haupte der Marquiſe geleſen, während dieſe Beſchwörungen herſagte, in denen ſie die Unfruchtbarkeit der Königin, die Entlaſſung der La Vallière und für ſich ſelbſt die Vermählung mit dem König verlangte. Dieſe Beſchwörungen ſollen ſogar in Saint-Germain

[1] Saint-Simon, Mémoires, XV, p. 98. — [2] Über die La Vallière liefen von ihr folgende Verſe um:

„Soyez boiteuse, ayez quinze ans,
Pas de gorge, fort peu de sens,
Des parents, Dieu le sait! Faites en fille neuve
Dans l'antichambre vos enfants.
Sur ma foi! Vous aurez le premier des amants,
Et La Vallière en est la preuve.“

— [3] Madame de Montespan war einmal bei einer Revue; als ſie zu den deutſchen Truppen kam, fingen ſie an zu rufen: „Königs-Hure, Hure!“ Abends fragte der König Mme. de Montespan, wie ſie die Revue gefunden. Sie ſagte: „Parfaitement belle; mais je trouve seulement, que les Allemands sont trop naïfs, d'appeller toutes choses par leur nom, car je me suis fait expliquer ce que signifioit leur cri.“ (Brief der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans an Karoline von Wales vom 3. Juli 1716.)

vorgenommen worden ſein, und als Ludwig XIV. bald darauf der Marquiſe ſeine Liebe geſtand, ſei dieſe überzeugt geweſen, daß ſie dieſe Gunſt dem Teufel verdanke.[1]

Während des Revolutionskrieges konnten die Flamen, deren Städte der Hof im Gefolge des Heeres beſuchte, ein „unerhörtes" Schauſpiel genießen: der König ſaß mit ſeinen drei Frauen, ſeiner Gemahlin, der La Vallière und der Montespan, in einem Wagen, und die „herzugeſtrömten Völker" fragten einander, ob ſie die drei Königinnen geſehen hätten.[2]

Der Gemahl der Favoritin, der Marquis de Montespan, der als problematiſcher Gaskogner[3] das Benehmen des Königs David zum Vergleich heranzuziehen pflegte, fand es anfangs durchaus nicht in der Ordnung, daß er ſeine Gemahlin „mit Jupiter teilen" ſollte. Das Gelächter, mit dem die Höflinge die Aufführung des Molièreſchen „Amphytrion" (im Februar 1668) in Verſailles begrüßten, war durchaus nicht nach ſeinem Geſchmack, und die Verſe aus der Schlußſzene

„Un partage avec Jupiter
N'a rien du tout qui déshonore"

gefielen dem verſchuldeten Edelmanne nur deshalb nicht, weil Jupiter ſelbſt im Schenken ihm gegenüber nichts weniger als olympiſch geſtimmt war.

Die Marquiſe war wütend, wenn der Eiferſüchtige in Saint-Germain, wo der Hof damals einen guten Teil des Jahres verbrachte, auftauchte, und voller Wut klagte ſie, daß „ihr Papagei und ihr Gemahl dem ganzen Hofe Anlaß zu Schwätzereien gäben".[4] Als der Marquis einſah, daß er weder durch Skandale, noch durch Nachgiebigkeit zu Geld oder in den Beſitz ſeiner Gemahlin gelangen konnte, legte er ſymboliſche Trauer um die Verlorene an und nahm in einer Trauerkutſche feierlichen Abſchied von allen ſeinen Freunden am Hofe. Daraufhin wurde er in das Fort l'Evêque geſteckt, aus dem man ihn, nach kurzer Haft, unter der Bedingung entließ, daß er ſich nach Südfrankreich, in die Guyenne, zurückziehe. Hier nahm er, gegen alle Erwartung,

[1] Frantz Funck-Brentano: Le drame des poisons, Paris 1903, Hachette, p. 154f. — [2] Saint-Simon: Parallèle etc., p. 78. — [3] Die Nichte der Maintenon, Madame de Caylus, nennt ihn „malhonnête et fou". (Souvenirs, p. 437.) — [4] Mémoires de Mademoiselle de Montpensier, IV, 151.

im königlichen Heere Dienſt, in dem er aber nicht lange blieb: er hielt ein Mädchen gegen den Willen ihrer Eltern gefangen, und der zyniſche Louvois benutzte dieſen Fall, um eine Verurteilung des Marquis zu erwirken, der nun für eine Zeit nach Spanien floh, aber ſpäter wieder, zum Unbehagen der Königs, in Paris auftauchte und das Liebesglück des triumphierenden Paares durch ſein Benehmen ſtörte. Obwohl Ludwig XIV., nach der Meinung ſeiner Juriſten, oberſter Richter ſeines Reiches war, konnte er es erſt 1674, vier Jahre nach der Geburt ſeines erſten Sohnes von der Montespan[1], durchſetzen, daß die Scheidung von Tiſch und Bett zwiſchen dem Marquis und ſeiner Gattin ausgeſprochen wurde.

Das Verhalten des galanten Monarchen ſeinen drei Frauen gegenüber mutet wie ein Rätſel an[2]: trotzdem er die La Vallière nicht mehr liebte, duldete er es nicht, daß ſie den Hof verließ, und die ſtolze Montespan, die nicht geſonnen war, beſcheiden wie ein Veilchen im Hofſchatten zu blühen, durfte ihrer früheren Nebenbuhlerin alle Demütigungen zumuten. Die La Vallière mußte die Marquiſe wie eine Kammerfrau zu allen Feſten ſchmücken[3], die der König der Übermütigen gab; ſie mußte ihre Wohnung mit ihr teilen, und kein hartes Wort durfte verraten, was ſie empfand. Im Februar 1671 flüchtete ſie ſich, um dieſem Jammer zu entrinnen, in das Kloſter Chaillot, von wo ſie diesmal Colbert, auf Verlangen des Königs, wieder an den Hof zurückbrachte. Der Sultan umarmte die Zurückkehrende unter Tränen, und das ſonderbarſte Verhältnis des Königs zu ſeinen zwei Nebenfrauen nahm ſeinen Fortgang. Vielleicht wird man, um dieſe Nachgiebigkeit einer Liebenden zu verſtehen, gut tun, zu erwägen, daß ſich die La Vallière durch

[1] Ludwig XIV. hatte ſieben Kinder von der Montespan: 1. Ein Töchterchen, geb. 1669, das im Alter von drei Jahren ſtarb. 2. Den Herzog du Maine, geb. 31. März 1670, geſt. 1731. 3. Den Grafen de Vexin, geb. 20. Juni 1672, geſt. 1683. 4. Mademoiselle de Nantes, geb. 1. Juni 1673, vermählt am 24. Juli 1685, geſt. 1743. 5. Mademoiselle de Tours, geb. 1674, geſt. 1681. 6. Mademoiselle de Blois, geb. im Juni 1677, vermählt am 18. Februar 1692 mit dem Herzog Philipp von Orleans, dem Sohn der Pfälzerin (Liselotte). (Ludwig XIV. ſcheint eine Vorliebe für den Namen de Blois gehabt zu haben: dem einzigen Töchterchen, das ihm die La Vallière gebar, hatte er den gleichen Namen geben lassen.) 7. Den Grafen von Toulouse, geb. 1678, geſt. 1737. — Auffällig iſt, daß alle Kinder Ludwigs von der Montespan, mit Ausnahme des Grafen von Toulouse, mit irgendeinem Gebrechen zur Welt kamen: der Duc du Maine war ein Krüppel, die Herzogin von Orleans war bucklig, und Mademoiselle de Nantes hinkte. — [2] „Tout cela est difficile à comprendre, il faut se taire.“ (Brief der Frau von Sévigné vom 18. Februar 1671.) — [3] Souvenirs de Madame de Caylus, p. 379.

das Schickſal ihrer Kinder an den König gefeſſelt fühlte; ſie beſaß außerdem kein Vermögen, um in würdiger Unabhängigkeit zu leben: die Güter ihres Herzogtums Vaujours warfen wenig Ertrag ab, und die Gütige liebte es, mit vollen Händen zu ſpenden. Der König aber bedurfte der früheren Geliebten, um ſein Verhältnis zu der Montespan vor der Öffentlichkeit zu maskieren, zumal der unbequeme Gatte als ewiges Geſpenſt im Hintergrunde eines ſtürmiſchen Glückes drohte und das Liebespaar zu keiner Ruhe kommen ließ. –

Doch jedes Opfer geht zu Ende: eines Tages erfuhr der Hof, der in der Herzogin de La Vallière ſeit langem nichts mehr zu ſcheuen und zu fürchten hatte, daß ſie die Abſicht habe, ſich in das Kloſter der Karmeliterinnen in Paris zurückzuziehen. Am 21. April 1674 warf ſie ſich der Königin zu Füßen, um ihre Verzeihung zu erbitten; am 2. Juni trat ſie als Novize ein, und am 4. Juni des folgenden Jahres nahm ſie, in Gegenwart der Hofgeſellſchaft, den Schleier, der ſie für immer von ihrem Glanz und Elend ſchied. Sie lebte als „Sœur de la Miséricorde", hochgeachtet und verehrt als Demütigſte der Büßerinnen, bis zum Jahre 1710, und der König bewahrte, wie Saint-Simon erzählt[1], der Aufrichtigſten ſeiner Geliebten eine „froſtige Achtung", der er zuweilen ſogar, wenn auch nur ganz ſelten, Ausdruck gab. Solange die La Vallière am Hofe weilte, war die Marquiſe de Montespan nicht zum reinen Genuſſe ihrer Stellung gekommen: noch im Jahre 1673 ließ ſie durch Vermittlung der ſchon erwähnten Voisin drei ſchwarze Meſſen von dem ſiebzigjährigen Prieſter Guibourg leſen. Die Favoritin lag während der Meſſe nackt auf dem Altar; nach der Wandlung ſagte der Geiſtliche die Beſchwörung her und ſchlachtete ein Kind, das er für fünfzehn Franken gekauft hatte. Das Blut des Kindes fing er in dem Kelche auf, wo er aus allerlei Teufelszeug eine Maſſe formte, um eine Art Hoſtie daraus zu bilden.[2]

Nach dem Weggang der La Vallière genoß die Marquiſe, „die Prächtige, die Glorreiche", wie Madame de Sévigné ſie nennt[3], ihren Triumph in vollen Zügen. Im Juli 1674 feierte Ludwig XIV. die Eroberung

[1] Mémoires, XIX, p. 391. — [2] Frantz Funck-Brentano, op. cit., p. 172. — [3] Brief vom 13. November 1673 und vom 7. Auguſt 1675.

10. Françoise-Athénaïs, Marquise de Montespan

der Freigrafſchaft Burgund in einer Reihe von Feſten, die gar kein Ende nehmen wollten und alles überboten, was der Hof je geſehen hatte. Da die Götter die weiten Reiſen nicht lieben, hatte der König ſeiner Mätreſſe in Clagny bei Verſailles ein hübſches Landhaus bauen laſſen; aber die prunkliebende Marquiſe erklärte ihrem Geliebten, daß ein ſolches Haus höchſtens einer Opernſängerin genügen könne, und ließ ſich ein prächtiges Schloß nach Plänen Mansarts errichten[1], das 2861728 (15 Millionen) Livres koſtete.[2] Der König fand die Koſten ungeheuer; aber er erhob keinen Einſpruch, und die Zeitgenoſſen, denen die Mythologie im Dienſt des Roi-soleil geläufig war, ergriffen dieſe Gelegenheit, die blendende Schloßbauherrin mit Dido, der Gründerin Karthagos, oder, falls ſie literariſch geſtimmt waren, mit der Zauberin Armida zu vergleichen.[3]

Die herrſchſüchtige Favoritin ſtand nun auf dem Gipfel ihrer Macht: ſie ließ ſich bei Ausfahrten von der königlichen Garde begleiten und geruhte nicht einmal, ſich zu erheben, wenn Monsieur, der Bruder des Königs, in ihr Zimmer trat. Allein der Skandal eines doppelten Ehebruches war doch zu groß, um nicht, unter Frommen und Unfrommen, mancherlei Gegnerſchaft zu wecken. Während der Karwoche des Jahres 1675, am 13. April, brachte Bossuet, der Erzieher des Thronerben, den König, dem der Pfarrer von Verſailles die Abſolution in der Beichte verweigert hatte, dahin, ſeine Geliebte zu entlaſſen; aber kaum war ſie abgereiſt, als Ludwig vom heftigſten Verlangen nach ihr erfaßt wurde, und der ſtreitbare Biſchof mußte ſich gefallen laſſen, als Vermittler wider Willen zwiſchen dem König und ſeiner Mätreſſe zu dienen. Die Marquiſe kehrte am 25. Juli an den Hof zurück, um, allen Frommen und Gegnern zum Trotz, neue Triumphe zu feiern. –

Während die Marquiſe, voll verhaltener Wut, in Paris geweilt und die gleiche Frömmigkeit wie ihr Geliebter zur Schau getragen hatte, war ſie wieder mit der Voisin in Verbindung getreten, um neue Zaubermittel zu erhalten: die Giftmiſcherin gab ihr Pulver (wohl Stimu-

[1] Mémoires du Duc de Luynes, IX, p. 225. — [2] Le Roi: Les rues de Versailles, p. 6. — [3] Madame de Sévigné, Brief vom 14. Juni und vom 3. Juli 1675.

lantien), die ſie durch einen Koch den Speiſen des Königs beimiſchen ließ, und als ſie an den Hof zurückkehrte, war ſie aufs neue von der Wirkſamkeit der Zaubermittel überzeugt. Aber trotzdem der König in die alte Leidenſchaft verfallen ſchien, war eine Veränderung in ſeiner Seele vorgegangen: er duldete nicht mehr, daß die Montespan ihre Schwangerſchaften, wie früher, mit dem Hochmut einer Königin zur Schau trug, und auch die Höflinge merkten bald, daß das Verhältnis zeitweiſen Trübungen ausgeſetzt war. Nach außen ſchien die Herrſchaft der gewalttätigen Frau allerdings feſt begründet, und das berühmte Kleid, das ſie 1676 von dem Höfling Langlée zum Geſchenk erhielt[1] und das ſelbſt von der geiſtvollen Frau von Sévigné gebührend beſtaunt wurde, konnte als offene Huldigungsgabe der Hofgeſellſchaft gelten, der die Entwicklung dieſes Verhältniſſes mehr als ein Schauſpiel bedeutete. Aber ſchon am 21. Auguſt 1676 hatte Frau von Sévigné an ihre Tochter geſchrieben: „Es riecht, wie man ſagt, nach friſchem Fleiſch im Reich der Quanto.“[2] Das wollte ſagen: der alternde Sultan wurde mit einemmal zu einem Frauenjäger und warf in raſcher Folge einer Anzahl von Hofdamen das Taſchentuch zu. Die Hofleute nannten nacheinander die Namen der Fürſtin Soubise, der Frau von Louvigny, des Fräuleins von Rochefort-Théobon, der Frau von Ludres; doch keine dieſer Frauen brachte es, allen Intrigen zum Trotz, zur „erklärten Favoritin“, und nach außen ſchien es, als ob die Leidenſchaft des Königs für die Marquiſe in alter Stärke fortbeſtehe.

Frau von Sévigné, deren Briefe vielfach wie eine gut unterrichtete Zeitung anmuten, ſchildert die Schönheit der Marquiſe zu dieſer Zeit wie folgt: „Ich fand ihren Rücken ſehr platt; aber, im Ernſt geſprochen, ihre Schönheit iſt erſtaunlich. Ihre Taille iſt nicht mehr die Hälfte ſo dick wie früher, ohne daß ihre Geſichtsfarbe, ihre Augen,

[1] Das Franzöſiſch der lyriſch begeiſterten Berichterſtatterin iſt unüberſetzbar: „Une robe d'or sur or, rebroché d'or, et pardessus un or frisé, rebroché d'un or mêlé avec un certain or, qui fait la plus divine étoffe qui ait été imaginée: ce sont les fées qui on fait en secret cet ouvrage; âme vivante n'en avait connaissance.“ (Brief vom 5. November 1676.) — [2] Frau von Sévigné nennt die Marquiſe in ihren Briefen bald Quanto, bald Quantova. Das bekannte Cabinet noir pflegte alle Briefe zu öffnen, und die Marquiſe bediente ſich deshalb eines Spitznamens, um die Geliebte des „Herrn“, du maître, zu bezeichnen.

ihre Lippen verloren hätten. Sie war ganz in franzöſiſche Spitzen gekleidet; das Haar in zahlloſen Locken, die an den Schläfen tief auf die Wangen herabfielen. Auf dem Kopf ſchwarze Bänder, die Perlen der Marſchallin de l'Hospital um den Hals, verſchönert durch Schnallen und Gehänge von außerordentlich ſchönen Diamanten; kein Häubchen. Mit einem Wort, eine triumphierende Schönheit, die man allen Geſandten als Schauſtück zeigen konnte."[1] Dieſe vielbewunderte Frau war nicht, wie die zärtliche, uneigennützige La Vallière, eine bequeme Geliebte.[2] Sie ſprach mit dem König in einem Ton, deſſen er ſich niemals rühmte, und wagte dem Vergötterten ſogar die Bemerkung ins Geſicht zu ſchleudern, daß ſie wenigſtens keinen ſolch ſchlechten Geruch wie er von ſich gebe. Der Umſtand, daß Ludwig XIV., um Ruhe vor dieſen Stürmen zu finden, ſeine Zuflucht bei der Erzieherin ſeiner illegitimen Sprößlinge, bei der Witwe Scarron, der künftigen Marquiſe de Maintenon ſuchte, war auch nicht geeignet, die hochfahrende Favoritin milder zu ſtimmen. Sie griff aufs neue zu dem Mittel, dem ſie, wie ſie glaubte, ſchon früher Hilfe und Rettung verdankt hatte: wieder ließ ſie ſchwarze Meſſen, zunächſt auf dem Leibe der Voisin, leſen, und wieder floß das Blut unſchuldiger Kinder in den Kelch, der auf dem Leib der Hexe ſtand.[3] Und wieder konnte Frau von Sévigné berichten[4], daß die Favoritin triumphiere und den König ganz in Beſitz genommen habe.

Doch ſchon im März 1679 ſchrieb die künftige Marquiſe de Maintenon an den Abbé Gobelin, „er möge für den König beten, weil er ſich am Rand eines Abgrundes befinde".[5] Dieſer Abgrund war ein Fräulein von Fontanges, Hofdame der Gemahlin Monsieurs, des Bruders des Königs, „ſchön wie ein Engel und dumm wie ein Reifrock", wie der boshafte Abbé de Choisy in ſeinen Denkwürdigkeiten bemerkt.[6]

[1] Brief vom 29. Juli 1676. — [2] Die Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans nennt ſie „das böſeſte undt verzweiffelſte weib, ſo die erde tragen mag". (Brief vom 14. April 1688.) — [3] Funck-Brentano, op. cit., p. 179 ff. — [4] Brief vom 11. Juni 1677: „Ah ma fille, quel triomphe à Versailles! quel orgueuil redoublé! quel solide établissement! quel ragoût, même par les distractions et par l'absence! quelle reprise de possession! Je fus une heure dans cette chambre: elle était au lit, parée, coiffée; elle se reposait pour le médianoche." — [5] Clément: Madame de Montespan et Louis XIV, p. 110. — [6] Mémoires, p. 367.

Marie-Angélique de Scoraille, Fräulein von Fontanges, war achtzehn Jahre alt, als ſie die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich zog: eine Schönheit mit ſtrohblonden Haaren, grünen, lichten Augen und milchklarer Geſichtsfarbe. Ihre armen Verwandten hatten Geld zuſammengeſchoſſen, um ſie an den Hof ſchicken zu können, wo ſie, wie ſo viele Frauen, ihr Glück durch ihre Schönheit machen ſollte. Sie war im Umgang ohne Geiſt, aber von romantiſcher Gemütsart.[1] Die Marquiſe de Montespan verſuchte alles, um ihre Nebenbuhlerin zu verdrängen: ſie floh ſogar den Hof, wurde aber von dem König, der auf die Achtung anerkannter Verhältniſſe hielt und die Flucht eines Menſchen, den er als ſein Eigentum betrachtete, als Majeſtätsbeleidigung empfand, gezwungen, nach Verſailles zurückzukehren. Sie dichtete, wie einſt zu den Zeiten der La Vallière, Spottlieder, um die verhaßte Nebenbuhlerin, zu der Ludwig XIV. mit der blinden Leidenſchaft eines alternden Mannes emporſah, lächerlich zu machen; ja, ſie ſoll in heller Verzweiflung daran gedacht haben, den König mit ſeiner Geliebten durch Gift aus der Welt zu ſchaffen.[2]

Inzwiſchen war am 17. März 1679 ein Hexenmeiſter namens Lesage in Paris feſtgenommen worden, deſſen Ausſagen den König veranlaßten, ein eigenes Halsgericht, la Chambre ardente, einzuſetzen, das die zahlreichen Vergiftungsfälle, von denen man in Paris tuſchelte und ſprach, unterſuchen ſollte. Die Giftmiſcherin Brinvilliers, die aus Habſucht ihren Vater, ihren Gatten und ihre Geſchwiſter vergiftet hatte und am 16. Juli 1676 in Paris enthauptet worden war, hatte Schule gemacht: die Beichtväter kamen aus dem Entſetzen über die Zahl der Vergiftungen, von denen ſie in den Beichtſtühlen erfuhren, nicht heraus. Der königliche Polizeileutnant, der ausgezeichnete Juriſt La Reynie, der den Vorſitz beim Halsgericht führte, griff energiſch zu: vom 16. April 1679 bis zum 1. Juli 1682 hielt er zweihundertzehn Sitzungen und ließ einhundertzweiundvierzig Angeſchuldigte, darunter Perſonen

[1] „Die Fontange hat ihn auch recht herzlich lieb gehabt, aber wie eine heroïne de roman, war gräulich romanesque.“ (Brief der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans an Karoline von Wales vom 13. Juni 1719.) — Als die Maintenon ſie ermahnte, ihrer Leidenſchaft zu entſagen, gab ſie der frommen Tugendpredigerin zur Antwort: „Sie raten mir, eine Leidenſchaft wie ein Hemd zu wechſeln.“ (Souvenirs de Madame de Caylus, p. 377.) — [2] Funck-Brentano, op. cit., p. 189 f.

11. Marie-Angélique, Herzogin von Fontanges

des höchſten Adels, wie die Gräfin Soissons, die frühere Olympia Mancini, und die Herzogin von Bouillon vorführen.[1] Unter den Feſtgenommenen befand ſich auch die Voisin mit ihren Spießgeſellen, und der Name der Marquiſe de Montespan, der ſofort genannt wurde, wirkte wie ein Donnerſchlag auf die Richter, die Miniſter und den König ſelbſt. Ludwig XIV. konnte La Reynie, der an der Schuld der Marquiſe nicht zweifelte, nur mit Mühe bewegen, von einer Vernehmung und Verfolgung abzuſtehen: die Staatsraiſon mußte ſchließlich herhalten, um die Mutter der legitimierten Baſtarde des Königs zu decken. Als dann die Herzogin von Fontanges am 28. Juni 1681 ſtarb, glaubte alle Welt, die Montespan habe ſie vergiftet, und auch der König muß, wie viele Hofleute, dieſen Glauben geteilt haben: denn er verbot die Sektion der Leiche und löſte die Chambre ardente im Juli auf. Die Akten über die Anſchuldigungen der Montespan wurden verbrannt und alle, die um ihren Verkehr mit den Hexen wußten, entweder enthauptet oder, wenn ſie auch nur davon gehört hatten, in Provinzfeſtungen zu lebenslänglicher ſtrengſter Haft verbannt, aus der kein verräteriſches Wort in die Welt dringen konnte.[2] Die Montespan war gerettet; aber der Zauber ihres Weſens war gebrochen, und während der folgenden Jahre ſollte ſie ſelbſt im Bann

---

[1] Lafontaine, aus deſſen Fabeln Taine ein ganzes Kulturbild der Zeit entwickeln konnte, ſchildert dieſe Geſellſchaft ſehr hübſch:

„Une femme, à Paris, faisait la pythonisse:
On allait la consulter sur chaque événement;
Perdait-on un chiffon, avait-on un amant,
Un mari trop vivant au gré de son épouse,
Une mère fâcheuse, une femme jalouse;
Chez la devineuse on courait
Pour se faire annoncer ce que l'on désirait."

Fables, VII, 15: Les Devineresses.

Die Wahrſagerinnen hielten zweierlei Pulver feil: „poudres de succession", um wohlhabende Verwandte aus der Welt zu ſchaffen, und „poudres d'amour" für Liebeskranke. Das Gift, das in Anwendung gebracht wurde, beſtand gewöhnlich aus Arſenikpräparaten, die ein schweizer Apotheker namens Glaſer, ein Freund der Voisin, herzuſtellen pflegte. — Die Herzogin erſchien zwiſchen ihrem Gatten und ihrem Geliebten in einem Staatswagen zum Verhör, und als La Reynie ſie fragte, ob ſie den Teufel geſehen habe, gab ſie zur Antwort: „Ich ſehe ihn eben: er iſt alt, häßlich und als Staatsrat verkleidet." Aber trotz dieſes Scherzes, den ganz Paris belachte, mußte ſich die Prinzessin, auf einen Wink des Königs hin, bequemen, in die Verbannung nach Nérat zu gehen. (Funck-Brentano, op. cit., p. 219.) — [2] Wir ſind über dieſen Prozeß durch die Aufzeichnungen La Reynies unterrichtet, von deren Vorhandenſein der König keine Ahnung hatte. (Funck-Brentano, op. cit., p. 209 ff.)

der Nemeſis alle Demütigungen erfahren, die ſie der La Vallière zugefügt hatte.

Trotzdem der König an der Schuld ſeiner Geliebten nicht zweifeln konnte, verbannte er ſie noch nicht vom Hofe; er ernannte ſie, vielleicht um ſie aus ſeiner unmittelbaren Nähe zu entfernen, zur Oberhofmeiſterin der Dauphine, und auch ihre Nachfolgerin, Madame de Maintenon, bemühte ſich, in beſtem Verhältnis mit der Marquiſe zu leben, die damals noch, durch die Verheiratung ihres Neffen mit der Tochter Colberts, in dem mächtigen, erprobten und zuverläſſigen Miniſter eine ſichere Stütze beſaß.

Im Jahre 1669 hatte die Marquiſe de Montespan bei der Marſchallin d'Albret eine einfach gekleidete junge Frau von beſten Manieren und beſcheidenſtem Anſtand getroffen: es war die Witwe des Dichters Paul Scarron[1], eines Krüppels ohne Beine, der ſich, als Vertreter der Burleske, nicht gerade beſonderen Anſehens erfreute, obwohl er, als Menſch und Spaßmacher, allgemein beliebt war und aus guter Familie ſtammte. Die Marquiſe bat die Witwe Scarron, die Erziehung des Kindes, das ſie kurz zuvor geboren hatte, in aller Stille zu übernehmen, und die beſcheidene Gouvernante, die ein bewegtes und nichts weniger als leichtes Leben hinter ſich hatte, ſagte zu, als auch der König die Bitte ſeiner Geliebten unterſtützte.

Françoise d'Aubigné war die Enkelin Agrippas d'Aubigné, des hugenottiſchen Kriegsmannes und fanatiſchen Dichters der „Tragiques".[2] Sie kam am 27. November 1635 zwiſchen Gefängnismauern in Niort, wo ihr Vater auf Befehl Richelieus gefangen ſaß, zur Welt. Dann wanderten ihre Eltern nach der Inſel Martinique aus, wo der Herr d'Aubigné in elenden Verhältniſſen ſtarb. Die Mutter kehrte mit ihrem Töchterchen in bitterſter Armut nach Paris zurück, und das heranwachſende Mädchen, das von zwei böſen Tanten zuerſt als Kalviniſtin und dann als Katholikin erzogen wurde, mußte froh ſein, daß ſie der Krüppel Scarron, als Sechzehnjährige, 1652 zum Weibe begehrte. Diese

[1] 1610—1660. Sein „Roman comique" bietet eine derb-groteske Schilderung des Komödiantenlebens in der Provinz. — [2] 1550—1630. Freund und Waffengenoſſe Heinrichs IV., dem er ſeinen Abfall vom Proteſtantismus nie verzieh, obwohl er in den Dienſten des Königs blieb. Als Dichter iſt er, ſeiner Geiſtesrichtung nach, ein Zeitgenoſſe Karls IX.

ungleiche Ehe galt für einen der beſten Späße des Poſſenreißers, in dem der Geiſt ſich für die Unbill, die ihm die Natur erwieſen, durch Hohn und Poſſen rächte. Seine Gattin ertrug ihr Eheſchickſal mit Würde und Anſtand: ſie beſaß das Talent ſo vieler Franzöſinnen, ein vornehmes Haus mit beſcheidenem Aufwand zu führen, und verſtand es, die beſte Geſellſchaft in das Haus ihres Gatten zu ziehen und aufs beſte zu unterhalten. Wenn bei dieſen Diners zuweilen der Braten fehlte, flüſterte die Dienerin der Hausherrin ins Ohr: „Madame, es iſt kein Braten da, erzählen Sie noch eine Geſchichte!“ Und Frau Scarron brachte es fertig, den Mangel eines Bratens vergeſſen zu machen. Nach dem Tode ihres Gatten erhielt die intereſſante Witwe von der Königin-Mutter eine Penſion von zweitauſend Livres, die ihr eine beſcheidene Unabhängigkeit ſicherte. Nach dem Tode Annas von Öſterreich behelligte ſie den König mit Bitten um Erneuerung dieſes Gnadengehaltes, und Ludwig XIV., der, wie ſeine Mutter ſchon bemerkt hatte, unter Umſtänden recht knickerig ſein konnte, äußerte gelegentlich voller Ärger über dieſe Bettelei: „Hört denn das Gerede von der Witwe Scarron nicht auf!“[1]

Ihre Feinde behaupteten ſpäter, die Freundin der Ninon de l'Enclos habe ihre Freiheit benützt, um viele Glückliche zu machen, und Saint-Simon nennt ſogar die Namen der Männer, den Vater des Marſchalls Villars, Villarceaux und andere, die der ſchönen Witwe behilflich geweſen ſein ſollen, das hohe Meer des Lebens zu gewinnen.[2] Die Verteidiger der künftigen Madame de Maintenon aber weiſen darauf hin, daß die unheimlich kluge Frau viel zu wenig Temperament beſeſſen habe, um Unvorſichtigkeiten zu begehen, und wir wiſſen aus ihrem eigenen Munde, daß ihr ſelbſt an ihrem guten Ruf und der Achtung ihres Kreiſes alles gelegen war. Ninon de l'Enclos erzählt in einem berühmten Briefe, die junge Witwe ſei zu linkiſch für die Liebe geweſen; doch habe ſie ihr oft ihr gelbes Zimmer zur Verfügung geſtellt, wenn ſie mit Villarceaux zuſammen geweſen ſei.[3] Die Ver-

[1] Mémoires de Mademoiselle d'Aumale (in „Souvenirs sur Madame de Maintenon etc.“), II, p. 18. — [2] Mémoires (éd. La Bedollière), XIII, p. 95, und éd. Boislisle, I, p. 107. — [3] Causeries d'un Curieux par Feuillet de Conches, II, p. 558. — Louis de Morenay, Marquis de Villarceaux, 1619 bis 1691, galt als einer der größten „libertins“ ſeiner Zeit. Der Herzog de Noailles beſtreitet in ſeiner „Histoire de Mme. de Maintenon“ (I, p. 207), daß dieſe die Geliebte des Marquis geweſen ſei.

teidiger der Marquiſe wenden dagegen ein, daß ſie ſich ſpäter, als ihr dieſe Vergangenheit noch nahe genug ſtand, nicht geſcheut habe, alle, denen ihre Jugend bekannt war, an den Hof kommen zu laſſen, was, auf alle Fälle, ein gutes Gewiſſen beweiſe. Jedenfalls ſchwankt das Charakterbild der jungen hübſchen Frau in der Geſchichte, und das gleiche gilt auch heute noch von der heimlichen morganatiſchen Gemahlin des Königs. Eines nur iſt ſicher: ihre Schickſale hatten ihr große Weltkenntnis verliehen, und ihre Weigerung, das Amt einer Erzieherin im Hauſe der Montespan anzunehmen, wenn nicht der König ſelbſt ſie dazu auffordere, beweiſt, daß ſie, als vorſichtige Frau, eine zweifelhafte Stellung ſcheute und ihrem perſönlichen Werte nach gewürdigt ſein wollte.[1]

Die Marquiſe war von hohem, ſchlankem Wuchs, mit lebhaften, dunklen, geiſtvollen Augen, ſtets geſchmackvoll, aber beſcheiden gekleidet, eine geiſtvolle Weltdame ohne jede Aufdringlichkeit[2], der es, im Verkehr, nur darauf anzukommen ſchien, jedermann zu gefallen und alle Welt zu verpflichten. Der König, deſſen nüchternes Weſen jedem Gefühlsüberſchwang abhold war, empfand anfangs eine gewiſſe Scheu vor der Erzieherin, in der er den Schöngeiſt, le bel esprit[3], witterte; aber bald gefiel ihm die ruhige, gleichmäßige Art der gewandten Frau derart, daß er ſie häufig beſuchte, um ſich von den ſtürmiſchen Szenen mit der Montespan zu erholen. Die Witwe des Dichters, die das Elend früh kennen gelernt hatte, benutzte die freundliche Geſinnung des Herrſchers, um ihre eigene Zukunft ſicherzuſtellen: im Dezember 1674 konnte „Dame Françoise d'Aubigné, veuve de messire Paul Scarron, seigneur des Fougerets, conseiller du Roi en ses Conseils“ das Marquiſat de Maintenon für 240000 Livres durch Kauf erwerben, und kurze Zeit darauf ſchon ſprach ſie der König in der

[1] Mémoire de Mademoiselle d'Aumale (in „Souvenirs sur Madame de Maintenon etc.“), I, p. 51. — [2] Ihr bitterſter Gegner, Saint-Simon, urteilt über ſie in ſeiner Vergleichung der drei bourboniſchen Könige: „C'estoit une femme d'esprit et de beaucoup d'agréments, que le beau monde, la galanterie et les intrigues, tant pour soy que pour autruy, avoient fort polie, toujours cherchant à plaire avec beaucoup de grâces en tout ce qu'elle disoit et faisoit, et en un langage doux, juste, en bons termes, naturellement éloquent et court, d'un air d'aisance et toujours de retenue et de respect, que sa longue bassesse luy avoit rendu naturel.“ (Parallèle etc., p. 241.) Das Bild, das er in ſeinen Memoiren von ihr entwirft, iſt ausführlicher, aber auf den gleichen Ton geſtimmt wie in dieſer Schrift. — [3] Souvenirs sur Madame de Maintenon, II, p. 31.

12. Françoise d'Aubigné, Marquise de Maintenon

Öffentlichkeit mit dieſem Titel an. Die Höflinge aber, die ſich bei Ninon de l'Enclos vom Zwange des Hoflebens erholten, glaubten beſonders witzig zu ſein, wenn ſie die Gouvernante, über deren eigentliche Beziehungen zu dem König keiner etwas Gewiſſes wußte, Madame de Maintenant, die Frau von Jetzt[1], nannten. Die Marquiſe hatte es ſich in den Kopf geſetzt, den König zur Tugend zu bekehren: die Enkelin des leidenſchaftlichen Hugenottenführers Agrippa d'Aubigné übte das ererbte Talent zum Predigen auf ihre Weiſe, und der Erfolg gab ihr recht: man wird kaum irregehen, wenn man die Gewiſſensſkrupel, die den König um die Oſterzeit des Jahres 1675 wegen ſeines Verhältniſſes zur Montespan heimſuchten, auf Rechnung der Maintenon ſetzt. Als die gewalttätige Mätreſſe wieder an den Hof zurückkehrte, machte Frau von Maintenon gute Miene zum böſen Spiel, und die Liebe, die ſie den Kindern der Montespan, beſonders dem Herzog von Maine, entgegenbrachte, ſicherte ihr trotz allem einen heimlichen Einfluß, der von Jahr zu Jahr ſtärker wurde. Vergebens verſuchte die Montespan, um ihre Macht zu behalten, dem König eine ihrer Frauen, ein Fräulein d'Oré, das auch noch eine hübſche Schweſter, für einen zweiten Notfall, beſaß, dem König zu verkuppeln: der Sultan geruhte zwar, mit der willigen Schönen zu Nacht zu ſpeiſen, aber er blieb an dieſer flüchtigen Liebſchaft nicht hängen. Als dann Fräulein von Fontanges den Hof verließ, ſöhnte die kluge Gouvernante den König mit der Königin aus, und als dieſe am 30. Juli 1683 ganz unerwartet ſtarb, fand Ludwig XIV., den der Tod ſeiner Gemahlin nicht traurig, ſondern weich geſtimmt hatte, an der ſchönen Tugendpredigerin, deren beſchwichtigendes Weſen ihm längſt zur Gewohnheit geworden war, einen ſicheren Halt: im Januar 1684 vermählte er ſich ganz im ſtillen mit der Marquiſe. Über die Tatſache der Vermählung des Königs, der nur ein paar geiſtliche Würdenträger, der Erzbiſchof von Paris, Louvois, der Beichtvater und der Kammerdiener des Königs, Bontemps, beigewohnt haben ſollen, herrſchte niemals volle Gewißheit, und auch über die Frage, ob die Marquiſe je den Verſuch gemacht habe, die Bekanntgabe ihrer

[1] Brief der Frau von Sévigné an ihre Tochter vom 18. September 1680.

Vermählung zu erzwingen, beſteht keine Übereinſtimmung.[1] Obwohl ſie gelegentlich durchblicken ließ, daß der König bereit geweſen ſei, jeden ihrer Wünſche zu erfüllen, beſaß ſie doch mächtige Feinde, denen ihr Einfluß ein Dorn im Auge war, und der König hatte eine zu hohe Auffaſſung von ſeiner Würde, um nicht die Erhebung der Erzieherin ſeiner unehelichen Kinder zur Königin als unerhörten Skandal zu fürchten. Als die Marquiſe ſah, daß ihr die Krone unerreichbar blieb, beſchied ſie ſich: ſie war, ganz im Gegenſatz zu der herrſchſüchtigen Montespan, von Anfang an jeder Schauſtellung ihrer Macht und ihres Einfluſſes abgeneigt geweſen und wußte ſich auch nach ihrer heimlichen Vermählung mit dem König mit echt weiblicher Klugheit den beſtehenden Verhältniſſen anzupaſſen. Nach außen hin ſchien die Marquiſe de Montespan noch immer die „anerkannte" Mätreſſe des Königs zu ſein: er ſprach nachmittags häufig bei ſeiner ehemaligen Geliebten vor und betrat wohl auch am ſpäten Abend, wenn er Frau von Maintenon verlaſſen hatte, deren Gemächer. Ludwig XIV., deſſen Herzensegoismus ganz abſolutiſtiſche Züge trägt, pflegte den Frauen, die er liebte, Dinge zuzumuten, wie ſie ein echtes Weib nicht gern erträgt: ſchon die reizende Henriette von England hatte im Jahre 1670 an eine Freundin geſchrieben, daß der König ſeinen Geliebten dreimal wenigſtens in der Woche einen Ekel bereite.[2] Obwohl die Marquiſe de Maintenon die Entfernung der herrſchſüchtigen früheren Mätreſſe um jeden Preis wünſchen mußte, tat ſie nichts, um deren Weggang vom Hofe zu beſchleunigen; die Montespan aber konnte das aufregende Leben bei Hofe nicht entbehren: ſie veranſtaltete die prunkvollſten Feſte, um die Fernſtehenden zu täuſchen; ja, ſie ſuchte ſogar, um ihren Einfluß zu behalten, dem König ihre eigene Nichte, die ſchöne Madame de Nevers, zu verkuppeln.[3]

So zog ſich dieſe Tragikomödie, in der die ſtillere Maintenon die Stärkere war, bis zum Jahre 1691 hin. Endlich, am 15. März, ließ

[1] Selbſt die Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans ſchrieb der Herzogin Sophie von Hannover (am 14. April 1688), ſie habe nicht erfahren können, was an der Sache ſei. — Saint-Simon behauptet, der Erzbiſchof ſei in Ungnade gefallen und Louvois ſpäter zugrunde gegangen, weil ſie verſucht hatten, den König von dieſer unwürdigen Verbindung abzuhalten. (Parallèle etc., p. 80.) — [2] Mémoires de Daniel Cosnac, I, 415. — [3] Souvenirs sur Madame de Maintenon etc., II, 125.

die Montespan dem König durch Bossuet ſagen, daß ſie ſich in das St. Joſephskloſter zu Paris zurückzuziehen gedenke. Der König gab, ohne ein Wort der Einrede, ſeine Einwilligung und ließ die Gemächer ſeiner Geliebten ſofort für ſeinen Sohn, den Herzog du Maine, inſtand ſetzen. Die einundfünfzigjährige Frau gab ſich Mühe, von nun an ein würdiges Leben zu führen; aber ihr hochfahrender Charakter kam immer wieder zum Vorſchein: in dem Raume, wo ſie empfing, ſtand nur ein einziger Seſſel, wie ein Thron, und kein Beſucher, mit Ausnahme der Prinzen, erhielt von ihr eine Einladung, ſich zu ſetzen. Vom König, der einſt gegen die La Vallière ſo knickerig geweſen war, erhielt ſie, von den Geſchenken abgeſehen, eine Monatspenſion von 20000 Franken (80 bis 100000 Livres). Als im Jahre 1704 ihre berühmte Schweſter, die Äbtiſſin von Fontrevault, ſtarb, wurde ſie von Todesangſt und Höllenfurcht ergriffen: ſie ſcheute das Dunkel und ſchlief nur noch, in Gegenwart zweier Dienerinnen, zwiſchen zwei brennenden Kerzen. Dabei lebte ſie wie die ärmſte Bauernfrau, trug einen eiſernen Stachelgürtel und gab in wahrhaft fürſtlicher Weiſe Almoſen. Man wäre verſucht, an ein böſes Sprichwort zu denken, wenn nicht das Ende dieſer hochfahrenden Frau ihrem früheren Weſen entſprochen hätte: ſie ſtarb, gegen alle Erwartung, ruhig und gefaßt am 27. Mai 1707 in Bourbon, wo ſie die Bäder gebrauchen wollte. Ihr Körper, der, wie Saint-Simon behauptet[1], ſeine Schönheit bewahrt hatte, fiel in die Hände eines unfähigen Chirurgen, der nicht einmal die Sektion vornehmen konnte, und über ihrem Sarge zankten ſich zwei Pfaffen. Der König zeigte nicht die mindeſte Teilnahme, als ihm ihr Tod gemeldet wurde[2], und ſprach ihren Namen niemals wieder aus.

Auch die Marquiſe de Maintenon bekam die Feſſeln ihres goldenen Schickſals bald zu fühlen: ſie liebte von Natur aus das Hofleben nicht und floh das aufregende Treiben, ſooft ſie nur konnte. Am liebſten weilte ſie in dem nahegelegenen Saint-Cyr, wo ſie im Jahre 1686 eine Bildungsanſtalt für Töchter armer Edelleute gegründet hatte, die ſie ſelbſt leitete; denn dieſe Frau, deren Weſen, trotz ihrer hohen

[1] Saint-Simon, Mémoires, XV, 88 f. — [2] Journal de Dangeau, Eintrag vom 28. Mai 1707.

Stellung, nicht im hellen Lichte der Geſchichte ſteht, war die geborene Schulmeiſterin. Selbſt ihre Briefe, deren ſchöne, klare, echt weibliche Sprache zuweilen von größerer Anmut iſt als die glänzendſten Ergüſſe der geſunden, offenen Frau von Sévigné, tragen das Gepräge einer lehrhaften Vorſicht, wie ſie der Umgetriebenen im Lauf der Jahre zur zweiten Natur geworden war. Die Maintenon erſcheint in vieler Hinſicht als die klarſte Vertreterin jener zeitgemäßen Verſtandeskultur, die in dem König ſelbſt den glänzendſten Vertreter beſaß: ihr Geſchmack, den wir noch in ihren Briefen bewundern können, ihre Neigungen und ihre Frömmigkeit, alles atmet den reinſten Geiſt der Zeit.

Auch über ihren Einfluß auf den alternden, frömmelnden Herrſcher beſteht keine Einigkeit unter den Hiſtorikern: Saint-Simon, der die Maintenon ingrimmig haßte, behauptet, ſie habe den König beherrſcht[1], und auch die ehrliche Pfälzerin Liſelotte ſchreibt ihr alles Übel zu, das vom Hofe ausging. Sie nennt ſie nur „böſer teuffel“[2], „alte zott“[3] und bemerkt: „Niemahlen iſt jemandts ſo abſolutte geweßen alß die Maintenon iſt, aber wie ſie ignorant iſt undt nichts alß das bürgerleben verſtehet undt doch über alles regiren will, drumb geht alles ſo überzwerg. Das weib iſt abſcheulich gehaſt zu Paris, ſie darff ſich dort nicht offendtlich weiſen, ich glaube man würde ſie ſteinigen.“[4]

Die Bemerkung der vortrefflichen Pfälzerin, daß die Maintenon nur das Bürgerleben verſtehe, ſcheint mir eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe zu verraten: während die Montespan niemals die große Dame vergeſſen ließ, der jedes Mittel, auch das abſcheulichſte, gut genug erſchien, wenn es um ihr Daſein ging, war Frau von Maintenon von Haus aus eine durchaus bürgerlich geſtimmte Natur[5]; ſie bedurfte der Achtung, der Anerkennung, um leben zu können. Ob ihr Bekenntnis: „Ich habe keine Leidenſchaft, keine Rachegefühle, ich bin nicht eigennützig und nicht ehrgeizig“[6], der Wahrheit entſpricht, mag

[1] Parallèle etc., p. 243. — [2] Brief vom 14. April 1688. — [3] Brief vom 9. Juli 1719. — [4] Brief vom 20. September 1708. — [5] Auch Saint-Simon urteilt: „L'abjection et la détresse de sa première vie luy avoient rétrécy l'esprit et avili les sentiments tellement, qu'elle pensa toute sa vie si fort en petit qu'elle fut toujours au dessous même de la Scarron.“ (Parallèle, p. 243.) — [6] Th. Lavallée, Madame de Maintenon et la maison royale de Saint-Cyr (Paris 1862, Plon), p. 34.

dahingeſtellt bleiben; und auch das andere Geſtändnis, daß ſie ganz aus „Ruhmſucht und Eigenliebe beſtehe“[1], darf vielleicht nur als Äußerung eines Augenblicks gelten. Auffällig iſt, daß der Kalviniſt Spanheim die Frau, in der die meiſten Zeitgenoſſen die Urheberin der Widerrufung des Edikts von Nantes erblickten, ſehr mild beurteilt: der gut unterrichtete Diplomat meint, ſie ſei anfangs des Glaubens geweſen, ſie könne die Bekehrung der Proteſtanten ohne Gewaltmittel erreichen, habe aber, als der König ſeinen klaren Willen zeigte, alles gehen laſſen.[2]

Die ewig rege Eiferſucht Ludwigs XIV. auf alle ſeine königlichen Rechte läßt es, zum mindeſten, als wahrſcheinlich erſcheinen, daß der Einfluß der Maintenon nicht immer unmittelbar ſein konnte und von tauſend Zufälligkeiten und Strömungen des Hoflebens abhängig war. Wenn der König, was von 1691 ab faſt jeden Abend geſchah, in ihren Gemächern mit ſeinen Miniſtern arbeitete, hörte ſie unauffällig zu, ohne je ein Wort in den Gang der Verhandlungen fließen zu laſſen; ihr heimlicher Gemahl mußte ſie ſelbſt auffordern, ihre Meinung zu äußern, und die Form, in der dies geſchah: „Qu'en pense votre solidité?“ zeigt, in welcher Achtung er den Verſtand des Weibes ſeines Alters hielt. Daß die Enkelin Agrippas d'Aubigné nichts tat, um die folgenſchwere Aufhebung des Edikts von Nantes zu verhindern, entſpricht durchaus ihrem Weſen: die fromme Katholikin, die gern als Kirchenmutter und als Äbtiſſin aller franzöſiſchen Klöſter gegolten hätte, glaubte jedenfalls, ein verdienſtliches Werk zu tun, wenn ſie den König nicht davon abhielt, die Einheit des alleinſeligmachenden Glaubens in Frankreich wiederherzuſtellen. Auch ſonſt ſchonte ſie die Eigenheiten ihres mißtrauiſchen Gemahls in jeder Weiſe: für ihre Verwandten tat ſie nicht allzuviel; ja, ſie ſorgte nicht einmal dafür, daß ihr heimlicher Gatte in königlicher Weiſe für ſie ſelbſt ſorgte: im Teſtament Ludwigs XIV. war ſie nicht einmal erwähnt, und außer ihren Gutsrenten und den Einkünften des Kloſters Saint-Cyr beſaß ſie keinerlei feſtes Einkommen. In einem Briefe an

[1] „Pétrie de gloire et d'amour-propre.“ (A. Geffroy: Madame de Maintenon d'après sa correspondance authentique, Paris 1887, Hachette, I, p. 44.) — [2] Relation de la Cour de France, p. 92.

ihre Freundin Glapion aus dem Jahre 1702 findet ſich das merkwürdige Bekenntnis: „Sehen Sie nicht, daß ich vor Traurigkeit ſterbe, in Glücksverhältniſſen, die jeden Traum überſteigen, und daß nur Gottes Beiſtand verhindert, daß ich dabei zuſammenbreche? Ich bin jung und hübſch geweſen; ich habe genoſſen; man hat mich überall gern gehabt; in reiferem Alter habe ich jahrelang mit geiſtreichen Leuten gelebt. Ich habe die (höchſte) Gunſt erlangt, und ich ſchwöre Ihnen, liebes Kind, daß all dieſe Verhältniſſe eine erſchreckliche Leere, eine Unraſt, eine Müdigkeit, eine Sehnſucht nach anderen Dingen zurücklaſſen, weil in all dem keine volle Befriedigung liegt.“[1]

Als ſie eines Tages im Park zu Verſailles die kleinen Fiſche eines Beckens beobachtete, ſoll ſie die Bemerkung gemacht haben: „Sie ſind wie ich; ſie haben Heimweh nach ihrem Moraſt!“ Wir haben keinen Grund, an der Wahrheit dieſes Gefühls zu zweifeln: ſchon die Aufgabe, Tag für Tag den gemütloſen König, der niemals ein Buch las, zu unterhalten, überſtieg die Kräfte einer Frau, und der vollkommene Einblick in das Weſen des unerbittlichſten aller Egoiſten, der auch in ſeinen Mätreſſen und Baſtarden nur ſich ſelbſt liebte, war nicht dazu angetan, die Hingebung einer kühlen Frauennatur zu ſteigern.

Den beſten Eindruck erhält man von dieſer unheimlich klugen, ſelbſtbeherrſchten Frau aus ihren Briefen; aber trotz zahlreicher feiner Stellen, deren urbane Form in ſo ſchneidendem Gegenſatz zu den ehrlichen, ungeſchlachten Briefen der urdeutſchen Pfälzerin Liſelotte ſteht, bleibt ein Schatten auf dieſer Geſtalt: es fehlt ihr die Offenheit einer reichen, großzügigen Natur, und vielleicht rührt dieſes Mißbehagen von der ſchiefen Stellung her, aus der die Allzuvernünftige zeit ihres Lebens nicht herauskam. Das Wort Goethes, daß man niemand unreine Verhältniſſe wünſchen ſolle, bewährt ſich an dieſem Schickſal, das in einem Kerker begann und auch in einem Königsſchloſſe nicht das reine Glück des Daſeins fand, in ſchlagender Weiſe.

Es iſt etwas durchaus Jeſuitiſches in dieſem Charakter: indem ſie den König zur Tugend zu bekehren ſuchte, verging ſie ſich gegen ihre Gönnerin, die Marquiſe de Montespan, deren Güte ſie ihr Empor-

[1] A. Geffroy, op. cit., II, p. 8.

kommen verdankte, und mit echt weiblicher Naivität, jenſeits von Gut und Böſe, glaubte ſie noch als wirkliche Freundin zu handeln, indem ſie die Favoritin aus der Gunſt des Königs verdrängte, um nachher, ohne eine Spur von Gewiſſensbiſſen, deren Stelle einzunehmen: der Name Gottes mußte herhalten, um die bitterſten Weiberfalſchheiten zu verdecken. Als die herrſchſüchtige Favoritin längſt geſtürzt war, erzählte ſie eines Tages ihren Schülerinnen, daß nächſt Gott die Marquiſe de Montespan die Quelle ihres außerordentlichen Glückes geweſen ſei, und immer wieder pflegte ſie zu betonen, daß Gott allein ſie als Werkzeug auf den Thron gehoben habe: „Je ne l'aurais ni pu, ni voulu."[1] Man mag über die Abneigung Saint-Simons, der in ihr eine Gegnerin ſeiner heißeſten Beſtrebungen ſah, denken, wie man will; aber die Tatſache, daß die ehrliche Pfälzerin den maßloſeſten Haß gegen die Enkelin Agrippas d'Aubigné hegte, läßt darauf ſchließen, daß ihr Weſen nicht ſo rein und lauter war, wie es nach ihren Briefen vor uns zu liegen ſcheint. Bis zuletzt bleiben ihre Handlungen im Dämmerlicht des Zweifelhaften: als ihr Gemahl das Bewußtſein verloren hatte, verließ ſie das Schloß mit Windeseile, ohne das Ende des Königs abzuwarten, und es bleibt zweifelhaft, ob ſie es aus Zurückhaltung tat oder der königlichen Öde ihres Daſeins ſo raſch als möglich entfliehen wollte. Nach dem Tode Ludwigs XIV. fiel die in Saint-Cyr Weilende raſch völliger Vergeſſenheit anheim, und auch ihr eigener Tod, am 15. April 1719, erregte nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit.[2] Auf ihren Grabſtein ließ ſie neben ihren Titeln nur ihre Eigenſchaft als „Erzieherin des Hauſes des heiligen Ludwig" verzeichnen; aber trotz dieſer Beſcheidenheit, in der übrigens ein hübſches Stück Selbſtcharakteriſtik ſteckt, wurde das Grab im Jahre 1794 erbrochen und die Aſche in alle Winde zerſtreut: die Allzuvorſichtige erntete noch im Grabe den gleichen Haß, der einſt der ungekrönten Königin von Frankreich gegolten hatte.

[1] Lettres édifiantes, VII, Geffroy, I, p. XXVI. — [2] Ihre heftigſte Haſſerin, die Pfälzerin, hielt ihr in ihren Briefen folgende Nachreden: „P. S. In dießem morgen erfahre ich, daß die alte Maintenon vereckt iſt, geſtern zwiſchen 4 und 5 abendt. Es were ein groß glück geweſſen, wen es vor etlich undt 30 jahren geſchehen were." (16. April 1719.) Und: „Wie man ihr den Tod angekündiget, ſoll ſie geſagt haben: „Mourir est le moindre événement de ma vie." (12. Mai 1719.)

Von den übrigen Frauen, die am Hofe des alternden Königs Einfluß beſaßen, ſeien hier nur noch die Herzogin von Burgund, die Pfälzerin und die Geliebte des erſten Dauphins, genannt Monseigneur, das Fräulein Choin erwähnt, obwohl dieſe Dame nur aus der Ferne ihr Weſen geltend machen konnte. Marie-Adelaide von Savoyen (geboren Ende Dezember 1685) war im Jahre 1696 nach Verſailles gekommen, wo man ſie am 15. September 1697 mit dem Herzog von Burgund vermählte. Sie war eine heitere, überſprudelnde Natur und wirkte, trotzdem ſie mit ihrer vorſpringenden Stirn, ihren hängenden Wangen und ſchlechten Zähnen nicht für eine Schönheit gelten konnte, mit dem allgegenwärtigen Zauber eines urſprünglichen Weſens auf den König und den ganzen Hof. Saint-Simon, der ſie mit den Augen der Verehrung betrachtet, ſchildert ſie als klug, liebenswürdig, gut gegen Hohe und Geringe[1], vergnügungsſüchtig, frei in ihrem Benehmen, kurz, als die Seele des Hofes, wo der ewig gelangweilte König zuerſt dem Zauber der ſchlanken Teufelin verfiel, zumal dieſe die Kunſt, ſich mit der Maintenon gut zu ſtellen, mit der Sicherheit eines urſprünglichen Inſtinktes erfaßt hatte. Ihr früher Tod am 12. Februar 1712 vernichtete unzählige Hoffnungen, die ein großer Teil des Hofes auf die Natur dieſer Frau und die Vorzüge ihres Gemahls ſetzte.

Geſtalt und Weſen der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans (1652–1722) ſind zu bekannt, als daß es nötig wäre, hier näher darauf einzugehen. Ich möchte nur auf die Gegenſätze zweier Kulturen hinweiſen, die durch das Gehaben der deutſchen Prinzeſſin am Hofe zu Verſailles, wo ſie im Grunde ihrer Seele immer eine Deutſche, das heißt eine Fremde blieb, zutage traten und in ihrem umfangreichen Briefwechſel zur Ergötzung und Belehrung vor uns liegen. Man vergegenwärtige ſich die Tatſache, daß mit der deutſchen Prin-

[1] Mémoires (éd. Boislisle), XII, p. 271. „Régulièrement laide, les joues pendantes, le front trop avancé, un nez qui ne disoit rien, de grosses lêvres mordantes, des cheveux et des sourcils châtains bruns fort bien plantés, des yeux les plus parlants et les plus beaux du monde, peu de dents et toutes pourries, dont elle parloit et se moquoit la première, le plus beau teint et la plus belle peau, peu de gorge mais admirable, le cou long, avec un soupçon de goître qui ne luy seyoit point mal, un port de tête galant, gracieux, majestueux, et le regard même, le sourire le plus expressif, une taille longue, ronde, menue, aisée, parfaitement coupée, une marche de déesse sur les nuées. Elle plaisoit au dernier point: les grâces naissoient d'elles-mêmes de tous ses pas, de toutes ses manières, et de ses discours les plus communs ... Le Roi ne se pouvoit passer d'elle." (Mémoires, XXII, 280f.)

zeſſin eine Frau, deren ehrlicher Charakter und Geſchmack an die Freimütigkeit Luthers oder auch zuweilen an die Sinnesart des Rabelais erinnern, an einen Hof kam, wo die franzöſiſche Verſtandeskultur zur Vollendung gediehen war und durch ihr als welſch empfundenes Weſen die Abneigung einer geraden ehrlichen Seele ein langes, nicht immer glückliches Leben hindurch wach erhielt. Wir verdanken dieſem klar erfaßten Gegenſatz die unvergleichlichen Briefe der Herzogin, die vielleicht nur deshalb ſo ſchreibſelig war, weil ihre Umgebung die Vergangenheit eines einfacheren, reineren Lebens um ſo zauberhafter hervortreten ließ und der Verbannten, deren Gemahl keiner ehrlichen Frauennatur genügen konnte, als tröſtlicher Winkel erſchien. Offen und klar, derb und tüchtig, ahnenſtolz und doch beſcheiden, mit ſicherem Blick für alles Echte, ſo tritt uns die Pfälzerin aus ihren Briefen entgegen, und dieſe angeborene Tüchtigkeit vermochte ſogar Ludwig XIV. zu dauernd freundlicher Geſinnung gegen ſeine Schwägerin zu ſtimmen.[1]

An einem Hofe, wo der Fürſt ſein Liebesglück außerhalb der Ehe ſuchte und die Mätreſſen zu einer Staatseinrichtung machte, darf es nicht wundernehmen, daß auch der Thronerbe ſeinen erhabenen Vater nachzuahmen ſuchte: der Sohn Ludwigs XIV., genannt Monseigneur, eine ſchlaffe, bequeme, ehrliche Natur ohne jede Tatkraft, lebte in Meudon mit einem Fräulein Choin, einer braven, uneigennützigen Perſon, zuſammen[2], die, wenn man Saint-Simon glauben

[1] Saint-Simon urteilt über ſie: „Madame war eine Prinzeſſin nach altem Stil; ſie hielt auf Ehre, Tugend, Rang, Größe und war unerbittlich in Hinſicht auf Schicklichkeit. Sie war nicht ohne Geiſt, und alles, was ſie ſah, ſah ſie ſehr richtig. Eine gute und treue Freundin, zuverläſſig, wahrhaftig, aufrichtig, leicht einnehmbar und verletzlich und ſehr ſchwer eines Beſſeren zu überzeugen; grob, gefährlich wegen ihrer Vorliebe für Auftritte in der Öffentlichkeit, ſehr deutſch in all ihren Lebensgewohnheiten, dabei freimütig, ohne Rückſicht auf Bequemlichkeiten für ſich und andere, mäßig, ſchroff und voll eigener, wunderlicher Grillen.“ (Mémoires, éd. La Bedollière, XII, 212.) — Eine vollſtändige Sammlung der Briefe Liſelottes iſt noch nicht vorhanden. Ich erwähne die Ausgabe in der „Bibliothek des Literariſchen Vereins in Stuttgart“ (Band 107, 122, 132, 144, 157), herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland, und die Auswahl der Briefe von Hans F. Helmolt, mit 16 Bildtafeln, im Inſel-Verlag 1924, ſowie die franzöſiſche Überſetzung von G. Brunet, Correspondance complète de Madame Eliſabeth Charlotte d'Orléans, 2 vol., Paris 1855, Charpentier, mit trefflichen Anmerkungen. — [2] Saint-Simon, Mémoires, XXI, 51, 67. Über die Geliebte des (erſten) Dauphins ſiehe auch: Relation de la Cour de France, p. 120; Histoire amoureuse des Gaules, III, 178 bis 182; und die Pfälzerin: „Sie ſahe aus wie eine Doguin, war klein, hatte kurze beine, ein rund geſicht, hatte eine kurze, aufgeworfene naſe, groß maul voller fauler zähne, ſo brav ſtunken, daß man ſie eine kammer lang

darf, einer Magd gleichſah, aber durch ihre Uneigennützigkeit ſelbſt die Achtung des Königs gewann, den ſeine Geliebten nicht verwöhnt hatten. Am Hofe lief das Gerücht um, der Dauphin habe, wie der König, ſeine Geliebte heimlich geheiratet[1], und die Witzbolde behaupteten, dieſes Verhalten ſei auch die einzige Ähnlichkeit, die er mit ſeinem Vater habe.

Die Mätreſſenwirtſchaft am Hofe Ludwigs XIV. hat eine Bedeutung, die weit über den perſönlichen Charakter dieſer Zuſtände hinausreicht: als die Kultur, deren Mittelpunkt Verſailles bleibt, ihren Siegeszug durch Europa begann und alle Häupter mit Perücken deckte, wanderten auch dieſe übeln Sitten mit, und wer Glück und Unglück der Völker in der Vergangenheit zu richten hat, wird nicht umhin können, zu unterſuchen, inwiefern auch hierin die Bourbonen Völkern und Fürſten durch ihr Beiſpiel zum Schickſal wurden.

---

riechen konnte, abſcheulich dicke brüſte, welche Monseigneur charmierten, denn er ſchlug darauf wie auf pauken." (Brief vom 25. April 1719 an Karoline von Wales.)

[1] Brief der Herzogin von Orleans vom 1. November 1706.

VI

DIE Bewunderung, mit der viele Franzoſen auch heute noch auf Ludwig XIV. blicken, mag zum Teil dem Vollender ihres Einheitsſtaates, zum Teil aber auch dem Mäzenatentum des ehrgeizigen Herrſchers gelten. Buckle, der allerdings die Geſchichte als radikaler Rationaliſt beurteilt, behauptet glattweg, der König verdanke ſeinen Ruhm der Dankbarkeit der Schriftſteller[1], und ſucht ferner nachzuweiſen, daß die bedeutendſten Männer, die Frankreich im ſiebzehnten Jahrhundert hervorbrachte, zu der Zeit blühten, da der geiſtig träge, jugendliche Herrſcher noch unter der Herrſchaft Mazarins ſtand. In der Tat, Descartes ſtarb ſchon 1650, fern von Frankreich; Pascals wiſſenſchaftliche Unterſuchungen über die Kegelſchnitte (1649) und die Schwere der Luft (1646) waren vollendet, als Ludwig XIV. zur Herrſchaft kam; die „Lettres provinciales“ ſtammen aus den Jahren 1656–1657, und eine Anzahl literariſcher Meiſterwerke erſchien zu der Zeit, da der Roi-soleil noch nicht in ſeine weltgeſchichtliche Machtrolle hineingewachſen war.

Doch erſcheint mir eine ſolche Auffaſſung, nach welcher der Niedergang und der Verfall des geiſtigen Lebens, wie ſie im Verlauf der Regierung Ludwigs XIV. offenbar zutage traten, allein deſſen Schuld geweſen ſei, ziemlich ungereimt: kein Fürſt kann das ſchöpferiſche Leben eines Volkes niederhalten, wenn die Quellen mächtig in der Tiefe rauſchen. Wir halten uns, als Kulturpſychologen, an die Tatſache, daß Ludwig XIV. mit vollem Bewußtſein den Verſuch machte,

[1] Geſchichte der Ziviliſation in England. Deutſch von Arnold Ruge, Leipzig und Heidelberg 1861, 1. Band, 2. Abteilung, II. Kapitel.

die ganze Kultur in den Dienſt des Staates oder, um bei ſeiner eigenen Auffaſſung der Herrſchermacht zu bleiben, in den Dienſt der eigenen abſoluten Perſönlichkeit zu ſtellen. Den tiefſten Einblick in dieſe ſyſtematiſche Haltung gewinnen wir, wenn wir ſein Verhältnis zur Kirche betrachten: hier ſtehen ſich zwei klar geſchiedene Gewalten gegenüber, von denen jede, als Erbin einer geſchichtlichen Organiſation, den Anſpruch erhebt, den einzigen Vertreter Gottes auf der Erde zu beſitzen. Aber trotzdem Ludwig XIV. ſeinem innerſten Weſen nach fromm, ja bigott war[1], zögerte er keinen Augenblick, auch der Kirche zu widerſprechen, wenn die Politik des Päpſtlichen Stuhles ſeiner eigenen zuwiderlief; denn der Machtwille iſt, ſeinem Weſen nach, unerſättlich und darf keinen anderen dulden, weil ſein Reich von dieſer Welt iſt. Der Grundſatz, nach dem er dabei verfuhr, war dem Rüſtzeug der Richelieuſchen Politik entnommen: er ſteifte ſeinen Biſchöfen den Rücken, wenn dieſe die gallikaniſchen Kirchenfreiheiten bedroht ſahen, und tat alles, um die gleichförmige Glaubenseinheit ſeines Landes herbeizuführen, indem er gegen die Proteſtanten in der bekannten Weiſe vorging. Der franzöſiſche Klerus ſelbſt hegte nicht den mindeſten Zweifel an der Auffaſſung der königlichen Gewalt, wie ſie der König in weltlichen und geiſtlichen Dingen betätigte: ich erinnere an die ſchon erwähnten Lehren Bossuets und an die Stellung der Jeſuiten, in denen der König ſtets die treueſten Helfer ſeines Abſolutismus fand, wenn er einen Übergriff zu rechtfertigen hatte.

Schon im Jahre 1639, unter Richelieu, hatte der Pariſer Advokat Pierre Pithou das Verhältnis zwiſchen dem König und dem Päpſtlichen Stuhle in geſetzmäßige Formen zu bringen geſucht, indem er erklärte: Der Papſt hat in Frankreich keine Autorität in weltlichen Dingen, und ſelbſt in geiſtlichen iſt ſeine Gewalt nicht abſolut und

[1] Die Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans urteilt darüber: „Wie einfeltig der große mann in der religion iſt, iſt nicht zu begreifen, denn ſonſten iſt er nicht einfeltig. Es kompt aber daher, daß er nie nichts von religionsſachen, noch die bibel geleßen undt nur vor ſich hin glaubt, was man ihm von der religion vorſchwatzt. Drumb auch, alß er eine metres hatte, die nicht devot war, war er es auch nicht, da er aber in eine verliebt geworden, ſo immer von penitentz ſpricht, glaubt er alles, was dieße ihm ſagt, auch ſo, daß der beichtsvatter undt die dame gar offt uneins ſein, denn er glaubt ſie mehr alß den beichtsvatter will ſich aber ſelber die mühe nicht geben, nachzuforſchen, welches eygendtlich die religion iſt.“ (Brief vom 16. Mai 1696.) „Er hatte keine ſuperſtition alß in geiſtlichen ſachen, mirakeln der Mutter Gottes u. dergl.“ (1. Oktober 1718.)

unbeſchränkt, ſondern begrenzt durch die kanoniſchen Regeln und Verordnungen der Konzilien, die in Frankreich Anerkennung gefunden haben. Danach nahm ſich der König das Recht heraus, die päpſtlichen Bullen zu zenſieren oder zu verbieten, während ſeine Theologen behaupteten, daß das Ökumeniſche Konzil über dem Papſte ſtehe, weil die Biſchöfe Frankreichs nicht vom Papſte eingeſetzt ſeien, ſondern ihr Amt als direkte Nachfolger der Apoſtel verwalteten. Dieſen gallikaniſchen Anſichten ſtanden zwar einige ultramontane Bekenner der abſoluten päpſtlichen Autorität gegenüber; aber ſie waren ohne Einfluß, und die breite Menge der Gebildeten fühlte zu völkiſch, um nicht die gallikaniſchen Beſtrebungen des Königs mit einer Art Leidenſchaftlichkeit zu teilen.[1] Als Ludwig XIV. in den Jahren 1673 und 1675 auf das Recht Anſpruch erhob, die Pfründen der Kirche mit militäriſchen Penſionen zu belaſten, die Einkünfte der Bistümer während ihrer Vakanz zu erheben[2] und die davon abhängigen Pfründen zu beſetzen, fand er bei dem kampfluſtigen Papſte Innocenz XI. heftigſten Widerſtand. Die ſogenannte „régale“ war durch das Konkordat vom Jahre 1516 für einen Teil Frankreichs feſtgeſetzt worden; aber Ludwig XIV., der als Herr unumſchränkter Krongewalt keiner Körperſchaft im Reiche irgendein Recht freier Entſchließung zubilligen konnte, dehnte ſie über ganz Frankreich aus. Im Jahre 1681 berief er eine Verſammlung des Klerus ein, die das Vorgehen des Königs gut hieß und im März 1682 folgende vier Sätze zum Beſchluß erhob: 1. Gott hat dem hl. Petrus und ſeinen Nachfolgern keine Gewalt, weder direkt noch indirekt, über die Weltlichkeit verliehen. 2. Die gallikaniſche Kirche billigt das Konzil von Konſtanz, nach dem die allgemeinen Kirchenverſammlungen in geiſtlichen Dingen über dem Papſte ſtehen. 3. Die Geſetze, Gebräuche und Einrichtungen, wie ſie in dem Königreiche und in der gallikaniſchen Kirche beſtehen, ſollen unerſchütterlich bleiben. 4. Die Entſcheidungen des Papſtes in Glaubensſachen ſind erſt dann unwiderruflich

[1] „In Frankreich fragt man nicht viel nach dem papſt; man iſt perſuadirt, daß, wie auch war, man wohl ohne ihm ſeelig werden kann.“ (Brief der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans vom 24. Januar 1700.) — [2] Das ſogenannte „Droit de régale“, auch kurzweg „la régale“ genannt.

gültig, wenn die Kirche ſie angenommen hat.[1] Der König erhob dieſe Sätze, im Einverſtändnis mit ſeinen Biſchöfen, ſofort zu allgemeinen Glaubensartikeln[2]; ſie mußten in der Schule gelehrt werden, und kein Juriſt oder Theologe ſollte einen Grad erlangen können, wenn er ſie nicht beſchwüre.

Aber der Päpſtliche Stuhl gab nicht nach: er verweigerte die Anerkennung der vom König ernannten Biſchöfe und erklärte die vier gallikaniſchen Glaubensartikel für null und nichtig. Selbſt die Aufhebung des Edikts von Nantes konnte den ſtreitbaren Papſt nicht zur Nachgiebigkeit ſtimmen; der Bekämpfer der Hugenotten aber wollte es ebenfalls nicht zum offenen Bruche kommen laſſen, und ſo ſchleppte ſich dieſer merkwürdige Zuſtand hin, ohne daß eine Einigung zwiſchen Rom und Verſailles erzielt wurde. Erſt im Jahre 1693 kam es zu einem Kompromiß: die gallikaniſchen Biſchöfe unterwarfen ſich nicht in Rom, ſondern erſchienen einzeln beim Nuntius in Paris, wo ſie die vier Artikel ſchriftlich verleugneten. Auf dieſe Weiſe konnte der König, der in dieſe Beilegung des Streites gar nicht einzugreifen ſchien, glauben, daß es immer wieder in ſeiner Macht ſtünde, auf die vier Artikel zurückzukommen, weil er ſelbſt zu keinem Widerruf zu bringen geweſen war.

Über die Bedeutung der Widerrufung des Edikts von Nantes im Jahre 1685 ſind auch heute die Franzoſen noch nicht einig: die romaniſch oder katholiſch geſtimmten Verfechter des Einheitsſtaates, die dem Moloch „Einheit“ jedes Opfer zu bringen geneigt ſind, billigen indeſſen auch heute noch das Vorgehen des Königs und preiſen ſeine Politik. Übrigens hatten die Proteſtanten ſchon vorher den königlichen Willen zu koſten bekommen: wer nicht gutwillig in den Schoß der gallikaniſchen Kirche zurückkehren wollte, dem wurden Dragoner ins Haus gelegt. Die berüchtigten „Dragonaden“ erregten den Abſcheu der gebildeten Welt, während die unmenſchlichen Grauſamkeiten der Soldaten in Frankreich ſelbſt nicht allzuſehr beachtet wurden. Ganze Provinzen und Städte, wie Montpellier, Nîmes und das

[1] Voltaire: Le siècle de Louis XIV, chap. XXXV. — [2] Man denke an Napoleons „Catéchisme de l'Empire“.

Hugenottenkönigreich Béarn ſchwuren, um den unerhörten Grauſamkeiten zu entgehen, in corpore den Proteſtantismus ab, und der König, dem man, aus naheliegenden Gründen, die Ausſchreitungen der Dragoner verſchwieg, konnte glauben, es gäbe in ſeinem Reiche keine Proteſtanten mehr. Louvois hatte ſeinem Herrn und Meiſter weisgemacht, ſchon der Anblick der königlichen Truppen habe genügt, um die Verſtockten zum wahren Glauben zurückzuführen[1], und man darf annehmen, daß der Monarch in dieſer Wendung eines Höflings keine Schmeichelei, ſondern die ſachliche Meldung eines glücklichen Miniſters ſah. Als die Widerrufung des Edikts von Nantes erſchien, wanderte eine halbe Million gewerbstüchtiger Franzoſen nach Brandenburg, nach der Schweiz und den Niederlanden aus, wo ſie Wohlſtand verbreiteten; andere, wie die Kamiſarden in den Cevennen, griffen (1702) zu den Waffen, und es bedurfte eines blutigen Krieges, um ſie niederzuwerfen.

Ich habe ſchon auf den chriſtlichen oder, wenn man will, auf den chriſtkatholiſchen Charakter dieſer Kultur des „großen Jahrhunderts", der mit ihrem halbromaniſchen Weſen aufs innigſte zuſammenhängt, hingewieſen. Jede lebendige Religion iſt eine Leidenſchaft, und dieſes franzöſiſche Chriſtentum war in ſeiner Art zu lebendig, um nicht einzelne Willensäußerungen zu entfalten, deren Weſen dem König nicht behagen konnte, weil es ihm eine Gegenmacht im Staate zu bedeuten ſchien.[2] Das Verhalten des Königs gegen den Janſenismus und den Quietismus entſpringt dem gleichen Drang nach der Einheitlichkeit aller Gewalt, wie ſie der moderne Staat, mit einem abſoluten Herrſcher an der Spitze, verwirklichen ſollte: der ſchöpferiſche Geiſt findet in einem ſolchen Gebilde nur inſofern Duldung, als er

[1] Souvenirs de Madame de Caylus, p. 371. — Das gleiche berichtet Mademoiſelle d'Aumale in ihren „Mémoires" (in „Souvenirs sur Madame de Maintenon etc." II, p. 164). — [2] „Wenn man jemand in unglück bringen wollte, mußte man nur ſagen: ‚Il est Huguenot, oder Janseniste', ſo war die sache gleich gethan." (Brief der Herzogin Eliſabeth Charlotte vom 10. Oktober 1719.) Die perſönlichen Gründe, die den König bei ſeiner Verfolgung der Nichtkatholiken leiteten, legt die Pfälzerin in einem andern Briefe dar: „Die alte zott und der P. de la Chaise haben den könig perſuadirt, daß alle ſünden ſo Ihro Majeſt. mit der Montespan begangen, vergeben ſeyn würden, wenn er die reformirten plagte oder wegjagte, und daß das der weg zum himmel ſey. Das hat der arme könig feſt geglaubt; denn er hat in ſeinem leben kein wort in der bibel geleſen, und darüber iſt die hieſige perſecution angegangen." (20. Oktober 1719.)

ſich der politiſchen Macht gefällig erzeigt und das Gegebene, das heißt ein Erbe, rechtfertigt und verklärt.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatte der Biſchof von Ypern und Profeſſor an der Univerſität Löwen, Janſen (1585–1638), die Auguſtiniſchen Lehren erneuert, wonach es dem Menſchen nicht gegeben ſei, durch ſeinen eigenen Willen ſein Seelenheil zu erwerben; denn dieſer Wille ſei unfrei, und die Gnade, die ſowohl Vergebung der Sünden, als die Befreiung der Seele von den Banden der Begierden ſei, müſſe ihm zu Hilfe kommen. So verſtand auch Pascal die neue Lehre, indem er dem Gedanken die folgende, mehr franzöſiſche Faſſung gab: „Dieu change le cœur de l'homme par une douceur céleste qu'il y répand.“[1] Dieſe Gnade beſteht, nach Meinung der Janſeniſten, in einer wirkſamen Willenswendung, durch die dem Menſchen alles, was Gott will, zu einer Quelle reiner Freude wird. Gott iſt aber nicht nur die Quelle der Gnade, ſondern die ewige Gerechtigkeit und Wahrheit ſelbſt; er iſt ferner das höchſte Gut, und wer dieſes liebt, wie es geliebt werden muß, in reiner vollkommener Hingabe, deſſen Wille kann nicht anders als frei von jeder Begierde in einem Zuſtand beglückender Heilsnotwendigkeit leben: er iſt „voluntas felix, immutabilis et necessaria, non peccandi recteque vivendi“.[2] Janſen hatte in dem Abt von Saint-Cyran (Duvergier de Hauranne) einen Schüler gefunden, der ſofort daran ging, die Lehren ſeines Meiſters durch ſein eigenes Leben zu verwirklichen. Als bedeutendſte Anhängerin gewann er die Äbtiſſin des Kloſters Port-Royal bei Paris, Jacqueline Arnauld, und deren Bruder, den „großen Arnauld“ (1612–1694), den jüngſten Sproſſen einer Familie, die dem Kloſter ſechzehn klöſterliche Bekenner des Janſenismus lieferte. Als die Nonnen von Port-Royal im Jahre 1626 nach Paris überſiedelten, wurden die Räume des Kloſters frei, und ein Jahr darauf taten ſich hier einige fromme Männer zuſammen, um nach den Forderungen des Abtes von Saint-Cyran zu leben. Dieſe Forderungen waren ſtreng genug: es hieß, ſich erniedrigen, dulden und mit dem Gefühl, nur von Gott abzuhängen, der Welt völlig entſagen. Als der Gründer der Sekte im

[1] Lettres provinciales, XVIII. — [2] Cor. Jansenii „Augustinus“, t. III, l. VII, c. IX.

Jahre 1643 ſtarb, hinterließ er eine innig geeinte Laiengemeinſchaft, die ſeinen Lehren mit fanatiſcher Treue anhing und in der klaren Betätigung ihrer Anſichten aufging. Die Gelehrten unter den Einſiedlern von Port-Royal gründeten eine Erziehungsanſtalt, aus der ausgezeichnete Männer, wie Racine, hervorgingen; andere, wie Hamon, betätigten ſich als Ärzte oder verfaßten Lehrbücher, die eines großen Rufes genoſſen. In dieſem asketiſch geſtimmten Kreiſe fand auch das Genie unter den Janſeniſten, Blaise Pascal, eine Stätte, wo er, in vollſter Freiheit, den Kampf gegen die Jeſuiten führen konnte.

In mancher Hinſicht erinnern die Lehren der Janſeniſten an den Kalvinismus, deſſen harte Intellektualität ja klar auf der Hand liegt; auch ſie glaubten an die Prädeſtination, aber als echte Franzoſen des 17. Jahrhunderts dachten die ſtrengen Bekenner in keiner Weiſe daran, ſich von der Kirche loszuſagen: ſie erkannten vielmehr die Überlieferung als Quelle der religiöſen Auffaſſung an und blieben, mit vollem Bewußtſein, bei den Lehren der Kirchenväter Auguſtinus, Ambroſius und Chryſoſtomos ſtehen. Im übrigen trieben ſie, wie ihre Gegner, die zugänglicheren Väter der Geſellſchaft Jeſu, vor allem Moraltheologie, wenn ſie auf Heiligung des Lebens drangen. Hiſtoriſch genommen bedeutet das Aufblühen des Janſenismus eine Reaktion gegen die „libertinage“ (oder Freidenkerei) des ſechzehnten Jahrhunderts und die bequeme Moral der Jeſuiten, oder auch gegen den theologiſchen Mittelweg, den die Kirche auf dem Konzilium zu Trient in Sachen der Gnadenwahl eingeſchlagen hatte: die Kirche, die ja noch immer eines Geiſtes, ja eines Leibes mit Chriſtus ſei, bedürfe, ſo meinten die frommen Väter, nur einer neuen Ordnung, um ihren unfehlbaren, unſterblichen Charakter in höchſter Weiſe zu betätigen.

Wenn man das Verhalten dieſer ſtrengen Einſiedler der Kunſt und Wiſſenſchaft gegenüber ins Auge faßt, wird man verſtehen, warum ſie dem Hofe nicht gefallen konnten, zumal ſie ſich auch in ihren glänzenden Schulen als Nebenbuhler der Jeſuiten auftaten und, durch ihren Einfluß auf die weiteſten Kreiſe gebildeter Weltleute, wie eine Macht im Staate wirkten. Als im Jahre 1646 das Buch Janſens, „Augu-

ſtinus", erſchien, zogen ihre Widerſacher fünf Formeln heraus, in denen ihre Lehre von den Lehren der Kirche abzuweichen ſchien. Die Janſeniſten behaupteten zwar jederzeit, dieſe fünf Formeln ſtünden gar nicht im „Auguſtinus"; aber ſie waren nicht imſtande, die Anerkennung dieſer Anſicht durchzuſetzen, trotzdem ſie ſonſt unter der höheren Geiſtlichkeit viele Gönner beſaßen. Ludwig XIV., der ſeine Beichtväter aus dem Jeſuitenorden zu wählen pflegte, nahm aus politiſchen Gründen Partei gegen die Sekte; da er jedoch die Eingriffe des Papſtes fürchtete, kam es 1668, nach längeren Streitigkeiten, die durch Pascals Jeſuitenbriefe, die berühmten „Lettres provinciales", dauernde Bedeutung gewannen, zu einem vorläufigen Frieden, „la paix de l'Eglise"; aber auch die ſtrenge Weltanſchauung der Janſeniſten war dem König, der damals gerade als Sultan mit drei Frauen lebte, zuwider, ganz abgeſehen davon, daß die Sekte die Glaubenseinheit des Landes nicht weniger zu ſtören ſchien als der Proteſtantismus. Gegen 1680 mußte der „große Arnauld" flüchten, und die Nonnen, die ſich wieder in der Nähe von Port-Royal niedergelaſſen hatten, durften keine Novizen mehr aufnehmen. Der Streit mit den Janſeniſten wuchs indeſſen mit der Zeit zu einer neuen Betätigung des Gallikanismus aus: der Pater Quesnel hatte 1695 ein Neues Teſtament mit moraliſchen Anmerkungen (Nouveau testament avec reflexions morales) erſcheinen laſſen, das Clemens XI. 1705 in der Bulle „Vineam" verurteilte, nicht ohne zugleich die Verurteilung der fünf umſtrittenen Artikel aus dem Auguſtinus zu fordern. Die gallikaniſch geſinnten franzöſiſchen Biſchöfe verweigerten die Anerkennung der Bulle, und wieder ſtanden ſich Gallikaner und Ultramontane kampfgerüſtet gegenüber. Der Hof aber kam diesmal dem Wunſch des Papſtes entgegen: im Jahre 1709 wurden die fünfundzwanzig Nonnen, die noch lebten, in andere Klöſter geſteckt; 1710 erging ein Befehl, die Kloſtergebäude dem Erdboden gleichzumachen, und 1711 grub man ſogar die Gebeine der Geſtorbenen aus, um ſie in ein gemeinſames Grab zu ſchütten. 1712 wurde auch die Kirche des Kloſters niedergelegt; aber der Geiſt des Janſenismus war damit noch nicht gebrochen: als 1713 die berühmte Bulle „Unigenitus" erſchien, in welcher der Papſt 101 Lehr-

ſätze des Paters Quesnel verurteilte, weigerte ſich der größte Teil der franzöſiſchen Biſchöfe, im Namen der gallikaniſchen Kirchenfreiheit, die Bulle anzuerkennen, und der König, der diesmal auf ſeiten des Papſtes ſtand, mußte das Pariſer Parlament zwingen, die Bulle zu regiſtrieren. Nach dem Tode Ludwigs XIV. aber ernannte der Regent Philipp von Orleans ſogar das Haupt der geiſtlichen Rebellen, den Erzbiſchof von Paris, Noailles, zum Vorſitzenden der Körperſchaft der franzöſiſchen Biſchöfe.

Der intellektuelle Charakter des Janſenismus bedarf keiner weiteren Erläuterung: auch dieſe ſtrengen Moralprediger waren, wie die Kalviniſten, Rationaliſten, und es iſt durchaus kein Zufall, daß das bedeutendſte Buch, das aus den Kreiſen der Janſeniſten hervorging und lange in Gebrauch blieb, eine Logik (von Nicole) war. Das Chriſtentum iſt bei den Janſeniſten kein perſönliches Erlebnis, ſondern ein klares Wiſſen um die Zuſtände der Gnade, und alles, was die Seele bewegt und zu ihrem Gotte führt, ſpielt ſich im hellen Lichte des Verſtandes ab. Der nüchterne König, dem, wie erwähnt, alle Schwarmgeiſterei von Haus aus gründlich zuwider war, ahnte gar nicht, wie ſehr dieſe frommen Sektierer in eine Zeit paßten, wo die theologiſchen Streitigkeiten von Carteſianern ausgefochten wurden.

Der Janſenismus iſt eine rein franzöſiſche Kulturangelegenheit; aber der Umſtand, daß einer der größten Geiſter des Jahrhunderts, Blaise Pascal (1623–1662), der Gemeinſchaft (die übrigens niemals ein Orden im Sinne der Kirche war) angehörte und als deren bedeutendſter Vertreter ſeine „Provinciales“ gegen die kaſuiſtiſche Moral der Jeſuiten ſchrieb und ſeine apologetiſchen „Gedanken“ aufzeichnete, gibt ihm eine allgemeine Bedeutung, ganz abgeſehen von der Tatſache, daß die Geſtalt Pascals den Kulturpſychologen in ganz ungewöhnlichem Maße feſſelt. Man wird bei der Betrachtung dieſes wahrhaft tragiſchen Menſchen, in dem die Religioſität der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts zu ſchickſalsmäßiger Gewalt erwuchs und zugleich das Weſen einer Volksſeele im Augenblicke ihres bewußten Aufſtiegs offenbarte, gut tun, ſeine Herkunft nicht zu vergeſſen: er ſtammte aus einer ſtreng religiöſen Familie des Rechtsadels, und wie ein Gewaltmenſch, den

der Gedanke an das urſprüngliche Elend des Menſchen zerbricht, tritt er vor die Mitwelt, um ſeinen Willen zu offenbaren. Ich laſſe den Mann der Wiſſenſchaft beiſeite und begnüge mich mit dem Hinweis auf die Tatſache, daß er nicht, wie Descartes, von einer vorgefaßten Idee ausgeht und ſie anſchaulich zu machen ſucht, ſondern ſtets auf das Experiment und die Erfahrung hinweiſt: ja, dieſe Anſicht von der Wiſſenſchaft beſtimmt in gewiſſer Hinſicht auch ſein Verhalten zur Religion. Als geborene Apoſtelnatur genügte es ihm nicht, die Gewißheit der Gnade und der Heilswahrheit zu beſitzen; er will wirken: er bekehrt ſeine Schweſter, ohne dem Verkehr mit der Welt und den Schriftſtellern, die ſeine Phantaſie befruchteten, Montaigne und Epiktet, zu entſagen; er will Gewißheit über das Schickſal des Menſchen, und als ihn der Gedanke, daß alle Wiſſenſchaft das Geheimnis, in dem wir leben, nicht löſen kann, endlich in voller Wucht erfaßte, gab es für den Mann, dem jeder Kompromiß aus tiefſter Seele verhaßt war, keine andere Möglichkeit, als ſich ſeinem Gotte, den er in der Nacht des 23. November 1654 in allen Schauern der Verzückung erlebte, ganz hinzugeben. Nun iſt er zu jedem Opfer bereit: der Gewaltmenſch hatte ſeinen Willen erwieſen, indem er ſich ſelbſt zerbrach, und kann nun auf die Welt wirken, wobei ihm ſeine wiſſenſchaftliche Erziehung zu Hilfe kommt. In den „Provinciales“[1] geht er dem Jeſuitenorden zu Leibe, deſſen Stellung zu den Lehren vom freien Willen und der Vorherbeſtimmung den Janſeniſten empörte, und erweiſt ſich als ein Polemiker allererſten Ranges, dem es auch nicht darauf ankommt, der Wahrheit, um der Wirkung willen, gelegentlich ein Schnippchen zu ſchlagen. Die Wirkung dieſer Schriften war ungeheuer; aber für uns iſt die Tatſache von Wichtigkeit, daß die franzöſiſche Literatur in den „Provinciales“ des erſte Werk in klaſſiſcher Proſa erhielt, ohne deſſen Einfluß die Dichter der Zeit Ludwigs XIV., Molière, Racine, Lafontaine, gar nicht denkbar ſind. Daß das Verfahren Pascals, theologiſche Lehren und Anſichten dem Urteil der Vernunft und damit dem der Laien zu unterſtellen, den Gegnern der Kirche, vor allem dem Gegen-

[1] Sie erſchienen vom 23. Januar 1656 bis zum 24. März 1657 und wurden ſpäter unter dem Titel „Lettres de Louis de Montalte à un Provincial de ses amis et aux R. R. P. P. Jésuites sur la morale et la politique des Pères“ geſammelt.

pol Pascalschen Geistes, Voltaire, später die Waffen lieferte, ist eine Wirkung, die der strenge Jansenist in keiner Weise beabsichtigte. Von der „Apologie de la Religion chrétienne", die Pascal plante, besitzen wir nur die Fragmente, die unter dem Titel „Pensées" zuerst 1676, in recht mangelhafter Form, erschienen und uns einen tiefen Einblick in das Wesen eines religiösen Machtmenschen gestatten, dem die Vernunft als oberster Leitstern des Glaubens erscheint: denn der Glaube an den berühmten Satz „Credo quia absurdum", durch dessen Anerkennung Pascal das größte Selbstopfer brachte und seine eigene Gewaltnatur erwies, ist im Grunde doch nur ein gewaltsamer Versuch, die Vernunft zu beseitigen. Auch hier, in diesem Buche, findet der Kulturpsychologe reichste Ernte: da lehrt ein Kranker, der sein Ich überwunden hat und das berühmte Bekenntnis ablegt, „Le moi est haïssable", daß die Religion nicht der Vernunft widerspreche; daß die Religion verehrungswürdig sei, weil sie das Wesen des Menschen wohl erkannt habe; daß die Religion liebenswert sei, weil sie das wahre Gute verspreche. Da ist es nun von höchstem Interesse, wie dieser Vernunftgläubige, den kein historischer Sinn gängelt und hemmt, den Satz „Credo quia absurdum" beweist: einfach durch das Vorhandensein der Religion, die der Vernunft widerspreche und doch bestehe! Und um mit den Lehren von der Prädestination nicht in Widerspruch zu geraten, lehrt Pascal, daß Gott nicht einmal die Absicht habe, sich allen zu offenbaren, sondern nur den von Ewigkeit Auserwählten, zu denen sich der Bekenner seit der Nacht seiner Umwandlung zählen darf. Man mag über diese Beweisführungen eines unhistorischen Geistes lächeln; aber sie sind von höchstem psychologischen Interesse und nehmen den „Pensées" nichts von ihrem Werte: denn in diesem kranken Vernünftler steckte ein Dichter, der das Abstrakteste anschaulich zu machen versteht und seine Ansicht vom Menschen, der zufolge sich in diesem das Höchste und Gemeinste zu einem erbarmungswürdigen Geschöpf einen, in bewunderungswürdiger Form auszuprägen weiß. Das Grauen vor dem Schicksal des Menschen, das die Religion aufzuklären sucht, macht den Geometer zum Dichter, dem das Bewußtsein, daß wir eigentlich nichts wissen können, die Kraft verleiht, das

Tiefſte in klarſter Sprache zu ſagen.[1] Niemals hat das metaphyſiſche Grauen des Menſchen vor der Unendlichkeit und dem großen Geheimnis, das uns umgibt, klareren, eindringlicheren Ausdruck gefunden: „Dieſe ganze ſichtbare Welt iſt nur ein unmerklicher Abſchnitt im ungeheuren Schoße der Natur. Kein Gedanke kommt ihm nahe. Wir mögen wohl unſere Begriffe über die erdenklichen Räume hinausdehnen; wir erzeugen nur Atome, auf Koſten der Wirklichkeit der Dinge. Wir leben in einer unendlichen Sphäre, deren Mittelpunkt überall und deren Umkreis nirgends iſt.“ Was iſt der Menſch in der Natur? Ein Nichts in Hinſicht auf die Unendlichkeit, alles in Hinſicht auf das Nichts, ein Mittelding zwiſchen nichts und allem. Unendlich entfernt von der Erkenntnis der Gegenſätze, bleiben ihm Urſprung und Ende unerbittlich verborgen in einem undurchdringlichen Geheimnis: er iſt gleichermaßen unfähig, das Nichts, aus dem er hervorgegangen, und die Unendlichkeit, in die er getaucht, zu erkennen. So bleibt ihm nichts anderes als die Wahrnehmung eines Scheins zwiſchen den Erſcheinungen (quelque apparence au milieu des choses), voll der ewigen Verzweiflung, jemals ihren Urſprung und ihren Endzweck zu erfaſſen (chap. II). Der Menſch iſt für etwas Mittleres geſchaffen; er ſteht zwiſchen zwei Unendlichkeiten, der des Großen und des Kleinen. Nos sens n'aperçoivent rien d'extrême. In allem Elend

[1] „Je ne sais qui m'a mis au monde, ni ce que c'est que le monde, ni que moi-même. Je suis dans une ignorance terrible de toutes choses. Je ne sais ce que c'est que mon corps, que mes sens, que mon âme et cette partie même de moi qui pense ce que je dis, qui fait réflexion sur tout et sur elle-même, et ne se connaît non plus que le reste. Je vois ces effroyables espaces de l'univers qui m'enferment, et je me trouve attaché à un coin de cette vaste étendue, sans que je sache pourquoi je suis plutôt placé en ce lieu qu'en un autre, ni pourquoi ce peu de temps qui m'est donné à vivre m'est assigné à ce point plutôt qu'à un autre de toute l'éternité qui m'a précédé et de toute celle qui me suit. Je ne vois que des infinités de toutes parts, qui m'enferment comme un atome, et comme une ombre qui ne dure qu'un instant sans retour. Tout ce que je connais est que je dois bientôt mourir; mais ce que j'ignore le plus est cette mort même que je ne saurais éviter.

„Comme je ne sais d'où je viens, aussi je ne sais où je vais; et je sais seulement qu'en sortant de ce monde je tombe pour jamais ou dans le néant, ou dans les mains d'un Dieu irrité, sans savoir à laquelle de ces deux conditions je dois être éternellement en partage. Voilà mon état plein de misère, de faiblesse, d'obscurité. Et de tout cela je conclus que je dois donc passer tous les jours de ma vie sans songer à chercher ce qui doit m'arriver. Peut-être que je pourrais trouver quelque éclaircissement dans mes doutes: mais je n'en veux pas prendre la peine, ni faire un pas pour le chercher; et après en traitant avec mépris ceux qui se travailleront de ce soin, je veux aller sans prévoyance et sans crainte tenter un si grand événement, et me laisser mollement conduire à la mort, dans l'incertitude de l'éternité de ma condition future.“ (Pensées, chap. I.)

gibt es für den Menſchen nur einen Troſt: daß er um ſein Elend weiß. Der Menſch iſt weder Engel noch Tier, und das Unglück beſteht darin, daß, wer den Engel ſpielen will, zum Tier wird. (Ch. IX.)

Viele der Pascalſchen Worte ſind, in ihrer ſcharfen Prägung, in das Volksbewußtſein der Franzoſen übergegangen, und manche ſind, in ihrem eigentümlichen Dunkel, von unausſchöpfbarer Tiefe, die das ſpätere Franzoſentum niemals wieder erreicht hat: denn Descartes, der in der Geſchichte des menſchlichen Denkens eine andere Rolle ſpielt als Pascal, gehört einer anderen Ordnung der Geiſter an, denen aus der Betrachtung und Zergliederung der Erſcheinungen allein das Glück der Erkenntnis erblüht.

Während der Janſenismus, wie ſchon erwähnt, eine rein franzöſiſche Kulturangelegenheit bedeutet, bietet eine andere Geiſtesſtrömung, die ebenfalls den Hof des Sonnenkönigs und deſſen Politik berührte, dem Kulturpſychologen Gelegenheit, über die Schickſale einer Volksſeele und die Art, wie ſie fremde Geiſtesſtrömungen aufnimmt und umbildet, oder ſteigert und ſchwächt, die lehrreichſten Betrachtungen anzuſtellen: ich meine den Streit, den der ſogenannte Quietismus in Frankreich hervorrief.

Der Urſprung dieſer europäiſchen Bewegung führt nach dem Spanien, das, als Erbin und Vertreterin eines weithin wirkenden Weltmachtgedankens, Willensmenſchen brauchte. Da konnte ſich der menſchliche Wille nach außen wenden und Reiche gründen und Reiche ſtürzen, oder auf die Eroberung der Seele ausgehen, wo der Eroberer nicht in der Entfeſſelung der Triebe, ſondern in deren Stellung und Ruhe (quies) ſeinen höchſten Triumph feiern darf. Das Kloſterleben hatte dem einzelnen ſichere Gelegenheit geboten, dieſen Seelenfrieden zu erreichen, und es iſt gleichgültig, ob man in dieſem Aufgehen in der Ruhe ein eigenſüchtiges Ziel oder die Erfüllung eines menſchlichen Ideals erblickt; wir aber ſtehen vor der geſchichtlichen Tatſache, daß der ſpaniſche Katholizismus den Weg in ſeeliſche Tiefen in ſeiner Weiſe fand und die revolutionären Kräfte, die in jeder Myſtik ſchlummern, in den Schranken, die ihm die Kirche anwies, verſtrömen ließ. Die wahre Glut ihrer Verführung verdankt dieſe ganze Geiſtes-

richtung, für die das Seelenheil des einzelnen alles iſt, einer genialen Frau, der heiligen Thereſe (1515–1582), in der man die größte Heilige der katholiſchen Myſtik ſehen mag. Das Bildnis, das wir von ihr beſitzen, zeigt durchaus nicht die kranke, verſtiegene Schwärmerin, als welche ſie bei vielen gilt, ſondern ein kraftvolles, ruhiges Geſicht, aus dem die Spuren einſtiger Schönheit hervorleuchten, während der friſche Mund uns die Willensſtärke einer Frau verrät, die zum Herrſchen geboren iſt. Von der Zelle ihres Kloſters aus, deſſen Schweſtern ſie nach ſtrengſter Regel leitete, verfolgte ſie aufmerkſamen Auges die Händel dieſer Welt und ihres Landes, deſſen Machtwille damals noch ungebrochen blühte. Sie iſt auch dem Geiſte nach eine Zeitgenoſſin des Ignatius von Loyola, in dem der ſpaniſche Konquiſtadorenwille auf Eroberung eines unſichtbaren und doch greifbaren Weltreiches ausging. Schon die hinreißende Sprache der Heiligen, deren Spaniſch auch heute noch als muſterhaft gilt, verrät, daß ihre Phantaſie in den Reichen der Ritterromane geweilt hatte: denn ihre Auffaſſung der Seele als eines inneren Kaſtells (castillo interior) und deſſen Einteilung in ſieben Kammern: der Erkenntnis, der Leidenſchaften, der Gottesfürchtigkeit, der Ruhe, der Vereinigung, der Verzückung, denen ſich als ſiebente das Brautgemach der Vermählung mit dem Dreieinigen Gott anſchließt, offenbart eine romaniſche Phantaſie und eine Sinnlichkeit beſonderer Artung. Dieſen Kammern entſprechen die einzelnen Arten des Gebetes: der Betrachtung, der Ruhe, der Vereinigung, Entzückung. Im Gebete der Verzückung (oracion del arrobiamento) ſind alle Seelenkräfte außer Wirkſamkeit geſetzt: die Ekſtaſe macht die Seele zu einem aufnehmenden Gefäß; der Garten der Seele, den die Hände der Frommen bewäſſern ſollen, wird von den Strömen des himmliſchen Gnadenregens überflutet, und auch der Körper nimmt an dieſer ſeligen Entrückung teil. Am Anfang dieſes Zieles aber ſteht der Wille, mit Gott eins zu werden, aber nicht in der Erkenntnis, ſondern im Gefühl. Für den Frommen gibt es nur ein Mittel, der Vereinigung mit Gott teilhaftig zu werden: das Gebet, aber nicht in abgezogenen Formeln, ſondern in dem ſchweigenden Verſtrömen der inneren Seelenkraft, die nichts verlangt und fordert, ſondern ihr eigenes

Walten und Weſen als höchſte Beſeligung genießt. Die Kontemplation iſt ein Schweben über allen Seelentiefen, in denen ſich das Bild Gottes ſpiegelt. Das Mittel, um dieſen Zuſtand der göttlichen Betrachtung zu erlangen, iſt die Meditation: dieſe arbeitet und ſät, die Kontemplation erntet und ruht. Dieſe Vereinigung mit Gott iſt ein unmittelbarer Ausfluß der Seele, und alle äußeren Religionsübungen verſchwinden vor dieſer ungeheuren Spannung, der aus der Betrachtung des Lebens und Leidens Jeſu die unerſchöpfliche Wonne der Seligen erwächſt. Die Seele bedarf nicht mehr des Verſtandes, um über das Weſen Gottes Klarheit zu erlangen: ſie bedarf nur der Reinheit und der Liebe, und auch die Askeſe iſt nur ein Verzicht auf alles, was den Eingang in dieſen Zuſtand der überſinnlich-ſinnlichen Ekſtaſe erſchwert. Die Sehnſucht nach der Vereinigung mit dem himmliſchen Bräutigam Jeſus führt die Seele in Gefühlsgründe, wo Seeliſches und Sinnliches ineinanderfließen und das Gefühl des Einsſeins mit irdiſch Trübem vermiſchen.[1]

Freilich, der Skeptiker mag ſagen: alles in dieſer Welt iſt auf Polarität gegründet, und die Aufgabe des Willens führt in geringeren Naturen zu einer ſeeliſchen Öde, der die äußern Formen des Kloſterlebens nur mangelhaft begegnen können. Übelwollende haben darauf hingewieſen, daß ſelbſt bei der heiligen Thereſe der Beichtvater eine große Rolle ſpielte, und wir müſſen dieſe Tatſache, daß dieſe Heiligen des Mannes als Vermittler bedürfen, im Auge behalten, weil ſie auch in der Entwicklung des franzöſiſchen Quietismus eine geſchichtliche Rolle ſpielt. Die katholiſche Kirche ſelbſt ſchien die Gefahr, die dieſe Loslöſung des einzelnen durch ſeine Seele bedeutete, nicht zu fühlen; ja, es ſah aus, als ob ſie die Gemütskräfte, die ſich da im romaniſchen Süden regten, in den Dienſt einer inneren Reformation zu ſtellen gedachte: dies geſchah, als der Spanier Michael de Molinos 1670 nach

[1] Wie die Katholiken des ſiebzehnten Jahrhunderts das Weſen der Heiligen auffaßten, zeigt am deutlichſten die Darſtellung der Verzückung der heiligen Thereſe von Bernini (in S. Maria della Vittoria zu Rom): die Heilige iſt im Augenblick dargeſtellt, als ihr kranker Körper dem Anſturm der Gefühle, in denen ſich Schmerz und Wonne zu unerträglicher Luſt vereinen, erliegt, und der Engel, der mit dem Pfeil der Liebe vor ihr ſteht, weiſt deutlich auf den Urſprung ihrer Verzückung hin. Was uns an der Darſtellung, in der auch die Behandlung des Gewandes auf den Liebesſturm in der Seele der Hingeſunkenen hinweiſt, abſtößt, iſt das ſeltſame Lächeln des Himmelsboten. — Eine deutſche Überſetzung der Schriften der Heiligen von Gallus Schwab iſt 1831—1841 in ſechs Bänden bei I. von Seidel in Sulzbach erſchienen.

Rom kam und in ſeinem Büchlein „Guida spirituale“[1] die ſchon ſchwächer werdenden Nachklänge des ſpaniſchen Myſtizismus dem päpſtlichen Hofe zum Bewußtſein brachte. Das kleine Schriftchen bot einen zarten, klaren Niederſchlag der Myſtik der heiligen Thereſe und ihres Schülers und Seelenfreundes Juans de la Cruz: „Willſt du, daß der allmächtige König in deiner Seele Einzug halten will, ſo mußt du dir ein reines Herz ſchaffen, rein, ruhig und frei, unbewohnt und leer, ſtill und ſanftmütig; rein von Sünde und Fehle, unbewohnt und leer von Gedanken, ſtille und ſanftmütig in Verſuchungen und Prüfungen.“ In dieſem Zuſtand, in dem ſich die Seele auf ſich ſelbſt konzentriert und in ihrem Innern Gottes Bildnis findet, in dieſer liebevollen Hingabe, da ſie nichts außer Gottes Willen achtet, hören wir Gott und reden mit ihm, als ob nichts weiter auf der Welt vorhanden ſei; aber dieſe innere Freiheit und Erneuerung des einzelnen mochte den Jeſuiten nach Proteſtantismus ſchmecken, und ſo zog ſich ganz allmählich ein geiſtliches Gewitter über dem Haupte des ſpaniſchen Gottesgelehrten zuſammen, dem Innocenz XI. ſogar eine Wohnung im Vatikan angewieſen hatte, wohin zahlreiche Prieſter und Prälaten aus aller Herren Länder ſtrömten, um ſich über den reinen Glauben und die Beichtpſychologie Rats zu erholen. Die Reformation des religiöſen Gefühls, die dem Papſte vielleicht als Gegengewicht gegen den Jeſuitismus wünſchenswert erſchien, wurde durch einen Schlag von außen vernichtet, und zwar war es Ludwig XIV., der, unter dem Einfluſſe ſeines Beichtvaters La Chaise, den Molinismus anklagen ließ und dadurch ſeine eigene Macht vor den Augen der katholiſchen Chriſtenheit erwies. Der franzöſiſche Geſandte, der ſelbſt zu den Freunden Molinos gehörte, mußte in ſchrofffſter Form die Verurteilung des frommen Spaniers fordern: dieſer ließ ſich auch, am 3. September 1687, zu einem Widerruf ſeiner Lehre bewegen und wurde ſodann in das Dominikanerkloſter San Pedro Montorio geſteckt, und da, zu einem Zeitpunkt, wo dem franzöſiſchen Geſandten ſeine Freilaſſung aus politiſchen Gründen wünſchenswert erſchien, aus dem Wege geräumt. Damit war zwar die ganze Angelegenheit in Rom abgetan;

[1] Auch deutſch von Scharling, 1855.

aber die Bewegung zeitigte auch in Frankreich ein Schickſal, deſſen Wirkſamkeit dem Könige allerdings nur in ſeinen äußeren Entfaltungen zum Bewußtſein kam. Und auch hier iſt es eine Frau, an die ſich die Entwicklung des franzöſiſchen Quietismus knüpft, ohne ein Einzelſchickſal zu bleiben: Frau Jeanne-Marie Bouvières de la Mothe-Guyon (1648–1717). Wir ſind über das eigentümliche Weſen dieſer vielgenannten Frau, die an der Schreibwut litt – ihre Werke umfaſſen vierzig dicke Bände –, durch ihre eigene Lebensbeſchreibung wohlunterrichtet.[1] Und da iſt es von Bedeutung, daß ſie ihr Leben ihrem Beichtvater erzählt: denn ohne ſolchen können dieſe frommen Frauen nicht leben. Frau Guyon kam als ſchwächliches Kind zur Welt und war nichts weniger als eine geſunde Natur: ſie muß bei Schmerzempfindungen Luſtgefühle gehabt haben; ſie ließ ſich geſunde Zähne ziehen und die kranken daneben ſtehen und gefiel ſich darin, bei der Krankenpflege das Erbrochene ihrer Schützlinge aufzueſſen. Die Erfahrung, daß bei erhöhtem Körperſchmerz die Seelenqual aufhöre, hatte ſchon die heilige Thereſe gemacht. Dieſe Ewig-Kranke fand in der Ehe mit einem um zweiundzwanzig Jahre älteren Manne nicht das erſehnte Glück, und auch die Mutterſchaft vermochte die unbeſtimmte innere Sehnſucht der Frau nicht zu ſtillen. Sie ſelbſt verſchweigt uns nicht, daß ſie ſich zu den ſchönen Frauen zählen durfte. Dieſer Zuſtand der Unbefriedigung in der Ehe nahm ein Ende, als ſie eines Tages einem Mönche begegnete, der ihr ſagte: „Sie ſuchen außen, was Sie im Innern haben. Gewöhnen Sie ſich daran, Gott in Ihrem Herzen zu ſuchen, und Sie werden ihn finden.“ Dieſe Worte waren wie ein Pfeil, der ihr Herz durchdrang, und dieſer Zuſtand der ſeeliſchen Spannung wurde allmächtig, als ſie, im Alter von dreiundzwanzig Jahren, den Pater La Combe kennen lernte, dem ſie in unzerreißbarer Seelenfreundſchaft zugetan blieb, obwohl die Welt dies Verhältnis ſkandalös fand. Im Jahre 1676 verlor ſie ihren Gemahl durch den Tod und vermählte ſich nun in myſtiſcher Ehe mit dem Jeſuskinde, um die innere Ruhe zu finden, bis endlich, am 22. Juli 1680,

[1] La vie de Me. Jeanne-Marie Bouvières de la Mothe-Guyon écrite par elle-même, qui contient toutes les expériences de la vie intérieure. 3 vols. (der erſte iſt vor 1688 entſtanden, der letzte 1709)

die innere Erleuchtung mit plötzlicher Gewalt über ſie kam und ihr die Kraft gab, für ihren Glauben alles zu dulden: Verfolgungen, Verleumdungen, Krankheit, Elend und Tod. Von dieſem Tag der inneren Erweckung an glaubte ſie an ihre eigene Fähigkeit, anderen ihre eigenen Erlebniſſe vermitteln zu können, und nun ſuchte ſie überall nach ihren Seelenkindern: ſo entſtanden ihre beiden Schriften: „Les Torrents“ (in denen ſie ſchildert, wie Gott ſie auf den Strömungen der Seele in das Weltmeer – das iſt Gott – hinabführt) und die kleine Anleitung zum Gebet „Moyen très court et très facile de faire oraison“, die bald zum Katechismus der vornehmen Welt wurde und in den Augen der Geiſtlichkeit die Ketzerei der myſtiſchen Schwärmerin beſtätigte. – Nach dieſer Schrift beſitzt jedermann die Gabe des Gebets. Dieſes aber iſt nichts anderes als die Erhebung des Herzens zu Gott und die innere Betätigung der Liebe. Allein es iſt bezeichnend, daß Frau Guyon, als echte Tochter ihres Volkes, aller Ekſtaſe gegenüber ein tiefes Mißtrauen hegt und ſie rundweg als geiſtige Sinnlichkeit erklärt; ja, ſelbſt die Verzückung betrachtet ſie als einen Zuſtand, der die Seele nicht vollſtändig frei mache und die Mängel der menſchlichen Natur nicht austilge. Und doch ſieht ſie in dieſer ſeeliſchen Hingenommenheit das Ziel alles Glücks: die wahre Verzückung und die vollkommene Ekſtaſe vollenden ſich durch gänzliche Selbſtverneinung: die Seele enthebt ſich aller Eigenſchaften und gleitet wunſch- und willenlos in Gott über, als an den Ort, der ihr eigen und natürlich iſt. Gott iſt die Ruhe, in Gott iſt alles Gegenwart.[1] Den Höhepunkt ihres Lebens erreichte Frau Guyon nach dem Jahre 1688, als ſie (1690) die Aufmerkſamkeit der Frau von Maintenon, die religiöſen Erwägungen ſehr zugänglich war, auf ſich zog und in St.-Cyr ihre inneren Erlebniſſe und Lehren einem Teil der Hofgeſellſchaft und den Schülerinnen vortragen durfte. Um dieſe Zeit war es auch, daß ſie mit Fénelon in Berührung kam und dadurch Anlaß zu einem Kampfe gab, der einen

[1] „Je ne sens le besoin de rien. La mort, la vie tout est égal. L'éternité, le temps, tout est éternité, tout est Dieu. Dieu est amour, et l'amour est Dieu, et tout en Dieu et pour Dieu.“ – „Je vais aller sans vues, sans savoir ou je vais. Je ne veux ni aller, ni m'arrêter. La Volonté et les instincts sont disparus. Je n'ai ni confiance, ni défiance, enfin rien, rien, rien.“ Man begreift, wie ſolche Bekenntniſſe auf klare Dogmatiker vom Schlage Bossuets wirken mußten. Der ſeeliſche Nihilismus, der aus dieſer Gottverſunkenheit ſpricht, iſt von höchſtem pſychologiſchen Intereſſe.

tiefen Einblick in das Weſen zweier Männer und zweier Geiſtesrichtungen gewährt. Die Bekanntſchaft mit dem Erzbiſchof von Cambray fällt in das Jahr 1688 oder 1689, und die Freunde, die dieſe beiden Naturen in Verbindung brachten, hatten ganz richtig gerechnet: eine gelegentliche Wagenfahrt mit der frommen Schwärmerin genügte, um Fénelon für ihre Anſichten zu gewinnen.[1] Der Einfluß der Frau Guyon auf Fénelon machte ſich nun in verſchiedener Weiſe geltend, und wenn er auch den Menſchen nicht veränderte, ſo iſt er doch in den Schriften des Theologen ſehr deutlich zu erkennen. Die myſtiſche Seelenfreundſchaft konnte ſich in ungeſtörter Ruhe entfalten, und der Hofmann Fénelon war mutig genug, ſogar der Madame de Maintenon in einem Brief die Theorie der „reinen (Gottes-) Liebe“ auseinanderzuſetzen. Als aber einige Schwärmerinnen unter den Töchtern der klöſterlichen Erziehungsanſtalt St.-Cyr gar zu myſtiſche Anſichten laut werden ließen, witterte der Erzbiſchof von Chartres, Godet Desmarais, Ketzerei; Frau von Maintenon ſagte ſich, auf ſeine nachdrückliche Ermahnung hin, von Frau Guyon los; dieſe ging zuerſt in ein Kloſter und wurde, als ſie daraus entfloh, nach Vincennes ins Gefängnis geſteckt.

Nun aber kam es zum offenen Streit zwiſchen den beiden Biſchöfen Bossuet und Fénelon, dem „Adler von Meaux“ und dem „Schwan von Cambray“. Bossuet ſchleuderte ſeine „Instruction sur les états d'oraison“ gegen den „falſchen Myſtiker“, während der ſanfte „Herr von Cambray“ in ſeiner „Explication des Maximes des Saints sur la Vie intérieure“ die Theorie der „reinen Liebe“ (amour pur) nach quietiſtiſcher Auffaſſung auseinanderſetzte. Wir begreifen, daß die Erſtrebung eines Seelenzuſtandes, bei dem jedes Verlangen, jede Furcht vor der Hölle und jede Sehnſucht nach den Wonnen des Himmels, jedes Sehnen und jeder Gedanke, Vergangenes und Gegenwärtiges in einer Flut göttlicher Liebe erloſchen und auch das Gebet nicht aktiv, ſondern nichts anderes als ein Einſtrömenlaſſen göttlicher Gnade iſt, einem Manne wie Bossuet, dem Dogmagläubigen, von Grund aus mißfallen mußte. Das Glück dieſes paſſiven Zuſtandes, das über jedes

[1] „Il la vit, leur esprit se plut l'un à l'autre et leur sublime s'amalgame.“ (Saint-Simon, Mém., II, 341.)

Bewußtſein hinausreicht, indem es nur das Gefühl ſeligen Seins beſtehen läßt, dem ſelbſt, als einem Unausſprechlichen, die Anſchauung Gottes nur als ſtörendes Bild erſcheint, gefährdete das Seelenheil der Gläubigen, indem es die Quelle aller Religion in die eigene Bruſt verlegt, und damit war dem Proteſtantismus Tür und Tor geöffnet: denn hier war die ſogenannte Freiheit des Chriſtenmenſchen am Werke, und dies roch nach Luthertum. Der Streit der beiden mächtigſten franzöſiſchen Kirchenfürſten beſchäftigte den Hof aufs angelegentlichſte, zumal Fénelon in der Erziehung des Herzogs von Burgund, des künftigen Thronerben, eine Meiſterleiſtung vollbracht hatte und, als Berater ſeines früheren Zöglings, der an ſeinem Lehrer mit großer Zärtlichkeit hing, einer großen Zukunft entgegenſehen durfte. Der König unterbreitete die Angelegenheit dem Papſt, und dieſer verdammte, obgleich er heimlich auf Fénelons Seite ſtand, die neue Ketzerei durch ein Breve vom 12. März 1699, ohne jedoch den Namen des Erzbiſchofs von Cambray zu erwähnen. Dieſer zögerte nicht, ſich ſofort der päpſtlichen Entſcheidung zu unterwerfen, ohne indeſſen im Innern ſeiner Freundin und der Theorie der „reinen Liebe“ untreu zu werden. Sein ruhiges, ja demütiges Verhalten gewann ihm viele Anhänger; als aber 1699 ſeine „Abenteuer des Telemach“ erſchienen, erblickte alle Welt in dem ſanft dahinfließenden Redeſtrom des Buches eine Satire der beſtehenden Regierung, und der Freund und Erzieher des künftigen Herrſchers galt von nun an, trotz ſeiner Zurückhaltung, als Haupt und Führer einer Partei, von der die ſchärfſten Kritiker des altgewordenen Königs die glücklichſte Zukunft erhofften. Dieſe theologiſchen Streitigkeiten mögen dem modernen Ziviliſationsmenſchen nicht allzu wichtig, ja geringfügig erſcheinen; ſie erhalten aber ſofort ein anderes Geſicht, wenn wir ſie als Ausfluß zweier Strömungen nehmen, die zwar in dem klaſſiſchen Lande der Gleichmacherei ſanft dahinfloſſen, aber ihren Urſprung deutlich genug verraten. Um es mit einem Wort zu ſagen: romaniſches und germaniſches Weſen bekämpfen ſich hier auf dem Gebiete der Religion[1], wobei allerdings

[1] „Comment peut-on aimer Dieu, quand on n'en entend jamais bien parler.“ (Frau von Sévigné an ihre Tochter, 1. April 1671.)

zu erwägen iſt, daß der Schauplatz, auf dem ſich dieſe Kämpfe abſpielen, keine reine Austragung des Kampfes geſtattet.

Der Gallikaner Bossuet (1627–1704) iſt der reinſte Vertreter des romaniſchen Religionsbegriffs franzöſiſcher Prägung, und man wird gut tun, ſeine Abſtammung von burgundiſchen Richtern und Rechtsgelehrten nicht außer acht zu laſſen, wenn man das Weſen dieſes klaren Prieſters, deſſen Herrſcherhand ſich auf ein göttliches Geſetzbuch ſtützt, gerecht beurteilen will.

Der ſtreitbare Biſchof von Meaux, der „letzte Kirchenvater", wie ihn Labruyère nennt, iſt eine Herrſchernatur im Stile des Königs ſelbſt, mit dem ihn ergebenſte Geſinnung verbindet. Er gehört nicht zu den Männern, deren Streben dahin geht, den Horizont, in den ſie als Erben geſtellt ſind, zu erweitern, indem ſie, als Denker oder Forſcher, hoch und höher ſteigen; er nimmt, als Sproß einer Juriſtenfamilie, das Dogma als Geſetz, das ihm gerade ſo viel Spielraum bietet, als ſeine ſtarre Prieſterſeele braucht, um ihm die Betätigung als Seelenhirte, als Prediger, als Geſchichtsphiloſoph und Erzieher nach allen Seiten hin zu geſtatten. Wie der König iſt auch er von dem romaniſchen Einheitsgedanken beherrſcht: das Land, das unter einem von Gott geſetzten Herrſcher lebt, darf nur eine Religion haben, und alle Bemühungen des Theologen gehen dahin, dieſe gottgewollte Einheit zu rechtfertigen. Daher bekämpft er die Proteſtanten und hat kein Auge für das Elend, das die Widerrufung des Edikts von Nantes über Frankreich brachte: ja, er ſcheute ſich nicht, in der Leichenrede, die er dem Kanzler Le Tellier hielt, den König wegen dieſer Tat als neuen Konſtantin, Theodoſius und Karl den Großen zu preiſen. – Alles, was, wie der Quietismus, nach Freiheit und Ketzerei roch, war dieſer Juriſtennatur von Grund der Seele aus verhaßt. Und aus dem gleichen Grunde ſieht er in dem Papſt zwar das ſichtbare Oberhaupt der Kirche, ohne ihm indeſſen die Unfehlbarkeit zuzubilligen: denn nur die Verſammlung aller Biſchöfe hat das Recht zur Aufſtellung allgemein gültiger Glaubensſätze. Dieſem Biſchof iſt die Religion nicht Gefühls-, ſondern Verſtandesſache; aber er verteidigt das Dogma, an dem er mit dem Eifer eines Beamten feſthält, mit den erprobten Waffen eines glänzen-

den Rhetors, dem die Lehren der Kirche eine ſtete Gelegenheit bieten, ſeine Geſinnung und ſeine Kunſt als Schriftſteller und Kanzelredner zu betätigen. Seine ganze Theologie iſt nichts als ein Wiſſen um das, was das Dogma enthält, und von dieſem Wiſſen, das mit eigentlicher Wiſſenſchaft nichts zu tun hat, macht er den glänzendſten Gebrauch: er iſt der blendendſte Aufputzer von Gemeinplätzen, den die romaniſche Welt kennt, und es wirft ein eigentümliches Licht auf die ganze franzöſiſche Kultur, daß Bossuet auch heute noch die glühendſten Bewunderer unter religiös Gleichgültigen zählt: die Macht der Form iſt eben ſo groß, daß ſie den kärglichen Gehalt adelt oder überflüſſig macht. Der Rhetor will nicht belehren, er will hinreißen oder, beſtenfalls, überzeugen, und Bossuet macht zu dieſem Zwecke von allen Mitteln der römiſchen Rhetorenſchulen Gebrauch, um nicht nur ſeine Rednergabe, ſondern auch ſein unvergleichliches Sprachgefühl zu ſchulen und zur Meiſterſchaft auszubilden. Das Weſen ſeines blinden Royalismus habe ich angedeutet: es machte den geſtrengen Biſchof ſchwach vor dem Willen des Königs – er hätte nie gewagt, dieſem eine ähnliche Predigt zu halten, wie ſie Bourdaloue eines Tages in Gegenwart des Monarchen gegen die Ehebrecher hielt – obwohl er es im Jahre 1675, als der Beichtende wegen ſeines Verhältniſſes zur Montespan von öſterlichen Gewiſſensbiſſen gequält war, nicht an geiſtlichen Ermahnungen fehlen ließ; – und es machte den Geſchichtsphiloſophen, dem keine Regung der Vorſehung unbekannt ſchien, blind vor der Tatſache, daß das Königtum gerade durch den ſtarren Abſolutismus des Herrſchers einer Kriſis entgegenging, deren Herannahen dem geſchmeidigeren Fénelon nicht verborgen blieb. Auch Bossuet iſt ein ſatter Erbe, der an ſeinem Rechte niemals zweifelt, und dies gibt ſeiner prunkenden Proſa die befehlende Haltung und den herrſchſüchtigen Ton. Man kann die höchſte Achtung vor dem Charakter des Mannes, vor ſeinem Pflichtgefühl, ſeiner Rednergabe, ſeinem ſtiliſtiſchen Talent und ſeinem Glaubenseifer haben und doch, als moderner Menſch, einen Widerwillen gegen dieſes ſtarre Pfaffentum empfinden, dem die tiefſte Quelle des religiöſen Gefühls, wie es die ſpaniſchen Myſtiker verſtanden und wir Germanen es verſtehen, ewig verſchloſſen und verhaßt bleiben mußte.

13. Jacques Bénigne Bossuet

er den Kampf um ſein innerſtes Gefühl führt, weicht von der Art Bossuets ab: dieſer tritt wie ein Moſes, der die Geſetzestafeln der Wahrheit in der Hand hält, unter ſein harrendes Volk; Fénelon ficht wie ein verſchlagener Grandſeigneur mit dem leichten Stoßdegen, ohne von ſeiner Überzeugung, die ihm über alles geht, auch nur um eines Fingers Breite abzuweichen; ſelbſt ſeine Art, ſich löblich zu unterwerfen, iſt voller Rückhältigkeit und macht, da ſie ſich an Worte zu klammern ſcheint, zuweilen den Eindruck der Falſchheit.[1] Auch die Süßlichkeit eines gewiſſen Weſens, die in ſeinem „Telemach“ beſonders deutlich wird, ſagt nicht jedem Geſchmack zu.

In Naturen, die auf der Grenzſcheide zweier Geſchlechter ſtehen, iſt die Zwieſpältigkeit zuweilen eine der Bedingungen ihrer Wirkſamkeit: man wird kaum irregehen, wenn man annimmt, daß der Jeſuitenſchüler Voltaire, der beim Tode Fénelons neunzehn Jahre zählte, bei dem Schriftſteller Fénelon in die Schule gegangen iſt, und daß Rousseau zu den leidenſchaftlichſten Bewunderern des Dichters Fénelon gehört, wiſſen wir aus ſeinen „Bekenntniſſen“. Im Grunde iſt Fénelon nicht nur als Prinzenerzieher, ſondern als Dichter und Denker der Vertreter eines neuen Geſchlechtes, dem die „klaſſiſche Zeit“ ſchon eine hiſtoriſche Größe war. Und in Hinſicht auf dieſe Stellung Fénelons mag es geſtattet ſein, einzelne Züge ſeiner Weltanſchauung, die auch für unſere deutſche Kultur von Bedeutung wurden, noch einmal herauszuziehen und als Ausdruck einer reichen, widerſpruchsvollen Seele zu würdigen.

In der Art, wie er die „reine Liebe“ (zum Göttlichen) auffaßt, mag man das Selbſtheilmittel einer ſchwachen Natur ſehen, die ihre höhere Luſt da nimmt, wo ſie ſie findet. Auch die Selbſterniedrigung wird

arm gemacht haben, um am Hof einen ungeheuerlichen und unheilbaren Luxus einzuführen. Indeſſen ſtirbt Ihr Volk vor Hunger; es gibt faſt keinen Landbau mehr. Stadt und Land ſind entvölkert; die Gewerbe im Niedergang ernähren nicht mehr die Arbeiter. Der Handel liegt darnieder . . . Ganz Frankreich iſt ein einziges, troſtloſes Spital ohne Lebensmittel . . . Die Richter ſind entwürdigt und erſchöpft. Selbſt das Volk, das Sie ſo ſehr geliebt, fängt an, ſeine freundliche Geſinnung, ſein Vertrauen, ja die Achtung vor Ihnen zu verlieren. Selbſt Ihre Siege und Eroberungen machen ihm keine Freude; es iſt voller Erbitterung und voller Verzweiflung . . . Ihre Religion beſteht nur im Aberglauben und oberflächlichen Gebräuchen. Sie nehmen alles für ſich in Anſpruch, wie als ob Sie der Herrgott auf Erden wären, während Sie im Gegenteil doch nur von Gott für Ihr Volk in die Welt geſandt wurden.“ Man möchte nur gerne wiſſen, ob Ludwig XIV. dieſen Brief, deſſen Original vorhanden iſt, jemals in die Hand bekam.

[1] Bossuet ſagte 1699: „Monsieur de Cambrai continue à faire le soumis de l'air du monde le plus arrogant.“

da zur geiſtlichen Tugend, die in zahlloſen Heiligen ihr Vorbild verehren darf und urchriſtlich anmutet. Selbſt die Sünde erſcheint ſolcher Geſinnung als Heilmittel Gottes. Aber der Glut der ſpaniſchen Ekſtaſe gegenüber, wie ſie in der heiligen Thereſe der höchſten Verzückungen und Geſichte teilhaftig wird, bedeutet die Fénelonſche Auffaſſung der „reinen Liebe“ einen Rationalismus, wie denn der Denker Fénelon als Erkenntnistheoretiker (wenn das Wort geſtattet iſt) durchaus zu den Schülern des Descartes zählt: „La philosophie n'étant que la raison seule, on ne peut suivre en ce genre que la raison seule.“[1] Dieſe Stelle aus den „Lettres sur la métaphysique et la religion“ iſt deutlich genug: damit iſt man, was man auch ſonſt noch ſein mag, Rationaliſt. Ja, es iſt bezeichnend, daß Fénelon ſogar die „reine Liebe“ als Ausfluß der Vernunft hinſtellt —: wer ſollte nicht das lieben, was ihm zum Beſten gereicht? — Wir ſind, mit einer ſolchen Auffaſſung, weit von der bedingungsloſen Gefühlsäußerung entfernt, die gar nicht nach dem Quell ihrer Freuden fragt, ſondern ſich ohne Widerſtreben zu der Förderung der deutſchen Begarden und Gottesfreunde bekennt, die lautet: „Loszulaſſen allen Halt der Kreatur und ſich ganz Gott überlaſſen.“ Zwar kennt Fénelon jenen Zuſtand der gefühlsſeligen Gotteskindlichkeit ſehr wohl; aber er erſcheint in ſeinen gezierten Willensäußerungen ſchwächlich und mutet geradezu weibiſch an.[2]
Die Rationaliſierung des franzöſiſchen Quietismus iſt eine weſteuropäiſche Tatſache: der Philoſoph, der da fragt: „Wer iſt der Gott, der auf dieſe Weiſe mit einer ſelbſtloſen Liebe (amour désintéressé) geliebt werden ſoll?“ und als Antwort gibt: „C'est l'idée du bien“, erreicht einen Zuſtand, den auch die gefeſtigte Perſönlichkeit im Bann des

[1] Oeuvr. compl., I. 124. —

[2] „J'ai le goût de l'enfance,
De mon hochet content.
La faiblesse et l'obéissance
De moi font un petit enfant.

Vérité simple et nue,
Que j'aime ta candeur!
Et que l'innocence ingenue
Est audessus de la pudeur!

Vice et vertu surpasse
Un enfant comme moi.
Comme un maillot je suis en grâce
Sans honte, sans crainte et sans loi.

A peine je bégaie,
Je ne sais pas mon nom.
Je pleure, je vis, je m'égaie,
Je ne crains que maman téton.“

Maurice Masson: Fénelon et Madame Guyon, p. 354. Ob nicht doch bei der Niederſchrift dieſes ſeltſam anmutenden Gedichts ein geheimes Gefühl der Ironie in dem Dichter lebendig war?

autonomen Sittengeſetzes einnehmen kann. Es iſt kein Zufall, daß der größte deutſche Denker der Zeit, Leibniz, dieſe ſelbſtloſe Liebe als das unbeſtrittene Ideal wahrer Humanität und echten Chriſtentums erklärte: „Ich glaube, daß Monſeigneur der Erzbiſchof von Cambray die Abſicht gehabt hat, die Seelen zur wahren Liebe Gottes ſowie zu der Ruhe zu erheben, die ſich einſtellt, wo man dieſe genießt, indem er gleichzeitig die Illuſionen der falſchen Ruhe in Gott abtut; und ich glaube, daß nichts mehr verkündet zu werden verdient, als dieſe wahre Liebe zu Gott.“[1]

Doch Fénelon iſt nicht nur Theologe, Moraliſt, Myſtiker und Rationaliſt, er iſt auch Dichter und als ſolcher Seher und Politiker. Sein „Telemach“ gehört zu den neueren Staatsromanen, aus denen Unzählige Belehrung und Erbauung ſchöpften, und es nimmt dem zuweilen recht ſüßlichen Buche nichts von ſeinem innern Werte, daß wir es als eine verhüllte Satire auf die Regierung des Sonnenkönigs auffaſſen dürfen. Freilich hat der Sozialismus, der ſich da als Utopismus regt, nichts mit dem Sozialismus marxiſtiſcher Prägung zu tun: er iſt ſozuſagen ſchöngeiſtiger Art, als ein Gemeinſchaftsgefühl allgemeiner Menſchenliebe und Brüderlichkeit, dem dieſe Welt als Garten blüht. Auch das Wort Philanthropie kommt in den Schriften Fénelons zum erſten Male zu Bedeutung. Der Sozialiſt Fénelon, falls man ihm dieſen Namen geben will, bleibt indeſſen natürlich ein Vertreter des Ständeſtaates, und das Idealbild, das der Prinzenerzieher von dem König entwirft, entſpricht ſogar in mancher Hinſicht dem Bilde Ludwigs XIV.: der Herrſcher ſoll Prieſter und Prophet ſeines Volkes ſein und, vor allem, Friedensfürſt; ſeine Regierungskunſt ſoll ſich auf die Ethik der reinen Liebe gründen, die auch die fremden Völker für ſich gewinnen mag; er ſoll die Tugenden der Selbſtüberwindung, Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Beſcheidenheit und Güte üben und, alles in allem genommen, als Muſterbild des Volkes die Regierungskunſt handhaben. Wir wiſſen, wem die Mahnung galt: Wehe dem König, der den Laſtern der Prunkſucht, der Ruhmſucht, der Eroberungsſucht frönt! Kein Wunder, daß Fénelon in dem Kriege das größte aller Übel ſieht, ganz

[1] Fragmente, p. 174.

abgeſehen von den gewaltſamen Angliederungen fremden Gebietes.[1] Fénelon fordert, als der erſte Staatsdenker unter den Utopiſten, zur Beilegung internationaler Zwiſtigkeiten eine Art Weltgerichtshof, und die Rolle der Neutralen beſteht in Streitfällen darin, die Richter und Vermittler zu ſpielen. An Stelle der wohltätigen Einflüſſe des Krieges tritt körperliche Übung. Der Staat, in dem Telemach regieren ſoll, iſt – man merkt den Einfluß Colberts – ein geſchloſſener Handelsſtaat: Ausfuhr und Einfuhr ſind auf das Notwendigſte beſchränkt und ſtehen unter ſtaatlicher Überwachung. Die Stärke und der Reichtum eines Landes wird bemeſſen an dem Lebensmittelreichtum und der Bevölkerungszahl, und ihre Grundlage iſt die Landwirtſchaft. Die ſoziale Geſetzgebung fordert ſtärkere Ausnützung und gleichmäßige Verteilung des Bodens, Beſchränkung des Lebensunterhaltes auf das Notwendige und Geſunde, die Einſchränkung des Luxus, der das Volk vergiftet, ſtarke Beſteuerung der Faulen und Bemittelten, Arbeit als Selbſtzweck im Dienſte der Geſamtheit und Erziehung der Volksgeſamtheit zur Ethik der „reinen Liebe".[2] Dieſe weltumfaſſende Gemeinſchaft oder dieſer Völkerbund bezweckt den Zuſammenſchluß aller Staaten, und dieſer übervölkiſche Staatenbund erreicht ein Gefühl der Selbſtloſigkeit der Völker und der Regierenden. Dem Volksſtaat aber ſteht das Recht zu, durch ſeine Beamten auf die Verwirklichung dieſes idealen Zuſtandes einzuwirken und das Recht des einzelnen in Hinſicht auf den idealen Zweck zu beſchneiden. Fénelon war ein ausgezeichneter Erzieher, und er mochte hoffen, als Bildner des Herzogs von Burgund, der an ſeinem Lehrer mit ſeltener Treue hing, in die Lage zu kommen, ſeine Einſichten als Politiker verwirklichen zu können. Die Erziehung des künftigen Königs galt vielen als ein

[1] Anſpielung auf die Reunionskammern. – [2] Wie tief die Theorien der Madame Guyon den Schriftſteller Fénelon beeinflußt haben, mag eine Stelle aus dem „Telemach" beweiſen. Telemach hört ſeinem Ahnherrn Areſius zu, und der Dichter ſchildert die Wirkung des Gehörten: „Ces sages paroles étaient comme une flamme subtile qui pénétrait dans les entrailles du jeune Télémaque; il se sentait ému et embrassé, je ne sais quoi de divin semblait fondre son cœur au dedans de lui. Ce qu'il portait dans la partie la plus intime de lui-même le consumait secrètement; il ne pouvait ni le contenir, ni resister à une si violente impression: c'était un sentiment vif et délicieux qui était mêlé d'un tourment capable d'arracher la vie." (Livre XIV.) Wes das Herz voll iſt, des geht der Mund über, auch in Augenblicken, wo der Dichter ſeiner Beſonnenheit bedurfte. Der junge Mann, dem ein ſolches Gefühl im Herzen erblüht, iſt reif für das Paradies, das der Dichter als Myſtiker erſchaut.

Wunderwerk; denn der Herzog war, von Haus aus, eine rohe Gewaltnatur, die das Schlimmſte befürchten ließ. Aus dieſem Gewaltmenſchen machte der ſanftmütige Lehrer einen Frommen, der vielen allerdings als Frömmler erſchien. Die Frage, ob ſich der Nachfolger Ludwigs XIV. als Muſterfürſt bewährt hätte, wenn er auf den Thron gelangt wäre, bleibt offen, und der unerwartete Tod des Herzogs am 19. Februar 1712 bereitete allen Hoffnungen des Erzbiſchofs auf die Rolle Richelieus ein Ende. Den Kulturpſychologen intereſſieren nur die Grundſätze, nach denen er ſeinen Zögling für ſein ſchweres Amt heranzubilden ſuchte, und ſie ſtimmen mit den Anſichten im Telemach überein. Wir kennen ſie auch aus den „Dialogues des morts“ und können nicht umhin, die geiſtige Freiheit zu bewundern, mit der Fénelon ſeinem Zögling gewiſſe Wahrheiten, die Fürſtenohren nicht lieblich klingen, nahezubringen wußte. Der äſthetiſche Menſch und Dichter iſt ſtark genug, um ſelbſt dem Scherz die tiefere Bedeutung zu geben, und wer ihn zu leſen verſteht, weiß, was der hinterhältige Dichter beabſichtigte, als er, in dem Zwiegeſpräch zwiſchen dem in ein Schwein verwandelten Odyſſeus und deſſen Genoſſen Grillus, dieſen letzteren ſagen läßt, er ziehe es vor, ein Schwein zu bleiben. In welchem Sinne aber der Utopiſt ſeinen Einfluß als Berater des Königs auszuüben gedachte, zeigen die ſogenannten „Tafeln von Chaulnes“, in denen er, in Gemeinſchaft mit dem frommen Herzog von Chevreuse, die nötigen Reformen zuſammenfaßte: da forderte er Reform der Steuern, Selbſtverwaltung der Provinzen, Einberufung der Generalſtände, Reorganiſation des Adels durch Abſchaffung des Briefadels und Zuweiſung eines Erbgutes an den Uradel, deſſen Vorrechte nur „honorifiques“ ſein ſollten. Es war, wie man ſieht, eine Reform von oben, oder von rechts, das heißt eine Rückkehr zur alten Form der Monarchie, wie ſie im Geiſte des Kardinals Retz und der einſichtigeren Frondeurs lebte. Dieſes Programm ſchloß bereits alles in ſich, was die „Cahiers“ des Dritten Standes im Jahre 1789 verlangten, allerdings ohne die Schlagworte der Freiheit und Gleichheit, die der Aufklärung entſprangen.

Die letzten Jahre ſeines aufgeregten Lebens verbrachte der prieſterliche Greis, den der Tod des Herzogs um ſeine teuerſte Hoffnung

gebracht hatte, in fieberhafter Arbeit: der Quietismus oder die „reine Liebe“ waren nicht fähig, dieſem ruheloſen Herzen den inneren Frieden zu geben. Der Pſychologe aber kann ſich vor dieſer reichen Natur eines gewiſſen Unbehagens nicht erwehren: denn wo die Triebe des Menſchen ſich im Widerſtreit regen und die Fruchtbarkeit des einzelnen bedingen, kommen Widerſprüche zutage, aus denen Schickſale erwachſen. Der moderne Kulturmenſch mag die theologiſchen Streitigkeiten, in denen Fénelon ſein Weſen erwies, als ein fremdes Schauſpiel hinnehmen; aber ſie gewinnen ſofort ein anderes Geſicht, wenn wir ſie als Wellenſchlag eines großen Lebens nehmen, das ſeinen Willen nicht nur in Kunſt und Politik äußerte, ſondern die Formen des religiöſen Lebens umzubilden verſtand und eine neue Seele ſchuf. Daß der König mit der ſtarken Hand des Einigers eines vielgeſtaltigen Lebens in dieſe Streitigkeiten eingriff, beweiſt nur, daß ſie nicht als Zufall in Erſcheinung traten, ſondern als Ausfluß einer Notwendigkeit, in der ein ſelbſtbewußtes Volk ſein Schickſal ſah. Der Verlauf dieſes hochgediehenen Lebens zeigt, daß jedes Daſein eines Hintergrundes bedarf, um in voller Bedeutung in Erſcheinung zu treten. Fénelon ſah dieſen Hintergrund mit den Augen eines Sehers: tauſend Siege, die Brände verwüſteter Provinzen, wie der Pfalz, die Gewalt und deren Widerſtreben, Glanz und Elend; aber er läßt auch erkennen, daß der Geiſt immer ſeine eigenen Wege geht und ſich nicht immer als reiner Schmuck eines Herrſcherdaſeins allergrößten Stils verwenden läßt. Etwas anders ſteht es, zuzeiten wenigſtens, mit der Kunſt, inſofern dieſe ſelbſt in ihren höchſten Vollbringungen zugleich Dienerin eines allmächtigen Willens ſein und, unter Umſtänden, doch ihre göttliche Freiheit bewahren kann.

VII

In Verſailles iſt die Kunſt dazu da, um die Perſönlichkeit des Herrſchers zu verklären oder zu monumentaliſieren. Ludwig XIV. war von Haus aus durchaus nicht ohne Gefühl für das Schöne: er ſpielte die Gitarre und das Spinett und ſang mit hübſcher Stimme. Bis in ſein Greiſenalter bewahrte er eine ausgeſprochene Vorliebe für Muſik, und Madame de Maintenon wußte gelegentlich nichts Beſſeres zu ſeiner Zerſtreuung aufzubieten, als ein Konzert in ihren Gemächern zu veranſtalten. Auch der Naturſinn des Königs war ziemlich rege, und die Höflinge, denen es vergönnt war, Verſailles und die Schloßgärten unter ſeiner Führung zu beſichtigen, rühmten die Feinſinnigkeit des Bauherrn, der, wie billig, auf ſein Werk ſtolz war und ſogar einen Führer, „Manière de montrer les jardins de Versailles", verfaßt hatte. Die Schönheit der Feſtungsanlagen zu Péronne, von dem genialen Feſtungsbaumeiſter Vauban[1], war ſein Entzücken. Die Förderung der Künſte entſprang alſo nicht allein ſeiner Politik, die alle Äußerungen eines hochgediehenen Lebens in den Bereich eines unerſättlichen Machtwillens zu ziehen ſuchte, ſondern auch ſeinem Geſchmack, dem, von Natur aus, ein Hang für das Feierliche, Ernſte und Prunkvolle eigen war. Als Bewahrer und Vollſtrecker dieſes königlichen Willens

[1] Sebastian Le Pètre de Vauban, 1633–1707. Er erbaute 33 Feſtungen und leitete 53 Belagerungen. Die Franzoſen ſagten: „Ville assiégée par Vauban, ville prise." Vauban war das Gegenteil eines Höflings; Saint-Simon erklärt ihn (XI, 27) für den „vielleicht anſtändigſten und tugendhafteſten Menſchen ſeines Jahrhunderts". Als er 1707 dem König ſeine Schrift über die „Dîme royale" überreichte, in welcher er auf Grund langjähriger Studien das Steuerſyſtem des Königs kritiſierte und Verbeſſerungen vorſchlug, fiel er in Ungnade, die ſein Ende beſchleunigte. Der König war dermaßen über die Freimütigkeit des verdienſtvollen Mannes empört, daß er ſogar deſſen Kammerdiener ins Gefängnis werfen ließ. (Saint-Simon, Mémoires, XIV, 325–39.)

14. Charles Le Brun

dienten die zahlreichen Akademien (Akademie der ſchönen Künſte, der Architektur, Académie des inscriptions et belles-lettres) und Staatsſammlungen (Kupferſtichkabinett, Münzkammer), für deren Gründung und Unterhaltung Colbert keine Summe zu hoch war, vorausgeſetzt, daß ſie dem Ruhme ſeines Herrn dienten. Auch der nicht ausgeführte Plan, ſämtliche Akademien, auch die wiſſenſchaftlichen Körperſchaften, zu einer einzigen „Académie universelle“ zuſammenzufaſſen, mag hier als Äußerung eines zentraliſtiſchen Willens Erwähnung finden.

Wer in den Menſchen nur ein Werkzeug ſieht und wertet, darf auch vom Künſtler erwarten, daß er ſich als ſolches verwenden laſſe, und ein ehrgeiziger Fürſt muß, wenn er gut bedient ſein will, darauf ſehen, daß es ihm an gefügigen Talenten niemals mangle. Als Mittel, einen Stab von Künſtlern heranzuziehen, dienten dem König und ſeinen Leuten Pflanzſchulen, Akademien, wo nicht nur die Regeln zur Erzeugung von Kunſtwerken feſtgelegt, ſondern auch Sinn und Anſchauung der Schüler unter allen Umſtänden auf die geheiligte Perſon des Monarchen gelenkt wurden. Unter Ludwig XIV. wandelten ſich die Akademien in reine, ſtraff geleitete Staatsanſtalten, deren Einrichtung, zum größten Schaden der Kunſt, in ganz Europa Nachahmung erweckte. Colbert unterſtützte die Künſte in ähnlicher Weiſe, wie er die Induſtrie zu fördern ſuchte: der Staat oder der Herrſcher – L'État, c'est moi! – wurde zum wichtigſten Auftraggeber, der, ſeinem eigenen Weſen nach, nur das brauchen konnte, was ſeinen Zwecken und Abſichten diente. Damit war das eigentliche Leben der Kunſt, das aus den Tiefen der Volksſeele und ihrer ſchöpferiſchen Vertreter fließt, unterbunden. Aber man hüte ſich wohl, in der Eigenmächtigkeit des Königs irgendwelche Neigung zum Bruche mit der Überlieferung zu ſehen: Ludwig XIV. war, ſeinem ganzen Weſen und Geſchmacke nach, das Muſterbild eines Franzoſen, das heißt der Sohn eines Landes, wo niemals Gewaltnaturen im Stile Michelangelos gedeihen konnten und der Geiſt gerne auf den geheiligten Bahnen der Überlieferung geht. Es iſt eine Tatſache, daß die feſtlichen Ausſchweifungen des Barocco in Frankreich keine Stätte fanden und auch die Anregungen,

die den Baukünſtlern aus der Beſchäftigung mit den Italienern, mit Palladio und Vignola, erwuchſen, in maßvollſter, in klaſſiſch nüchterner Weiſe verarbeitet wurden. Wer geſchulte Augen mitbringt, erkennt ſofort, wie aus der freieren Kunſt der Zeit Ludwigs XIII., der, wie ſein Vater und ſein Sohn, ein eifriger Bauherr war, die Baukunſt des Sonnenkönigs hervorging. Richelieu und ſein Herr hatten mit dem mächtig erſtarkenden Bürgertum in der Errichtung ſchöner Paläſte und Stadthäuſer gewetteifert: aus dieſer Epoche ſtammen der Luxemburgpalaſt mit ſeinen Gärten, das Palais-Cardinal (das ſpätere Palais-Royal), die Sorbonne und das Jagdſchloß Verſailles, das in mancher Hinſicht noch ein reines franzöſiſches Renaiſſanceſchloß war. Von den Architekten dieſer Zeit gehören Salomon de Brosse (1565–1627) und die Métézau[1] noch zu den Baumeiſtern der Renaiſſance und der Schule Delormes (1510–1570), während François Mansart (1598 bis 1666), Le Mercier (1585–1654) und Le Vau (1613–1670) den Architekten des Sonnenkönigs naheſtehen. Es iſt bezeichnend, daß die Hofkunſt den klaſſiſchen Tendenzen, die von Italien her einwirkten, zugänglicher war als die bürgerliche Baukunſt, die in Paris eine Reihe prächtiger Häuſer (Hôtel de Sully, Hôtel de Bretonvilliers) ſchuf: Gebäude mit hohen Schieferdächern, klar gegliederten Mauern, ohne Loggien und Balkone, mit ſchönen Innenräumen, wo ſich das geſellige Leben der Zeit prunkvoll und bequem entfalten konnte. Am deutlichſten merkt man den Einfluß der italieniſchen Architekten in einzelnen Kirchen (Oratoire, 1630, Saint-Paul-Saint-Louis, 1644, und Val-de-Grâce, 1668), wo der Beter nicht, wie in einem gotiſchen Dome, verſchwindet, ſondern geſehen wird und die Geſellſchaft, in der er ſeine Andacht verrichtet, ebenfalls ſehen kann. Auch in dieſen Kirchen ſpiegelt ſich die Sucht der Zeit, ihre höchſten Genüſſe im Verkehr mit Gleichſtehenden zu ſuchen: das Gotteshaus wurde ohne weiteres zu einer Stätte, wo nicht das Volk, ſondern die „honnêtes gens“, das heißt die vornehmen, gebildeten Leute ihre Andacht verrichteten.

[1] Die Métézau waren wie die Le Vau und Le Mercier eine alte Künſtlerfamilie, als deren berühmteſter Sproſſe Clemens II., 1582–1652, wirkte. Er erbaute 1628 den Damm, durch den, unter dem Oberbefehl Richelieus, die Einnahme von La Rochelle ermöglicht wurde.

Faſt am deutlichſten kam dieſer Kampf zwiſchen den nationalen und den italieniſch-klaſſiſchen Tendenzen in der Bildhauerei zum Ausdruck: während Francheville (1568–1618?) mit ſeinem „Orpheus und David“ die Unnatur der Italiener nachahmte, entſtanden daneben Werke wie die Büſte Wilhelms du Vair und die Statue der Herzogin de Retz (von unbekannten Meiſtern), die Büſte Ludwigs XIII. von Warin (1604–1672), und die drei Statuen Ludwig XIII., Ludwig XIV. als Kind mit Anna von Öſterreich (zwiſchen 1639 und 1647). Doch dieſe Meiſterwerke, in denen man eine verſpätete Auswirkung des gotiſchen Geiſtes ſehen mag, blieben vereinzelt, und die Hofkunſt des Sonnenkönigs konnte daran gehen, den Kompromiß zwiſchen der klaſſiſchen Richtung und dem Geiſt der Nation zu monumentalem Ausdruck zu bringen.

Die franzöſiſche Malerei war früher dem Einfluß der Italiener unterlegen. Ich laſſe den Nachahmer der Bologneſen, Simon Vouet (1590 bis 1649), in dem der Hof unter Maria von Medici den Vertreter des „gran gusto“ ſah, ſowie auch Le Sueur (1617–1655), deſſen religiöſe Bilder bei aller Innigkeit ſo franzöſiſch anmuten, und den Janſeniſten Philipp de Champaigne (1602–1674), dem wir das prächtige Porträt Richelieus (im Louvre) verdanken, beiſeite, um einen Augenblick bei dem großen Poussin[1] zu verweilen. Es darf nicht wundernehmen, daß Poussin, nach längerer Mißachtung, von den neueren Franzoſen, die nun einmal in dem ſiebzehnten Jahrhundert das große Jahrhundert ihrer Kultur ſehen, wieder in vollem Maße geſchätzt wird. Schon die Zeitgenoſſen des Meiſters bewieſen durch die Verehrung, die ſie ihm entgegenbrachten, daß ſie das Weſen ſeines Talentes erfaßt hatten. In der Tat, er iſt ebenſo national wie Le Sueur oder Philipp de Champaigne, obwohl er in der Fremde, in Rom, lebte; aber es bedurfte des hiſtoriſchen Sinnes unſerer Zeit, um die Natur dieſes reinſten aller malenden Franzoſen in ihrer vollen Weſenheit zu erfaſſen.

Dieſer vornehme Menſch und Künſtler iſt keine Gewaltnatur im Sinne der großen Italiener oder Niederländer aus der Barockzeit; er tritt mit ruhigen, ſinnenden Augen in die römiſche Welt, wo er ſofort ſeine

[1] Gaspard Dughet, genannt Poussin, 1613–1675.

ſeeliſche Heimat findet. Sein Geiſt nährt ſich an den edelſten Geſtalten des Altertums, ohne den Sinn für das Weſen des Lichtes und der Erſcheinungen, die es in heiliger Ruhe umflutet, zu verlieren. Obwohl die antike Bildhauerei beſtimmend auf ihn wirkt, bleibt er überall Maler, und es bedarf eines geſchulten Auges, um die zarten Abſtufungen ſeiner Tonwerte zu würdigen, die manchmal an den raffinierten Farbenſinn moderner franzöſiſcher Maler erinnern. Da ihn kein ſtürmiſches Temperament zwingt, ſeine Viſionen aus dem Handgelenk auf die Leinwand zu werfen, kann er ſeine Kompoſitionen mit der klügſten Nachdenklichkeit abwägen – er gehört zu den denkenden Malern – und alles: den Adel der Geſtalten, deren Haltung an antike Statuen gemahnt, Licht und Erde, Waſſer und Geräte in glücklichſtes Gleichgewicht ſetzen, das eine reine Stimmung erzeugt und nicht nur das Auge, ſondern auch den Geiſt befriedigt, wenn dieſer die Geſichte des Künſtlers in ihre Elemente zerlegt. Dabei wirkt er nicht einmal unmittelbar als Eklektiker, weil die maleriſche Empfindung des Schauenden, trotz aller Zartheit, mächtig genug iſt, um alles Aufgenommene umzuſchmelzen und mit der Hoheit einer zurückhaltenden, vornehm-kühlen Seele zu erfüllen. Man könnte das Wort ſeines Zeitgenoſſen Descartes, dem eine ähnliche Klarheit der Seele eigen war: Cogito, ergo sum, im Sinne des Malers variieren: Cogitavi, ergo pinxi! Wir Deutſchen wiſſen, welches Unheil aus einer ſolchen Stimmung, durch die jede Urſprünglichkeit gefährdet iſt, bei gewiſſen Naturen entſpringen kann. Bei Poussin aber ſtört der Verkehr mit den Geſtalten, in denen die Schönheit des Altertums Form und köſtlicher Beſitz geworden iſt, nie das reine Bilden einer Hand, deren Geſchöpfe außerzeitlich ſind und von einem einzigen Gedanken beſeelt durch heroiſche Landſchaften wandeln. Der Schauende malt den reinen Zuſtand, aber nicht, wie ihn das Gefühl wahrnimmt, ſondern wie ihn der klar geſtimmte Gedanke erfaßt. Wir wiſſen aus den Schriften ſeines Zeitgenoſſen Giovanni Pietro Bellori[1], daß er in der Malerei nichts anderes als die Darſtellung einer menſchlichen Handlung (umana azione) ſah; aber dieſer durchaus romaniſche oder, wenn man will,

[1] Vite dei pittori, scultori ed architetti moderni. Roma 1672.

barocke Grundſatz iſt ſo zu verſtehen, daß zu dieſer Handlung nicht allein eine äußere mechaniſche Bewegung, ſondern auch die Spiegelung einer inneren, auf dem Geſicht und in den Bewegungen des Körpers gehört. Als Schöpfer außerzeitlicher Geſtalten aber gehört Poussin zu den Idealiſten, der die einzelnen Teile der Natur entnimmt, aber das Ganze in ſeiner Vorſtellung zu einer höheren Wirklichkeit zuſammenfaßt, die doch der Natur nicht ganz entfremdet iſt und auch durch die Schauplätze des geſchichtlichen Geſchehens mit ihrem mütterlichen Grunde verbunden bleibt. Selbſt auf dem Grabe der Welt, deren heroiſche Trümmer er mit der Andacht eines Gläubigen betrachtet, bewahrt er ſich den Sinn für die Idylle. Er dämpft alles, was ſeine Phantaſie erfaßt, zu feierlichen Akkorden: aus dem Bacchanal (im Prado) wird ein verklärtes Feſt der Freude; ſeine drei Muſen, Melpomene, Erato, Polyhymnia (im Louvre), tragen die Gedanken eines vornehmen Sehers in ihrem Haupte, und ſein Parnaß iſt eine Verſammlung erlauchter Götterſöhne, die der Natur nur noch durch den Adel ihres Seins angehören, das in jedem Zuge ihrer Haltung durch die Schönheiten unzähliger Werke gerechtfertigt und geheiligt iſt. Perſönliches und Unperſönliches durchdringen ſich in dieſem Meiſter, der als Einſamer ſeinen Weg ging und ſofort verſagte, als er in Paris höfiſche Aufträge ausführen ſollte, in einer Weiſe, die allzuoft kühl läßt, aber letzten Endes doch immer wieder feſſelt. Das Geheimnis ſeiner Wirkung ruht darin, daß er die Trümmer oder die zerſtreuten Geſichte, an denen ſich ſeine Seele nährte, zu einer ganzen Welt um- und weiterzubilden verſtand, wobei ſein Takt faſt noch größer erſcheint als ſeine bewunderungswürdige Kunſt, aus einem Vorwurf, der doch zunächſt zum Geiſte ſprechen ſoll, alles herauszuholen, was an maleriſchen Möglichkeiten in ihm ſteckt. Gewiß, das Abſtrakte, das Allzugeometriſche, das Ausgeklügelte ſeiner Kunſt läßt oft genug keinen unmittelbaren Eindruck aufkommen; er reißt nicht hin, weder durch das Ganze, noch durch Einzelheiten, und man muß den Umweg durch die Reflexion nehmen, um ſein innerſtes Weſen zu erfaſſen. Doch in das Weſen der Dinge gelangt man ſelten durch einen Bacchantenſprung! Auch vor der Landſchaft bewährt er den

gleichen Sinn harmoniſcher Ausgleichung: er dämpft ſeine Farben nur noch mehr, um den Adel der Bäume und der Bodenbildung darzulegen. Seine Natur iſt reine Ewigkeit, und kein unreines Geſchehen befleckt die himmliſchen Gefilde, wo die Füße unzähliger Götter den Boden geheiligt haben.

Die höfiſche Kunſt in Verſailles konnte und durfte nicht auf dieſen Höhen weilen; ſie führte jeden Künſtler auf den Boden der hiſtoriſchen Wirklichkeit zurück und löſte ihn zunächſt aus dem Verband der alten Innungen los, wo er, in Italien und Deutſchland, zum großen Herrn werden konnte, ohne den Zuſammenhang mit der Gilde, dem Handwerk, zu verlieren; ſie machte aus den Malern und Bildhauern Dienſtleute des Königs, gens du roi, die als Herren mit Degen und Perücke umherſtolzierten und das Selbſtbewußtſein glücklicher Emporkömmlinge zur Schau trugen. Warum ſollte der König, der, wie ſeine Schmeichler behaupteten, das Daſein antiker Helden erneute und ſteigerte, nicht auch einen Apelles (Le Brun) oder einen Phidias (Girardon) zur Hand haben? Durch die Gründung der franzöſiſchen Akademie der Malerei wurde der Staat ohnehin zum unbedenklichen Kunſtpädagogen, und die erſte Tätigkeit der glücklichen Akademiker beſtand, wie billig, darin, die Regeln feſtzulegen, nach denen die Hervorbringung der unſterblichſten Meiſterwerke vor ſich gehen ſollte. Als der unermüdliche Zentraliſator Colbert im Jahre 1664 die Reorganiſation der 1648 gegründeten Akademie der ſchönen Künſte übernahm, ſorgte er auch ſofort dafür, daß dieſe beglückenden Regeln in regelmäßigen Satzungen niedergeſchrieben wurden. Unter den Malern wurde Poussin als Muſter verehrt; aber die Herren Akademiker ſahen nicht den reinen Künſtler in dem vornehmen Klaſſiziſten, ſondern eher eine Art Literator, deſſen Abſichten es zu erfaſſen galt. Unter den antiken Bildwerken ſtand der Laokoon als unerreichbares Meiſterwerk, von dem alle Regeln der Bildhauerei herzuleiten waren, in erſter Reihe[1]: hier fand und empfand das Barock Geiſt von ſeinem Geiſte. Dieſe geſamte Kunſt ſollte nicht einen reinen Zuſtand

[1] H. Jouin, Conférences de l'Académie royale de Peinture et de Sculpture (Paris, Quantin, 1883), p. 19–26.

mit den urſprünglichen Mitteln, die dem Maler zu Gebote ſtehen, ſchildern, ſondern erzählen, und ihr Wahlſpruch könnte lauten: Ut poesis pictura.[1] Alles, was dem Weſen einer ſolchen Erzählung zuwiderlief, mußte ausgemerzt und beſchnitten werden, oder, mit anderen Worten, die Natur mußte es ſich gefallen laſſen, tyranniſiert, zurechtgeſtutzt, verſchönert zu werden, damit ein beſchränktes Ideal in ſeiner ganzen Herrlichkeit erſtand und ſeine Abſtraktoren und Verwirklicher mit dem Hochmut der Dogmatiker und Gläubigen erfüllte. Der Sekretär der Akademie, Testelin, kannte keinen Zweifel und kein Schwanken: er wußte, wie der Künſtler die Achtung[2] und die Bewunderung auszudrücken hatte, was ein verzogener Mund und was ein geſchloſſenes Auge ſagen ſollte! Sogar Molière konnte ſich nicht enthalten, in ſeinem Gedicht „La Gloire du Val-de-Grâce“ eine Äſthetik dieſes Geſchmacks zu liefern: ſeine Verſe über das Walten des Künſtlers, der,

„En formant de plusieurs une beauté parfaite,
Nous corrige par l'art la nature qu'on traite“,[3]

zeigen, in welch eklektiſcher Weiſe ſeine rationaliſtiſchen Zeitgenoſſen „die große Kunſt“ auffaßten.

Im übrigen tat der mächtige Miniſter alles, um den Wetteifer der dankbaren Herren Akademiker zu ſtacheln: es gab Sitzungen, Preisverteilungen und Wettbewerbe in Fülle, und die „Ecole de Rome“ ſorgte dafür, daß es nie an jungen Akademikern fehlte, die in der ewigen Stadt, am Quell der großen Überlieferung, ſchöpfen und an der Staatskrippe ihr geſichertes Daſein friſten mochten. Keine Stadt durfte eine Zeichenſchule eröffnen, ohne einen Lehrer von der Akademie zu beziehen, und dabei war der Miniſter, dem für den Ruhm ſeines Herrn keine Summe zu hoch war, durchaus darauf aus, nur franzöſiſche Künſtler zu beſchäftigen. Der König, dem der Satz „Ars una sub uno“ aus der Seele geſprochen war, machte es allen leicht, ſich ganz in den

[1] Nach Horaz, De arte poetica, v. 361. — [2] „Les sourcils seront avancés sur les yeux et pressés du côté du nez, l'autre partie étant un peu élevée, l'oeil fort ouvert et la prunelle élevée, les muscles et les vaines du front un peu enflés et celles qui sont au bout des yeux, les marines serrées tirant vers la partie d'en bas; les joues seront médiocrement enfoncées à l'endroit des mâchoires, la bouche entr'ouverte, les coins tirant en arrière, la tête avancée et un peu penchée sur l'objet.“ (H. Jouin, op. cit.) — [3] La Gloire du Val-de-Grâce, v. 83.

Dienſt ſeiner geheiligten Sache zu ſtellen: wer ſeinem Weſen zuſagte, durfte auf Ehren und Auszeichnungen, auf eine glänzende Beſoldung und die Gnade des Herrſchers rechnen. Doch wer bauen will, muß Glück haben, und Ludwig XIV. hatte dieſes Glück, als er in Le Brun (1619–1690) den Mann nach ſeinem Herzen und nach ſeinem Geſchmacke fand. Dieſer geborene Impreſario von beiſpielloſem Fleiße und ſtets bereiter Dienſtfertigkeit war ein Kunſtdiktator erſten Ranges, den kein künſtleriſches Bedenken von irgendeinem Auftrag zur größeren Ehre „Jupiters“ abhielt. Der Schüler Vouets trug in ſeinem Haupte die ganze Mythologie und alle Formen der italieniſchen Renaiſſance: er malte und zeichnete, er lieferte Skizzen und Entwürfe für die großen Deckenbilder in den Prunkräumen des Schloſſes zu Verſailles und in der Galerie d'Apollon im Louvre, für Türſchlöſſer und Riegel, und Künſtler wie Warin, Coysevox (1646–1720), Girardon (1622–1715) waren unermüdlich an der Arbeit, um die eigenen und Le Bruns Gedanken in Erz zu gießen. Er ſchildert Ludwig XIV. in allen Verkleidungen: bald iſt der Sonnenkönig Apoll, der mit den Muſen plaudert, bald Phöbus mit goldenen Locken, bald Alexander der Große als Schlachtenmeiſter, oder Cäſar, oder Auguſtus, und keine Tat des Herrſchers erſcheint gering genug, um nicht ſofort in Erz oder Bronze oder Farbe verewigt zu werden. Wenn der König einen Akt der Milde übt, muß eine Denkmünze davon erzählen; wenn er den kunſtgewaltigen Le Brun in Audienz empfängt, erhalten die Schüler der Akademie dieſen Stoff als Preisaufgabe, und kein Menſch findet an dieſer beſtändigen Apotheoſe etwas auszuſetzen. Dieſe monarchiſche Kunſt ſpielt in äußerlichſter Weiſe mit glänzenden Beziehungen und Formen, ohne auch nur den Verſuch zu machen, ſie, nach der Art Poussins, durch eine neue Seele umzugeſtalten. Sie braucht keine Perſönlichkeiten: Coypel, Blanchard, Audran, Honasse, Jouvenet ſind für uns nur Namen. Unermüdlich leiert ſie pomphafte alte Formeln her, und dabei bleibt ſie ihrem innerſten Weſen nach dekorativ, oder, wenn man will, induſtriell: und in der Tat, die Kunſt Ludwigs XIV. hat ihren eigentlichen Sitz in der Manufacture des Gobelins, wo ein Heer von Gießern, Zeichnern, Stechern, Teppich-

15. „Les Bains d'Appollon“ im Parke von Versailles

webern und Kunſtſchreinern unter der Oberleitung Le Bruns, ſeit 1664, bemüht iſt, für den König und ſein Verſailles zu arbeiten. Hier entſtehen die Möbel Boulles[1] (1642–1732), die Rahmen von Caffieri[2], die Spiegel Cuccis, die fein ziſelierten Wandbekleidungen von Coysevox, und der Geſchmack des allſeitigen Direktors iſt ſtark genug, um allen Äußerungen des höchſten Kunſteifers das Gepräge der Einheitlichkeit zu geben, die in Verſailles auch den kühleren Betrachter zeitweiſe gefangen nimmt: denn dieſe pomphafte Kunſt, die nicht erwärmt und ſelbſt in ihren beſten Werken Manier bleibt, iſt und bleibt als dekorative Leiſtung allererſten Ranges.

Wir kennen ihre Mängel freilich allzu genau: was an dieſer pomphaft höfiſchen Kunſt, die aber jetzt noch mit der Macht eines einheitlichen Gedankens wirkt und blendet, zunächſt auffällt, iſt der Mangel an Natur. Nur die Hintergründe Van der Meulens (1644–1690) zeigen, daß es noch eine Naturanſchauung unter dem Banne Le Bruns gab; aber Van der Meulen war kein reiner Franzoſe, ſondern Flame. Dem König ſelbſt war jede Darſtellung der gemeinen Wirklichkeit verhaßt: ſein Widerwille gegen die flämiſchen Schildereien, auf denen das Leben des Volkes dargeſtellt iſt – „ôtez-moi ces magots!“ rief er, als ihm Bilder von Teniers zu Geſicht kamen –, war olympiſcher Art, und die Künſtler hüteten ſich wohl, dieſen Geſchmack zu beleidigen. Die religiöſen Bilder Le Bruns und Mignards (1612–1695), deſſen Stern aufging, als der des Kunſtdiktators dem Verlöſchen nahe war, erſchrecken durch einen Mangel an echtem Gefühl: im Grund iſt dieſe Malerei nur ein Vorwand: – ſie braucht das religiöſe Gewand, um eine pikante Wirkung zu erzielen, indem ſie die Frauen des Hofes in einer modiſchen Frömmlertracht darſtellt. So wird alles allegoriſch, und das ſeelenloſe Spiel mit alten Formen geſtattet jede Deutung und jede Huldigung. Nur zuweilen wahrt die Natur in dieſem oder jenem Künſtler ihre heiligen Rechte: ſo in dem Bleirelief

[1] Boulle war als Ziſeleur, Modellierer, Zeichner und Sammler von Kunſtwerken gleich ausgezeichnet. Seine ſchönſten Möbel, die in unbeſchädigtem Zuſtand ſehr ſelten ſind und heute mit Gold aufgewogen werden, befinden ſich im Schloß zu Windſor und in der Wallace Collection in London. – [2] Von ihm ſind Rahmen, Fackelhalter, Türen und Kamine in Verſailles vorhanden. Vom Jahre 1691 an beſchäftigte ihn der Marineminiſter Seignelay, der Sohn Colberts, als Bildhauer für die Staatsſchiffe. In Marly hatte er alle dekorativen Skulpturen ausgeführt.

„Die badenden Nymphen“ von Girardon oder in der Statue der Herzogin von Bourgogne von Coysevox, in der das Weſen einer heiteren Frau durch die allegoriſche Behandlung mit ſeltſamem Reiz hindurchleuchtet.

Von höchſtem Range als Kulturdokumente aber ſind die Bildniſſe der Zeitgenoſſen von der Hand Rigauds (1659–1734) oder Largillières (1656–1746). Dieſe Bildniſſe ſind nicht um ihrer ſelbſt willen da: wie der König, der nicht als Menſch, ſondern als Verkörperung der Macht dem Beſchauer gegenübertritt, ſpielen alle dieſe Perſonen eine Rolle, und die Umgebung, die Werkzeuge und Symbole ihrer Tätigkeit ſind nicht minder ſprechend als die Bewegung ihrer Hand. Die techniſche Geſchicklichkeit verſteht es, auch den Gewändern, Schnallen, Schuhen die Bedeutung eines Symbols zu geben. Die Haltung iſt alles, und die Seele hat nur inſofern Bedeutung, als ſie in der bewußten Repräſentation zum Ausdruck gelangt. Wer die Bildniſſe des Velasquez, van Dycks und der Hofmaler Ludwigs XIV. miteinander vergleicht, mag zur Erkenntnis kommen, daß er drei Welten vor ſich hat, von denen die letzte von dem Geiſt der Bürgerlichkeit, die ſich auf Leiſtungen ſtützen muß, erfüllt iſt: denn der Adel am Hofe der ſpaniſchen Könige und am Hofe der Stuarts wirkte durch ſein Sein; die Leute Ludwigs XIV. wirken durch das, was ſie vorſtellen, und es iſt kein Zufall, daß ſie dem Beſchauer voll ins Auge blicken.

Auch in der Architektur geht der Hang des Monarchen auf das Einfache und Grandioſe, auf klare Linien und Flächen ohne jedes Beiwerk. Die Phantaſie, die einſt in den reizenden Bauten der franzöſiſchen Renaiſſanceſchlöſſer in der üppigen Touraine frei walten durfte, iſt erloſchen; der Klaſſizismus hat ſie getötet, aber, und dies iſt höchſt bezeichnend, den Sinn für das logiſch Notwendige übriggelaſſen. Dieſe Zeit hat jeden Künſtlerſinn für das Vergangene, für das hiſtoriſch Bedingte, verloren: ſie baut nach feſten Regeln, und dieſe erheben den Anſpruch zeitloſer, ewiger Gültigkeit. Die früher ſo hochberühmte, 176 Meter lange Kolonnade an der Oſtſeite des Louvre, von dem Arzte Claude Perrault (1633–1688), zeigt den Geſchmack der Zeit im ſchönſten Lichte: im Grund iſt ſie nichts anderes als ein pomp-

haftes, aufgeklebtes Schauſtück, das ſich in keiner Weiſe den hiſtoriſchen Bauten Le Vaus anpaßt, ſondern nur auf eine rein dekorative Wirkung ausgeht: der Beſchauer ſoll vor dieſen Säulen an übermenſchliche Bewohner denken, und dabei iſt kein Platz vorhanden, um Fenſter anzulegen, aus denen dieſe Weſen in die bürgerliche Welt herabblicken könnten. Es war ein Glück, daß Ludwig XIV. keinen Sinn für das Louvre beſaß: wenn ſeine Baumeiſter es vollendet hätten, wäre von der Schönheit des alten Baues nicht viel übriggeblieben.

Um gegen das Schloß zu Verſailles nicht ungerecht zu werden, wird man gut tun, an einem goldenen Herbſttag von dem großen Kanal aus gegen den hellen Bau emporzuſteigen. Der Mittelbau mit ſeiner Attika und dem vorherrſchenden Mittelgeſchoß, das die große Galerie birgt, tritt allmählich klar hervor, und wenn die beiden langgeſtreckten Seitenflügel auftauchen, iſt der Eindruck ſchon ſtark genug geworden, daß er das Gefühl machtvoller Einheitlichkeit nicht mehr ſtört, zumal ſich das Gelände rechts und links von der großen Terraſſe ſenkt und ſo die Lage des Schloſſes noch deutlicher hervortreten läßt. Nichts ſtört die mächtige Klarheit der Linien; denn die Götter der Terraſſe, die als Huldigung der Flüſſe auf ſchmalen Unterlagen ruhen, ſchmiegen ſich der breiten Fläche in ſinnvoller Weiſe an. Von der Terraſſe aus verliert ſich der Blick in die duftige Weite der Landſchaft; aber die Anlage des Gartens mit ſeinen Laubgängen, Brunnen, Statuen und Bosketten tritt, zum Vorteil der Geſamtwirkung, nicht klar zutage. Man muß in dieſen Alleen, wo jedes Bildwerk, ob Gott, ob Nymphe, in irgendeiner Beziehung zu dem öffentlichen Kultus des Monarchen ſteht, umherwandeln, um zu merken, daß jeder Laubgang und jede Treppe wieder auf den Mittelpunkt dieſer Welt, auf das Schloß hinleitet: nicht der Ausblick in die Ferne, ſo zauberhaft er an gewiſſen Tagen wirkt, iſt beſtimmend, ſondern der Gedanke an den Herrn, der auch der Natur ſeinen Willen vorſchreibt. Die Natur iſt in dieſer berühmten Schöpfung Lenôtres zwar gezähmt, aber doch noch anmutig genug, um für Augenblicke den Gedanken an ihre wahre Geſtalt zu wecken, und wer die Treppe hinabſteigt

und weitergeht, findet ſich, ohne es zu merken, in der freien Natur, die ohne Zwang in die gezähmte übergeht und ſo den Gedanken nahelegt, daß hier wohl eine äſthetiſche Beſchneidung, aber keine unſchöne Verſtümmelung ſtattfand. Vaſen und Becken, Nymphen und Götter, Seen und Brunnen drängen ſich nicht auf: ſie ſind nur Schmuck dieſer Flächen, Hänge und Gänge, aus denen man jeden Augenblick wieder auf einen Weg gelangt, an deſſen Ende die Prunkwohnung des Roi-soleil an deſſen allmächtige Gegenwart gemahnt. Schloß und Gärten wirken wie ein Symbol des klaſſiſchen Geiſtes, der keine Ausſchweifung duldet, ſondern in der Regelmäßigkeit geometriſcher Linien die Vorbedingung ſeines Schönen findet. Zwiſchen einer Tragödie Racines, einem Garten Lenôtres und einer Nymphe Girardons beſteht ein inniges, ſchickſalmäßiges Verwandtſchaftsverhältnis: in allen lebt und webt der klaſſiſche Geiſt als Geiſt der Ordnung und des Maßes, dem alles Allzuperſönliche verhaßt iſt, weil es ewigen Geſetzen der Kunſt zu widerſprechen ſcheint: denn die Perſönlichkeit iſt vergänglich; aber die Regel beſteht.

Der Glanz des „Style Louis quatorze“ fällt mit dem Glanze der Regierungsjahre des jungen Königs zuſammen. Auch in dem zentraliſierten Frankreich zeigt ſich die Unerbittlichkeit des Geſetzes des Angebots und der Nachfrage: ſolange Colbert lebte und die Finanzen des Königs gut waren, konnte der ſelbſtbewußteste aller Mäzene aus dem vollen ſchöpfen; als infolge ſeiner großmannsſüchtigen Politik Frankreich an den Rand des Abgrundes geriet, nahm der Einfluß des Herrſchers auf die Künſtler ab, und reiche, gebildete Liebhaber, wie der Marquis de Caylus, begannen in Paris zum Heil der franzöſiſchen Malerei ihren Geſchmack durchzuſetzen.

16. Ludwig XIV. als Endymion, umgeben von Nymphen

VIII

WENN die bildende Kunſt, inſoferne ſie das Monumentale erſtrebt, der Mäzene nicht entbehren kann, ſo ſcheint die Dichtung einer größeren Freiheit zu genießen. Zwar ſuchte der König auch als Förderer der Literatur den Glanz des auguſteiſchen Zeitalters zu erneuern: er zog Racine an ſeinen Hof; er beſchützte Molière; er ſchätzte Boileau, und der beſcheidene Bürger Labruyère, der allerdings einem jüngeren Geſchlecht angehört, fand in Verſailles Gönner und Muße, um ſeiner Neigung als ſtiller Beobachter leben zu können; aber der Monarch ſuchte ſeinen Geſchmack nicht aufzudrängen, er nahm das Gebotene dankbar hin, weil es, als reiner Ausdruck ſeiner Zeit, mit ſeinen eigenen verſtändigen Neigungen in Übereinſtimmung ſtand.

Dieſes berühmte Geſchlecht von Dichtern und Schriftſtellern glaubte mit dem ganzen Jahrhundert nicht nur an unerreichte Meiſter, die es in den Schriften der Alten zu beſitzen wähnte; es ſchwur auch auf ewige Geſetze und Regeln in der Kunſt. Der literariſche Geſetzgeber der Zeit, Boileau, genannt Despréaux, hätte vielleicht keine Satiren und keine „Art poétique“ geſchrieben, wenn nicht Horaz ſeine Epiſtel „De arte poetica“ hinterlaſſen hätte. Als Dichter hat uns Deutſchen Boileau, in dem die Franzoſen einen polternden Ehrenmann und klaren Geiſt ſchätzen, noch weniger zu ſagen als Racine oder Corneille; aber es iſt nötig, ihn als Kulturpſychologe zu leſen, um den Geſchmack der Zeit und, vor allem, den des Hofes ganz kennen zu lernen.

Dieſer geſtrenge Kunſtrichter, der in Paris aufgewachſen war, beſaß alles, was ſeine Zeitgenoſſen von einem Dichter verlangten: Verſtand,

Sprachgefühl, Klarheit des Ausdruckes; aber er war jeden Naturſinnes, ja jedes höheren Gefühls in wahrhaft erſchreckendem Maße bar, und wir tun ihm nicht unrecht, wenn wir annehmen, daß er in der Dichtung nur gereimte Proſa oder verſifizierten Eſprit ſah. Aber man merke es wohl: wie alle ſeine großen Zeitgenoſſen war auch er in ſeiner Art ein überzeugter Realiſt, und nicht umſonſt ſchätzte er in Molière den größten Dichter des Jahrhunderts. Auch Boileau verlangte, daß der Dichter die Natur darſtelle, aber, wohlgemerkt, unter der Vorherrſchaft des Verſtandesmäßigen, ſo wie ſie, ſeiner Meinung nach, die Alten dargeſtellt haben. Seine Mahnungen und Lehren ſind ſo klipp und klar wie ein Quellchen, das ſich in zwei ſeichte Bächlein teilt:

„Aimez donc la raison, que toujours vos écrits
Empruntent d'elle seule et leur lustre et leur prix[1] . . .
. . . . . .
Que la nature donc soit votre étude unique!“[2]

Doch dieſe Forderungen, die, in ihrer blaſſen Allgemeinheit, auch ein moderner Naturaliſt vorbringen könnte, erfahren ſofort eine Einſchränkung, aus der hervorgeht, daß wir es bei dieſen Dichtern mit reinen Geſellſchaftsmenſchen oder Akademikern zu tun haben. Die Mahnung: Etudiez la cour et connaissez la ville![3] bedeutet nichts anderes, als daß die beiden Geſchmacksmittelpunkte Frankreichs, der Hof und die Stadt, Verſailles und Paris, zu Richtern über alles Schöne ernannt werden. Der Dichter ſoll alſo nicht ſeinem Ideal gehorchen oder gar das Unliebenswürdige ſchildern; er ſoll gefallen, und damit ſind wir wieder bei der feinen Geſellſchaft angelangt, deren hochgebildete Mitglieder ſagen dürfen: Erlaubt iſt, was gefällt!

Da Boileau, wie alle ſeine Zeitgenoſſen, jedes hiſtoriſchen Sinnes bar war, ſah er in den Alten nur das, was ſeinem nüchternen Geſchmacke zuſagte: das Allgemeinmenſchliche, das Lehrhafte, das Abſtrakte, das Rhetoriſche. Viele ſeiner Verſe ſind in Frankreich ſprichwörtlich geworden. Wie urfranzöſiſch mutet ſein Satz an: Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable![4] Die Behauptung, daß nur das

[1] L'art poétique, I, v. 37, 38. — [2] Ebenda, III, v. 361. — [3] Ebenda III, v. 393. — [4] Epître IX, v. 43.

Wahre liebenswürdig oder gefällig ſei, mag ſonderbar ſcheinen; doch die Wahrheit, wie ſie das Leben bietet, iſt nicht immer die Wahrheit, wie ſie Boileau verſteht: denn das Leben bietet ſeltſame Fälle und Zuſtände, mit denen der Dichter, ſeiner Überzeugung nach, nichts anfangen darf, weil ſie die Durchſchnittswahrheit, die Regel des Geſchehens verletzen. Der Äſthetiker erklärt daher weiter:

„Jamais au spectateur n'offrez rien d'incroyable:
Le vrai peut quelquefois ne pas être vraisemblable."[1]

Oder mit anderen Worten: die Kunſt hat es mit dem Wahrſcheinlichen, mit dem Typiſchen, mit dem Regelmäßigen zu tun; nur das Allgemeinmenſchliche iſt wert, daß man es ſchildere; nicht das Individuum mit ſeinen Schrullen und Eigenheiten, ſeinen Launen und Schwächen, ſeinen Trieben und Einſichten hat ein Recht auf Darſtellung, ſondern der Menſch im allgemeinen, das Typiſche. Um Dichter nach dem Herzen Boileaus zu ſein, muß man zwar auch, wie Horaz bemerkt, als Poet auf die Welt kommen – poeta nascitur, non fit; aber die Himmelstochter Phantaſie hat in dieſer höfiſchen Welt nichts mit der Bildung des Dichters zu tun; ſie ſtört nur ſeine Kreiſe, wo der Verſtand, in dem man den Feind aller Unmittelbarkeiten ſehen darf, allmächtig herrſcht und den Tyrannen ſpielt. Man mag in dem Schulmeiſter Boileau das Muſterbild des unhiſtoriſchen Menſchen ſehen, dem ſelbſt die eigene Vergangenheit, wie die Meiſter des ſechzehnten Jahrhunderts, Montaigne und Rabelais, ihr freieres Weſen nicht erſchloſſen: denn der Kern dieſer Kunſtlehre, die durch klare, kräftige Kernſprüche zu wirken ſucht, iſt der Haß jeder Originalität, weil dieſe der Vernunft und Deutlichkeit zu widerſprechen ſchien. In die Gärten zu Verſailles haben keine wirklichen Bacchantenzüge Zutritt, und Apoll muß eine Perücke aufſtülpen, um als Gott der Muſen Duldung zu finden.

Boileau war eng mit Racine und Molière befreundet, über deren Werke außerhalb Frankreichs in verſchiedenſter Weiſe geurteilt wird. Racine gilt in den Augen der Franzoſen, mit dem abſeitsſtehenden Zigeuner Lafontaine, in dem die Weltanſchauung kleiner Leute bezaubernden

[1] Art poétique, III, v. 47, 48.

Ausdruck gewinnt, als der vollendetſte Verskünſtler und Dichter der Zeit, und die Zeitgenoſſen rühmten außerdem den durchgebildeten Menſchen und Hofmann, der ganz im Weſen des Tages aufging und die beiden Richtungen des damaligen Daſeins, zufriedene Weltlichkeit und chriſtliche Kultur, in harmoniſchſter Weiſe vertrat. Obwohl er, als angehender junger Dichter, jedem Hauch der Welt zugänglich war und das Leben mit freien Sinnen genoß, verleugnete er in ſeiner Weltanſchauung niemals die Erziehung, die er bei den Janſeniſten erhalten hatte; und als er ſich, aus unbekannten Gründen, von dem literariſchen Treiben zurückzog, bekam dieſer religiöſe Untergrund ſeines Weſens ſofort die Oberhand: er heiratete, um ſeine Sünden abzubüßen, eine beſchränkte, häßliche Bürgerin, mit der er ſieben Kinder zeugte und als zärtlichſter Vater erzog. Dem König, der Naturen ſolchen Schlages liebte und den Dramatiker zu ſeinem Vorleſer und Hofhiſtoriographen, mit freier Wohnung im Schloſſe, ernannt hatte, war er mit ſolcher Ehrfurcht ergeben, daß die Legende entſtehen konnte, er ſei an gebrochenem Herzen geſtorben, weil „Jupiter“ eines Tages die Blicke von ihm wandte. Neuerdings wird vielfach beſtritten, daß Racine in eigentliche Ungnade gefallen ſei, obwohl ſeine Schrift über das Elend des Volkes nicht das Wohlgefallen des Königs gefunden habe; er ſtarb in der Tat an einem Leberleiden, aber tief unglücklich darüber, daß der geliebte Herrſcher ihn nicht mehr mit der gleichen Huld beglückte wie in den ſchönen Tagen, da er ihn, wenn er nicht ſchlafen konnte, wecken ließ, um ſich aus den Biographien Plutarchs vorleſen zu laſſen. –

Auch Racine ſteht bei den Deutſchen in geringem Anſehen, und wer von Goethe oder gar von Shakeſpeare zu ihm kommt und noch das Auge voll dionyſiſcher oder apolliniſcher Geſichte hat, wird gut tun, zunächſt als Kulturpſychologe an ſeine Werke heranzutreten, um nicht ungerecht zu werden. Racine machte keinen Verſuch, den einfachen Rahmen der klaſſiſchen Tragödie, wie ihn der kluge Advokat Corneille geſchaffen hatte, zu ſprengen; er begnügte ſich, ihn mit einem andern Gehalt zu erfüllen: aus den Willensmenſchen Corneilles, denen der Ehrenpunkt oder ein ſelbſtgeſchaffenes Ideal ihre geraden Wege weiſt,

17. Jean Baptiste Poquelin, genannt Molière

werden bei ihm die Menſchen einer einzigen Leidenſchaft, und meiſt ſind es verliebte Frauen, deren ungezügeltes Begehren das Schickſal entfeſſelt. Frauen pflegen nicht mit oder an den Idealen der Männer zu leiden, und Racines Heldinnen ſind wirkliche Frauen, das will ſagen: wirkliche Franzöſinnen, und zwar in viel höherem Maße, als etwa Shakeſpeares Frauen Engländerinnen ſind. Man hat unzählige Male behauptet, ſeine Figuren, die ſich mit erleſener Höflichkeit ausdrücken und, ſelbſt im Wüten feſſelloſer Leidenſchaft, kein derbes Wort wagen, ſeien nur mehr oder minder verklärte Abbilder der Hofgeſellſchaft, und ſeine Griechen und Römer glichen den Alten ungefähr ſo, wie der Sonnenkönig Alexander dem Großen glich. Aber der Freund Boileaus konnte ſich darauf berufen, daß es ihm nur darauf ankomme, die Leidenſchaften ſo zu ſchildern, wie ſie in allen Menſchen, Alten und Modernen, gleich ſeien: denn die Liebe, ſo lautet dieſe Mär, mache alle gleich, und nur die Äußerung, nicht das Weſen der Leidenſchaft ſei in den Menſchen, je nach ihrem Rang, verſchieden. Die allzuviel erörterten drei Einheiten der Zeit, des Ortes und der Handlung bereiteten dem Dichter, den der Inſtinkt leitete, keine Sorge: die Ausbrüche der Leidenſchaften ſind, ihrer Natur nach, heftig, aber von kurzer Dauer, und wer nur eine Kataſtrophe darſtellen will, hat weniger Zeit nötig als der Tragiker, deſſen Menſchen Willensmenſchen oder Triebmenſchen ſind und eines langen Zeitraumes bedürfen, um ihr Weſen nach allen Seiten hin zu entfalten und dadurch ihr irdiſches Schickſal zu vollenden. Racine aber nimmt den Menſchen in dem Augenblick, wo ihn der Fittich ſeines Schickſals rührt, weil ſein Begehren reif geworden iſt und zur Entladung drängt. Dabei iſt die Racineſche „tragédie“ – ich gebrauche mit Abſicht die franzöſiſche Bezeichnung – ihrem Weſen nach von höchſter Einfachheit: die Handlung iſt wenig verwickelt und der Sprachſchatz des Dichters gering, ja ärmlich: er hat nur fünfzehnhundert Worte nötig, um ſeine ganze Gefühlswelt zu durchmeſſen, während Shakeſpeare das Zehnfache braucht, um die dionyſiſche Fülle des brandenden Lebens im Geiſt und in der Leidenſchaft auf die Bühne zu bringen. Der glatte Stil dieſer durchſichtigen Stücke glänzt nicht durch eindringliche Rede-

wendungen oder Shakeſpeareſche Ausbrüche, die in den Abgrund der Welt hinabflammen; er fließt im ruhigen Gleichmaß des Alexandriners dahin, und nur ein Franzoſe darf behaupten, daß er nicht zuweilen langweilig iſt oder die Proſa ſtreift. Aber ein feineres Ohr erfreut ſich doch auch an der zarten Melodie, die in ganzen Teilen waltet und den Dichter Racine weit über den nüchternen Sentenzenpräger Corneille hinaushebt.

Racines Frauen ſind inſofern echte Franzöſinnen, als ihre Gefühle in voller Helle des Bewußtſeins dahinfluten: ſie kennen ſich, wie große Damen ſich kennen müſſen, um im böſen Spiel der Welt ihr Selbſt, ihre Würde, ihr Glück zu erhalten; und ihre Fähigkeit, ihr Inneres in ſchön geſteigerter Rede zu enthüllen, gehört zur Anmut klarer Naturen, deren Weſen allerdings mit der Gewalt der Leidenſchaft in Widerſpruch zu ſtehen ſcheint. Wir ſprechen von Unnatur, während ein romaniſiertes Volk in dieſer glatten und zuweilen wohl auch langatmigen Rhetorik die feinſten Genüſſe und höchſte Poeſie findet. Wer darauf ausgeht, in den Werken eines Dichters die Spiegelung der Zeit und ihrer Launen zu ſuchen, mag Racine intereſſanter finden als den nationalſten Dichter Frankreichs: Molière. Die Geſchmackswandlung, die mit der Thronbeſteigung Ludwigs XIV. vor ſich ging, ſpiegelt ſich nämlich am reinſten in den Jugendwerken des geſchmeidigſten aller höfiſchen Poeten: was ſollte das junge Geſchlecht mit den ſteifen Übermenſchen Corneilles anfangen, an einem Hofe, wo die Montespan herrſchte und verführeriſche Edelfrauen in der Liebe des Herrſchers die Quelle allen Glücks für ſich und ihre Sippen ſahen? Man ſehe ſich nur die Helden des Dichters an: ſie ſind paſſiv oder, wie auch die Nebenfiguren, reine Nullen; denn ſie ſtehen, als Prinzen und Fürſten, ſo hoch, daß ſie, wie der Sonnenkönig, jeder Werbung enthoben ſind und es den Frauen überlaſſen dürfen, um die göttliche Gunſt des Herrn mit den trunkenen Sinnen beglückter Irdiſcher zu buhlen. Racine iſt ein hochbegabter Frauengeſtalter, und wenn auch manche ſeiner Geſtalten nur wie leichte Umriſſe anmuten, ſo haben ſie doch alle ein ganz beſtimmtes perſönliches Gepräge. Das Weib, das ewig begehrliche, offenbart ſein Weſen durch die Art, wie es liebt. Die Zeitgenoſſen,

die ſich nicht an die feine Sprache des Dichters, ſondern an ſeine Stoffe hielten, fanden Racine brutal; aber ſchon die Wahl dieſer Stoffe, die ja nicht immer reine Tragödienſtoffe in unſerm Sinne ſind, zeigt, daß er ein echter Vertreter des „großen Jahrhunderts“ iſt: ſie laſſen ſich ohne weiteres ins Bürgerliche überſetzen, und dieſe Verſtändigkeit der Probleme mochte nicht wenig dazu beigetragen haben, den Beifall Boileaus und des Königs zu erhalten: der „bon sens“ Ludwigs XIV. hatte, wie man immer wieder betonen muß, etwas durchaus Bürgerliches an ſich. Und noch eine Tatſache bleibt feſtzuſtellen: mit Racine beginnt die anerkannte Herrſchaft der Frau in der franzöſiſchen Literatur. –

Die Tragödien Racines bieten die Verklärung der vornehmen Hofgeſellſchaften, und man kann ſie nur richtig würdigen, wenn man die feinſten Bekenntniſſe dieſer Welt, die Briefe der Madame de Sévigné oder die Erinnerungen der Frau von Caylus, der ſchönen Nichte der Marquiſe de Maintenon, zum Vergleich heranzieht. Ich möchte jedoch bemerken, daß die geſchichtliche Wirklichkeit für uns reizender iſt als ihre Spiegelung in der Dichtung: denn dieſe hochgebildeten Frauen, denen ſich die große Hetäre des Jahrhunderts, Ninon de l'Enclos, zugeſellt, führen uns auf einen Boden, wo wir die Freiheit und Bedingtheit alles Lebens als unerſchöpfliches Schauſpiel und als Schickſal einer Volksſeele empfinden.

Doch auch die Stadt Paris, la ville, hatte ihren Dichter, deſſen Lachen noch nationaler, noch franzöſiſcher anmutet als die feine Rhetorik des Tragikers: ich meine Molière. Da deſſen Stücke auch bei uns noch geſpielt werden, möchte ich nur deſſen Weltanſchauung kurz ſtreifen. Auch Molière ſteckt tief in ſeiner Zeit; auch Molière ſucht vor allem das Typiſche zu geben; auch Molière iſt Naturaliſt im Sinne Boileaus, und das Wort „raison“ ſpielt in ſeinen Stücken keine geringere Rolle als in den Büchern ſeiner Zeitgenoſſen. Aber als Dichter und Vertreter einer beſtimmten Weltanſchauung gehört er, trotz der Hofgunſt, deren er ſich erfreuen durfte, nicht zum Hofe, ſondern zum Bürgertum; ja, der Komiker iſt in gewiſſem Sinne der erſte große Bourgeois der Weltliteratur. Sein Naturalismus zeigt nicht die mindeſte Spur von

Chriſtentum, deſſen Einfluß man ſehr wohl in der „Phädra“ Racines finden mag: es iſt der geſunde, gemäßigte Naturalismus einer verſtändigen, nüchternen Raſſe, deren Verſtand die Verhältniſſe des Lebens mit raſchem Blick durchſchaut und aus der Quelle aller Vergangenheiten die Luſt an leichtem, perlendem Gelächter ſchöpft. Sein Vers: „Et ce n'est pas ainsi que parle la nature!“ iſt nicht der Ausfluß einer beſtimmten Lage in einem Drama, ſondern das Bekenntnis eines Dichters und der Aufſchrei eines Herzens, das an der Geſellſchaft leidet und alle Lächerlichkeiten eines verkünſtelten Daſeins als Hohn auf ein edles, reines Gefühl empfindet. Das Chriſtentum muß, wenn es ehrlich iſt, in der Natur eine feindliche Macht ſehen; aber für Molière iſt die Natur da, wo ſie im geſellſchaftlichen Leben ihre Stirne erhebt, einfach ehrwürdig. Dieſe Naturauffaſſung wird von dem Verſtand beſtätigt; ja, dieſer geſunde Menſchenverſtand, der vielgerühmte „bon sens naturel“ iſt noch mehr: nämlich der Leiter und Grenzſteinſetzer alles Natürlichen, in deſſen Schranken ein klar erfaßtes Leben möglich und erſtrebenswert iſt. Im einzelnen iſt dieſe Moral eines Komikers von alltäglicher Nüchternheit: die Jugend gehört der Jugend und nicht dem Gelde; alle Laſter ſind verdammenswert, weil ſie das ſoziale Leben ſchädigen; der Inſtinkt, den der Verſtand überwacht, iſt eine große Sache: ſolche Sätze, auf die ſich dieſe Weltanſchauung eines Lachenden zurückführen läßt, haben nichts metaphyſiſch Verſtiegenes an ſich, und man wird gut tun, ſie als Erfahrungen eines alternden Volkes zu nehmen, das unter ihrer Herrſchaft groß geworden iſt und mit ihnen leben muß, weil keine Gemeinſchaft über ihren Schatten ſpringen kann, ſo gern ſie es auch zuweilen möchte. Es ſteckt ein gut Stück geſundes Heidentum in den Komödien und Poſſen des Luſtſpieldichters: während in den Schriften ſeiner Zeitgenoſſen die chriſtliche Selbſtzucht am Werke iſt, um den Menſchen auf einem Mittelweg gewaltſam feſtzuhalten, läßt das Werk Molières nichts davon ahnen: es iſt, wie die Komödie der Römer, voll nüchterner Weltlichkeit.[1] Er verſetzt das Idealbild des „honnête homme“ in die bürgerliche Welt, und auch

[1] Die verklärte Poetik dieſer ganzen Kulturwelt, ob ſie nun ariſtokratiſch denkt oder bürgerlich empfindet, iſt in ein paar Verſen Joſeph Chéniers verdichtet, die zur Revolutionszeit entſtanden ſind:

ſeine Auffaſſung der Ehe iſt rein bürgerlich und heute noch, allen Romantikern zum Trotze, in Frankreich vorherrſchend. Im übrigen möchte ich mit dieſen Ausführungen über die Weltanſchauung des Komikers nichts über ſeine Bedeutung als großer Luſtſpieldichter geſagt haben: die Frage, ob er den höchſten Rang, den ihm ſeine Landsleute anweiſen, wirklich verdient, iſt noch nicht für eine Löſung reif geworden, und es fehlt auch nicht an Leuten, denen ſein nüchterner Stil, der ſchlechte Bau ſeiner Stücke, ſeine Trockenheit, ſeine Poeſieloſigkeit, ſeine Derbheiten in jeder Weiſe gegen den Geſchmack gehen. Doch die Forderungen einer ſpäteren Zeit, der das Weſen der Poeſie an großen Werken und Naturen klar geworden iſt, ſind nicht die Forderungen verſchollener Tage, und wir wüßten nicht, was der Hof Ludwigs XIV. als lächerlich empfand, wenn wir nicht die Poſſen und Komödien des großen franzöſiſchen Nationaldichters beſäßen.

„C'est le bon sens, la raison qui fait tout,
Vertu, génie, esprit, talent et goût.
Qu'est-ce vertu? raison mise en pratique:
Talent? raison produite avec éclat;
Esprit? raison qui finement s'exprime;
Le goût n'est rien qu'un bon sens délicat,
Et le génie est la raison sublime."

Sainte-Beuve, der dieſe Verſe in ſeinem berühmten Aufſatz „Qu'est-ce qu'un classique?" (Causeries du Lundi, III, p. 31 f.) anführt, beſaß ein zu feines Ohr, um nicht die Quinteſſenz des franzöſiſchen Nationalgeſchmacks darin zu genießen. Dieſe Anſchauungen abgeklärteſten Franzoſentums ſind allem, was wir Germanen in der Kunſt und im Schrifttum ſuchen, in jeder Hinſicht entgegengeſetzt.

IX

JEDE Geſellſchaft, die mit Bewußtſein lebt, erzeugt allmählich einen Typus, in dem ſie ſich ſelbſt erkennt und genießt: er iſt nicht nur ihre Hoffnung, ſondern auch ihre Rechtfertigung, und nicht allzu ſelten befriedigt er ihren ganzen Schönheitsſinn. So bildete ſich in der franzöſiſchen Geſellſchaft des ſiebzehnten Jahrhunderts allmählich der Typus des „honnête homme“ aus. Es wäre verfehlt, das Wort mit „Biedermann“, das nach kleinen Verhältniſſen ſchmeckt, oder, im moraliſierenden Sinne, mit „rechtſchaffener Mann“ zu überſetzen: der „honnête homme“ iſt ein Geſellſchaftsbegriff, wobei man allerdings zunächſt nicht an die Rangunterſchiede einer ſtreng gegliederten Geſellſchaft denken darf, die auf ihre Vorrechte pocht und in ihrer Sonderſtellung die ſicherſte Quelle ihres Daſeins hütet. Der „honnête homme“ iſt die feinſte Blüte einer reif gewordenen geſelligen Welt, die ſich ſelbſt leben ſieht und, als Veranſtalter eines Schauſpiels, nur ihre beſten Seiten zu zeigen ſucht. Er gedeiht weniger am Hofe als in den Salons, wo die Frauen jeden Gaſt zwingen, die Sprache allgemeiner Bildung zu ſprechen: denn hier iſt die Sprache dem Menſchen gegeben, um ſeine Gedanken mit ſchönen Hüllen zu umgeben oder, wenn ein Gegner erſcheint, mit Anmut oder Liſt zu verbergen. Der Salon iſt ein neutraler Boden, wo ſich Edelleute und Bürgerliche zuſammenfinden, um der Stunde jenen Reiz zu geben, der aus der regen Berührung gebildeter Geiſter entſpringt. Der „honnête homme“ lebt in ſicheren Schranken: auf der einen Seite iſt es die Kirche, die ihm einen ſicheren Hort verheißt, und auf der anderen ſieht er ſich, als Royaliſt, in ein Staatsweſen hineingeboren, deſſen Einrichtungen ihre ewige

Dauer in ſich zu tragen ſcheinen. Nur ſelten huldigt er der Freigeiſterei; die libertins, die Freigeiſter, mögen zwar „honnêtes gens“ ſein; allein ſie fallen auf, wenn ſie auf eigene Gefahr ihr Glück ſuchen, mag dieſes nun in einer Weinſtube mit Männern oder im Schlafzimmer einer galanten Dame wie der Ninon de l'Enclos lachen, und es gehört eben zum Weſen des „honnête homme“, nie und nirgends aufzufallen. Dieſer iſt vor allem Chriſt: er gibt dem König, was des Königs iſt, und findet ſich mit der Kirche ab, indem er die Offenbarung anerkennt und im übrigen ſeinem Verſtand geſtattet, die Dinge dieſer Welt mit dem ſkeptiſchen Blick erfahrener Weltleute zu richten. Er iſt Anhänger des Descartes, wenn er nicht, wie der geiſtreichſte Freund der Ninon de l'Enclos, Saint-Evremond, die Lebensanſchauung Epikurs mit Geiſt erneut; und dieſe Stellung geſtattet ihm ohne weiteres, ſich, ohne das Gefühl des Zwangs, in den Schranken einer beſtimmten Geſellſchaft mit Leichtigkeit und Anmut zu bewegen. Sie zwingt ihn ferner, ſich mit den Frauen, die ihr Weſen laut genug zur Geltung bringen, abzufinden und ſo jene Sicherheit vollendeten Benehmens zu erwerben, die nur unter dem Drucke beſtimmter Gebräuche und Geſetze gedeiht. Dazu gehört vor allem, daß er ſeines geiſtigen Beſitzes, ſeiner Bildung ſicher ſei: das Mittel, um dieſe zu offenbaren, iſt ein Jahrhundert bewußter ſprachlicher Zucht und bewußteſten Ringens um alle Möglichkeiten reinen, klaren, kräftigen Ausdrucks: von Malherbe und Balzac an ſehen wir dieſes Mühen um einen Stil, der den logiſchen Bedürfniſſen genüge und die Entfaltung der Energie oder auch des Prunks geſtatte, ohne die das rhetoriſche Weſen der Franzoſen nun einmal keine rechte Freude am Denken hat. Am Hofe, wo ein Kompliment zur Quelle höchſter Gunſt und aller Vorteile eines glänzenden Lebens werden kann, iſt die Form noch wichtiger als das Gefühl, das man, um dem Fürſten zu gefallen, zur Schau trägt. Die Form iſt alles: ſie gibt dem Geſellſchaftsmenſchen Halt, und ſie zwingt den Denker, nach der höchſten Richtigkeit und Klarheit zu ſtreben. Ob dem Gefühl, dem flutenden, Gewalt angetan wird, iſt gleichgültig: wer in der klaſſiſchen Zucht ſteht, darf ſich keine Abſchweifung geſtatten; nicht die Tiefe, ſondern die Klarheit wird zum Ideal eines ganzen Ge-

ſchlechts, das ſich im Dienſte eines Raſſenideals müht und der Formel „Ce qui n'est pas clair, n'est pas français“ aus voller Überzeugung Beifall ſpendet. Wenn man die anmutig ſchweifende Sprache Montaignes mit der klaſſiſchen Proſa des ſiebzehnten Jahrhunderts vergleicht, gewahrt man auf den erſten Blick hin eine große Verarmung; aber man bemerkt auch ſofort, wie die klare, ſcharf geprägte Form jeden Gedanken hebt und eindringlich macht. Doch in einer Welt, wo alles auf eine geheimnisvolle Polarität hin angelegt ſcheint, muß jeder Vorzug mit einem Nachteil bezahlt werden: wo der Verſtand vorherrſcht, kommen in der Regel Phantaſie und Gefühl zu kurz, und reine Verſtandesmenſchen ſind daher nur ſelten fähig, die große Kunſt zu würdigen.

Der „honnête homme“ iſt der Maß gewordene Vertreter der allmächtigen Verſtandeskultur, die alles, auch die Künſte, in ihren Bereich zieht und keinen Zweifel an ihrer eigenen Vollkommenheit kennt, weil alles, was im hellen Lichte des Bewußtſeins liegt, ſeine Rechtfertigung in ſich ſelbſt zu tragen ſcheint. Was aber geſchieht, wenn er mit den Augen eines Pſychologen geboren wird und das Bedürfnis empfindet, ſeine Erfahrungen in klaren Sätzen niederzulegen? Wenn ein bedeutender Menſch, den kein künſtleriſcher Drang quält oder beſeligt, in dem aber vielleicht ein Tatmenſch ſchlummert, vom Schickſal gezwungen wird, als reiner Zuſchauer im Leben zu ſtehen, wird er in den meiſten Fällen zum Beobachter. Da aber alles Erlebte den Drang erweckt, es zu verewigen, ſo entſtehen jene beſonderen Spiegelungen des Lebens, die als Denkwürdigkeiten oder als Briefe zu den ſchätzenswerteſten Äußerungen einer Epoche gehören. Oder auch das Erlebte findet ſeinen Niederſchlag in Sprüchen oder Maximen, die wie ein Kriſtall in dem Dunkel der Seele zuſammenſchießen und für den einzelnen den unſchätzbaren Wert beſitzen, alles Erlebte in einer Form feſtzuhalten, in der die Erfahrung in reinſter, gedrängteſter Geſtalt wirkt und das Ewige aus dem Zeitlichen emporhebt. Der Weltmenſch muß ſeine Erfahrungen ſammeln, wenn er ſich ſelbſt genießen will, und in einer Geſellſchaft, wo die Phantaſie nicht frei ſchweifen darf, verbürgt ihm dieſe Tätigkeit nicht nur die Achtung der Gleich-

18. François VI., Prince de Marsillac, Herzog von La Rochefoucauld

geſinnten, ſondern auch jene geiſtige Überlegenheit, ohne die es auf die Dauer keine Geſelligkeit gibt.

Wie aber ſehen die Beobachter der klaſſiſchen Zeit aus, deren Augen auch dann auf den Hof gerichtet waren, wenn ſie in der Stille der Verbannung oder im Lärm der Stadt lebten? Da iſt zunächſt der Herzog von La Rochefoucauld, von dem noch ſein Schüler und Verehrer Nietzſche ſagen durfte, daß ſein Büchlein „Maximes“ über dem Wandel des nationalen Geſchmacks ſtehe, ja, daß man mit ihm und einigen anderen Franzoſen dem Altertum näher ſei, als bei irgendwelcher Gruppe von Autoren anderer Völker. Ich weiß ſehr wohl, daß der Herzog als Frondeur bei dem König nicht in ſonderlicher Gunſt ſtand und durch ſeine Gabe der Beobachtung alle Höflinge überragte; aber man kennt eine Zeit nur, wenn man die höchſten und die tiefſten, die edelſten und die gemeinſten Äußerungen ihrer Vertreter in Betracht zieht.

Franz VI., Herzog von La Rochefoucauld, Fürſt von Marsillac (geb. 15. September 1613 in Paris), gehörte durch ſeine Abſtammung einem der älteſten Adelsgeſchlechter Frankreichs an, das, als Seitenzweig der Lusignans, ſeine Abſtammung auf die Fee Meluſine zurückleitete, deren Bild die Herzöge als Helmzier im Wappen führten. Als er im Alter von ſechzehn Jahren am Hofe Ludwigs XIII. erſchien, erregte er durch ſeine Schönheit, ſeinen Geiſt und ſein glänzendes Weſen die allgemeine Aufmerkſamkeit. Als Gegner des Kardinals Richelieu faßte er, um 1635, wie ein Romanheld den Plan, die Königin Anna nach Brüſſel zu entführen, um von da aus Einfluß auf die Politik des Königs zu gewinnen.[1]

Die Umſtände verhinderten die Ausführung dieſer ausſchweifenden Pläne; aber ſelbſt ſeine Verheiratung – er hatte ſich 1638 mit Andrée de Vivonne vermählt – hinderte ihn nicht, ſich 1639 an der Verſchwörung zu beteiligen, die Madame de Chevreuse gegen den Kardinal Richelieu angezettelt hatte: er wurde daraufhin auf acht Tage in die Baſtille geſteckt und dann auf drei Jahre, 1639 bis 1642, auf ſeine Güter nach Verteuil verbannt. Im Jahre 1648 ſchloß er ſich den

[1] Mémoires du Duc de La Rochefoucauld (Collection Petitot), IIe série, t. 51, p. 353.

Häuptern der Fronde gegen den Hof und gegen Mazarin an, ohne es indeſſen zu dauernden Erfolgen zu bringen. Der Kardinal de Retz, der Gelegenheit hatte, den geiſtvollen Weltmann im Getriebe der Parteien zu beobachten, bemerkte etwas Eigentümliches, „un je ne sais quoi“[1], an dem Weſen des vornehmen Parteiführers, das nicht recht zu dieſer Rolle zu paſſen ſchien: der gewalttätige Intrigant ahnte nicht, daß in La Rochefoucauld ein Beobachter ſteckte, dem es nicht gegeben war, die Forderungen des Tages und der Stunde mit der Gelaſſenheit eines Tatmenſchen zu erfüllen. Solche Männer erwecken, ihrer Zwieſpältigkeit wegen, den Eindruck des Unſicheren: wer als Mann der Tat wirken will, darf nicht mit zwieſpältigen Hintergedanken leben, ſondern muß fähig ſein, im Augenblick, der alles iſt, aufzugehen. Im Jahre 1652 wurde der künftige Aphorismenſchreiber in dem Kampfe vor der Porte St. Antoine verwundet; er verlor für eine Zeitlang ſeine Sehkraft und zog ſich nun mit erſchütterter Geſundheit in das Privatleben zurück, wo er ſeine Denkwürdigkeiten niederſchrieb und 1665 die erſte Auflage ſeiner „Maximes“ herausgab, an denen er auch ſpäter noch unermüdlich herumfeilte, um ihnen die reinſte, klarſte, überzeugendſte Form zu geben. Er ſtarb am 17. März 1680.

Wer einen oberflächlichen Blick auf das Leben La Rochefoucaulds wirft, mag leicht zu der Meinung kommen, der Herzog gehöre zu den problematiſchen Naturen, die keiner Lage gewachſen ſind und auch da noch ein Gefühl des Unbehagens erwecken, wo ſie ihr Beſtes geben. Und in der Tat, eine innere Zwieſpältigkeit trieb ihn in den Kampf gegen das Königtum, obwohl es ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß der Adel einen unfruchtbaren Kampf unternahm, als er verſuchte, die Einheitsbeſtrebungen des franzöſiſchen Volkes und ſeiner Könige zu kreuzen. Dem Phantaſiemenſchen zeigte ſich zudem überall die Kehrſeite der Dinge, und ſo kam in ſein Tun und Laſſen eine Unentſchloſſenheit, die ſelbſt ſeine vertrauteſten Freunde ſtutzig machte, zumal der Beobachter ſeinem eingeborenen Drang gehorchen und alles, was um ihn her geſchah, mit klaren Augen richten mußte.

[1] Mémoires du Cardinal de Retz, II[e] partie, ch. VIII.

Dieſe eigentümliche Zwieſpältigkeit ſeines Weſens zeigte ſich auch in ſeiner auffallenden Beurteilung des Mitleids: er hielt nicht viel davon, ja, er verachtete die Übung dieſer Tugend, – c'est une passion qui n'est bonne à rien au dedans d'une âme bien faite[1] –; aber dabei war er der zärtlichſte, weichſte Menſch, dem jedes Unrecht zu Herzen ging, und ſeine Bekannten wurden nicht müde, das gütige Weſen des enttäuſchten Weltmannes zu preiſen. Wille und Intellekt ſtanden in dem hochgemuten Grandſeigneur nicht in harmoniſchem Verhältnis zueinander, und dies mag die Urſache ſein, warum es der hochbegabte Weltmann zu keinem Erfolg am Hof und in der Welt bringen konnte.

Doch was dem Parteiführer ſchadete, gereichte dem Beobachter, der in aufnahmefähigſter Jugend tief in das Getriebe der Parteileidenſchaften geblickt hatte, zum Vorteil: er brauchte nur ſeine Erfahrungen zu verdichten, um ſofort als Stimme ſeiner Zeit am Hofe und in der Stadt, à la cour et à la ville, gehört zu werden.[2] Die Weltanſchauung La Rochefoucaulds iſt, wie alle Weltanſchauungen, die es mit dem Menſchen als einem böſen Geſellſchaftstier zu tun haben, ein perſönliches Bekenntnis: die bitteren Aphorismen ergänzen ſeine „Denkwürdigkeiten", in denen ein durchaus ſubjektiver Menſch zu Worte kommt. Der Baum der Weisheit aber iſt, nach dem Wort des Dichters, nicht der Baum des Lebens, und die Philoſophie des enttäuſchten Weltmanns ſchmeckt bitter wie der Bodenſatz des Lebens ſelbſt. Im Grunde lebt in dieſem unſterblichen Büchlein nur ein einziger Gedanke: die Ichſucht (amour-propre) iſt die Quelle alles Tuns und Meinens. La Rochefoucauld gehört, wie Schopenhauer, zu jenen Peſſimiſten, denen aus der Betrachtung dieſes Lebens die einzige reine

[1] Portrait du Duc de la Rochefoucauld, fait par lui-même. (Dieſes Porträt, das den „Mémoires" voranſteht, iſt ein pſychologiſches Dokument erſten Ranges.) – [2] Das ganze ſiebzehnte Jahrhundert iſt in Frankreich moraliſtiſch geſtimmt. Ich führe aus der ganzen ungeheuren Literatur nur einige der Hauptwerke an. Nicolas Coëffetau: Tableau des passions humaines, de leurs causes et de leurs effets. 1615–1624. – Cureau de la Chambre: Caractères des passions. 1640–1662. 5 vols. – L'art de connaître les hommes. 1659–1667. – Jean-François Senault: Usages des passions. 1641. – Le Moyne: Peintures morales. 1643. – Am wenigſten geleſen wurde das wichtigſte Werk dieſer Gattung, der „Traité des passions" von Descartes. Im Jahre 1678 ließ die Freundin La Rochefoucaulds, Madame de Sablé, ein Büchlein „Maximes" erſcheinen. Auch der geiſtvolle Chevalier de Méré gab 1692 ſeine moraliſtiſchen „Conversations et Maximes" heraus.

Freude fließt. Er iſt nicht entrüſtet, weil die Entrüſtung dem „honnête homme“ nicht anſteht; er zieht nur ſeine Schlußfolgerung: was liegt dem großen Herrn daran, daß ſie vielleicht einen frommen Wahn zerſtört? Der Beweggrund aller menſchlichen Handlungen iſt alſo der perſönliche Nutzen: „Alles Edle (La Rochefoucauld ſagt, in der Sprache der Zeit: les vertus, die Tugend) verliert ſich im Intereſſe, wie die Ströme ſich im Meere verlieren. Die Laſter haben den gleichen Anteil bei der Entſtehung der Tugenden, wie die Gifte bei der Miſchung einer Arzenei.“

Wer mit einem ſolchen Grundſatz daran geht, die Fülle des Lebens zu richten, wird überall nur den bitteren Bodenſatz gewahren, den die Leidenſchaften zurücklaſſen; aber ein ſolcher Grundſatz erſetzt eine Methode zur Bewältigung des Lebens, weil er keine Ausnahme zuläßt. Sehen wir uns doch die angeblichen Tugenden an! Was iſt die Güte? An ſich iſt ſie gewiß eine Tugend; aber oft iſt ſie eine Folge der Schwäche, oder der Furcht, oder der Trägheit, oder beſſer, aller drei Laſter zuſammengenommen. Was lauert hinter der Verachtung des Reichtums? Die Philoſophie der ſauren Trauben! Was iſt der Ehrgeiz? Ein Verſuch, die Achtung durch einen Seitenweg zu erreichen. So zieht jede Tugend einen Schwarm von Laſtern nach ſich, und auch das Erhabenſte zeigt ſich mit ſo viel Allzumenſchlichem vermiſcht, daß der reine Beobachter, falls er die Tugend ohne jede Beimiſchung genießen möchte, nur lächeln kann, wenn er die Verklärer der Menſchen am Werke ſieht. Der Blick dieſes Beobachters iſt unbarmherzig: – Ihr prahlt von Mut? Aber oft iſt dieſer nur die Eitelkeit, ſich aufzuſpielen, und der wahre Mut beſtände darin, das allein zu tun, was jeder vor Zeugen tut. Ihr redet von Stoizismus? Aber der Stoizismus beſteht nur in der Fähigkeit, alles, was den Menſchen erregt, in ſein Herz zu verſchließen. Die Aufrichtigkeit iſt gewöhnlich nichts anderes als die Fähigkeit zarter Verſtellung, um das Vertrauen der anderen zu erſchleichen. Ihr ſprecht von Mitleid? Aber das Mitleid beſteht oft nur in dem Gefühl der Überlegenheit über den andern, und am lebhafteſten wird dieſes Gefühl, wenn es den andern beklagen darf; oder es iſt mit dem Gefühl der Furcht ver-

miſcht, daß auch uns das zuſtoßen könne, was andere elend macht. Und was die Menſchen Freundſchaft nennen, iſt nur eine gegenſeitige Schonung der Intereſſen oder ein Austauſch von Gefälligkeiten, das heißt ein Geſchäft, bei dem die Eigenliebe etwas zu gewinnen hofft. Die Menſchen ſcheuen die Ungerechtigkeit nicht aus Liebe zur Tugend, ſondern weil ſie fürchten, ſelbſt Ungerechtes zu erleiden. Und ſo geht es weiter: es gibt keine Tugend, der dieſer Weltmann nicht die Maske abriſſe. Der Menſch wird ein jämmerliches, falſches Weſen, das mit einer Maske umhergeht und in dem Wahn lebt, es ſei einzig und vollkommen; dieſer Wahn aber iſt unausrottbar, und jeder ſchöpft daraus die Überzeugung, daß er jedem andern überlegen ſei. Der Menſch zweifelt niemals an ſeinem Verſtande: alle Welt klagt über das eigene Gedächtnis, aber niemals über die eigene Urteilsfähigkeit, und wenn der einzelne ſeine Fehler zugeſteht, ſo ſucht er ſie ins Schöne umzudeuten, wie er auch die Kunſt verſteht, ſelbſt in dem Unglück noch eine Auszeichnung zu ſehen, die nur Auserwählten zuteil wird. Der Menſch muß von ſich ſelber ſprechen, um ſein Sein zu genießen, und dieſer Drang geht ſo weit, daß er den einzelnen zwingt, lieber Schlimmes als gar nichts zu ſagen. Jeder fühlt ſich als Mittelpunkt des Seins. Die Lüge iſt das Herkommen der Welt, wo Überkommenes den einzelnen in beſtimmte Bahnen drängt und zwingt, ſich und die anderen zu täuſchen, damit das Leben in Gemeinſchaft möglich werde.

Aber man hüte ſich wohl, in dieſer La Rochefoucauldſchen Auffaſſung des Menſchen als eines böſen Tieres chriſtliche Neigungen zu entdecken: der Herzog kommt zu ſeinem Peſſimismus als reiner Weltmann. Er weiß auch, daß es oft genug Ausnahmen gibt, und die vorſichtige Faſſung ſeiner Maximen verrät, daß er damit rechnet. Das Wörtchen „oft“, dem wir ſo häufig bei ihm begegnen, iſt eine Vorſichtsmaßregel, um die Starrheit des Syſtems zu mildern, das, wie ſo viele Syſteme, ſeine Kraft aus ſeiner Einſeitigkeit zieht. Wer in den Menſchen nur Heuchler ſieht, muß auf Widerſpruch von zwei Seiten gefaßt ſein: die anſtändigen Seelen und die Heuchler werden aufſtehen, um dem Verächter zu widerſprechen. In dem Kreiſe, wo La

Rochefoucauld das Glück zarteſter Freundſchaft genoß, gab man ſich bei der Beurteilung der Maximen alle Mühe, den Peſſimismus des Beobachters zu entkräften; aber ſelbſt die feinſtgeſtimmten Seelen mußten zugeben, daß der Pſychologe recht geſehen hatte. Der Zeit nach iſt das kleine Büchlein der Maximen die verſtandesmäßige Abrechnung mit der Epoche, die in den Geſtalten Corneilles und den heroiſchen Edelleuten der Fronde ihre Ideale verehrt hatte: der Verſtand hat es mit der menſchlichen Natur, ſo wie ſie iſt, zu tun, und alles Heroiſche, das heißt alles Übermaß der Phantaſie und des Begehrens, iſt ihm ein Greuel. Für uns aber enthält es außerdem die Weltweisheit, wie ſie an Höfen geübt werden mag, in einer Quinteſſenz: denn wer an Höfen lebt, lernt den Menſchen von ſeiner häßlichſten Seite kennen, weil der Menſch entartet, wenn er für ein allzumenſchliches Idol lebt.

Die Form aber, die La Rochefoucauld ſeiner Erkenntnis zu geben wußte, erhebt ſeine Maximen ins Ewige, und auch heute noch iſt er der Lehrmeiſter aller, denen die Prägung eines Gedankens ernſte Künſtlerarbeit bedeutet. Daß dieſe Maximen Beifall und Verſtändnis fanden, beweiſt, wie hoch die franzöſiſche Kultur ſchon zu der Zeit ſtand, als Ludwig XIV. die Zügel der Regierung ergriff. Voltaire hat die literariſche Bedeutung des kleinen Büchleins in ſeiner zuſammenfaſſenden Art gewürdigt, als er ſchrieb: „Eines der Werke, die am meiſten dazu beitrugen, den Geſchmack der Nation zu bilden und den Geiſt zu ſchärfen, iſt das Büchlein Maximen des Herzogs Franz de La Rochefoucauld. Man las die kleine Sammlung mit höchſtem Eifer. Sie ſchuf die Gewohnheit, zu denken und dem Gedanken eine zarte, ſcharfe, lebhafte Wendung zu geben.“[1] Die Übereinſtimmung der Form und des Gehaltes macht die klaſſiſchen Werke: die Maximen des Weltmannes gehören zu den reinſten Gebilden dieſer bewußten Zeit, die den Menſchen in eine ungeheure Zucht nahm, um ſeinen Anlagen Form zu geben, ohne Rückſicht darauf, daß die Vorherrſchaft des Verſtandes die koſtbarſten Regungen der ſchöpferiſchen Phantaſie verſtümmeln muß. Aber indem der Geiſt ſozuſagen ſprich-

[1] Voltaire, Siècle de Louis XIV, ch. XXII.

wörtlich wurde, gewöhnte er alles, was an der Bildung der Zeit teilnahm, an die höchſte Klarheit des Denkens, das ſich dieſer Helligkeit als höchſten Vorzuges bewußt blieb und lieber auf die Tiefe verzichtete, als der klaren Ordnung der Gedanken ein Schnippchen zu ſchlagen und den Schleichwegen der Phantaſie nachzugehen. Doch l'esprit est toujours le dupe du cœur, und wir werden ſehen, wie das Herz, aller Nüchternheit zum Trotz, ſeine unerläßlichen Rechte zu wahren wußte. Ja, es iſt eigentümlich, daß in dem Kreiſe, wo der enttäuſchte Weltmann die höchſte Verehrung genoß, ein Buch entſtehen konnte, in dem man einen Nachklang der Grundſtimmung Corneilleſcher Weltanſchauung ſehen mag: ich meine den Roman „La Princesse de Clèves“ (1678) von der feingebildeten Frau von Lafayette[1], die ſich, wie die naturvolle Frau von Sévigné, den Sinn für alles Heldenmäßige älteren Stils bewahrt hatte. Was an dieſem Roman zunächſt auffällt, iſt die vornehme Zurückhaltung aller Geſtalten: nirgends ſieht man eine große Geſte, niemals hört man ein lautes Wort, und die Schickſale der Perſonen des Romans vollziehen ſich in einer Stille, die höchſte ſeeliſche Zucht und Vornehmheit vorausſetzt und moderne Menſchen, denen alles ariſtokratiſche Weſen fernliegt, faſt wie Unnatur anmutet. Die Heldin iſt inſofern vom Stamme Corneilles, als ſie dem ſelbſtgeſchaffenen Ideal ſeeliſcher Vornehmheit treu bleibt und den höchſten Adel der Geſinnung in Augenblicken bewahrt, wo die reine Natur eine deutlichere Sprache ſpricht: das Wort „bienséance,“ Schicklichkeit, das alle Augenblicke wiederkehrt, zeigt, daß die vornehme Gebärde, wenn ſie lange geübt wird, mit der vornehmen Haltung auch die vornehme Geſinnung erzeugt. Ich erwähne dieſes Buch nur, um anzudeuten, in welcher Weiſe ſich in dieſer künſtlichen Luft ein Ideal erhalten und darſtellen ließ, das uns, wie ſo vieles in Saint-Simon, fremd anmutet, weil es einer anderen Raſſenſeele erblüht iſt: denn im Grunde leben auch die Kulturraſſen nebeneinander her, und nur dem einzelnen mag es gelingen, eine Brücke zu finden, von der aus der Weg in die Tiefe und den Glanz einer fremden Welt führt.

[1] Marie-Madelaine de Lavergne, Gräfin de Lafayette, 1634—1693. Sie lebte, nach kurzer glücklicher Ehe, von ihrem Gatten getrennt und wußte das Halbdunkel, in dem ſich vornehme Seelen ſo wohlfühlen, ſo zu wahren, daß uns ihr Leben und ihre Natur faſt problematiſch erſcheinen.

La Rochefoucauld ſtand als Grandſeigneur, der den Willensmenſchen Richelieu als Gegner erlebt hatte, mitten im vornehmſten Leben, wo er üppige Gelegenheit fand, ſeine Beobachtungsgabe zu ſchärfen und ſeine Maximen in anima vili zu prüfen. Der Bürger Labruyère aber war ſchon durch ſeine Abſtammung zum reinen Zuſchauer verurteilt, dem keine Rolle zu ſpielen vergönnt war, weil er, wie ſo viele der neueren Menſchen, ſein Leben mit ſeinem Talent bezahlen mußte. Labruyère (1645–1696) entſtammte dem Pariſer Bürgertum: ſein Vater war ſtädtiſcher Schatzmeiſter (controleur général des rentes de la ville); er ſelbſt ſtudierte die Rechte in Orleans und kaufte 1675 das Amt eines Schatzmeiſters im Generalat Caën, ohne es auszuüben. Er blieb in Paris, um als Bücherfreund und Sammler ein beſcheidenes Daſein zu führen, bis ihn Bossuet, mit dem er inzwiſchen bekannt geworden war, als Hofmeiſter in das Haus Condé empfahl, wo er den ſechzehnjährigen Enkel des „großen Condé“ in Geſchichte, Geographie, Literatur und Philoſophie unterrichtete. Als ſein Zögling volljährig geworden war, blieb er als „Edelmann des Herrn Herzogs“ in dem Hauſe, wo er das Leben der vornehmſten Geſellſchaft und das Treiben des Hofes aus der Nähe beobachten konnte. Man begreift, daß der beſcheidene Mann in dieſer Stellung vieles erlebte, was das Zartgefühl des wenig zu Ehrfurcht geneigten Pariſers verletzen mußte, und der Ton ſeiner „Charaktere“ läßt darauf ſchließen, daß ihm das Leben im Dienſte der Großen nicht immer leicht wurde. Der Herr Herzog war, wie alle Condés, ein hochbegabter, aber gewalttätiger, roher Menſch, und die Art, wie der hochgeborene Rüpel den Tod ſeines gelehrten Hofnarren Santeuil[1] verſchuldete, indem er ihm Tabak in den Champagner ſchüttete, läßt auf eine wahrhaft fürſtliche Gemütsroheit ſchließen. Labruyère, der eine vortreffliche klaſſiſche Bildung beſaß, überſetzte die „Charaktere“ des Theophraſt ins Franzöſiſche und veröffentlichte im Anſchluß daran „Les caractères et les mœurs du siècle“. Das Buch erſchien 1688 und erlebte raſch mehrere Auflagen. Er ſtarb am 16. Mai 1696 unerwartet an

[1] Saint-Simon: Mémoires, IV, p. 248. — Santeuil (1630–1697) hatte ſich einen Namen als neulateiniſcher Dichter gemacht. Labruyère bemerkt über ihn unter dem Namen Théodas: „Il parle comme un fou et pense comme un homme sage.“ (Des Jugements.)

19. Jean de La Bruyère

einem Schlaganfall, und der Hof betrauerte, wie Saint-Simon erzählt, in dem beſcheidenen Gelehrten einen Ehrenmann und ausgezeichneten Geſellſchafter.[1]

Labruyère iſt als Philoſoph ohne jede Tiefe; ja, man darf ihn, ohne ungerecht zu werden, zu den rationaliſtiſchen Flachköpfen rechnen, denen ein kleiner Verſtand vor allem die Übel dieſes Lebens in hellem Lichte zeigt. Wie La Rochefoucauld ſieht er in dem Menſchen den Egoiſten, den der Ehrgeiz, die Ruhmſucht, die Geldgier, die Eitelkeit lächerlich oder gemein machen. Die Frauen ſind ihm frivole Geſchöpfe mit kurzem Verſtand und frivolen Launen, aber, auf alle Fälle, entweder beſſer oder ſchlechter als die Männer. In der Geſellſchaft herrſcht die Gier nach Geld und der Durſt nach Genüſſen. Das Leben iſt eine einzige Enttäuſchung, bis der Tod das letzte Begehren und den letzten Wahn auslöſcht.

Auch ein oberflächlicher Beobachter mag, wenn er am Leben leidet, zu dieſer Weltanſchauung kommen. Aber Labruyère iſt mehr: ſein Verſtand urteilte im Dienſte eines warmen Herzens, das ſich ſcheu vor jeder Berührung zurückzog und in dem Genuſſe des eigenen Lebens die Quelle einzigen Glückes fand. Um ſeine innere Freiheit zu erhalten, verzichtete er auf alles, was ſonſt den Menſchen erſtrebenswert erſchien: er blieb Junggeſelle, den weder Ehren, noch Reichtümer aus ſeinem beſcheidenen Winkel, von dem aus er die Masken vorbeihuſchen ſah, hervorlocken konnten. La Rochefoucauld war ein Abſtraktor von Quinteſſenzen und iſt eigentlich nur jenen Menſchen zugänglich, denen hinter jedem ſeiner Sätze die Erfahrung eines reichen Lebens aufleuchtet. Labruyère ſah die Menſchen, und da er fühlte, daß alles Geſcheite ſchon einmal gedacht wurde, ſuchte er das Geſchaute in einer Form zu erhalten, deren Schönheit Kenner verlangt. Er ſchreibt, im Gegenſatz zu Pascal, ſeine Sätze für das Auge. Nicht was er ſagt, iſt wertvoll, ſondern die Art, wie er das Erſchaute vorträgt, macht den Wert ſeines Buches aus, das für uns Germanen übrigens niemals den gleichen Wert haben kann wie das Büchlein des enttäuſchten Herzogs oder die warme, beglückende Natürlichkeit

[1] Mémoires, IV, p. 248.

des bezaubernden Gaskognerſ Montaigne, in dem eine klare Phantaſie mit dem Leben ſpielt. Er iſt der Schöpfer eines neuen Stils und weiſt, als Meiſter einer fein gefeilten Proſa, in das achtzehnte Jahrhundert. Als Zuſchauer gewahrt er nicht nur die Beweggründe, denen die Menſchen ſeiner Zeit gehorchen; er ſieht ihre Geſten und Blicke; er weiß, daß eine Äußerlichkeit auf einen Seelenzuſtand ſchließen läßt; er iſt, wie Molière, wie Boileau, ein Realiſt, dem es darauf ankommt, alles Natürliche feſtzuhalten, inſofern es dem Verſtand entſpricht. Auch hier iſt die Form bedeutender als der Gehalt, und wir ſehen, wie die Einheit dieſer Kultur jeden einzelnen ergreift und ihm ſeinen Weg vorſchreibt. In der Art, wie er die Einzelheiten, den Gang, die Bewegung, den Blick wiedergibt, iſt er Künſtler, dem nur die Gabe der Erzählung fehlte, um im Roman etwas zu leiſten. Im übrigen läßt er uns nicht im Zweifel, wie er über die beſten Höflinge, an denen er ſeine Beobachtungsgabe ſchulen konnte, dachte: „Ein Greis, der am Hof gelebt hat, großen Menſchenverſtand und ein treues Gedächtnis beſitzt, iſt ein unſchätzbarer Schatz. Er ſteckt voller Tatſachen und Lebensweisheiten. Man findet in ihm die Geſchichte des Jahrhunderts, ausgeſtattet mit ſehr merkwürdigen Einzelheiten, die man nirgends zu leſen bekommt. Man hört von ihm Grundſätze für die Lebensführung und das ſittliche Verhalten, denen man ſtets trauen kann, weil ſie ſich auf die Erfahrung gründen.“[1]

Hören wir, was uns der Beobachter über ſeine Zeit, über den Hof und die Stadt zu ſagen weiß: „Wer als Chriſt und Franzoſe geboren wird, darf kein zwangloſer Satiriker ſein. Die großen Stoffe ſind ihm verſagt. Zuweilen berührt er ſie und wendet ſich hierauf den kleineren zu, die er durch die Schönheit ſeines Geiſtes und ſeines Stils adelt.“[2] Dieſe Sätze ſind ein Kulturzeugnis allererſten Ranges. Wie leicht haben es dagegen die „Kinder der Götter“, das heißt die Söhne und Enkel der Könige: „Sie ſtehen außerhalb der Naturgeſetze; ſie ſind Ausnahmen, ſie erwarten beinahe nichts von der Zeit und den Jahren. Ihr Verdienſt geht dem Alter voraus. Sie werden als Wiſſende geboren und ſind ſchon vollkommene Menſchen, wenn der gewöhn-

[1] Caractères: De l'Homme. — [2] Des Ouvrages de l'esprit.

liche Sterbliche noch in der Kindheit ſteckt."[1] Man ſieht, die zahmſte Ironie muß zur verſchleierten Mythologie greifen, um ein freies Wort wagen zu dürfen und Verzeihung zu finden. Wie ſchwer hat es dagegen der Hofmann: „Ein Mann, der ſeinen Hof verſteht, iſt Herr ſeiner Geſte, ſeiner Augen, ſeiner Züge. Er iſt tief und undurchdringlich. Er verheimlicht ſeine üblen Pflichten, begegnet lächelnd ſeinen Freunden, bezwingt ſeinen Unwillen, verſteckt ſeine Leidenſchaften, vergißt ſein Herz und ſpricht und handelt gegen ſein Empfinden: dieſe ganze Abgefeimtheit iſt ein einziges Laſter, genannt Falſchheit. Und zuweilen nützt es dem Höfling ſo wenig wie die Offenheit, die Aufrichtigkeit und die Anſtändigkeit." – „Der Hof macht nicht zufrieden, aber er verhindert, es anderswo zu ſein." – „Der Hof gleicht einem Marmorbau: ich meine, er beſteht aus Menſchen, die ſehr hart, aber auch ſehr glatt ſind." – „Man fällt am Hofe durch dieſelben Fehler, durch die man hochgekommen iſt." – „Jeunesse de prince, source des belles fortunes." – „Das Hofleben iſt ein ernſthaft-trauriges Spiel, das jeden feſthält: man muß ſeine Geſchütze und Batterien aufſtellen, einen Plan haben und ihn verfolgen, den ſeines Gegners vereiteln, verwegen ſein und alles auf eine Karte ſetzen. Und nach all dieſem Nachdenken und dieſen Maßregeln iſt man matt geſetzt." – „Am Hofe gibt es Leute, denen Weltgewandtheit, Höflichkeit und der Reichtum den Geiſt erſetzen; ſie verſtehen die Kunſt des Gehens und Kommens; ſie gefallen, weil ſie ſchweigen, und werden bedeutſam, weil ſie nichts ſagen." – „Wer eine gewiſſe Zeit in Intrigen verſtrickt lebt, kann ſie nicht mehr entbehren; jedes andere Leben wird ihm leer und unerträglich."[2] – „Ein Frömmler iſt derjenige, der unter einem atheiſtiſchen König Atheiſt wäre."[3]

Doch der Blick des Beobachters bleibt nicht am Hofe haften: zuweilen ſchweift er in die Provinz, wo alles, was zur oberen Schicht gehört, den Blick nach Verſailles, als dem Orte aller Glückſeligkeit, gerichtet hält. Der Bürger, la roture, mag ſich in den Städten ſeines Wohlſtandes freuen und in dem König den Förderer allen Gewerbefleißes ſehen; der Adel und mit ihm die Bauern leben unter einem

[1] Caractères: Du Mérite personnel. – [2] De la Cour. – [3] De la Mode.

anderen Stern. Das Urteil des maßvollen Beobachters über den Adel iſt bezeichnend: „Der Provinzadelige, unnützlich ſeinem Vaterland, ſeiner Familie und ſich ſelbſt, obdachlos, ohne einen Fetzen auf dem Rücken, ohne jegliches Verdienſt, wiederholt zehnmal im Tage, daß er Edelmann iſt. Er zählt den Rechtsadel (les fourrures et mortiers[1]) zu den Bürgerlichen und beſchäftigt ſich ſein ganzes Leben lang nur mit ſeinen Pergamenten und Ahnenbriefen, die er nicht gegen den Zeremonienſtab eines Kanzlers vertauſchen würde.“[2] Und die Bauern ſind in ſchlimmerer Lage: „Ihr ſeht gewiſſe wilde Tiere, Männchen und Weibchen, auf dem Feld zerſtreut. Sie ſind ſchwarz und fahl, ſonnverbrannt und zur Erde gebeugt, die ſie mit unbeſiegbarer Hartnäckigkeit umgraben und umwühlen. Sie haben etwas wie eine artikulierte Stimme, und wenn ſie aufſtehen, zeigen ſie ein menſchliches Geſicht. Und in der Tat, es ſind Menſchen. Nachts ziehen ſie ſich in ihre Höhlen zurück, wo ſie von Schwarzbrot, von Waſſer und Wurzeln leben. Sie erſparen der übrigen Menſchheit die Mühe des Säens, der Arbeit und der Ernte, damit ſie leben kann, und ſie verdienen, daß ihnen das Brot nicht mangle, das ſie ausgeſät.“ Dieſe leicht hingeworfenen Skizzen genügen, um dem Hintergrund, auf dem ſich das Prunkſchloß Verſailles erhebt, eine düſtere Farbe zu geben. Und man beachte, daß es dem zartſinnigen Beobachter nicht einmal gegeben war, den Abſtieg der großen Zeit zu ſehen: er ſtarb, als der Sonnenkönig noch im vollen Glanze ſeines Ruhmes ſtand, und das Idealbild, das er, nicht ohne einige ironiſche Lichter, in ſeinem Kapitel „De la République“ von dem „großen König“ entwirft, zeigt, daß es ihm keineswegs darum zu tun war, mit dem Blick des Haſſes zu richten.

Doch die Geſchichte iſt kein Höfling und pflegt mit dem Beinamen der Große ſparſam zu ſein: ſie zählt den Sonnenkönig nicht zu den großen Männern, und ſelbſt der Fürſt verdient nur nach einigen Eigenſchaften, die im übrigen nur nationale Bedeutung haben, den Beinamen groß. Man hat Ludwig XIV. oft genug nachgerühmt, daß

[1] Die Herren, die in Pelzmänteln und hohen Pelzmützen (mortiers) zu feierlichen Gerichtsſitzungen kamen. — [2] Caractères: De l'Homme.

es ihm, von Beginn ſeiner Regierung an, niemals an Männern gemangelt habe, denen juſt das Talent eigen war, deſſen er bedurfte, um ſein Weſen und ſeine Neigungen, ſeine Vorzüge und Fehler in erfolgreichſter Weiſe zu entfalten. Doch auch der Niedergang ſeiner Regierung und ſeiner Zeit ſollte ſeinen Richter finden: in die glänzende Geſellſchaft, die mit dem König alt und ſatt geworden war, trat ein anderer Beobachter, der das Schauſpiel, das ſich vor ſeinen Augen und Ohren auftat, mit der Gier einer unerſättlichen Seele in ſich aufnahm und ſpäter, als all der Prunk und all das Elend ſchon der Geſchichte angehörten, als Totenrichter dieſer ganzen Geſellſchaft und ihres vergötterten Königs erſtand. Es iſt der Herzog von Saint-Simon, deſſen Denkwürdigkeiten nicht nur eine Perſönlichkeit offenbaren, ſondern auch die tiefſten, umfaſſendſten Einblicke in das Leben und Treiben am Hofe Ludwigs XIV. zur Zeit ſeines Niederganges geſtatten.

X

VOR dieſem klaſſiſchen Zeitalter der franzöſiſchen Kultur drängt ſich nun die Frage auf, inwiefern dieſe das Werk einer ſchicksſalsmäßig ſchaffenden Seele oder das Werk eines allzu hellen Bewußtſeins war, dem die urſprüngliche Notwendigkeit alles Geſchehens verborgen blieb. Was iſt Kultur? Die ſchöpferiſche Einheit aller Äußerungen der Seele und des Geiſtes, in Kunſt, Wiſſenſchaft, Politik, Sitten. Und der Stil iſt kein Kennzeichen, ſondern nur eine Folge dieſer Einheit, in deren Auswirkung Vernunft und Inſtinkt in gleicher Weiſe als Mittel dienen, um alle ſchöpferiſchen Seelenkräfte, die ſtets auf eine lange Geſchichte zurückweiſen und fragwürdig wirken, auf einem ſchicksſalsmäßigen Wege feſtzuhalten. Es iſt durchaus kein Zufall, daß das Franzoſentum immer wieder auf dieſe klaſſiſche Zeit zurückgreift, wenn es ſeinen nationalen Inſtinkt gefährdet glaubt und nach einem Heilmittel ſucht; denn was auch die Romantiker ſagen mögen: dieſem Volke, deſſen Phantaſie zuweilen ſo ſeltſame Sprünge macht, iſt der Menſch ein animal rationale, und zuweilen befällt den Einzelnen dieſer Volksgemeinſchaft ein Staunen, wie ſehr die Philoſophie des Descartes allen ſeinen Bedürfniſſen entſpricht. Ja, ſelbſt die Romantiker vom Schlage Stendhals ſtehen Racine näher, als es den Anſchein hat; denn der Umſtand, daß die bürgerliche Romantik des neunzehnten Jahrhunderts die Welt in Farben ſieht, darf nicht über die Tatſache hinwegtäuſchen, daß die logiſche Zergliederung der Seelenzuſtände, das heißt ein allzuhelles Bewußtſein, allein hier, in dieſem geſchloſſenen Kulturkreiſe, am Maßſtab der Logik gemeſſen und genoſſen wird.

Die Frage, inwieweit der franzöſiſche Weltmachtgedanke in Ludwig XIV. lebendig war, mag im Dunkel bleiben: der König mochte glauben, daß er ſeinem Hauſe die Rolle und den Rang des erſten Fürſtenhauſes der Welt geſichert hatte, indem er ſeinem Enkel, unter Opfern, die ſein eigenes Werk nach innen und nach außen gefährdeten, den ſpaniſchen Thron ſicherte. Aber der ſpaniſche Weltmachtgedanke, deſſen Einflüſſe auf die franzöſiſche Kultur klar zutage liegen, war damit nicht gebrochen; er wirkte in der Geſtaltung der europäiſchen Staatskunſt und Politik weiter, ohne indeſſen den Siegeszug der franzöſiſchen Kultur aufzuhalten: die Geſtaltung des modernen Heerweſens, das Schutzzollweſen, die Lebens- und Hofhaltung der Fürſten, die Entwicklung des Luxus, die Vorherrſchaft der Frau, die ganze Induſtrialiſierung des Lebens geht in weſentlichen Zügen auf die klaſſiſche Zeit Frankreichs zurück. Die einzelnen Völker, in denen eine anders geartete ſchöpferiſche Seele nach ſchickſalsmäßiger Ausgeſtaltung ihres Weſens drängte, mochten dieſem nüchternen Geiſte widerſtreben und, wenn auch widerſtrebend, ſeinem Einfluß mit der Zeit entrinnen; aber das, was dieſe Zeit der abendländiſchen Ziviliſation, nicht der eigentlichen Kultur gab, wirkt heute noch in ganz Weſteuropa nach, und der Sozialiſt iſt ſo gut ſein Erbe wie der Konſervative, dem ein feſtes Bauerntum als Schutzwall der abendländiſchen Kultur erſcheint. Wenn immer wir das Verhältnis der Kultur, der Religion, der Kunſt zum Staate betrachten, geraten wir Europäer auf die Zeit Ludwigs XIV., dem alle ſchöpferiſchen Lebensäußerungen ſeines Volkes nur ein Mittel bedeuteten, um den Herrſcherwillen des abſoluten Königtums lebendig zu erhalten und durch den Prunk eines hochgeſteigerten Lebens einer Welt zu offenbaren. Wir ſehen da, wie ſich dieſe Lebensmächte bedingen und einen Teil ihres Weſens opfern müſſen, um zur Entfaltung und Geſtaltung zu kommen, wobei es dem Willen des Herrſchers nicht auf die Steigerung des ſtärkſten Triebes, ſondern nur auf das Gleichgewicht der ſeeliſchen Mächte ankommt, deren Früchte ein Volk genießt. Man laſſe ſich nicht durch die mehr oder minder dramatiſchen Äußerlichkeiten der Franzöſiſchen Revolution täuſchen: ſie war nur die gewaltſame, blutige Erbſchaftsan-

tretung eines Syſtems, das unter Ludwig XIV. geſchaffen und, durch einen beſtimmten Stand, beinahe bis zur Vollendung gebracht worden war. Und Napoleon, in dem ſich allerdings ein ganz anderer Wille zur Macht auswirkte, war nur der natürliche Erbe dieſes Regierungs- und Verwaltungsſyſtems, das in den läſſigen Händen der Nachfolger Ludwigs XIV. allerdings ſeine Stoßkraft eingebüßt hatte, aber immer noch in ſtetem Wachstum nachwirkte. Auch die napoleoniſche Art, die Zentraliſierung des Landes zu vollenden, ſteht mit dieſem Geiſte, der dem Mechanismus von Haus aus nicht feind iſt, in keinem Widerſpruch: er gibt dem Bürgertum, aus deſſen Reihen einſt der Sonnenkönig ſeine Helfer und Willensvollſtrecker genommen hatte, nur die Macht, die es im ſtillen ſchon beſeſſen hatte, offen in die Hand. Nur der Standpunkt des Herrſchers iſt nun ein anderer: er fühlt ſich nicht mehr als Stellvertreter Gottes, von Gottes Gnaden, ſondern, mit dem Schwerte in der Hand, als Werkzeug eines dunkeln Schickſals, das ſeinem Auserwählten die Weihe des Genies und das Vertrauen auf ſeinen Stern, aber auch die Unſicherheit einer Macht verleiht, die ſich nicht mehr auf die Legitimität, das heißt auf eine lange Erblichkeit, ſtützen kann und darum ſeinen von allen Stürmen des Ruhms umwitterten Träger wurzellos macht. Ich habe, bei der Würdigung Fénelons, angedeutet, daß in dieſer problematiſchen Geſtalt ſich ein neues Zeitalter ankündigte; aber dieſes Zeitalter iſt, in Frankreich, ohne die Arbeit der „klaſſiſchen Kultur“ nicht denkbar: ſchon die Schöpfung der durchſichtigſten Sprache, als Werkzeug klaren, logiſchen Denkens, iſt eine Vorbedingung der Wirkung, die von der franzöſiſchen Aufklärung ausgeht und die Weltmachtſtellung der franzöſiſchen Kultur im achtzehnten Jahrhundert bedingt. Dieſe klare Sprache beſitzt alle Erforderniſſe, um den ſeichten Ideen der engliſchen Senſualiſten die weiteſte Verbreitung zu geben; ſie kann, wegen ihrer Durchſichtigkeit und Einfachheit, die Sprache des kosmopolitiſchen Adels, der Höfe und der Diplomatie werden. Sie iſt das Inſtrument des Journalismus, der nun, mit dem Erſtarken der öffentlichen Meinung, eine Weltmacht wird; ſie gibt dieſer öffentlichen Meinung eine Waffe in die Hand, der gegenüber der Hof im achtzehnten Jahrhundert nur

noch eine Inſel ererbter Macht bedeutet. Man täuſcht ſich über Voltaire, wenn man in dieſem beweglichſten aller Geiſter, die verneinen, etwas anderes als den größten Journaliſten aller Zeiten ſieht.

Und hier ziemt es ſich, noch auf etwas anderes aufmerkſam zu machen: auf die ungeheure Macht der Form, die auf Jahrhunderte hinaus maßgebend werden und das ſchöpferiſche Leben der Seele unterbinden und hemmen kann, wenn ſie als Ausdruck einer Volksſeele ins Leben tritt und mit dem Zauber der Verführung weiter wirkt. Die Franzoſen ſind in der hohen dramatiſchen Dichtung nicht von der „tragédie“ losgekommen: das ganze achtzehnte Jahrhundert hat ſich begnügt, dieſe Form, in der wir ein Mißverſtändnis ſehen, zu verwenden, und der Umſtand, daß ſeine „Dichter“, wie Voltaire, Crébillon, in ihrem Bann nichts Dauerndes zu ſchaffen vermochten, läßt einen Einblick in das innerſte Weſen dieſer erſtarrten Form zu. Wie mit Euripides die atheniſche Tragödie erloſch, ſo war die franzöſiſche „tragédie“ mit Racine zu Ende, und der Wahn, daß man, mit echt alexandriniſchem Behagen, neuen Wein in alte Schläuche füllen und dieſe Beſchäftigung als ſchöpferiſche Tat ausgeben könne, offenbarte ſich mit der Zeit in ſeiner ganzen Hohlheit. Aber dieſe Ohnmacht, die für Menſchen hiſtoriſchen Sinnes keiner weiteren Erläuterung bedarf, hinderte nicht, daß das Franzoſentum, bis auf Napoleon[1] und darüber hinaus, in dieſer Form einer klaren, gemeſſenen Hofkunſt den Gipfel der dramatiſchen Poeſie verehrte. Ja, es iſt kaum bemerkt worden, daß die Revolution in ihren geiſtigen Äußerungen, in ihren Römerdramen, Reden und Manifeſten, den „klaſſiſchen Geiſt“ in ſeiner ganzen Reinheit offenbarte und nicht einmal den Verſuch machte, aus dem Banne ausgeleierter Formeln loszukommen. –

Worin beſteht nun das Weſen dieſes „klaſſiſchen Geiſtes“, des „esprit classique“, als deſſen Theoretiker zuerſt Taine weitgehende allgemeine Folgerungen zog, ohne den Irrtümern zu entrinnen, die in jeder allzu großen Vereinfachung und Logiſierung des Geſchehenen liegen? Denn jede Kultur iſt ein Organismus, und ihre Mechaniſierung tritt

[1] Napoleon ſagte bekanntlich von Corneille: „S'il vivait, je le ferais prince.“ Dieſe Würdigung galt vielleicht nur der heroiſchen Weltanſchauung des Dichters; aber ſie iſt bezeichnend für den Geſchmack des Geniekaiſers, der nur durch die Natur ſeiner Phantaſie zu den Romantikern gehörte.

erſt ein, wenn ihre Formen nicht mehr in ewigem Fluſſe und wechſelndem Werden begriffen ſind. Dieſer klaſſiſche Geiſt nimmt den Menſchen als abſtraktes Weſen, als animal rationale, und er glaubt deſſen Eigenſtes zu erfaſſen, indem er es einer logiſchen Zergliederung unterwirft. Die Gewißheit ſeines Daſeins ſchöpft der „klaſſiſche" Menſch aus dem Umſtand, daß er denkt. Zu dieſer Analyſe bedient er ſich einer einfachen Sprache, deren Regeln und Zeichenwerte durch die Arbeit einzelner Geiſter und ganzer Geſchlechter feſtgelegt ſind und ihm, da ſie geſellſchaftliche Geltung haben, keinen Zweifel an ihrem Erkenntniswert einflößen. Dieſer klaſſiſche Geiſt iſt beſtenfalls reiner Alexandrinismus oder, um ſeine nähere Verwandtſchaft darzutun, romaniſcher Verſtand, dem eine rhetoriſche Schulung die Mittel liefert, um „more geometrico" ſeine Beweiſe zu führen oder eine Seelenregung zu zergliedern. Er verſetzt ſich nicht durch einen ſchöpferiſchen Sprung in den Mittelpunkt einer Seele oder eines Dings; er macht ſich von außen her an die Menſchen heran, und wenn er, als Erbe langer Zucht und nüchternen Sinnes, an die Natur herantritt, ſieht er in ihr nur den mechaniſchen Verlauf gewiſſer Vorgänge: ſeine Weltanſchauung läuft, letzten Endes, auf den Materialismus hinaus.
Die Sprache, die an dem Hofe Ludwigs XIV. zur kriſtallklaren Vollendung kam, iſt gar nicht fähig, die triebhafte Fülle der Wirklichkeit auszudrücken, und man fragt ſich, was die Zeitgenoſſen Saint-Simons geſagt hätten, wenn es ihnen vergönnt geweſen wäre, die Denkwürdigkeiten dieſes Unzeitgemäßen zu leſen. Wenn man den inneren Gegenſatz dieſes Geiſtes zu allem Gotiſchen oder Germaniſchen erfaſſen will, braucht man nur ein Shakeſpeareſches Drama zur Hand zu nehmen. Die Form iſt in dieſem Kulturkreiſe alles, und dieſe Feſtſtellung gilt nicht nur für die Proſa, in der da Meiſterhaftes und Muſtergültiges geleiſtet wird, ſondern auch für jede Äußerung des Lebens. Ja, dieſer Sinn für die Form der Sprache iſt ſo ſtark, daß Geiſt und Seele unfähig werden, wirkliche Geſtalten zu ſchaffen: er begnügt ſich mit einem ſchwachen Schattenbild, mit einem Auszug, mit einem Abgezogenen, das gebildeten Menſchen, denen ein Zeichen oft mehr bedeutet als ein voll und rein erſchautes Bild, die Ahnung der Wirklichkeit gibt. Daß die fran-

zöſiſche Kultur ein ſo auffallend literariſches Gepräge trägt, geht auf das Walten dieſes Geiſtes zurück, und nicht minder verdankt ſie ihm ihren Einfluß auf ganze Gebiete der weſteuropäiſchen Kultur.

Doch jede Kultur trägt ein Janusgeſicht: das eine blickt in die Vergangenheit, wo alles Gewordene mit der Gewalt eines Schickſals wirkt, bis es dem natürlichen Tode aller Formen erliegt; das andere aber weiſt in die Zukunft, und ein Seher mag ſich vermeſſen, aus dem Laufe des Geſchehens auf eine ſteigende Entwicklung, auf Tod und Untergang zu ſchließen. Doch nicht alle ſchöpferiſchen Kräfte eines Volkes haben die gleiche Lebensdauer, und nur dem hiſtoriſchen Blick, der ſtets als Totenrichter urteilt, erſchließt ſich für Augenblicke das Geheimnis der ſchöpferiſchen Seele. Jede Kultur, die keine neuen Weſensformen mehr erzeugen kann, iſt dem Tod verfallen, und daß die franzöſiſche Kultur zur Zeit, da der Sonnenkönig ſtarb, zur Hälfte Ziviliſation geworden war, unterſteht keinem Zweifel. Und doch war der Mann, in dem man das letzte große Ereignis der Kultur des monarchiſchen Frankreichs erblicken darf, einunddreißig Jahre alt, als ſich die Nachfolger Ludwigs XIV. anſchickten, ſein politiſches Erbe anzutreten und ſeiner Vollendung entgegenzuführen: ich meine Antoine Watteau. Obwohl dieſer, ſeinem Genie und ſeinem Weſen nach, nicht zum Hofe Ludwigs XIV. gehört, ſei es mir doch geſtattet, bei dieſer einzigen Geſtalt zu verweilen, und wäre es nur, um einen bedeutſamen Gegenſatz zu der Höhe des ſiebzehnten Jahrhunderts zu gewinnen. —

Wir wiſſen, was die Zeitgenoſſen in dem früh verſchwundenen Maler ſahen: den Maler der „galanten Feſte“, in denen ſich eine leichte, flatterhafte Geſellſchaft ſelbſt zu erkennen glaubte; oder, um bei den Kennern zu bleiben, einen „kleinen Meiſter“, der Schüler, oder vielmehr Nachahmer, hinterließ und einem gelehrten Akademiker, wie dem Grafen Caylus, Gelegenheit gab, ſein Talent zu kritiſieren und allerlei über das abſonderlich verſchloſſene Weſen des Meiſters an ſeine Würdigung zu knüpfen.[1]

[1] Vie d'Antoine Watteau, peintre de figures et de paysages, sujets galants et modernes, par M. le Comte de Caylus, amateur, lue à la séance de l'Académie royale de peintre et de sculpture le 3 février 1748. (Zum erſten Male veröffentlicht von den Entdeckern der Handſchrift, den Brüdern Goncourt, in ihrem Buche „L'art du XVIII^e siècle“.)

Doch das Schickſal der großen Männer beſteht darin, mißverſtanden zu werden, und auch wir Menſchen des hiſtoriſchen Sinnes können nur ſagen, was Watteau uns bedeutet.

Da kommt ein Sohn zünftigen Kleinbürgertums aus den flämiſchen Provinzen, die damals, 1684, noch gar nicht lange, kaum ſieben Jahre, zu Frankreich gehörten, aus Valenciennes nach Paris, um ſein Fortkommen als Maler zu ſuchen. Die Beſcheidenheit ſeiner Hoffnungen und ſeines Weſens verrät nur allzu deutlich ſeine Abſtammung von biederen Zunftmeiſtern – ſein Vater war Schieferdecker –, in denen ſich der Geiſt und die Weltanſchauung des Mittelalters lebendig erhalten hatten. In ſolchen Spätlingen, in denen oft die Kraft eines Geſchlechts zum geſammelten Ausbruch kommt und gar nicht anders kann, als dem aus der Tiefe ſtammenden Triebe zu gehorchen, redet nur allzuoft ein Mann anderer Zeiten, und man mag eine ſolche Stellung recht wohl als Schickſal einer Volksſeele empfinden, die im Verlauf der Zeiten alles ſagen und bilden muß, was in ihr ſchlummert. Vielleicht darf man, um das Weſen dieſes ſeltenen Mannes und Künſtlers zu verſtehen, niemals ſeine Abſtammung außer acht laſſen, bei der flämiſches Blut außer Frage ſteht: daß er den Weg zu Rubens fand, iſt ſicherlich auf ſein Geblüt zurückzuführen. Freilich erhebt ſich dann die Frage, warum gerade dieſer Sohn flämiſcher Bürger und Handwerker zu den Künſtlern gehört, in dem gewiſſe Züge des edelſten Franzoſentums ihren bezauberndſten, ja einzigen Ausdruck gefunden haben.

In Paris bleibt der junge Künſtler, in dem ein ganz urſprünglicher Trieb am Werke iſt und den ganzen Menſchen wie ein Dämon meiſtert, ein Einſamer, dem es nicht erſpart bleibt, die Demütigungen und Entbehrungen eines elenden Künſtlerdaſeins bis zur Neige auszukoſten. Vielleicht iſt die Entſtehung der Schwindſucht, an der er ſtarb, auf dieſe dunkle Zeit ſeines Lebens zurückzuführen. Der junge Watteau mußte, um leben zu können, kleine Heiligenbildchen für Provinzkrämer oder kleine Porträts um einen Wochenlohn von drei Livres malen, bis er den Dekorationsmaler Claude Gillot kennen lernte, der ſeine Stoffe dem Anſchauungskreiſe der Renaiſſancemaler entnahm:

er malte Bacchanalien, Faune, Nymphen und endete mit Darſtellungen aus dem Stoffkreiſe der italieniſchen Stegreifkomödie (commedia dell'arte). Bei dieſem Freund und Meiſter fand Watteau ſeinen eigenen Weg. Doch dauerte die Freundſchaft zwiſchen den beiden Künſtlern nicht allzulange: Gillot gehörte zu den reizbaren Naturen, mit denen es ſchwer zu leben iſt, und auch bei Watteau mochte ſich der Einfluß der beginnenden Krankheit bemerkbar machen. So kam es eines Tages zum Bruche, über deſſen Urſachen wir nichts wiſſen. Der verſchloſſene Watteau bewahrte ſeinem Lehrer die Dankbarkeit eines edlen Gemüts; aber er berührte niemals wieder ſein Verhältnis zu Gillot, dem er, auf alle Fälle, den Einblick in gewiſſe Stoffkreiſe verdankt, mit einem einzigen Worte. Während er dann im Atelier des Dekorationsmalers Audran im Luxembourg arbeitete, lernte er Rubens kennen, deſſen Szenen aus dem Leben der Maria von Medici noch im Luxembourg hingen, und der prächtige Garten hinter dem Palaſte befruchtete ſeine Naturanſchauung und weckte ſeinen Sinn für den Wuchs und die Gruppenwirkung edeln, alten Baumſchlages. Aber auch für die großen Venezianer, für Tizian und für Veroneſe, beſaß er ein offenes Auge, und ſeine „Antiope" (im Louvre) zeigt, in welcher Weiſe er die erhaltenen Anregungen verarbeitete. Man kann ſeine Technik als eine glückliche Miſchung aus Rubensſchen und venezianiſchen Farbenanſchauungen bezeichnen, wozu allerdings dann die perſönliche Note, das, was kein Meiſter lernen kann, kommt. Und Watteau iſt kein Eklektiker: ſein Vortrag iſt in ſo hohem Grade perſönlich, daß er noch im neunzehnten Jahrhundert die Bewunderung der ausgezeichnetſten Maler errang und in der Art, wie er die Töne locker nebeneinanderſetzt, ſogar als Vorläufer der franzöſiſchen Impreſſioniſten gelten darf. Im übrigen gehörte er, wie ſein Geiſtesbruder Mozart, zu den Künſtlern, in denen ſich die Entwicklung mit beängſtigender Schnelle vollzieht: das dunkle Schickſal hat es eilig mit ſeinen Lieblingen und treibt ſie ihrem Ziele mit geheimnisvollem Eifer zu. Die Raſtloſigkeit eines unermüdlichen Schöpfers und Arbeiters, dem nur eine Spanne Zeit geſetzt iſt, äußerte ſich auch in dem Charakter und dem Weſen des Menſchen Watteau: ſeinen Freunden fiel ſchon frühe die Unraſt ſeines Weſens und ein

Ekel vor allem Menſchlichen auf, und wir werden gut tun, dieſen Ekel nicht zu vergeſſen, wenn wir den Zweck und Zauber ſeines Lebenswerkes zu erklären ſuchen: hinter der gebundenen Sehnſucht, die, um ihrer Stillung willen, eine verklärte Welt ſchaffen muß, ſteht der Tod. Auch die Szenen aus dem „Soldatenleben“, die er als Anfänger in Paris und in Valenciennnes (1709) malte, ſind ein Zeugnis für ſeinen Geiſteszuſtand, dem alles Gemeine und Häßliche ein Abſcheu war: er malt nicht die Greuel und das Entſetzen des Krieges, der damals in den Niederlanden tobte, ſondern die heitern Lagerſzenen, Soldaten und Reiter auf dem Marſche. Dieſe kleinen, maleriſch und techniſch ungemein hochſtehenden Bilder (Délassements de la guerre, Fatigues de la guerre, Escorte d'équipages, Camp volant, Retour de campagne) verraten eine ausgereifte Meiſterſchaft, die an Teniers und die Flamen erinnert; aber ſie bedeuten nur eine Epiſode in der Entwicklung des Meiſters, der, nach ſeiner Rückkehr nach Paris, ganz in raſtloſem, verzehrendem Schaffen aufging und ſich auch den wenigen Freunden, die ihm ſein Talent zuführte, nicht ganz erſchloß. Auch in dem Hauſe des reichen Sammlers Crozat, der eine glänzende Gemäldeſammlung beſaß, in der ſich einzelne Wunderwerke der großen Venezianer befanden, hielt er es nicht lange aus (1716). Von nun an wechſelte der Menſchenſcheue, in dem die Krankheit langſam weiterfraß, in einem fort ſeine Wohnung. Ein Bekannter erzählte ihm von England, wo er Ruhm und Geld einheimſen könne, und Watteau, dem doch am Gelde wenig lag, ging nach London, wo er zugleich den berühmten Arzt Mead konſultieren wollte; aber trotz ſeiner Erfolge hielt er es nicht lange in dem nebligen Klima Englands aus: er kehrte nach Paris, zu ſeinem Freunde, dem Bilderhändler Gersaint zurück, für den er, in acht Tagen, das berühmte Ladenſchild ſchuf, das ſpäter Friedrich der Große ankaufen ließ. Doch auch in dieſem Hauſe war ſeines Bleibens nicht lange: der Schwerkranke bezog ein Haus in Nogent bei Vincennes, das ihm ein Freund zur Verfügung ſtellte. Hier malte er für die Pfarrkirche einen Kruzifixus, an dem der Ausdruck des Schmerzes gerühmt wurde, und hier ſtarb er am 16. Juli 1721 in den Armen ſeines Freundes Gersaint. Eine Äußerung aus ſeinen letzten Tagen iſt

für den Seelenzuſtand des Todkranken bezeichnend; als ihm der Pfarrer von Nogent ein grobgeſchnitztes Kruzifix vorwies, ſagte er: „Tun Sie es weg! Es tut mir weh! Iſt es möglich, daß man meinen Herrn ſo übel zugerichtet hat!“

Als Watteau ſtarb, gehörte er zu den „kleinen Meiſtern“, die nur einem engeren Kreiſe von Kennern und Freunden zuſagten, und wenn die Verkaufspreiſe als Wertmeſſer für die Schätzung eines Künſtlers dienen können, ſo beweiſen die geringen Ergebniſſe, die zwanzig Jahre nach Watteaus Tode erzielt wurden (361 Livres für ein „Konzert“), daß die Zeitgenoſſen dieſer Kunſt keine übermäßige Beachtung ſchenkten. Auch der ungeheure Einfluß, den er auf die franzöſiſche Kunſt des achtzehnten Jahrhunderts ausübte – die kleinen Meiſter Lancret, Pater, ja Boucher und Fragonard ſind ohne ihn nicht denkbar –, kam dem Ruhm des Meiſters nicht zugute: die Zeitgenoſſen hielten ſich einzig und allein an die Äußerlichkeiten eines Talents, das in einem kritiſchen Augenblick, da die alten Ideale und Formen leer geworden waren und im Sterben lagen, die Augen der Zeitgenoſſen und der heranwachſenden Künſtler erfreut hatte. Es ging ihm damit nicht beſſer als den beiden andern großen Meiſtern, Chardin und Latour, die ihr Jahrhundert beherrſchen, obwohl ſie in vieler Hinſicht allen ſeinen Inſtinkten, die nur auf das Oberflächliche, auf das Leichte, das Leichtfertige und das Hübſche gehen, widerſprechen.

Mit Watteau gerät ein Nordländer in die Gefilde, wo der italieniſche Einfluß auch da noch herrſchte, wo ihm der nationale Geiſt widerſtrebte. Er iſt nicht, wie Poussin, ein denkender Künſtler, obwohl er eine neue Weltanſchauung, eine Art zu ſchauen, offenbart. Daß er das Unglück hatte, damit den Literaten einer ſpätern Zeit zu verfallen, iſt eine Sache für ſich und hängt mit der Tatſache zuſammen, daß jede Kunſt, die etwas Rätſelvolles oder Geſichte einer Seele bietet, zu dem Verſuche reizt, ſie in Worten zu erläutern und dem Genuſſe, der in unerklärliche Tiefen leitet, durch den Begriff ein Zeichen oder Werkzeug des Beſitzers zu liefern. Watteau war ein Seher oder, wenn man will, ein Dichter, und das achtzehnte Jahrhundert hatte zur Dichtung ein noch kühleres Verhältnis als das „große Jahrhundert“ und der Hof

Ludwigs XIV. Man kennt das Schickſal des Wunderwerkes „Die Einſchiffung nach Cythera“: die Pariſer Faſſung, deren Unmittelbarkeit größer iſt als die Potsdamer, ſtand jahrelang in einem Raum der Pariſer Akademie und bot den Schülern Davids Gelegenheit, ihre Trefficherheit im Werfen von Brotkügelchen zu üben. Erſt Baudelaire, deſſen Kunſtgefühl auf das Seltene ging, wagte es, den Maler unter die „Leuchttürme“ der Kunſt zu verſetzen!

„Watteau, ce carneval où bien des cœurs illustres,
Comme des papillons, errent en flamboyant;
Décors frais et légers, éclairés par des lustres,
Qui versent la folie à ce bal tournoyant.“

Fleurs du mal: Les Phares.

Daß dieſe Verſe aber dem Weſen des Malers nicht gerecht werden, liegt auf der Hand, und eher noch iſt die bezaubernde Sammlung „Fête galantes“ von Verlaine als gelungener Verſuch zu betrachten, die einzigen Geſichte eines Sehers paradieſiſcher Gefilde in Worten zu verklären; ja, hier begegnen wir, in einigen Gedichten, einem pſychologiſchen Tiefblick, wie er Lyrikern nicht immer eigen iſt.

Dem Künſtler Watteau waren gewiſſe Geſtalten, wie die überlieferten Figuren der italieniſchen Komödie, Harlekin, Pierrot, Colombine, nur ein Vorwand, um ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie freies Spiel zu gewähren. Der Zauber, der von dieſen Geſtalten und der Natur, in der ſie leben, ausgeht, hat nichts mit der grauen Wirklichkeit zu tun: hier iſt ein Drang der Verklärung am Werke, der paradieſiſche Landſchaften ſchaffen und den Herbſt einer Welt in das Gold überirdiſcher Verklärung tauchen muß. Wir unterſcheiden die Elemente der Wirklichkeit; aber dieſer Einblick erhöht nur das Staunen vor dieſer Verklärungskraft einer leidenden Seele, deren Feinfühligkeit die Krankheit geſchärft und verfeinert hatte. Kenner wie Caylus empfanden ſie als Ausſchweifungen der Phantaſie. Ja, dieſe paradieſiſchen Farbenträume einer Dichterſeele ſtanden in unbegreiflichſtem Gegenſatz zu der Zeit, in der ſie entſtanden: es war das ſchauerliche Ende einer glänzenden Epoche, die in Hungersnöten und Kriegselend zu Falle kam und nur auf den Augenblick des Todes ihres Herrſchers wartete, um ihren lange

zurückgedämmten Inſtinkten in einer ſchmachvollen Orgie freien Lauf zu laſſen. Doch auch zu den Orgien der Regentſchaft ſtehen dieſe „galanten Feſte“ eines Einſamen in einem nicht minder ſchroffen Gegenſatz, und der Verſuch, den Künſtler aus ſeiner Zeit und Umwelt heraus zu erklären, iſt zur Unfruchtbarkeit verdammt. Man muß an das geheimnisvolle Walten einer Volksſeele glauben, um für dieſen einzigen Meiſter einen Platz im Strome des Geſchehens zu finden, der die weſteuropäiſche Kultur ihren herbſtlichen Tagen entgegenführte. Man könnte fragen: Was bleibt einem Kranken, dem ein ſchönheitsſeliges Auge zum Verhängnis wird, in ſeiner Einſamkeit anderes übrig, als ſich an der Heiterkeit der Komödie zu ſättigen, unbekümmert um den Geſchmack der Zeitgenoſſen, denen behelmte Muſen in akademiſcher Haltung ein würdigerer Gegenſtand ſchienen? Doch auch damit iſt das ſchöpferiſche Weſen und das Einzige, das hier am Werke iſt und ſich verſchwendet, nicht erklärt. Daß da ein geborener Meiſter der Malerei ſeine Meiſterſtücke ſchuf, ſahen nur die Kenner: die ſorgfältigſte Naturbeachtung, die Verbindung der Geſtalten mit dem Hintergrund – das Hauptproblem der Barockzeit! –, die Charakteriſierung der Typen, die geiſtreiche Sicherheit der Zeichnung, die im unermüdlichen Gebrauch des Rötels oder des Silberſtifts zur Meiſterſchaft gereift war, die Eigenart der Gruppierung, die Verteilung des Lichtes und eine höchſt perſönliche, ganz modern anmutende Technik genügten nicht, um in dieſen zierlichen oder mittelgroßen Bildern Erzeugniſſe der „großen Kunſt“ zu ſehen. Von einem zauberhaften Naturgefühl, das wir bei den übrigen Malern des Jahrhunderts, und beſonders bei ſeinen Nachahmern, vergeblich ſuchen werden, ganz zu ſchweigen: es iſt einzig und ſchafft eine ruhige Verklärung der Natur, die doch ohne den franzöſiſchen Park und das Licht, das in ſeinen Tiefen waltet, gar nicht denkbar wäre. Was liegt daran, daß wir im einzelnen die Einflüſſe Tizians, in ſeiner Vorliebe für goldene oder ambrafarbige Töne, oder Veroneſes, in der Verteilung des Lichts und der Verwendung kalter Töne, zu ſpüren glauben: das Lebenswerk Watteaus offenbart eine Urſprünglichkeit des Schauens und Empfindens, der man nicht gerecht wird, wenn man die Meiſter, an denen ſie zur

Reife kam, als Lehrmeiſter aufruft. Die galanten Schäferſzenen der Nachahmer zeigen die gleichen Schäfer wie die Bilder Watteaus; aber ihr Geiſt iſt ein anderer, ganz abgeſehen von der Meiſterſchaft eines großen Malers und Landſchafters, dem die Natur heilig iſt. Bei Watteau fehlt jede Lüſternheit, und ſchon dadurch ſtehen ſie dem Geſchmack der Zeit entgegen, der ſpäter Fragonard, der einzige Meiſter, in dem etwas vom eigentlichen Geiſte Watteaus lebte, ſeinen galliſchen Übermut in voller Freiheit zeigen durfte. Dieſe Geſtalten leben ſchon durch ihre Gewandung, an deren virtuoſer Wiedergabe ſich ein Malergemüt ergötzt, außerhalb jeder Zeit: ſie ſind weder franzöſiſch noch italieniſch, ſondern ſtammen aus einer paradieſiſchen Welt, wo alles, Haltung, Miene, Blick und Schweigen, den Adel eines zarten, leidenden Gemütes verrät. Und ſie leben und weben in einer herbſtlich goldenen, ſtillen Natur, welcher der Künſtler keine Gewalt antut, und die Hermen und Marmorgötter, um die ſich Roſen und Efeu ſchlingen, wirken anders als die Skulpturen der Barockgärten oder die ſo franzöſiſch anmutenden Marmorbilder in dem Kunſtpark zu Verſailles. Freilich, das Land, in das wir blicken, iſt ein reines Traumland, deſſen Sonnenuntergänge und Glorien des Herbſtes den Beſchauer mit Sehnſucht erfüllen. In dem akademiſchen Bericht des Grafen Caylus ſteht ein ſchwer überſetzbarer Satz; der Graf meint von Watteau: „Il était un peu berger.“ Das will beſagen: er war weltfremd, ein Träumer aus Feenland, mit einer Seelenſtimmung, die ſich nur in einem Traumland oder einem glückſeligen Arkadien heimiſch fühlte. Dieſem „Hirten“ war die Leidenſchaft in ſeinen Geſtalten zuwider: ſie alle leben und träumen in einer lichten Welt ohne Stürme, wo das zarteſte Begehren eine leiſe oder ſtumme Sprache ſpricht und ſich in keiner Berührung verrät. Die berühmte „Einſchiffung nach Cythera“ zeigt ein heiteres, gleichgeſtimmtes Volk, das läſſig ſchlendernd dem Prunkſchiffe zuſtrebt, das für eine paradieſiſche Ferne beſtimmt iſt. Es iſt das Volk, für das der Mozartianer Stendhal ein Jahrhundert ſpäter die Theorie der Geſchmacksliebe, de l'amour-goût, erfand, ohne zu bedenken, daß eine Geſellſchaft, die danach lebt, dem Untergang verfallen iſt: denn wer der Liebe die Allmacht eines Triebes nimmt, verdammt ſie zum Ver-

ſiegen, und die leichte Schwermut, die wie ein Duft über dieſer Watteauſchen Welt zu ſchweben ſcheint, iſt wohl ein Zeugnis für die Tatſache, daß der Künſtler, deſſen erotiſche Zurückhaltung alle ſeine Freunde bezeugen, von dem Liebesfeſt der Welt ſelbſt ausgeſchloſſen war und ſeine Sehnſucht nur als Schöpfer leichter Geſtalten voll der zauberhafteſten Anmut ſtillen konnte. Das Seeliſche, das da zum geſtalteten Wunder wird, iſt trotz allem von ſolchem Adel, daß es nur die Augenblicke ſchönen Seins feſthält und auch der Erwartung lachender Luſt nicht geſtattet, den drängenden Trieben die leichte Feſſel zu lockern. Wir wiſſen, daß die wirkliche Liebesinſel dieſer franzöſiſchen Kultur anders ausſah als die Farbenträume Watteaus und der bezauberten Welt die Sinnlichkeit eines gealterten Volkes in anderer Wirklichkeit offenbarte. –

Doch damit geraten wir wieder auf das Gebiet des rein geſchichtlichen Geſchehens, das uns zum geiſtigen Beſitz wird, indem wir ſeine Fülle ordnen und auf dem Wege nach einem dunkeln Ziele zu deuten ſuchen. Wir ſind heute imſtande, die Zeit des Sonnenkönigs, gegen die ſich ſeinerzeit die Schöpfer und Vertreter unſerer deutſchen Kultur wehren mußten, als eine geſchloſſene Welt zu betrachten, deren Gebilde zum größten Teil nur noch den Kulturpſychologen angehen. Ob Nietzſche mit ſeiner bekannten Behauptung, die Deutſchen ſeien zu früh aus der Schule der Franzoſen entlaufen, recht hatte, mag dahingeſtellt bleiben. Wir deutſche Enkel wiſſen nur allzuwohl, welche Nachteile wir dieſer Zeit verdanken, und verhehlen uns nicht, daß ſtets Zwitterwerke entſtehen, wenn ein Volk von verſchiedenem Geblüte die Lebens- und Weſensformen eines anderen nachzubilden ſucht. Erſt der Menſch zeitlicher Entfernung vermag volle Gerechtigkeit zu üben und in dem Schauſpiel, das jede einheitliche Kultur bietet, das Walten eines ſchöpferiſchen Weltgefühls zu verfolgen und in dem Auf und Ab einer großen Welle das geſchichtliche Werden einer höheren Zielſtrebigkeit zu genießen. Was ſtets verehrungswürdig an dieſer Zeit ſein wird, iſt der Wille zur Form, der ſich da auf allen Gebieten in ſeiner ganzen Strenge auswirkt und, in der Verfolgung eines klar erſchauten Ideals, die wichtigſten Schöpferkräfte beſchneidet, wenn jenes gefährdet erſcheint. Der

Einzelne, wie Watteau, mag als Genie ſeiner eigenen Natur gehorchen und auf ſeine Weiſe dem Drang eines wachſenden und reifenden Weltgefühls, das Geſtaltung will, Ausdruck geben; aber die Einheitlichkeit eines Kulturwillens zeitigt in ſeiner Entfaltung Werke, die ſtets den Blick auf den Ablauf eines allgemeinen Schöpfertriebes lenken und in geheimnisvollem Zuſammenhang ſtehen.

Und hier darf ich noch einmal an das bedeutſame Geſtändnis des Bürgers Labruyère erinnern, daß dem als Chriſten geborenen Franzoſen die großen Stoffe verboten ſeien; er wende ſich, wenn er ſie zuweilen berühre, den kleineren zu, die er durch die Schönheit ſeines Geiſtes und ſeines Stils adele. Das will beſagen: die Zucht, die der Wille zur ſtrengen Form in allen Lebensäußerungen vorausſetzt, beſchneidet auch das Maß des Menſchlichen und macht es der großen Natur ſchwer, emporzukommen. Die franzöſiſche Kultur, die keinen Schöpfer allererſten Ranges hervorgebracht hat, verdankt dieſem klar erfaßten Willen die beſte Proſa der neueren Zeit und die beiſpielloſe Hochſchätzung der Sprache als eines unfehlbaren Mittels, das durch ſeinen Gebrauch allein ſchon äſthetiſche Genüſſe vermitteln und auch dem Fragwürdigen die Dauer der Schönheit verleihen mag. Bossuet würde jedem Franzoſen als bloßer Großmeiſter ſeiner Sprache verehrungswürdig bleiben, auch wenn er nicht, in einzelnen Teilen ſeiner Schriften, als typiſcher Vertreter der moraliſtiſchen Kultur des „großen Jahrhunderts“ gelten müßte. Da iſt ein klarer Sinn am Werke, der dem Deutſchen erſt anerzogen werden muß, und es bleibt die Frage, ob er in dieſer Strenge nicht eine Beſchneidung ſeines inneren Reichtums erblicken würde, der nur allzugerne in der freien Formloſigkeit waltet und nur in der Muſik, und auch da nur für eine Zeitlang, die Sicherheit der großen Form gewann. Wenn immer das Franzoſentum auf Bahnen gerät, die ſeinen Lenkern gefährlich erſcheinen, ſucht es die Wege, die in ſeine klaſſiſche Zeit zurückführen und ihm die Geſundung durch die Pflege des klaſſiſchen Geiſtes verheißen, mit der Sicherheit eines uralten Inſtinktes auf: dieſe Welt, in der Ludwig XIV. als der wirkliche und anerkannte Vertreter eines Volkes und einer Kultur ſtand, iſt den Franzoſen heute noch ein Schickſal,

das fortzeugend wirkt, während wir davor als vor einem fremden Schauſpiel ſtehen und deſſen Ausſtrahlungen in andere Volksſeelen mit den Augen des hiſtoriſchen Sinnes verfolgen, für den es keine ewigen Formen gibt. Schon als der Cavaliere Bernini, im Jahre 1665, als gefeierter Gaſt des jungen Königs nach Paris kam, um dem glücklichen Erben Richelieus die Entwürfe zur Vollendung des Louvre vorzulegen, war der bewußt gewordene Kulturwille dieſes Volkes ſo entwickelt, daß es die Entwürfe des genialen Zauberers ablehnte, und man täuſcht ſich, wenn man dies Verhalten auf den reinen Neid der franzöſiſchen Baumeiſter zurückführt: der Geiſt von Verſailles konnte, wenn er ſich ſelber treu bleiben wollte, in kein Verhältnis zu dem Weltgefühl kommen, das damals in dem päpſtlichen Rom Kirchen, Paläſte und Portiken baute und uns einen ſeltſamen Zwieſpalt zwiſchen Gefühl und Ausdruck offenbart, den wir leicht überbrücken, aber nicht leugnen können. Ja, man geht nicht fehl, wenn man in dem gefeierten Meiſter des Hochbarock und dem abſolutiſtiſchen Herrſcher Frankreichs zwei Menſchheitsvertreter ſieht: dem Künſtler von Gottes Gnaden, der ſeinen Wert und ſeine Sendung kennt, ſteht der Herrſcher von Gottes Gnaden gegenüber, deſſen Wille den Einzelnen verbraucht, wenn dieſer ſich in den Dienſt einer Idee begibt und die Machtmittel eines pyramidenförmig aufgebauten Staatsweſens mit der Unbedenklichkeit des beſten Gewiſſens von der Welt verwendet. Bernini, der in ſeinem Rom ohne Bedenken zuſah, wie die Beute einer Welt äſthetiſchen Zwecken dienſtbar gemacht wurde, mochte in der Stellung des jungen Königs zu den Künſten etwas Unſittliches ſehen; aber erſt der Verlauf der Geſchichte zeigte, welche Kräfte und Gegenkräfte ſich in der Wirkſamkeit des abſoluten Staatsgedankens entfalteten. Watteau mochte ſeine ſchöpferiſche Freiheit dem bürgerlichen Mäzenatentum verdanken; der Machtwille des Herrſchers oder Staates duldet keine Entfaltung ſchöpferiſcher Kräfte, die ſeinem Weſen und ſeinen Zwecken widerſtreben: er macht auch aus ſeinen Dienern größten Stils, wie Colbert, nur Vollſtrecker ſeines Willens, und deren Würde beſteht darin, daß ſie ihre eigene Perſönlichkeit einem einheitlichen Willen unterordnen. Damit aber iſt dem Individualismus, wie

er ſich in den Künſtlern der Renaiſſance und des Barock frei entfalten durfte, das Urteil geſprochen. Jede Macht iſt nicht nur, wie der alte Schloſſer behauptet, böſe an ſich; ſie kann auch keine andere neben ſich dulden. Nun erſt gewinnt die Bemerkung des Herzogs von Saint-Simon, die Regierung Ludwigs XIV. ſei eine „lange Herrſchaft erbärmlichen Bürgertums“ geweſen, ihre volle Bedeutung: es iſt nämlich ein bürgerliches Gewiſſen, das im Aufbau dieſer Staatsform waltet und in der vergötterten Perſon des Königs ihre Spitze erreicht, und der bezeichnendſte Vertreter der Organe, deren ſich dieſer Abſolutismus bedient, iſt der Bürger Colbert, der die Machtmittel ſchafft, um in einer Welt, die eine Welt der Händler werden ſoll, alle ſchöpferiſchen und wirtſchaftlichen Kräfte eines aufſtrebenden Volkes einer Idee dienſtbar zu machen und damit das eigene Gewiſſen zu rechtfertigen. Der ſchickſalsmäßige Gedanke, der dieſer geſchloſſenen Einheitskultur zugrunde liegt, erweiſt ſich als ſo ſtark, daß ſeine Erben ſogar das Werk, das ihr Weſen zu verneinen ſcheint – ich meine den „Contrat social“ Rousseaus –, als Rechtfertigung ihrer Zwecke hinſtellen durften: man weiß, daß die Franzöſiſche Revolution, die nur den Übergang eines alten und durchaus völkiſchen Verwaltungsſyſtems in andere Hände bedeutet, dieſes Buch des erſten romantiſchen Individualiſten als Buch ihrer Bücher zu betrachten pflegte und damit bewies, daß es im politiſchen Leben nicht auf die Entſtehung einer Macht, ſondern auf deren Gebrauch ankommt. Daß der moderne Machtſtaat nicht durch einen Geſellſchaftsvertrag zuſtande kam, bedarf ja keines Beweiſes; aber daß man eine ſolche Theorie im Dienſte einer neuen Macht verwerten kann, um den Antritt eines uralten Erbes zu rechtfertigen, gehört zu den Mitteln der Politik, die ſich in neuerer Zeit der moraliſtiſchen Schlagworte bedienen muß, um ihre Ziele zu verſchleiern. Die klaſſiſche Kultur der Franzoſen hat es den Einzelnen ſchwer gemacht, emporzukommen; aber ſie zeigt auch, welche Vorteile dem Einzelnen erwachſen, wenn er ſich dem Zwange einer Form fügt, die Sicherheit verſpricht und den Ewigkeitswert alles rein Geſtalteten durch die ſtändige Befruchtung alles Werdenden erweiſt.

SAINT-SIMON

Ein biographischer Abriß von Wilhelm Weigand

I

IM Jahre 1625 kam ein kleiner Edelmann, Claude Rouvroy de Saint-Simon, der einem verarmten Adelsgeſchlecht aus der Landſchaft Vermandois entſtammte, als Stallpage an den Hof Ludwigs XIII., wo er ſehr raſch die Aufmerkſamkeit des ſcheuen Königs auf ſich zog: der angehende Höfling verſtand es, ſeinem berittenen Jagdherrn, der beim Pferdewechſel ſehr ungeduldig war, das neue Reittier „ſo zu drehen, daß deſſen Kopf an den Hinterteil des Pferdes zu ſtehen kam, das der König verließ. So konnte dieſer, da er gewandt war, von einem aufs andere ſpringen, ohne den Fuß auf die Erde zu ſetzen, und das war im Nu geſchehen."[1] Man mag dieſes Verdienſt nicht allzuhoch einſchätzen, und ſchon Tallemant des Réaux, deſſen klarer Verſtand ſich ſelten blenden läßt, urteilt mit leiſem Spott: „Der König faßte eine Zuneigung zu Saint-Simon, weil ihm der Burſche ſtets gewiſſe Nachrichten über den Jagdbeſtand gab, weil er ſeine Pferde nicht plagte und nicht in ſein Horn geiferte, wenn er es blies."[2] Der König, der ſich, trotz ſeines galanten Hofes, im Grunde ſeiner Seele vor den Frauen fürchtete, bedurfte der Freundſchaft, um die Öde ſeines Daſeins auszufüllen, und ſo erwuchs aus dem geſchickten Jagdbegleiter ſehr raſch ein Günſtling, dem in Bälde Ehren und Ämter in Fülle zufielen: er wurde nacheinander Kommandant der Schlöſſer von Petit-Bourbon, Verſailles und St. Germain, Jägermeiſter bei der Wolfsjagd, erſter Kämmerer, Mitglied des Staatsrates und Königlichen Rates, Ritter des Ordens vom hl. Michael, Gouverneur von Meulan und Blaye (bei Bordeaux) und, im Jahre 1635, Pair und Herzog. Dieſe

[1] Saint-Simon: Mémoires, I, 144. — [2] Historiettes, III, 65. (éd. Monmerqué.)

Würde war ſo groß, daß der glückliche Emporkömmling ſelbſt das Bedürfnis fühlte, ſie zu rechtfertigen: in dem Adelungsbriefe, durch den er die Pairswürde erhielt, ſtand zu leſen, daß er in direkter Linie von den Grafen von Vermandois abſtamme. Dieſe aber leiteten ihren Urſprung auf den König Bernhard von Italien, einen Urenkel des großen Frankenkaiſers, zurück, und Ludwig von Saint-Simon, der überſtolze Erbe des erſten Herzogs und Pairs, mochte ſich, wenn er eines ſolchen Ahns gedachte, von beſſerem Adel wähnen als die jüngeren Bourbonen. Der Sohn des früheren Stallpagen verfehlte denn auch niemals, dieſe Abſtammung bei jeder Gelegenheit zu betonen[1], obwohl er ſonſt, wenn es ſich um Adelsanſprüche handelte, von höhniſcher Zweifelsſucht den weiteſten Gebrauch machte. Das Glück des Pairs und Herzogs Claude de Saint-Simon war übrigens nicht von allzu langer Dauer: Richelieu liebte das Emporkommen dieſer Günſtlinge, die ihre Stellung einer zweifelhaften Laune oder der Jagdfreundſchaft ſeines Herrn verdankten, nicht und ſorgte dafür, daß ſie nicht allmächtig wurden.

Obwohl Claude de Saint-Simon, der im Alter von zwanzig Jahren ein Einkommen von 100000 Talern genoß, mächtig genug war, um dem Kardinal während der famoſen Journée des dupes ſeinen Beiſtand zu leiſten, dauerte ſein Einfluß nur ein Jahrzehnt: 1636 wurde der Günſtling in ſein Gouvernement Blaye verbannt. Alle Verſuche, bei dem allmächtigen Kardinal wieder in Gunſt zu gelangen, ſchlugen fehl; Richelieu ſtarb am 4. Dezember 1642, und das Ableben des Königs, der ſeinem Miniſter am 14. Mai 1643 ins Grab nachfolgte, vernichtete die letzten Hoffnungen des ehrgeizigen Gründers des Familienglückes der Saint-Simons für immer. Er legte, als die Regentin, Anna von Öſterreich, ſeine Dienſte verſchmähte, ſeine ſämtlichen Hofämter

[1] In ſeinen Memoiren erklärt er ſchlankweg: „Nous sortons du sang de Charlemagne, au moins par une femme, sans contestation aucune.“ (I, 282.) Auch ein anderer Sproſſe der Familie, der Gründer des Saint-Simonismus, teilte dieſen Glauben: er erzählte, ihm ſei, während er unter der Schreckensherrſchaft im Gefängnis ſaß, ſein großer Urahn erſchienen und habe ihm ſeine Lebensaufgabe angewieſen. Und der Erzähler bemerkt, ſeit die Welt beſtehe, habe ſonſt kein einziges Haus einen Helden und einen Philoſophen erſten Ranges hervorgebracht. — Über dieſe Anſprüche, die Saint-Simon im übrigen auf keine Weiſe zu rechtfertigen oder auf Adelsbriefe zu ſtützen ſuchte, weil er ihre Schwäche einſehen mochte, vergl. die Boislisleſche Ausgabe der Mémoires, Appendice I, 384ff.

nieder und zog ſich nach Blaye zurück. Während der Fronde hielt er, nach einigem Schwanken, treu zum König, und dieſe Haltung geſtattete ihm, ſeinen Sohn ſpäter an den Hof zu bringen. Claude de Saint-Simon hatte aus erſter Ehe nur eine Tochter, die ſpätere Marſchallin von Brissac.[1] Als er im Alter von vierundſechzig Jahren Witwer wurde, dachte er ſofort an eine zweite Ehe, damit ſein ſchöner, ſelbſterworbener Herzogstitel nicht erlöſche: im Jahre 1672 vermählte er ſich mit Charlotte de l'Aubespine, die fünfunddreißig Jahre jünger war als ihr Gemahl und dieſem, drei Jahre darauf, am 15. Januar 1675, den langerſehnten Erben und Stammhalter des Hauſes ſchenkte.

Ludwig von Saint-Simon war der Sohn eines Greiſes und ein überzartes Kind, aus dem ein ſchwächliches kleines Männchen mit einem ſäuerlichen Geſicht, dünnen Lippen, aufgeſtülpter Spitznaſe und höchſt reizbaren Nerven erwuchs. Der Sprößling eines abſterbenden Geſchlechts verlebte ſeine früheſte Jugend in dem prächtigen Schloſſe ſeines Vaters, zu Ferté-Vidame zwiſchen Dreux und Chartres, und kam dann ſpäter nach Paris, wo er in dem altertümlichen Stadthauſe der Familie, in der Rue des Saints-Pères, ohne jede Berührung mit Altersgenoſſen in der Obhut ſeiner Eltern heranwuchs. Wie alle Kinder alter Eltern war er frühreif und, von ſeinem unbezähmbaren Jähzorn abgeſehen, ein braves kluges Kind, das durch ſeine Umgebung in der Unzufriedenheit mit der Gegenwart erzogen wurde: denn der frühere Günſtling Ludwigs XIII. lebte und webte in den Erinnerungen an die große Zeit ſeines Aufſtieges und blickte auf ſeine Zeitgenoſſen mit der Verachtung eines großen Herrn herab, für den Rangfragen Lebensfragen waren. Die Phantaſie des wißbegierigen Knaben, der Latein, Geographie, ein paar fremde Sprachen, Italieniſch und Spaniſch, Feſtungsbaukunde und etwas Philoſophie unter Malebranche lernte, ſich aber, bezeichnenderweiſe, nur aus der Geſchichte etwas machte[2], erſtarkte an den Erinnerungen ſeines Vaters, die mit der Macht beſtimmender Eindrücke in ihm nachwirken ſollten: er ſah zeit ſeines Lebens in Ludwig XIII. den größten der Bourbonen, und das ver-

[1] Von 1646–1684. Sie hatte ſich am 17. April 1663 mit Henri-Albert de Cossé, Herzog von Brissac, Pair von Frankreich, vermählt. — [2] Mémoires, I, 25.

klärte Bild, das er von ſeinem Vater entwirft[1], verrät deutlich, daß er nicht nur die Weltanſchauung des alten Herzogs, ſondern auch deſſen Vorurteile und Abneigungen übernommen hatte. Auch der heiße Drang, die kaum errungene Größe des Hauſes Saint-Simon auf eine unerſchütterliche Grundlage zu ſtellen, geht auf den Einfluß ſeiner Eltern zurück, die in Etikettenfragen keinen Spaß verſtanden. Wir beſitzen von dem jungen Saint-Simon, der den Titel eines Vidame de Chartres führte, eine Schilderung der Feierlichkeiten beim Begräbnis der Dauphine aus dem Jahre 1690: es lieſt ſich wie das Regiſter eines Zeremonienmeiſters, dem nichts entgeht, weder das Verhalten der Leidtragenden, noch die nach dem Rang der Teilnehmer abgeſtufte Verſchiedenheit der Trauerkleidung, noch einige burleske Zwiſchenfälle. Der künftige Schilderer des Hofes Ludwigs XIV. iſt ſchon ganz in dieſem merkwürdigen Schriftſtück erhalten. Im Jahre darauf, am 28. Oktober 1691, brachte der alte Herzog Claude ſeinen Sohn Ludwig, den es nach dem Dienſt in der Armee gelüſtete, an den Hof, wo ihn der König ſehr wohl aufnahm, obwohl er von der ſchmächtigen Geſtalt des jungen Herrn nicht ſehr erbaut war. Ludwig von Saint-Simon erhielt die Erlaubnis, in das vornehme Regiment der grauen Musketiere einzutreten, und machte 1692 die Schlacht bei Neerwinden als Hauptmann mit, ohne ſich beſonders hervorzutun. Da er ſeine Zukunft bei allem Tun und Laſſen im Auge hatte, benutzte er ſelbſt den Dienſt im Felde, um ſich nützliche Verbindungen zu ſchaffen: er lebte, um die Augen der Leute auf ſich zu ziehen, überall als großer Herr mit ſtattlichem Gefolge zu Fuß und zu Pferde, machte den kommandierenden Marſchällen den Hof und erſchien im Frühjahr, wenn der Krieg begann, möglichſt ſpät im Lager, um nur recht lange bei Hofe weilen zu können. Im Jahre 1692 verlor er ſeinen Vater, deſſen ſämtliche Ämter er, dank der Gnade des Königs, als Erbe antreten konnte, obwohl ſich der ältere Bruder der Madame de Maintenon, der Graf d'Aubigné[2], um den vielbegehrten Statthalterpoſten in Blaye bewarb.

[1] Mémoires, I, 133–224. — [2] 1634–1703. Die Marquiſe tat nicht allzuviel für ihre Verwandten. Ihr Bruder war von 1691 an Statthalter in Berry und bezog außerdem eine königliche Penſion von 24000 Livres.

Nachdem der junge Herzog in den Beſitz des bedeutenden väterlichen Nachlaſſes gelangt war, dachte ſeine Mutter daran, ihn zu verheiraten. Er ſelbſt erzählt, daß er ſich nur nach ſeinem Gutdünken verheiraten wollte; das will ſagen, daß der junge Pair, dem die Ordnung zerrütteter Vermögensverhältniſſe oblag, an eine Gemahlin aus großem Hauſe dachte, deſſen Verbindungen ihm nützen konnten. Er bewarb ſich leidenſchaftlich um die Tochter des Herzogs de Beauvillier[1], des einzigen Miniſters, der nicht aus der „roture", dem Bürgertum, ſtammte; aber das junge Mädchen verlangte ins Kloſter und war nicht dazu zu bewegen, die Hand des feurigen Bewerbers anzunehmen. Als dieſer ſah, daß er, trotz aller Leidenſchaftlichkeit der Werbung, nicht an ſein Ziel gelangen würde, vermählte er ſich 1695, als Zwanzigjähriger, mit der Tochter des Herzogs de Lorges[2], eines Neffen Turennes. Die Ehe entſprach, mit Ausnahme eines Punktes, allen ſeinen Wünſchen: der Vater der Herzogin de Lorges war nämlich ein ganz namenloſer Steuerpächter geweſen, und Saint-Simon hütete ſich in der Folge wohl, von der großmütterlichen Abſtammung ſeiner Gemahlin viel Weſens zu machen. Die Ehe, die bis zum Jahre 1743 dauerte, war ſehr glücklich, und der Ton, in dem Saint-Simon von ſeiner Gemahlin ſpricht, läßt erraten, daß er ſeiner Lebensgenoſſin von Herzen zugetan war. In ſeinem Teſtamente verlangte er, daß ſein Sarg an den der Herzogin mit Klammern angeſchmiedet würde: ſo ſtanden die Särge beiſammen, bis ſie der Pöbel im Jahre 1794 erbrach und die Gebeine in ein Maſſengrab warf.

Gegen Ende des Jahres 1693 kaufte Saint-Simon ein Kavallerieregiment und wurde, kaum neunzehnjährig, zum Oberſt (mestre de camp) ernannt. Unter Ludwig XIII. war der Käufer eines Regiments auch deſſen Eigentümer geweſen, und der Adel, der, nach feudaler Auf-

[1] Mémoires, II, 2. Paul de Beauvillier, Graf von Saint-Aignan, 1648—1714, war, nachdem er eine Zeitlang im Heere gedient hatte, im Jahre 1685 Finanzminiſter geworden. Er war außerdem Großfeldmeſſer von Frankreich (1687) und Gouverneur von Le Havre, Loches und Beaulieu. 1689 übertrug ihm der König die Erziehung ſeines Enkels, des Herzogs von Burgund, die er mit Fénelon leitete. Er war mit Henriette-Louise Colbert, 1657—1733, der zweitälteſten Tochter des Miniſters, vermählt. Über ſeinen Vater ſiehe Note 5 auf S. 68. — [2] Guy de Durfort, Graf und (1691) Herzog von Lorges (1630—1702), Marſchall von Frankreich ſeit 1676 und Statthalter von Lothringen (1694). Er hatte einen Sohn und fünf Töchter, deren älteſte, 1678—1743, die Gemahlin Saint-Simons wurde.

faſſung, ſein Blut dem König ſchuldete, betrachtete das Heerweſen als ſein eigenſtes Gebiet, wo er frei ſchalten und walten konnte. Unter Ludwig XIV. wurden die Verhältniſſe anders; die großen Armeen, die nun ins Feld rückten, bedurften einer ſtraffen Organiſation, und die Oberſten wurden ihres Rechtes beraubt, ihre Unteroffiziere zu ernennen und das Regiment nach Belieben zu verwalten. Trotz der Käuflichkeit der Regimenter ſollte niemand ein ſolches erwerben, wenn er nicht Soldat geweſen war, und die vornehmen Hauptleute ſahen ſich überdies von Armeeinſpektoren überwacht, die nichts hingehen ließen, weil ſie dem König oder dem Kriegsminiſter Rechenſchaft ſchuldeten. Obwohl man den Söhnen großer Häuſer zuweilen durch die Finger ſah, behagten dieſe Verhältniſſe dem Herzog von Saint-Simon auf keine Weiſe, und als ſcharfer Beobachter wurde er nicht müde, die Nachteile der neuen Organiſation, die hauptſächlich in kleinlicher, bureaukratiſcher Verwaltung beſtanden, in ſeiner nörgelnden Weiſe hervorzuheben. Was aber den hellen Zorn des jungen Oberſten erregte, war die Forderung der Regierung, daß nur dem Verdienſt die Beförderung zuteil werden ſollte: dies hieß dem Talent, das heißt in den meiſten Fällen Leuten ohne Namen, den Weg zu Ruhm und Würde öffnen, für die, ſeiner tiefſten Überzeugung nach, einzig und allein der Adel geſchaffen war. Saint-Simon, dem es nicht gegeben war, ſich als Soldat und Führer irgendwie hervorzutun, zögerte übrigens nicht lange, die nötige Folgerung aus dieſen Verhältniſſen zu ziehen: als nach dem Frieden von Ryswick ſein Regiment neu organiſiert werden ſollte, geriet er in helle Empörung, und als ihn der König gar 1702, bei der Ernennung neuer Brigadeführer, überging, ſchützte er erſchütterte Geſundheit vor und nahm ſeinen Abſchied. Ludwig XIV., der Soldaten brauchte, war mit dieſem Entſchluß ſehr unzufrieden und trug ihm ſein Verhalten lange nach, ohne ihm indeſſen ſeine Gunſt völlig zu entziehen; denn die Herzogin von Saint-Simon gehörte zu den einflußreichſten Perſönlichkeiten des königlichen Kreiſes und wußte unter Umſtänden mit geſchickter Hand gutzumachen, was ihr Herr Gemahl durch ſein ungeſtümes Weſen verdarb.

In ſeinem Entlaſſungsſchreiben hatte Saint-Simon dem König mitgeteilt, daß ihm ſein Entſchluß, den Heeresdienſt zu quittieren, wenigſtens den Vorzug gewähre, häufiger um ihn zu ſein und ihn regelmäßiger zu ſehen. Dies hieß als Höfling ſchmeicheln; denn Ludwig XIV. hielt, wie ſchon erwähnt, darauf, daß der Adel ſeines Reiches in Verſailles weilte. In der Tat, von nun ab war Saint-Simon einer der pünktlichſten Höflinge, der bis zum Tode des Königs nur zuweilen auf ganz kurze Zeit vom Hofe abweſend war: er nahm an allen Feſten und Empfängen teil, ja, er durfte zuweilen die Nachtkerze halten, während ſich der König auszog. Jedenfalls war er mit der Hoffnung an den Hof gekommen, eine Rolle als Günſtling oder Miniſter zu ſpielen; aber der Monarch mochte fühlen, daß der kleine Herzog mit der ſcharfen Zunge, der ſich mit Gott und der Welt verfeindete, wenn ſeine Herzogswürde oder die Etikette irgendwie in Frage kam, nicht zu ſeinen blinden Bewunderern gehörte, und ſo mußte ſich der Ungeduldige begnügen, müßiger Zuſchauer des pomphaften Schauſpiels zu bleiben, das ſich Tag um Tag vor ſeinen Augen abſpielte. Von ſeinem Vater hatte er vielleicht allzu früh gelernt, alles Schöne nur in der Vergangenheit zu ſehen: in ſeinen Augen blieb Ludwig XIII. ein König für den Adel und der Sonnenkönig ein Herr für die „roture“. Saint-Simons Stellung mochte übrigens zuweilen ſchwierig genug ſein: der ewig Unzufriedene verſtand nicht die Kunſt des Schweigens, er ſprach ſeine Meinung zur Zeit und Unzeit laut und offen aus, und ſeine Äußerungen fanden willige Ohren. Als der König die Herzogin von Saint-Simon zur Ehrendame der Herzogin von Berry ernannte, richtete er die Mahnung an den Gemahl, er möge, da er ſich allzu bemerklich mache, ſeine Zunge etwas mehr zügeln. Vielleicht ahnte er, trotz ſeiner Eitelkeit, in dem ſtreitſüchtigen Herzog den geheimen Feind, obwohl er nicht vermuten konnte, daß der Unzufriedene in ſeiner beſcheidenen Wohnung im Schloſſe, wo er, wie ſo viele der vornehmſten Edelleute, hauſte, wenn er am Hofe weilte, Aufzeichnungen machte, aus denen ſpäter die berühmten Denkwürdigkeiten hervorgehen ſollten. Es iſt bezeichnend für den Höfling, daß er es vorzog, mit ſeiner Gemahlin in vier kleinen Räu-

men des Nordflügels zu hauſen, anſtatt ſein eigenes Haus in Verſailles, das heute noch ſteht, zu bewohnen. Der ehrgeizige Herzog hielt ſich ſchon deswegen für einen Staatsmann, weil er der Meinung war, der Adel ſei dazu da, um zu befehlen oder wenigſtens die Krone zu beraten; aber Ludwig XIV., dem der Adel nur als Schmuck ſeines Königsdaſeins diente, ſah in dem kleinen aufgeregten Männchen nur einen Höfling, der in Streitereien um Rangfragen aufging und ſie mit einer Verbiſſenheit führte, wie ſie an dem ergebenſten aller Höfe unerhört war. Einem modernen Menſchen mögen dieſe Rangſtreitigkeiten lächerlich erſcheinen; aber man wird billiger urteilen, wenn man bedenkt, daß dieſe Rechte die letzten waren, um die eine überflüſſig gewordene Kaſte mit Worten und Nadelſtichen, mit Demütigungen und Gemeinheiten kämpfte.

Auch ſonſt war das Gehaben des Herzogs nicht dazu angetan, das Wohlgefallen des allmächtigen Königs zu erregen: er ſpielte nicht, er ging nicht auf die Jagd, er las gute Bücher und erlaubte ſich, über alle Dinge eine eigene Meinung zu haben. Die Schranzen, die nach dem gewöhnlichen Muſter zurechtgeſchnitten waren, benutzten die Stimmungen des Königs, um dem Ehrgeizigen zu ſchaden, zumal dieſer gar kein Hehl daraus machte, daß er für die höchſten Würden im Staate geboren ſei. Es half ihm nichts, daß er ſich mit Miniſtern und Günſtlingen, mit Kammerdienern und einflußreichen Frauen gut ſtellte: ja, ſein Verhältnis zu Chamillart[1] ſchien ihm den Hals zu brechen, als der Miniſter in Ungnade fiel. Trotzdem er, infolge aller dieſer Enttäuſchungen, im Jahre 1709 nahe daran war, dem Hof den Rücken zu kehren, kam es doch nicht zum Bruche zwiſchen ihm und dem König: der geborene Beobachter konnte das Schauſpiel des Hofes nicht entbehren, und auch der König hielt darauf, daß die Statiſten nicht wechſelten. Im übrigen hatte es der Unzufriedene verſtanden, ſich mit dem Enkel des Königs, dem Dauphin, und dem Herzog von Orleans, dem begabten Sohne der Pfälzerin, gut zu ſtellen; aber der plötzliche Tod des Thronerben, auf den er, mit vielen ande-

[1] Dieſer, 1652—1721, entſtammte einfachen Verhältniſſen. Er wurde 1699 Finanzminiſter und dazu 1701 Kriegsminiſter. Die Gunſt des Königs hatte er durch ſein glänzendes Billardſpiel erlangt. Saint-Simon entwirft (VI, 291 ff.) ein ſehr ſchmeichelhaftes Bild von ſeinem Charakter.

20. Philipp V., König von Spanien

ren, vielleicht allzu große Hoffnungen ſetzte, nahm ihm, wie ein jäher Blitzſchlag, ſeine größte Hoffnung, eines Tages die Stellung eines leitenden Miniſters zu erhalten. Als einziger Lichtblick blieb ihm die Freundſchaft des begabten Philipp von Orleans, zu dem er treu hielt, obwohl die Hofgeſellſchaft in dem Neffen Ludwigs XIV. einen Giftmiſcher[1] mied und er ſelbſt deſſen ausſchweifendes Leben als ſtrenger Chriſt mißbilligte. Doch der Tod des Königs brachte ihm nur neue Enttäuſchungen: wohl erlebte er es, daß ihn der Regent in den Staatsrat berief und das Teſtament Ludwigs XIV., in dem dieſer ſeinen geliebten Baſtarden das Recht der Nachfolge auf den Thron zuſprach, von dem Parlament für null und nichtig erklärt wurde; allein ſchon die Tatſache, daß ſich der Regent Philipp von Orleans nicht mit der Anerkennung der Regentſchaft durch die Herzöge und Pairs begnügte, ſondern auch die Zuſtimmung des Pariſer Parlaments nachſuchte, ſtimmte den überſtolzen Herzog unzufrieden. Im Staatsrat aber hinderte ihn ſeine Fähigkeit, ſtets die beiden Seiten einer Angelegenheit zu ſehen, entſcheidenden Einfluß zu gewinnen: er zeigte ſich ſchwankend, wenn es galt, einen raſchen Entſchluß zu faſſen, und war überweiſe, wenn eine unbedeutende Maßregel erwogen wurde. Der begabte, aber leichtſinnige Regent, der den Charakter des Herzogs hochſchätzte, bemerkte bald, daß Saint-Simon kein Staatsmann war, und die Streitſucht des Pairs, die ſich juſt am heftigſten gebärdete, wenn es ſich um Kleinigkeiten handelte, war nicht angetan, dem lockeren Fürſten zu behagen. Dazu kam, daß derſelbe Mann, der den Staat Ludwigs XIV. mit dem Scharfblick eines Feindes beurteilt hatte, ſich in allen großen Fragen wie ein Zweifler benahm: zu Lebzeiten des alten Königs hatte er dem Regenten nahegelegt, die Generalſtände zu berufen; nun riet er davon ab, weil er Angriffe auf die Rechte des Hochadels fürchten mochte. Er war Gegner der Widerrufung des Edikts von Nantes geweſen; als aber der Regent daran dachte, den Hugenotten die Rückkehr nach Frankreich zu geſtatten, rückte er mit allen Bedenken heraus, die gegen eine ſolche Maßregel ſprachen.

[1] Als im Februar 1712 der Herzog von Burgund und ſeine Gemahlin innerhalb einer Woche wegſtarben, glaubten die meiſten, Philipp von Orleans habe ſie vergiftet.

Einen Augenblick dachte der Regent daran, ſeinen erprobten Freund zum Großſiegelbewahrer zu machen; aber Saint-Simon lehnte ab, weil er die Verantwortlichkeit fürchtete. Er haßte den Kardinal Dubois[1], wie nur er haſſen konnte; aber er ſchmeichelte ihm in den Berichten, die er während ſeiner Geſandtſchaft an den ſpaniſchen Hof 1721 an ihn ſchrieb, doch auf eine Weiſe, die an ſeinem ehrlichen Charakter zweifeln läßt.[2] Ein ſolches Verhalten mochte verſchiedenen Quellen entſpringen: vielleicht darf man annehmen, daß der Beobachter in Saint-Simon den Mann der Tat ertötet hatte: wer gewohnt iſt, das Leben als Schauſpiel zu genießen, verliert allmählich die Fähigkeit zu handeln. So kam es, daß der Regent ihm zwar freundlich geſinnt blieb, ihm aber in allen Lagen, wo ihm ſein Miniſter, der ſpitzbübiſche Kardinal Dubois, als gefügiges Werkzeug zur Hand war, ſein Vertrauen verſagte. Als der leichtſinnige Sohn der Liſelotte am 2. Dezember 1723 einem Schlaganfall erlag, ſah der Herzog nach einigem Zögern ein, daß ſeine politiſche Rolle ausgeſpielt war; er verließ Verſailles und zog ſich auf ſeine fürſtliche Beſitzung Ferté-Vidame zurück, wo in jedem Saal ein Porträt Ludwigs XIII. an die glorreiche Zeit der Familie und des Königreichs Frankreich erinnerte. Einen Teil des Jahres verbrachte der alternde Herzog in ſeinem Hotel zu Paris. Bei Hofe, wo er als unbedeutender Frömmler galt, zeigte er ſich nur noch ſelten; er beſaß genug Menſchenkenntnis, um in Ludwig XV. einen Menſchen zu ſehen, dem, mit Ausnahme des eigenen Ichs, alles gleichgültig war. —

Die Muße, die dem Alternden wider Willen zuteil geworden war, verwandte er zum Studium der Geſchichte und, von 1746 ab, zur Nieder-

[1] Guillaume Dubois, 1656—1723, nahm die Tonſur 1669, wurde 1683 Hauslehrer des Herzogs von Chartres, des künftigen Regenten Philipp von Orleans, der ihn bei ſich behielt und ihn 1718 zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und 1722 zum leitenden Staatsminiſter machte. Den Kardinalshut erhielt Dubois am 16. Juli 1721. Saint-Simon entwirft ein abſchreckendes Bild von dem äußeren und inneren Weſen des Staatsmannes, der ſeinen Emporſtieg ſeinen Laſtern verdankte und als Spießgeſell der Ausſchweifungen des Regenten den ſicherſten Rückhalt beſaß. Auch Chamfort erzählt eine bezeichnende Anekdote über den Verkehr des leichtſinnigen Regenten mit ſeinem ehemaligen Hauslehrer: „Eines Tages wollte der Regent einen Maskenball beſuchen, ohne erkannt zu werden. ‚Dafür weiß ich ein Mittel‘, ſagte der Abbé Dubois, und auf dem Ball gab er ihm Fußtritte in den Hintern. Der Regent fand, ſie ſeien zu ſtark, und ſagte: ‚Abbé, du verkleideſt mich zu ſehr.‘“ (Oeuvres de Chamfort, éd. Jouaust, Paris 1879, librairie des Bibliophiles, II, 141.) — [2] Papiers inédits du Duc de Saint-Simon et dépêches sur l'Ambassade d'Espagne. Tableau de la Cour d'Espagne en 1721. Introduction par Edouard Drumont. Paris 1880, Quantin.

ſchrift ſeiner Denkwürdigkeiten. Der Abend ſeines Lebens war traurig: ſein älteſter Sohn, der den Titel eines Herzogs de Ruffec führte und den Stolz ſeines Vaters geerbt hatte, ſtarb 1746 vor ſeinem Vater; er hinterließ nur eine Tochter. Der jüngſte hatte die ſchwächliche Natur ſeines Vaters geerbt und ſtarb kinderlos im Jahre 1754, nachdem er jahrelang an einer ſchrecklichen Krankheit gelitten hatte. Die einzige Tochter Saint-Simons war ſo häßlich, daß man ſie der Welt verbarg. Sie fand trotzdem, gegen den Willen ihres Vaters, in dem Prinzen von Chimay einen Gatten, der ſeine Gemahlin bei ihren Eltern ließ und ſich als rechter Edelmann im Stil der Zeit mit ihrer Mitgift vergnügte Tage machte. Der alternde Mann, der das Erlöſchen ſeines Mannesſtammes miterleben mußte, kam ſogar dahin, die Kinderloſigkeit nicht als größtes der Übel zu betrachten. Dazu geſellten ſich allerlei Geldverlegenheiten: wie alle großen Herren, denen die Gunſt des Königs als Quelle beſtändiger Einkünfte vorſchwebte und die Sicherheit eines Herrendaſeins verſprach, verſtand er es nicht, aus eigenen Mitteln zu wirtſchaften. Nach dem Tode der Herzogin geriet er in die größten Schwierigkeiten, ſo daß er zuletzt nicht einmal mehr in der Lage war, ſeine Dienerſchaft zu entlohnen. Wir kennen ein Aktenſtück, durch welches Saint-Simon ſein ſämtliches Vermögen ſeinen Gläubigern überließ und nur ſeine Penſionen für ſich behielt. Es iſt bezeichnend, daß faſt alle ſeine Gläubiger, mit Ausnahme eines Herrn Rohan-Chabot, kleine Leute: Tapezierer, Schneider, Apotheker, Bäcker, Fiſchhändler und Krämer waren. Unter ſolchen Verhältniſſen ſchrieb der Herzog während der letzten fünfzehn Jahre ſeines Lebens ſeine Denkwürdigkeiten nieder. Bei Hofe, wo man ihn als Orakel befragte, wenn Etikettenfragen zu erledigen waren, galt er als gelehrter, frömmelnder Sonderling, von dem man nur wußte, daß er ſich mit Genealogie beſchäftigte. Von ſeiner wirklichen Tätigkeit hatte niemand eine Ahnung, und der Vielſchreibende hätte es wohl als tiefſte Beleidigung empfunden, wenn man ihn zu den Schriftſtellern gerechnet hätte.

Die erwähnte Notariatsurkunde geſtattet uns auch, einen Blick in das Stadthaus in der Rue Saint-Dominique zu werfen, wo der Verein-

ſamte Tag für Tag am Schreibtiſch ſaß: die Wände der Gemächer waren mit Bildniſſen von Freunden und Gemälden italieniſcher Künſtler geſchmückt. Die große Galerie hatte der Einſiedler in ſeine Bibliothek umgewandelt. Um den ſchwarzen Tiſch ſtanden ſieben, mit rotem Damaſt beſpannte Seſſel, und die gleichen Vorhänge verhüllten die fünf großen Fenſter. Die Bibliothek enthielt 6000 Bände, meiſt Geſchichtswerke und Erbauungsſchriften. Die letzte Schrift des Herzogs war eine Vergleichung der drei Könige aus dem Hauſe Bourbon: Heinrichs IV., Ludwigs XIII. und des Roi-soleil: ſie iſt ſein beſtgeſchriebenes Werk und zeigt ſeine politiſchen Anſchauungen in gedrängter Form. Es iſt bezeichnend, daß der Feudalherr, gegen die Stimme ſeiner Zeit, keinen Augenblick zögerte, in Ludwig XIII., dem „roi des gentilhommes“, den größten Herrſcher von den dreien zu ſehen. Als Saint-Simon am 2. März 1755, achtzig Jahre alt, ſtarb, ahnte kein Menſch, daß er ein Werk hinterließ, das ſeinen Namen unſterblich machen ſollte. Dieſes Werk ſollte indeſſen erſt zu einer Zeit erſcheinen, die reif dafür war: gleich nach dem Tode des Herzogs wurden ſeine ſämtlichen Papiere von den Gläubigern mit Beſchlag belegt, und es entſtand ein Rechtsſtreit mit dem Erben, dem Biſchof Saint-Simon von Metz. Im Jahre 1760 legte der Miniſter, Herzog von Choiseul, auf Befehl des Königs, Hand auf die ſämtlichen Papiere des Verſtorbenen, die ein Notar in Verwahrung hielt, unter dem Vorwand, daß ſie Staatsgeheimniſſe enthielten. Einige Auszüge, die von Hand zu Hand gingen, hielten indeſſen die Erinnerung an die merkwürdigen Denkwürdigkeiten in der geiſtreichſten Pariſer Geſellſchaft wach; ſie wurden 1789 bis 1790 ſogar gedruckt.[1]

[1] 1780 war der erſte Auszug unter dem Titel „Extrait du Mémorial ou receuil d'anecdotes de M . . ., duc“ erſchienen. 1786 folgte die „Galerie de l'ancienne cour, avec mémoires et anecdotes pour servir à l'histoire de Louis XIV et de Louis XV“. Die erſte Ausgabe der Denkwürdigkeiten erſchien unter dem Titel: „L'observateur véridique ou Mémoires de M. le duc de Saint-Simon, sur le règne de Louis XIV et sur les premières années du règne suivant.“ Marseille, Mossy, et Paris, 3 vol., 1789. 1789 ließ Soulavie ein verſtümmeltes Supplement erſcheinen (Paris, Busson), dem der gleiche Herausgeber 1791 die zweite Ausgabe folgen ließ: „Oeuvres complètes de Louis de Saint-Simon pour servir à l'histoire des cours de Louis XIV, de la Régence du duc d'Orléans, avec des notes, des explications et des additions.“ Strasbourg, Treutel et Wurtz, 1791, 13 vol. — Die dritte Ausgabe, von Laurent: „Mémoires du duc de Saint-Simon“ (Paris, Egron 1818), iſt ebenſo unvollſtändig und ſchlecht wie die vorhergehenden.

Im Jahre 1819 verlangte der General Rouvray von Saint-Simon „die Freigabe eines ſeiner Ahnen, der ſeit mehr als hundert Jahren in der Baſtille ſitze“. Obwohl Ludwig XVIII. dem Geſuch geneigt war, machte der Archivar Schwierigkeiten, und der General erhielt 1828 nur die erſte Hälfte der Memoiren ausgefolgt; im folgenden Jahre wurde ihm jedoch der Reſt ausgehändigt, und 1830 erſchien die erſte vollſtändige Ausgabe der Memoiren, die ſogenannte „Édition du Marquis“, in der man, trotz aller Mängel, die Originalausgabe zu ſchätzen hat[1]: ſie kam zur rechten Zeit; denn die Romantiker erkannten in dem Zeitgenoſſen einen Vorläufer, der ihre eigenen Beſtrebungen zur Erneuerung einer alt gewordenen Sprache rechtfertigte.

2

Es gibt zu jeder Zeit Menſchen, die zu ſpät in die Welt gekommen ſind, und alles, was ſich vor ihren Augen begibt, an einem Ideal meſſen, das in verklärter Ferne ſchwebt. Oft ſind dieſe Spätgeborenen nicht die ſchlechteſten Männer, und ſie mögen ſehr wohl ihr heimliches Glück finden, wenn die herb empfundene Luſt an einem vermeintlichen Idealzuſtande ihre Träume nährt und das Bewußtſein des Beſſerſeins erhält. In dem Dichter kann aus dieſem Gefühl der Zwieſpältigkeit ein tiefes inneres Leben erſtehen, um das nur er allein

[1] Mémoires complets du duc de Saint-Simon sur le siècle de Louis XIV et la Régence, publiés pour la première fois sur le manuscrit original écrit de la main de l'auteur, par M. le Marquis de Saint-Simon, Paris, Saintelet, Mesnier, puis Paulin et Renouard, 1829, 1830, 21 vol. in 8°. Die zweite Ausgabe veranſtaltete Adolphe Chéruel 1856 bis 1858 in 20 Bänden bei den gleichen Verlegern. Die dritte Ausgabe „Mémoires etc.“ par M. Chéruel et Régnier fils, erſchien 1873 bis 1876 in 22 Bänden (mit einem Vorwort von Sainte-Beuve) bei H. Hachette, der auch das Original, 172 Hefte, mit einem Regiſter, von Saint-Simon ſelbſt, beſitzt. Die beſte, hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe „Mémoires de Saint-Simon, nouvelle édition collationnée sur le manuscrit autographe, augmentée des additions au Journal de Dangeau, et de notes et appendices, et suivie d'un lexique de mots et locutions remarquables, par H. de Boislisle“ iſt bei Hachette (Collection des Grands Ecrivains) erſchienen. Außerdem ſind von Saint-Simon erſchienen: 1. Projets de Gouvernement du Duc de Bourgogne, Dauphin, Mémoire attribué au duc de Saint-Simon et publié pour la première fois par P. Mesnard, Paris 1860, Hachette. 2. Papiers inédits du Duc de Saint-Simon. Lettres et dépêches sur l'Ambassade d'Espagne. Tableau de la Cour d'Espagne en 1721. Introduction par Edouard Drumond. Paris 1880, Quantin. 3. Ecrits inédits du duc de Saint-Simon, publiés sur les manuscrits conservés au dépôt des affaires étrangères par M. P. Faugère, 7 vol., Paris 1880, Hachette. Der erſte Band enthält „Parallèle des trois prémiers rois Bourbons“.

weiß; der Betrachter hingegen, der mit einem ſolchen Idealbild lebt, wird nur allzuleicht zu einem Kritiker, dem nur ſeine eigenen Wünſche oder Inſtinkte als Leitſterne dienen. Auch Saint-Simon war zu ſpät in ſeine Welt gekommen, und auch ihm wurde das Meſſen und Richten ſeiner Zeit, an der er gelitten hatte, zu einer Quelle der Luſt, aus der auch wir ſchöpfen, weil die Geſichte, die dem Rückwärtsſchauenden vor der Seele ſchwebten, ſtark genug waren, um ihn zur Produktion anzuregen; denn alles, was wir ſehen, iſt doch nur dazu da, um verewigt zu werden und, in irgendeinem Sinne, ſchöne Dauer zu gewinnen. Der ſtreitbare Duc und Pair war mit einer Feudalſeele geboren: ſeine einzige Leidenſchaft waren und blieben ſein Rang und ſeine Würde. Um ſich herum ſah er Gewalten und Mächte am Werke, die ihm bis in die Seele verhaßt waren: wohl war er, wie alle ſeine Standesgenoſſen, königstreu bis in die Knochen; aber der König, dem er die innere Treue hielt, war im Grunde ein verklärtes Idealbild, wie etwa der heilige Ludwig, der ſeine Barone unter einer Linde um ſich verſammelte und den Männern des Rechts, den Legiſten und Schreibern, nur deswegen eine beſcheidene Stelle in ſeinem Staate gönnte, weil ſie, als Vertreter des Geiſtes, nicht entbehrt werden konnten. Dieſe Schreiber und Kleriker, die damals, unter dem Schutze der unaufhaltſam erſtarkenden Königsmacht, ganz beſcheiden auf ihren Schemelchen, zu Füßen der gewappneten Vaſallen, hockten, durften zwar ihre Ratſchläge in das Ohr der Gewaltigen flüſtern; aber ſie ſtanden tief unter den Erben der fränkiſchen Eroberer, die auf ihren Schlöſſern als unumſchränkte Herrſcher lebten und ſich wohl auch zuzeiten die Freiheit herausnahmen, dem gekrönten Herrſcher, dem primus inter pares, die Heeresfolge zu verſagen. Dieſes Bild der alten franzöſiſchen Parlamente lebte wie eingebrannt in der Seele des Herzogs, und ſein ganzes Weſen kam in hellen Aufruhr, wenn er ſah, wie die Vertreter des Rechtsadels, zum Beiſpiel die Herren des Pariſer Parlaments, ſich herausnahmen, ſogar die Herzöge mit bedecktem Haupte, le bonnet sur la tête, zu grüßen. Dieſe Amtsmütze der Legiſten blieb ihm das verhaßte Symbol der unverſchämteſten Anmaßung, und ſein Kampf gegen dieſe Kopfbedeckung der Emporkömmlinge,

„l'usurpation énorme du bonnet", der uns lächerlich erſcheint, gewinnt erſt ſeine richtige Bedeutung, wenn wir die Feudalſeele des rangſüchtigen Herzogs nicht außer acht laſſen. Für ihn waren die Herzöge und Pairs die geborenen Vormünder der Krone, die Großrichter des Königreiches und des ſaliſchen Geſetzes, die Stützen des Staates, ein Teil des Königtums, die Kleinodien und köſtlichen Zieraten der Krone, die Fortſetzung und Ausſtrahlung der Königsmacht, die Säulen des Reiches, die Verwalter und Milderer der Staatsgewalt, die Beſchützer und Wächter der Krongewalt, und ſo weiter. Der Mann, deſſen Phantaſie lyriſch wird, wenn er die Rechte ſeiner Standesgenoſſen aufzählt, fand es unerhört, daß Ludwig XIV. ſeine Miniſter dem Bürgertum entnahm, und die Bezeichnung der langen Regierung des Königs als „long règne de vile bourgeoisie" iſt in ſeinen Augen die Brandmarkung eines zerrütteten Staates, der um ſeinen Ruhm gekommen war, weil er ſich von der hiſtoriſchen Geſtalt des Königtums losgeſagt hatte. Der reizbare Herzog geriet förmlich in Zuckungen, wenn er ſah, wie die höchſten Würden und Auszeichnungen, das Goldene Vlies oder „les ordres du Roi", an Emporkömmlinge, wie an den tüchtigen Catinat[1], verliehen wurden; und die Empfänger, deren Verdienſt er im übrigen willig anerkannte, ſanken in ſeiner Achtung, weil ſie nicht beſcheiden genug waren, eine ſolche Ehre, als zu groß für Menſchen niederer Herkunft, abzulehnen: denn die höchſten Ehren und Stellen im Staate waren, ſeiner Überzeugung nach, nur dazu da, um den geborenen Räten der Krone, dem Hochadel, Gelegenheit zur Ausübung angeborener Rechte zu geben. Sein Regierungsmechanismus war ſehr einfach: zu oberſt der König, ihm zur Seite die Herzöge oder Pairs, als geborene Miniſter, und unter ihnen, in ſorgfältiger Abſtufung, der gewöhnliche Adel, als Erfüller eines Willens, dem das Wohlergehen der Nation mit der Wahrung dieſer Hierarchie verknüpft ſchien. Der ſtreitbare Pair überſah nur eines: die meiſten der hochbetitelten Herzöge waren gar nicht mehr die Abkömmlinge der alten Feudalherren, ſondern, wie ſein eigener Vater, Kreaturen eines Königswillens, der

[1] Nicolas Catinat, 1637–1712. Der „sieur Catinat" war der einzige der 1693 ernannten ſieben Marſchälle von Frankreich, der nicht dem Adel entſtammte. An dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg nahm er nur kurzen Anteil: er nahm ſchon 1702 ſeinen Abſchied. (Mémoires, éd. Boislisle, XXII, 267, 268.)

die Würde nur allzuoft an Unwürdige verliehen hatte, oder Emporkömmlinge, und ſchon früher zögerte kein Edelmann, irgendeine Geldheirat zu machen, wenn ſich ihm eine glänzende Gelegenheit bot. Man nannte dieſe Verbeſſerung ſchwieriger Verhältniſſe durch Geldheiraten „fumer ses terres“, und die Düngenden wußten ſehr wohl, wie leicht es unter den Augen des Königs war, zu einem Titel und einem Gut zu kommen, mit deſſen Beſitz der Adel verknüpft war; man braucht ſich nur daran zu erinnern, in welcher Weiſe die reich gewordenen Miniſter, Mazarin und Colbert, es verſtanden, ihre Nichten und Töchter zu verheiraten. Saint-Simon glaubte, die Rangerhöhung ſeines Vaters überſehen zu dürfen, weil ſie ihm nur eine Einſetzung in alte Verhältniſſe bedeutete, deren Erneuerung ihm das Recht zu geben ſchien, auch den allmächtigen König an die glücklichſte Zeit der alten Monarchie zu erinnern. Dieſe Unzufriedenheit mit dem herrſchenden Regierungsſyſtem machte den müßigen Höfling zum ſchärfſten und hellſichtigſten Kritiker des Sonnenkönigs; aber er war doch nicht klarblickend genug, um einzuſehen, daß die abſolute Monarchie, als bedrängte Großmacht, gezwungen war, ihre Diener aus dem Stande zu wählen, der ihr die brauchbarſten Werkzeuge lieferte. Er verkannte die Tatſache, daß unter ſeinen Augen der moderne zentraliſierte Staat entſtanden war, der begabte Beamte brauchte, um den Willen des einen Herrſchers auszuführen; und er überſah ferner, daß der alte Feudaladel ſchon unter Richelieu und Mazarin zum reinen, mehr oder minder müßigen Hofadel herabgeſunken war. Saint-Simons eigenes Verhalten als Höfling bewies aufs deutlichſte, daß die Adelspolitik des Königtums in jedem Sinne geglückt war: als ihm der König, nach Aufgabe ſeines Dienſtes im Heere, kühl begegnete, zog er ſich nicht etwa auf ſeine Güter zurück, um da als großer Grundherr mit ſeinen Lehnsleuten zu leben, ſondern er blieb, wie alle anderen, am Hofe und begnügte ſich, ganz wie die dümmſten, ausgeſchämteſten Höflinge, mit einer armſeligen Wohnung im Zwiſchengeſchoſſe des Schloſſes, nur um in der Nähe des Herrſchers ſein zu können. Dieſes Verhalten mag rätſelhaft erſcheinen, wenn man nicht annehmen will, daß der geborene Beob-

achter nicht ohne das prunkhafte Königsſchauſpiel leben konnte: denn der Menſch iſt unter Umſtänden ein Opfer ſeines Talents und ſeiner Gaben, deren Entfaltung, im Grunde genommen, jeder einzelne mit ſeinem Leben bezahlen muß.

Die Stellung des Herzogs zu dem ganzen Regierungsſyſtem, deſſen ſtraffe Zentraliſation ihm übrigens keineswegs widerſtrebte, weil er glaubte, daß es auch den Intereſſen ſeiner engeren Standesgenoſſen, der Herzöge, dienen konnte, wird machiavelliſtiſch, ſobald die Forderungen des Tages an ihn herantreten. Sein Verhalten nach dem Tode Ludwigs XIV., als von der Einberufung der Generalſtände die Rede war, beweiſt, daß es ihm nur auf die Erneuerung der alten Verhältniſſe ankam, wenn ein Nutzen herausſchaute. So hätte er, wie ſo manche ſeiner Standesgenoſſen, denen der Despotismus des Königs verhaßt war, die Generalſtände ganz gerne einberufen, um ihnen eine hübſche Verantwortlichkeit zuzuſchanzen: der Herzog meinte, um aus den finanziellen Nöten herauszukommen, unter denen, nach dem Tode des Königs, Frankreich litt, ſollte der Staat, oder vielmehr die Generalſtände ganz einfach den Staatsbankrott erklären[1], worauf die Herren, mit Ehren und ſchönen Worten bedacht, nach Hauſe zurückkehren könnten. Ja, Saint-Simon war ſogar geneigt, die Generalſtände regelmäßig alle fünf Jahre einzuberufen; aber ſie ſollten nur das Recht haben, Beſchwerden und Bittgeſuche vorzubringen, damit die Allmacht des Königs ungefährdet bleibe und, mit ihr, die neugeſchaffene Rechtsſtellung der großen Herren als laterales regis. Im Grunde hatte er nichts gegen die Auffaſſung Ludwigs XIV.: L'Etat, c'est moi! einzuwenden: er gedachte dieſen Staatsbegriff nur einzuſchränken, wobei er, um nicht zu kurz zu kommen, ſorgſam zwiſchen den Anſprüchen des hohen und niederen Adels unterſchied, indem er den Mangel einer geſicherten Abſtufung der ſozialen Schichten als nächſte und wirkſamſte Urſache der Zerrüttung eines bureaukratiſchen Gemeinweſens hinſtellte. Es iſt begreiflich, daß es Saint-Simon durch ſolche Anſichten und Vorſchläge mit aller Welt verdarb: der Rechtsadel glaubte mit Recht ſeine mehr oder minder rühmlich erworbene Stellung ge-

[1] Mémoires (éd. La Bedollière), XII, 280ff.

fährdet; der Regent war als Genußmenſch zu bequem, um Gewaltmaßregeln zu ergreifen; die Herzöge ſelbſt ſahen ſich in dem luſtigen Leben geſtört, das ſie, als Vertreter eines abhängigen Genußadels, mit dem Leichtſinn großer Herren führten, die keine ſoziale Funktion mehr zu erfüllen hatten und nur noch im Kriege Verwendung finden konnten; und das geſamte Volk lehnte ſich gegen die Herunterdrückung ſeiner Vertretung auf. –

Geweſene Staatsmänner pflegen in der Regel ihre Denkwürdigkeiten zu ſchreiben, um Zeit und Weſen ihrer Herrſchaft zu rechtfertigen oder ſich ſelbſt ein Denkmal zu ſetzen; denn die Tat vergeht, und nur das Werk beſteht. Obwohl Saint-Simon als Zwanzigjähriger begann, Aufzeichnungen zu machen, dachte er doch, nach ſeinem Rücktritt ins Privatleben, keineswegs ſofort daran, ſeine Erinnerungen feſtzuhalten; er gab ſich mit genealogiſchen Studien ab, die ihm eine gewiſſe Achtung unter den Hofleuten eintrugen. Es bedurfte eines äußeren Anlaſſes, um den Geſchichtſchreiber in dem enttäuſchten Hofmann zu wecken: im Jahre 1730 erhielt er von dem Herzog de Luynes das Tagebuch, das deſſen Großvater, der Typus des Höflings, Dangeau[1], während ſeines langen Lebens geführt hatte, zur Einſicht. Dangeau gehörte zu den vollendetſten Zierden der „galanteſten der Höfe“; ohne jede Perſönlichkeit, wußte er ſich nicht nur bei dem König in Gunſt zu halten, ſondern auch das Wohlgefallen aller Hofleute zu bewahren, die im Glanze der königlichen Sonne ſchmarotzten. Er war ein gutmütiger Hausgenoſſe und gewandter Spieler, der ein Vermögen im Spiel gewann: er konnte, falls der König es verlangte, ein Kompliment in Verſe bringen, und das Bewußtſein, am herrlichſten Hofe der Welt unter dem größten Fürſten aller Zeiten zu leben, begeiſterte ſeine zufriedene Vorzimmerſeele derart, daß er ſechsunddreißig Jahre lang, von 1684 bis 1720, Tag um Tag alles verzeichnete, was ſich vor ſeinen geblendeten Augen zutrug. Erſt der Tod vermochte ihm die Feder aus der Hand zu reißen, mit der er die Taten und Geſten ſeines Herrn verewigte: ob der König ein Abführmittel nahm, ob er ſeine Bauten beſuchte oder Krieg führte, alles erſchien ihm

[1] Philippe de Courcillon, Marquis de Dangeau, 1638–1721.

wichtig genug, um es der Nachwelt zu übermitteln. Wir wiſſen durch ihn im einzelnen, wie hoch ſich die Penſionen beliefen, die die Huld des Königs an Würdige und Unwürdige, an Bettler und Reiche verteilte; er verrät uns, wie hoch dieſes oder jenes Amt ſeinem Käufer zu ſtehen kam, ohne je ein lautes oder leiſes Wort des Tadels oder des Unbehagens zu wagen. Als Hofmann hatte ſich der Vielgewandte das Denken überhaupt abgewöhnt: er war, wie billig, dahin gekommen, alles, was um ihn herum lebte: den König und die Maintenon, die Bankerte und das Hofgeſchmeiß, Miniſter und Schreiber mit ewig gleicher Nachſicht und Begeiſterung zu loben. Als Saint-Simon im Jahre 1730 die Aufzeichnungen dieſes muſterhaften Hofmannes in die Hand bekam, befiel ihn ein jähes Gefühl des Ekels: er fand ſie „mager, trocken, gewunden, eine abſtoßende Miſchung aus Fadheiten, Unwiſſenheiten, niedriger Eitelkeit, trocken in der Aufzählung der Tatſachen und verſchwenderiſch an kriechendſten Lobhudeleien“.[1] Und als leidenſchaftlicher Zuſchauer, dem ein Speichellecker von Dingen ſprach, die er beſſer zu wiſſen glaubte, griff er mit zuckender Hand zur Feder, um das Verzeichnete am Rand des Tagebuches ſelbſt zu berichtigen. Er tat es in ſeiner gewalttätigen Weiſe: als der ſelige Dangeau die ſelige Maintenon bis in den Himmel erhob, ſchrieb der Herzog wutentbrannt an den Rand: „Das heiß ich eine dumme, ſchmutzige, ſtinkende Lüge!“ Aber der Wolf hatte Blut geleckt, und das Schauſpiel, das die Aufzeichnungen des gewiſſenhaften Flachkopfes noch einmal vor ihm entrollten, drückte ihm ſelbſt die Feder des Memoirenſchreibers in die Hand: im Jahre 1740 begann er, als Fünfundſechzigjähriger, die Niederſchrift ſeiner Denkwürdigkeiten. Er beſaß ein glänzendes Gedächtnis, und das Tagebuch Dangeaus diente ihm als Leitfaden durch das Labyrinth bedeutſamer Ereigniſſe und jämmerlicher Alltäglichkeiten, ohne daß es ihm eingefallen wäre, die Zuverläſſigkeit dieſes gewiſſenhaften Führers mit einem Wort des Dankes zu erwähnen. Im übrigen ſind wir über die Quellen, die Saint-Simon zu Gebote ſtanden, nicht allzu genau unterrichtet: wir wiſſen nur, daß er die Denkwürdigkeiten einzelner Perſönlichkeiten, ſowie

[1] Mémoires (éd. Chéruel), XVII, 141–144.

Manuſkripte und Abſchriften von diplomatiſchen Schriftſtücken, die holländiſchen Zeitungen, die am Hofe viel geleſen wurden, Spottlieder, Anekdoten und ſeine eigenen genealogiſchen Studien mit größtem Fleiß verwertete.[1]

Im allgemeinen pflegt das Alter den Menſchen mild und weiſe zu machen; aber Saint-Simon hatte das Herz eines ſtreitbaren jungen Mannes in ſein Alter herübergerettet, und der Ton unverhaltener Leidenſchaftlichkeit gibt ſeinen Memoiren ein ganz beſonders maßloſes Gepräge. Während der hirnloſe Dangeau nur die Tatſachen erzählte oder, um ein Bild Saint-Simons zu gebrauchen, ſich an die Stunde hielt, hielt ſich der Herzog für einen Hiſtoriker und glaubte als ſolcher die wirkenden Urſachen der Ereigniſſe aufdecken zu können. Er wußte, daß jedes Ereignis eine geheime Urſache hat und die Kette ſeiner Folgen mit der Gewalt des Schickſals nach ſich zieht, und kein Geſchehnis war ihm zu unbedeutend, wenn es ſeinen Spürſinn auf ein anderes hinleiten konnte. Der Höfling, dem das bunteſte Schauſpiel vertraut iſt, zeigt uns die Menſchen auf der Bühne, auf der ſie ſich bewegten; er ſieht ſie gehen und ſcherzen; er hört ſie flüſtern und lachen; er weiß, daß eine Bewegung einen Seelenzuſtand verrät; er zeigt uns den Wirbel und das Getriebe des Hoflebens, das Getuſchel der Parteien, die Falſchheit der Blicke, den Widerſpruch zwiſchen Schein und Weſen, die Tragikomödie des ſchönen Scheins und die Freude des überlegenen Zuſchauers. Saint-Simon gehört zu den Menſchen, für die die Außenwelt exiſtiert, und nimmt, als ſolcher, eine ganz merkwürdige Ausnahmeſtellung unter ſeinen Zeitgenoſſen ein. Während die feinſten Geiſter der Zeit, Dichter und Beobachter, das Typiſche oder das Geſetz ſuchten und ſich, als bewußte Vertreter klaſſiſcher Zucht und Strenge, nur an die Regungen der Seele hielten, ſah er den äußeren Menſchen mit der Klarheit eines Sehers, dem der Grimm über Erlittenes und Erlauſchtes das Auge hellſehend gemacht hatte. Er iſt als Schilderer ein ganz moderner Menſch, der ſich in der Erfaſſung des Perſönlichſten nie genugtun kann und ein Porträt zehnmal beginnt, weil er weiß, daß der Menſch kein Weſen iſt, das ſich gleich-

[1] Mémoires (éd. Boislisle), I, p. XXXIV ff.

bleibt, ſondern in dieſer oder jener Lage ein ganz anderes Antlitz zeigt. Er weiß als Schilderer Licht und Schatten trefflich zu verteilen, wenn ſeine Leidenſchaften nicht in Frage kommen. Seine Fähigkeit, ſich zu erinnern, iſt ganz phänomenal: er kennt alles und weiß alles, und ſeine Gabe, einen bewegten Vorgang lebensvoll hinzuſtellen, hebt ihn zuweilen weit über Molière hinaus. Wie glänzend iſt die Schilderung der Szene zwiſchen der Pfälzerin und dem König, als es bekannt wurde, daß ihr Sohn, der Herzog von Orleans, eine Baſtardtochter des Königs, Mademoiselle de Blois, heiraten ſollte! Wie freut er ſich, daß er Zeuge der ſchallenden Ohrfeige war, die der Herzog von ſeiner Mutter, am Tage nach ſeiner Verlobung, erhielt, als er ſich ihr auf dem Gang zur Meſſe nähern wollte, um ihr die Hand zu küſſen![1] Der Eifer, mit dem er ſeinen Verkehr mit den jeweils herrſchenden Miniſtern und einflußreichen Hofdamen pflegte, entſprang einer fabelhaften Neugier und dem Drang, über alles unterrichtet zu ſein und ſtets die geheimſten Triebfedern der Ereigniſſe kennen zu lernen. Er wußte, daß an Höfen kleine Urſachen große Wirkungen haben, und ſo verſchmähte er es denn auch nicht, ſich mit der hohen und niederen Dienerſchaft, mit Kammerdienern und Zofen, mit Ärzten und Apothekern gut zu ſtellen, um bei Gelegenheit einen Einblick in das verborgenſte Leben der Prinzen, beſonders aber der Prinzeſſinnen tun zu können. Freilich, wer mit gierigen Ohren auf das Geſumme eines Hofes hört, wird vielerlei vernehmen, was nicht der Wahrheit entſpricht, beſonders wenn er, wie Saint-Simon, als leidenſchaftlicher Menſch eine Partei vertritt und deren Belange keinen Augenblick vergißt.

Der Mann, der ſich für einen Staatsmann und einen Hiſtoriker hielt, war und blieb zeit ſeines Lebens der ſubjektivſte aller Phantaſiemenſchen: ſeine Einbildung iſt die Quelle, aus der alle ſeine Vorzüge und Fehler fließen. Sie erſetzt den eigentümlichſten Mangel an Einſicht und Verſtand, den wir zeitweiſe bei dem klugen Manne wahrnehmen, und läßt vergeſſen, daß ſeine Bildung, trotz ſeines außergewöhnlichen Leſeeifers, ſehr einſeitig war. Ja, ſeine Phantaſiegewalt

[1] Mémoires (éd. Boislisle), I, 74.

bringt es fertig, daß wir zuweilen in dem gehäſſigen, eiteln Hochadeligen einen tiefblickenden Staatsmann zu ſehen glauben, dem das innerſte Weſen der Menſchen und Dinge offen vor Augen zu liegen ſcheint. Dieſe mächtige Künſtlerphantaſie iſt die Urſache, daß ſeine Darſtellung, in ihrer ungeheuren Lebendigkeit, auch da beſticht, wo der angebliche Hiſtoriker, im Banne ſeiner Leidenſchaft, falſch oder ungenau berichtet. Seine gute Abſicht bleibt, ſeine Leidenſchaftlichkeit zugegeben, außer Frage: denn dieſer Fanatiker iſt, trotz ſeiner offenbaren Parteilichkeit, ein Ehrenmann, den ſein Scharfblick eigentlich nur da verläßt, wo ſeine Steckenpferde und Sonderintereſſen in Frage kommen. In ſeinen Memoiren konnte er ſich denn auch mit dem beſten Gewiſſen darauf berufen, daß ihm ſeine Wahrheitsliebe am Hofe mehr geſchadet habe als alles andere, was übrigens kein Hindernis für ihn geweſen ſei, die Wahrheitsliebe über alles zu ſtellen.

Doch wer die Dinge aus der Entfernung ſieht und nur ſeinen nachwirkenden Eindrücken oder Aufzeichnungen vertraut, iſt, ſelbſt bei höchſter Wahrheitsliebe, der Gefahr ausgeſetzt, ſich zu täuſchen und häufig ein Zerrbild der Dinge zu liefern. Seine Gegner und Kritiker haben ihm nicht nur ſeine Parteilichkeit[1] vorgeworfen, ſondern auch darauf hingewieſen, daß er alle Augenblicke eine Tatſache falſch berichtet.[2] Und in der Tat, Saint-Simon iſt ungenau, ſobald Zahlen und Daten in Frage kommen; er verſtand, als großer Herr, in keiner Weiſe zu rechnen, und derartige Dinge machen auf die Dauer mißtrauiſch. Doch beruht der Reiz aller Denkwürdigkeiten auf dem Element des Perſönlichen, und es wäre unbillig, den Maßſtab, den wir an ein reines Geſchichtswerk legen, vor den Aufzeichnungen eines leidenſchaftlichen Zuſchauers zu gebrauchen. Die Erwägung, daß alles, was in unſerer Erinnerung lebt, nicht unberührt bleibt vom Leben des Tages, ſondern einer geheimen Umbildung unterworfen iſt, ſoll uns gerecht und nachſichtig ſtimmen. Kein Leſer wird übrigens verkennen, daß der ſtreitbare Herzog zu den Menſchen gehörte, denen es nicht ge-

[1] E. Faguet: Les grands maîtres du XVII[e] siècle. Paris, Société française d'imprimerie, p. 301. — [2] Saint-Simon par Gaston Boissier, Paris 1899, Hachette, p. 111 ff.

geben iſt, ſich im Laufe eines langen Lebens innerlich zu wandeln: der Jüngling war nicht jung und der Greis nicht alt, ſobald ſeine Neigungen in Frage kamen, und es beſteht kein Zweifel, daß die gleiche Leidenſchaft, die den unerſättlichen Beobachter am Hofe feſthielt, auch die flammende Feder des unerbittlichen, rachſüchtigen Greiſes führte und, ſeiner Wahrheitsliebe zum Trotz, ſein Urteil beſtimmte. —
Im übrigen wiſſen wir, daß Saint-Simon in letzter Linie gar nicht den Anſpruch erhob, als unparteiiſcher Totenrichter ſeiner Zeit zu gelten; er hielt nicht nur den Stoiker, ſondern auch den objektiven Hiſtoriker für ein Wahnbild und verſteifte ſich, in richtiger Selbſterkenntnis, nicht auf den Anſpruch der ſtrengſten Unparteilichkeit. Der Pair war, zu ſeinem Vor- und Nachteil, ein guter Haſſer; aber er verſchmähte es, ſeine Abneigung unter glatten Worten zu verbergen; er ging geradeswegs auf ſeine Feinde los. Es war dem Maßloſen durchaus nicht gegeben, chriſtliche Duldung zu üben, obwohl er ſich ſonſt eines wahrhaft chriſtlichen Lebenswandels befliß und ſogar ſeine erſten Aufzeichnungen dem Abbé de Rancé[1], dem berühmten Gründer der Trappe, unterbreitete, weil er fürchtete, er könne, als Richter ſeiner Nebenmenſchen, gegen die evangeliſche Duldſamkeit verſtoßen. Dieſes Bedenken erfaßte den Memoirenſchreiber ein zweites Mal, als im Jahre 1743 ſeine Frau geſtorben war; aber diesmal tröſtete er ſich, in den „Considérations préliminaires", daß auch der Heilige Geiſt es nicht verſchmäht habe, Urheber der heiligen Bücher und Geſchichte zu werden, und was dem Heiligen Geiſte erlaubt war, durfte ſich wohl auch ein Herzog von Saint-Simon, trotz ſeiner Abſtammung von Karl dem Großen, geſtatten![2] Seinen Feinden traute er übrigens alles, auch das Schlimmſte zu, und da wir nicht in der Lage ſind, alle ſeine Geſchichten und Urteile nachzuprüfen, bleibt auch da Vorſicht geboten, wo wir dem unvergleichlichen Schilderer mit dem Behagen naiver Leſer folgen. Doch dieſe Feſtſtellung mindert nicht den ungeheuren Wert ſeiner

[1] Armand-Jean Bouthillier de Rancé, der berühmte Abt des Kloſters La Trappe, 1626—1700. Saint-Simon nennt ihn, der Sitte der Zeit entſprechend, immer „Monsieur de la Trappe". Er pflegte, ſolange der Abt lebte, jedes Jahr auf kürzere Zeit ſich in das Kloſter zurückzuziehen, um ſich bei klöſterlichen Andachtsübungen zu ſammeln. — [2] Mémoires (éd. Boislisle), I, 2.

Denkwürdigkeiten, durch die wir in der Lage ſind, den Niedergang einer Zeit und eines Staatsweſens als dankbare Zuſchauer zu genießen.

Viele Franzoſen machen ihm den Vorwurf, daß er ihnen die ſchönſte Periode ihrer Geſchichte verdorben habe, und in der Tat, der Ton, in dem er von dem nationalſten ihrer Könige, von Ludwig XIV., ſpricht, klingt anders als der Voltaires, dem der Glanz der klaſſiſchen Literatur in die Augen ſtach. Aber wer unter ſeiner Zeit gelitten hat, kann unmöglich das Geſchaute in dem Lichte der Verklärung ſehen, das die Vergangenheit über alle jene Zeiten breitet, deren Menſchen und Werke lebenſpendend nachwirken. Und Saint-Simon, der ſich verkannt fühlte, war ſeiner ganzen Natur nach ohnehin wenig zum Wohlwollen geneigt: er verſtand es zwar, ein trefflicher Freund zu ſein, und kargte durchaus nicht mit ſeinem Lobe über die Menſchen, deren Charakter ihm Achtung einflößte, mochten ſie auch, wie der treffliche Admiral Ducasse[1], der Sohn eines Mannes ſein, der Schinken in Bayonne verkauft hatte; aber ſelbſt ſeinen leuchtendſten Porträts fehlt es niemals an Schatten, und die Luſt, auf das Allzumenſchliche in den trefflichſten Naturen hinzudeuten, iſt bei ihm ſtärker als die reine Pietät, der es ein Bedürfnis bleibt, auch das Schönſte noch zu verklären. Dazu kommt, daß die Nachwelt ſich mit Recht an die Vorzüge eines Menſchen hält, in dem ſie einen Vertreter ſeiner Zeit ſieht, während Saint-Simon, der an dem Allzumenſchlichen ſeiner nächſten Umgebung genug gelitten hatte, ſelbſt fühlte, daß man ihn der Fälſchung der Wahrheit beſchuldigen werde, weil er überall Schatten ſah, wo andere nur Licht gewahrten. So gibt es Leſer, die ihm ſeinen Haß gegen Madame de Maintenon nachtragen; aber ſelbſt wenn man zugibt, daß der Herzog die frömmelnde Schulmeiſterin in allzu ſchwarzen Farben gemalt habe, wird man zugeſtehen müſſen, daß ihr Charakterbild in der Geſchichte ſchwankt; es fehlt der vielbeſprochenen Frau, deren Schickſal in der Tiefe be-

[1] Jean-Baptiste Ducasse, 1646—1715, trat aus den Dienſten der Senegalkompagnie 1686 in den Dienſt des Königs und wurde 1707 überzähliger Admiral der Seemacht (lieutenant général des armées navales en surnombre). Den Orden des Goldenen Vlieſes erhielt er 1712 von Philipp V. von Spanien. (Mémoires, IV, 212; ausführlicher XI, 334—336, und Mémoires, éd. Chéruel, XI, 139.)

gann, das freie Gehaben offener, vornehmer Naturen, denen es, zu ihrem und der andern Glück, gegeben iſt, ihr Weſen von Jugend auf rein und offen zu zeigen. Auch das Charakterbild, das er von Ludwig XIV. entwirft, iſt mit den Augen eines Haſſers geſehen, dem allerdings eine feine Künſtlerhand zu Gebote ſtand: das Bildnis des jungen Königs iſt ein Meiſterſtück und immer noch ſchön genug, um die Anbeter dieſes überſchätzteſten aller Monarchen zu befriedigen. Im ganzen genommen verrät Saint-Simons Würdigung des Sonnenkönigs einen außerordentlichen Scharfblick: der Herzog war der erſte, der in dem König einen mittelmäßigen Geiſt und einen beiſpielloſen, eiteln, gänzlich liebloſen Egoiſten ſah, deſſen perſönliches Belieben keine Rückſichten kannte, wenn ſein Vergnügen oder ſeine Sinnlichkeit im Spiele waren; er war ferner einer der wenigen, die in der Gleichmacherei des Königs eine Zerſtörung des ſozialen Gefüges Frankreichs beklagten, und ſo darf es nicht wundernehmen, daß der Hiſtoriker Tocqueville in dem Sonnenkönig einen der Bereiter der Franzöſiſchen Revolution erblickte.[1]

Über den Schriftſteller Saint-Simon, als über den Meiſter eines beſonderen Stils, herrſcht keine Vielfältigkeit des Urteils: er galt von dem Augenblicke an, da ſeine Denkwürdigkeiten bekannt wurden, als ein Phänomen. Wenn man ihn mit den Meiſtern der klaſſiſchen Proſa ſeiner Zeit vergleicht, erſcheint er ganz erſtaunlich modern. Er ſchert ſich den Teufel um akademiſche Regeln, ſondern ſchöpft als Sprachmeiſter aus dem vollen: dieſer Stil iſt bald voller Grazie, die mit leichten Füßen über ein Sümpfchen weggleitet, bald feierlich, bald rauh und ungelenk, und dann ſchreitet er wieder mit zermalmender Schwerfälligkeit einher. Kein Wort iſt dem Grandſeigneur zu gering oder zu derb, wenn es den richtigen Ton angibt. Seine Perioden ſind oft unerträglich lang, und man merkt es ihrem Gange an, daß die Fülle der Geſichte zu groß war, um dem Beſeſſenen eine gemeſſene Ordnung und Darſtellung zu geſtatten. Dieſe ungleiche Sprachmeiſterſchaft eines geborenen Anekdotenerzählers ſteht im Dienſte einer ganz unvergleichlichen Schilderungsgabe: bald wirft

[1] Alexis de Tocqueville: L'Ancien Régime et la Révolution. Paris, 1856.

er nur einen Umriß hin; bald iſt ſeine Manier breit und ſaftig wie die eines Niederländers, aus deſſen Pinſeln die glühendſten Farben quellen, und bald voll altgalliſcher Anmut. Als Maſſendarſteller einer ganzen Geſellſchaft hat er, im Hinblick auf das Ganze, kaum ſeinesgleichen in der Weltliteratur: dieſe Hofwelt lebt, ſchweigt, flüſtert, kriecht und wimmelt durcheinander, und die Einzelheit iſt ſo bezeichnend wie das Ganze. Es ſei mir geſtattet, eine Stelle über die Jeſuiten im Original anzuführen, um dieſen Stil in ſeiner Mannigfaltigkeit und Kraft zu zeigen:

„Les Jésuites, maîtres de cour par le confessional, de presque tous les rois et tous les souverains catholiques, de presque tout le public par l'instruction de la jeunesse, par leurs talents et leur art, nécessaire à Rome pour en insinuer les prétentions sur le temporel des souverains et la monarchie sur le spirituel; devenus redoutables par leur puissance et leurs richesses; aimables par une facilité et un tour qui ne s'était pas rencontrés encore au tribunal de la pénitence; recommandables d'ailleurs par la pureté d'une vie toute consacrée à l'étude et à la défense de l'Eglise; terribles enfin par la politique la plus raffinée, la plus profonde, soutenue par un gouvernement, dont la monarchie, l'autorité, les degrés, le ressort, le secret, l'uniformité dans les vues et la multiplicité dans les moyens en sont l'âme: les jésuites, dis-je, après divers essais, et surtout après avoir subjugué les écoles de delà les monts, et, tant qu'ils avaient pu, énervé celles de deça partout, hasardèrent, par un livre de leur P. Molina[1], une doctrine sur la grâce tout à fait apposée au système de saint Augustin, de saint Thomas, de tous les Pères, des conciles généraux, des Papes et de l'Eglise de Rome, qui, prête plusieurs fois à l'anathémiser, a toujours différé à le faire."[2]

Die Schilderung des königlichen Gerichtslagers (lit de justice) im Jahre 1718, bei dem er die Demütigung der „Pelzmützen", der anmaßenden Parlamentsherren, erleben durfte, iſt einzig in ſeiner Art: hier iſt er ganz Nerv und Leidenſchaft, und der ſchwärende Haß, den er ſo

[1] Spaniſcher Jeſuit, 1535–1601. Er verſuchte, zwiſchen dem Glauben an den freien Willen und dem an die Vorherbeſtimmung in einem Buche „De concordia gratiae et liberi arbitrii" (Liſſabon 1588) zu vermitteln, indem er lehrte, daß der menſchliche Wille zwar ſchwach ſei, aber durch die Gnade ſehr wohl fähig werde, das Seelenheil zu erlangen. — [2] Mémoires (éd. Boislisle), XVIII, 253f.

lange im Buſen genährt hatte, bricht aus wie ein trunkener Triumphgeſang der Erfüllung. Das Gefühl, das ihn bei irgendeinem beſonderen Schauſpiel bewegte, war noch in der Erinnerung ſo ſtark, daß es den Phantaſiemenſchen förmlich überwältigte und ſein ganzes Weſen offen darlegte. Das Temperament des lebenſprühenden Schriftſtellers iſt, mit einem Worte, ganz modern; er ſchreibt mit ſeinen Nerven, nicht mit ſeinem Verſtand, – er beſitzt nicht ſeinen Stoff, er wird von ihm beſeſſen, und der Zwang der erlebten Geſichte iſt ſo groß, daß er wohl auch gelegentlich ſeine eigene Weltanſchauung vergewaltigt. Trotz aller Bedenken, die man, als Hiſtoriker, im einzelnen hegen mag, bleibt Saint-Simon der einzige Schriftſteller, der uns ein wirkliches Bild des Hofes Ludwigs XIV. gibt, und ſeine Denkwürdigkeiten ſind nicht nur das Bekenntnis einer leidenſchaftlichen Perſönlichkeit, ſondern auch der blendendſte Ausdruck einer Literaturform, die ſtets ihren Zauber aus dem eigenſten Weſen eines Menſchen ſchöpfen wird.

Die nachſtehende Überſetzung enthält nur eine ganz beſchränkte Auswahl aus den Denkwürdigkeiten, und zwar umfaßt ſie, dem Titel des Werkes entſprechend, außer dem Biographiſchen bloß die Zeit, da der Herzog in die Öffentlichkeit trat, bis zum Tode Ludwigs XIV. Diese Auswahl zu treffen, war, bei dem gewaltigen Umfange der Memoiren, nicht immer leicht, zumal viele Stellen, in denen ſich Saint-Simon als Meiſter ſeiner Art erweiſt, bei den Leſern eines anderen Kulturkreiſes nicht allgemeinem Verſtändnis begegnen dürften. Es ſchien mir geboten, aus der Fülle des Stofflichen nur das herauszugreifen, was Perſönlichkeiten und Verhältniſſe betrifft, die für uns mehr als bloße Namen ſind, und was zugleich Natur und Begabung des Verfaſſers in voller Blüte und Entfaltung zeigt.

AUS DEN DENKWÜRDIGKEITEN DES HERZOGS VON SAINT-SIMON

Übertragen von Arthur Schurig

I

1675–1692

GEBURT UND FAMILIE SAINT-SIMONS / SEINE ERZIEHUNG SEIN ERSTER FELDZUG

ICH bin in der Nacht vom 15. auf den 16. Januar 1675 geboren, als einziges Kind von Claude, Herzog von Saint-Simon, Pair von Frankreich uſw., und ſeiner zweiten Frau, Charlotte von l'Aubespine.[1] Ich bekam den Namen Vidame[2] von Chartres und wurde mit großer Sorgfalt und Aufmerkſamkeit erzogen. Meine Mutter, eine Frau von hoher Tugend, außerordentlich feſtem Charakter und klarem Verſtand, trug fortwährend die größte Sorge für meine leibliche und geiſtige Ausbildung. Sie fürchtete für mich das Schickſal jener jungen Leute, die ihr Glück geſichert glauben, aber allzufrüh ihre eigenen Herren werden. Mein Vater, der 1606 geboren war, durfte nicht lange genug leben, um mich vor dieſem Unglück zu bewahren, und meine Mutter machte mich deshalb unaufhörlich darauf aufmerkſam, wie notwendig ein junger Menſch wirklich etwas wert ſein müſſe, wenn er als einzelner ohne Beziehungen und als Sohn eines Günſtlings von Ludwig XIII. in die Welt trete. Meines Vaters Freunde ſeien alle tot oder außerſtande, mir behilflich zu ſein, und ſie, meine Mutter, bei einer ihrer Verwandten, der alten Herzogin von Angoulême, erzogen und dann einem bejahrten Manne angetraut, habe immer nur mit deren alten Freunden

[1] Die feierliche Taufe, bei der Ludwig XIV. und die Königin Maria Thereſia Paten waren, fand erſt am 29. Juni 1675 ſtatt. Der Herzog Claude (1606–1693) war achtundſechzig und ſeine Gemahlin, Charlotte de l'Aubespine de Châteauneuf d'Hauterive (1641–1725), über vierunddreißig Jahre alt, als ihr einziges Kind zur Welt kam. — [2] Vidame (Vice-dominus) war der Titel der Edelleute, die ein biſchöfliches Lehen innehatten. Saint-Simons Vater hatte die prächtige Herrſchaft La Ferté-au-Vidame, an deren Beſitz der Titel eines Vidame de Chartres geknüpft war, 1635 erworben. In der Regel trug der älteſte Sohn hochadeliger Häuſer den Titel Vidame.

und Freundinnen verkehrt und keine Freundſchaft mit Altersgenoſſen ſchließen können. Ohne nahe Verwandte, wie Oheime, Tanten und Vettern, alſo ganz auf mich angewieſen, müſſe ich um ſo mehr alles aufbieten, um ohne Beiſtand und ohne Stütze vorwärts zu kommen. Ihre beiden Brüder hätten keine hohe Stellung; der ältere ſei zugrunde gerichtet und mit ſeiner Familie im Streit, der einzige Bruder aber meines Vaters kinderlos und acht Jahre älter als dieſer.

Zu gleicher Zeit ließ ſie ſich es angelegen ſein, meinen Mut zu ſtärken und mich anzueifern, ſo zu werden, daß ich aus eigener Kraft die Schwierigkeiten meiner Lage zu überwinden imſtande ſei. Es gelang ihr auch, in mir ein großes Verlangen danach zu erwecken. Ich fand zwar wenig Geſchmack am Lernen und an den Wiſſenſchaften; aber mein gewiſſermaßen angeborener Hang zum Bücherleſen und zur Geſchichte und der Drang, in Nacheiferung der Vorbilder, die ich darin fand, etwas zu leiſten und zu werden, glichen meine Abneigung gegen die Schulweisheit aus. Ich habe immer gedacht, daß ich ein Mann der Geſchichte geworden wäre, hätte man mich weniger Zeit mit der Literatur verlieren laſſen und mehr zum Studium der Geſchichte hingelenkt. Die Weltgeſchichte und beſonders die Denkwürdigkeiten unſerer eigenen, der Zeit ſeit Franz I., die ich für mich las, erweckten in mir den Wunſch, auch meine Erlebniſſe aufzuzeichnen, wobei ich Sehnſucht und Hoffnung hegte, Zeuge von Geſchehniſſen und ein möglichſt guter Kenner der Geſchichte meiner Zeit zu werden. Wohl verhehlte ich mir die Unannehmlichkeiten nicht, die damit verbunden waren; aber der feſte Entſchluß, meine Aufzeichnungen als mein Geheimnis ganz für mich zu behalten, dünkte mir ausreichend, allem abzuhelfen. Ich begann ſie alſo im Juli 1694, als Oberſt eines Reiterregiments, das meinen Namen trug, im Feldlager zu Gimbsheim am Alten Rhein, im Heere, das der Marſchall Herzog von Lorge[1] führte.

Im Jahre 1691 ſtudierte ich Philoſophie und lernte in der Akademie der Herren Mesmont und Rochefort reiten. Nebenbei ward ich auch

[1] Guy de Durfort, zuerſt Graf und ſeit 1691 Herzog von Lorge, 1630—1702, war ein Neffe Turennes. Saint-Simon wurde 1695 ſein Schwiegerſohn.

in anderen Fächern unterrichtet. Alſogleich fing ich an, Lehrer und Lernen höchſt langweilig zu finden und ſtark nach dem Eintritt in das Heer zu trachten. Die Belagerung von Mons, die der König zu Beginn des Frühjahres in Perſon eröffnete, hatte faſt alle jungen Leute meines Alters dorthin gezogen, damit ſie ihre Feuertaufe empfingen; und was mich am meiſten reizte, war der Umſtand, daß der Herzog von Chartres[1] darunter war. Mit ihm war ich ſozuſagen erzogen worden. Ich war acht Monate jünger als er und eng mit ihm befreundet, wenn dieſer Ausdruck bei jungen Männern ſo verſchiedenen Ranges ſtatthaft iſt.

Ich faßte den Entſchluß, einen Strich unter meine Kinderzeit zu ſetzen. Welche Liſten ich gebrauchte, um meine Abſicht zu erreichen, will ich nicht näher erörtern. Ich wandte mich zunächſt an meine Mutter, merkte aber bald, daß ſie auf meinen Plan nicht ernſtlich einging. Nun ſteckte ich mich hinter den Vater und redete ihm vor, da der König in dieſem Jahre eine große Belagerung vorhabe, werde er im nächſten nichts unternehmen. Es gelang mir, meine Mutter zu täuſchen. Sie kam erſt hinter meinen Plan, als er faſt ausgeführt war und ich meinen Vater ſo weit hatte, daß er ſich nicht wieder umſtimmen ließ.

Der König beſtand darauf, daß jeder, der in ſein Heer eintrat, mit Ausnahme der Prinzen des Königlichen Hauſes und ſeiner natürlichen Söhne, ein Jahr lang in einer ſeiner Musketierkompagnien[2] dienen mußte. Die Wahl war freigeſtellt. Um Manneszucht zu lernen, mußte man weiterhin eine mehr oder weniger lange Zeit eine Schwadron führen oder Offiziersdienſt in ſeinem Leib-Infanterieregiment leiſten, das der König begünſtigte und allen andern Regimentern vorzog. Erſt dann durfte man das Kommando eines Kavallerie- oder Infanterieregiments kaufen, je nachdem wie ſich das jeder vornahm. Mein Vater brachte mich deshalb nach Verſailles, wohin er nach ſeiner Rückkehr

[1] Philipp von Orleans, der Neffe des Königs, Sohn ſeines Bruders und der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von der Pfalz, geboren am 2. Auguſt 1674, geſtorben am 2. Dezember 1723 als Regent Frankreichs. — [2] Die Musketiere waren eine Art Nobelgarde. Die beiden Kompagnien wurden nach der Farbe ihrer Pferde „ſchwarze“ und „graue“ Musketiere genannt. Jede beſtand aus 250 Herren (maîtres).

aus Blaye (wo er todkrank gewesen) noch nicht wieder hatte kommen können. Meine Mutter hatte ihn mit der Post abgeholt und ihn in sehr schwachem Zustande heimgebracht. Damals hatte er nicht geglaubt, den König je wiederzusehen. Jetzt machte er ihm seine Aufwartung und stellte mich ihm zugleich als künftigen Musketier vor. Das war am Tage der Heiligen Simon und Juda[1], mittags halb ein Uhr, als der König aus dem Ministerrat kam.

Seine Majestät ehrte meinen Vater mit einer dreimaligen Umarmung. Als dann die Rede auf mich kam, bemerkte der König, ich sähe klein und zart aus und wäre wohl noch sehr jung, worauf mein Vater entgegnete, um so länger vermöchte ich ihm zu dienen. Darnach fragte der König, in welche von den beiden Leibkompagnien er mich eintreten lassen wolle. Mein Vater entschied sich für die erste, weil ihr Hauptmann, der Marquis von Maupertuis[2], ein vertrauter Freund von ihm war. Er rechnete auf dessen Fürsorge für mich, weil er wußte, daß sich der König bei den Kompagnieführern nach den jungen Edelleuten in den beiden Kompagnien genau erkundigte und daß diese erste und entscheidende Beurteilung für immer maßgebend blieb. Mein Vater hatte darin sehr recht. Die gute Meinung, die der König von Anfang an von mir hatte, verdanke ich der Güte des Herrn von Maupertuis.

Ein Vierteljahr, nachdem ich Musketier geworden, also im März des Jahres 1692, war der König nach Compiègne gefahren, um eine Besichtigung der Garde abzuhalten. Eines Tages hatte ich dort die Wache beim König. Diese kleine Reise gab Anlaß, daß von einer größeren Unternehmung gesprochen wurde. Meine Freude darüber war ganz außerordentlich; aber mein Vater, der wirtschaftlich nicht damit gerechnet hatte, bereute jetzt, daß ich Soldat geworden war, und ließ es mich merken. Meine Mutter war anfangs zwar ein wenig ärgerlich und ungehalten darüber gewesen, daß ich mich vom Vater gegen ihren Willen hatte einstellen lassen; trotzdem brachte sie ihn dahin, daß er mir eine Ausrüstung von fünfunddreißig Pferden und Maul-

[1] Am 28. Oktober 1691, an einem Sonntag, an welchem Tag der König Ministerrat hielt und sich Persönlichkeiten vorstellen ließ. — [2] Louis de Melun, genannt Marquis de Maupertuis, 1620—1706.

21. Sébastien le Prêtre de Vauban

tieren verſchaffte und was ſonſt noch nötig war, um im Felde anſtändig aufzutreten.

Der König rückte am 10. Mai 1692 mit den Damen des Hofes ins Feld.[1] Ich ritt bei meiner Truppe und mit meiner ganzen Dienerſchaft wie die anderen Musketiere. Der Marſch dauerte acht Wochen. Ich hatte zwei Edelleute als Begleiter. Der eine gehörte ſchon lange zu unſerem Hauſe; er war mein Erzieher geweſen. Der andere ſtand im Dienſte meiner Mutter. Die Armee des Königs ſammelte ſich im Lager von Givry[2]; die des Marſchalls von Luxemburg[3] ſtand in der Nähe. Die Damen hatten ihr Quartier in Mons, zwei Wegſtunden entfernt. Der König lud ſie in ſein Lager ein und bewirtete ſie daſelbſt, worauf eine Heerſchau abgehalten ward, wie man ſie prächtiger vielleicht noch nie geſehen hatte. Beide Armeen waren nebeneinander in zwei Treffen aufgeſtellt; die des Königs auf dem rechten Flügel. Die Front war drei franzöſiſche Meilen lang.

Nach zehntägigem Aufenthalt in Givry trennten ſich die beiden Armeen und traten den Vormarſch an. Zwei Tage ſpäter ward die Belagerung von Namur angeordnet, wo der König nach fünf Marſchtagen anlangte. Monseigneur (der Dauphin)[4], Monsieur[5], der Prinz von Condé[6] und der Marſchall von Humières[7] führten die eine Armee der Reihe nach unter der Oberleitung des Königs, während der Marſchall von Luxemburg, der die ſeinige allein führte, die Belagerung deckte und für die Aufklärung ſorgte. Die Damen hatten ſich inzwiſchen nach Dinant begeben. Am dritten Marſchtage ward der Prinz von Condé zur Belagerung der Stadt Namur entſandt. Der berühmte Vauban[8], die Seele aller Belagerungen, die der König je unternommen, ſetzte es durch, daß die Stadt getrennt von der Burg belagert wurde, gegen den Vorſchlag des Barons von Bressey, der Stadt

[1] Der König hatte die Gewohnheit, ſich von ſeinen Geliebten ins Feld begleiten zu laſſen. — [2] Stadt im Hennegau, nicht weit von Mons. — [3] François-Henry de Montmorency, Graf von Bouteville, 1628—1695, wurde durch Heirat 1661 Duc de Luxembourg; 1673 Kommandeur der Gardes-du-corps. — [4] Ludwig, geboren am 1. November 1661, geſt. am 14. April 1711. — [5] Philipp, Herzog von Orleans, der Bruder des Königs, 1640—1701, der Gemahl der Pfälzerin. — [6] Henri-Jules de Bourbon, Großmeiſter von Frankreich, 1643—1709, der Sohn des „großen Condé“. — [7] Louis de Crevant, zuerſt Marquis und dann Herzog d'Humières, 1638—1694. — [8] Siehe die Anmerkung zu Seite 144.

und Burg zugleich angreifen wollte. Er hatte den Platz befeſtigt. Aus Unzufriedenheit hatte er unlängſt den ſpaniſchen Heeresdienſt verlaſſen. Daß er ſich gleich darauf Frankreich zur Verfügung geſtellt, war ſeinem guten Rufe nicht gerade dienlich geweſen. Er ragte durch Tüchtigkeit und Fähigkeiten hervor und war ein ausgezeichneter Kriegsbaumeiſter und ein vorzüglicher Truppenführer. Nach ſeinem Übertritt in des Königs Dienſte wurde er Generalleutnant und bekam ein beträchtliches Gehalt. Er war ein Mann von kleiner Geſtalt, beſcheiden und zurückhaltend. Eigentlich ſah er nach gar nichts aus, aber er erlangte bald des Königs Vertrauen und deſſen ganze militäriſche Hochachtung.

Der Prinz von Condé, der Marſchall von Humières und der Marquis von Boufflers[1] leiteten einer nach dem anderen einen Angriff. Während der zehn Tage, die die Belagerung der Stadt dauerte, trug ſich nichts Beſonderes zu. Am elften, nach Öffnung der Laufgräben, begann die Unterhandlung. Die Bedingungen fielen ungefähr ſo aus, wie die Belagerten ſie wünſchten. Nun zogen ſie ſich in die Burg zurück. Man war übereingekommen, daß von der Stadt her kein Angriff auf die Burg erfolgen und daß andrerſeits die Stadt von der Burg aus verſchont und unbeſchoſſen bleiben ſollte. Der König hielt ſich während der Belagerung ſtändig im Lager auf. Es war ſehr heiß und immer klarer Himmel. Nennenswerte Verluſte gab es nicht, abgeſehen davon, daß Graf Cormaillon fiel, ein junger tüchtiger Ingenieuroffizier, der eine gute Laufbahn vor ſich gehabt und den Vauban ſehr betrauerte. Der Graf von Toulouse[2] erhielt eine leichte Verwundung am Arm, und zwar ganz in der Nähe des Königs, der von einem Hügel, aber ziemlich weit von der belagerten Stadt entfernt, dem Sturm zuſah, den eine Abteilung der älteren Musketiere aus beiden Kompagnien bei Tage auf eine Schanze machte.

Das Heer wechſelte ſeine Stellung, um die Burg zu belagern. Als die einzelnen Truppenteile den ihnen beſtimmten Plätzen zuſtrebten, ſtieß das Königs-Infanterie-Regiment auf eine kleine feindliche Ab-

[1] Zuerſt Chevalier und dann Marquis de Boufflers, 1644—1711. — [2] Louis-Alexandre de Bourbon, 1678—1737, einer der anerkannten Söhne der Montespan, den Ludwig 1683 zum Admiral von Frankreich ernannt hatte.

teilung, die den betreffenden Ort beſetzt hielt und ſich daſelbſt verſchanzte. Alsbald entwickelte ſich dort ein ziemlich heftiges Sondergefecht. Der Fürſt von Soubise[1], der an dieſem Tage den Oberbefehl führte, eilte hin und zeichnete ſich aus. Das Königs-Regiment erntete bei geringen Verluſten viel Ehre. Der Feind war bald verjagt. Der König, der dieſe Truppe ſehr liebte und ſie vor allen anderen ſtets als ſein Leibregiment anſah, war höchſt erfreut darüber.

Die Zelte des Königs und des ganzen Hofes ſtanden auf einer ſchönen Wieſe fünfhundert Schritt vom Kloſter Marlagne entfernt. Das gute Wetter, das ſeit dem Abmarſch von Paris geherrſcht, ſchlug in Regen um, der ſo reichlich und ſo andauernd war, wie ihn noch keiner im Felde erlebt hatte. Die Soldaten gerieten über dieſe Sintflut in Verzweiflung. Der Regen ward zur wahren Plage der Belagerer. Die Zelte des Königs waren nur durch Wege erreichbar, die man mit Reiſigbündeln überdeckte. Da ſie immer wieder verſanken, mußten ſie alle Tage erneuert werden. Lager und Quartiere waren ebenſo unzugänglich, die Belagerungsgräben voller Waſſer und Schlamm. Man brauchte oft drei Tage, um die Geſchütze von einer Schanze zur anderen zu bringen. Die Munitionswagen waren unverwendbar, ſo daß man die Geſchoſſe nur auf Maultieren und Pferden herbeiſchaffen konnte.

Genau ſo ging es bei der Armee des Marſchalls von Luxemburg, wo der Zuſtand der Wege jeden Fahrverkehr verhinderte. Es trat Mangel an Lebensmitteln und Futter ein, ein großer Übelſtand, dem nur durch einen Befehl des Königs abgeholfen ward, demzufolge tagtäglich eine Abteilung der Garde Säcke voll Getreide auf den Kruppen ihrer Pferde hinbringen mußte.

Obgleich die Garde[2] während der Belagerung kaum je zur Ruhe kam, weil ſie die Reiſigbündel herbeiſchleppen, die verſchiedenen Wachen ſtellen und den ſonſtigen täglichen Dienſt leiſten mußte, wurde ihr auch dies noch aufgebürdet, weil die Heeresreiterei gleichfalls immer beſchäftigt war und ſie obendrein ihre Pferde faſt nur noch mit Laub

[1] François de Rohan (1631—1712), von dem, wie auch von ſeiner Frau, bei Saint-Simon ſehr häufig die Rede iſt, zeichnete ſich bei Mons aus. Über die Fürſtin ſiehe Einleitung S. 98. — [2] Die Garde (la Maison militaire du Roi) beſtand aus etwa 10000 Mann Infanterie und Kavallerie.

fütterte. Der Hinweis hierauf beruhigte aber die Gardetruppen nicht, die durch allerhand Auszeichnungen verwöhnt waren. Sie beklagten ſich und murrten. Der König blieb aber hartnäckig und verlangte Gehorſam. Es mußte alſo gemacht werden.

Am erſten Tage war eine Abteilung von Leibküraſſieren und Leichten Gardereitern ſehr früh morgens am Kornſpeicher eingetroffen. Die Reiter begannen vor ſich hin zu brummen, hetzten einander dadurch auf, warfen ſchließlich die Säcke hin und weigerten ſich rundweg, ſie wegzutragen. Unteroffizier Cresnay, zu deſſen Beritt ich gehörte, hatte mich höflich gefragt, ob ich am Kornfaſſen teilnehmen möchte. Wenn nicht, wolle er mich zu anderm Dienſt befehligen. Ich wählte das Getreideſchleppen, weil ich in Anbetracht des erregten Aufſehens vermeinte, es könne mir dies zum Vorteil ſein. In der Tat kam ich mit meiner Abteilung Musketiere gerade in dem Augenblick an, als die Rotröcke ſtreikten. Ich buckelte mir meinen Getreideſack vor aller Augen auf. Der Brigadekommandeur Marin von den Gardes-du-corps, der das Verladen der Säcke beſichtigte, bemerkte mich alsbald. Höchſt zornig über die Dienſtverweigerung, die er eben wahrgenommen, rief er laut, indem er auf mich wies und meinen Namen nannte: „Wenn der ſolchen Dienſt nicht unter ſeiner Würde findet, ſo wird es euch Küraſſieren und Leichten Reitern auch keinen Abbruch an der Ehre tun!“ Dieſe Worte und Marins ſtrenger Ton verfehlten ihre Wirkung nicht. Augenblicklich und ohne weitere Widerrede luden die Rotröcke ihre Säcke auf. Seitdem gab es dabei auch nicht mehr die leiſeſte Schwierigkeit. Marin blieb, bis er die Abteilung beladen abreiten ſah, und erſtattete alsbald dem König Meldung über den Vorfall, wobei er den guten Eindruck meines Beiſpiels nicht unerwähnt ließ. Mein Zugreifen trug mir mehrere gnädige Anreden von ſeiten Seiner Majeſtät ein. Während der weiteren Belagerung nahm der König jedesmal, wenn er mich ſah, Gelegenheit, gütige Worte an mich zu richten. Ich war Marin um ſo dankbarer, als ich ihn geſellſchaftlich gar nicht kannte.

Am 27. Tage nach der Öffnung der Laufgräben – das war Dienstag den 1. Juli 1692 – bot der Kommandant des Platzes, Fürſt von Bar-

bançon[1], die Übergabe an. Es war die höchſte Zeit für die Belagerer, die nach all den Mühſalen und bei dem endlos üblen Wetter vollkommen fertig waren. Sogar die Pferde des Königs bekamen nur noch Laub, und von den zahlreichen Reiterei- und Troßpferden erholte ſich kein einziges je recht wieder. Zweifellos hätte man ohne die perſönliche Anweſenheit des Königs die Belagerung nie zu Ende führen können. Seine Regſamkeit beſeelte die Belagerung, und ohne daß er es ausdrücklich forderte, erreichte er das Unmögliche. So groß war das Streben, ihm zu gefallen, ſich vor ihm auszuzeichnen. Übrigens hätte wer weiß was geſchehen können, wenn ſich die Feſtung noch zehn Tage gehalten hätte, was ſehr wohl möglich geweſen wäre. Die körperlichen und geiſtigen Strapazen, die der König während der Belagerung aushielt, zogen ihm den ſchmerzlichſten Gichtanfall zu, den er je erduldet hatte. Indeſſen hinderte ihn dies nicht, vom Bett aus für alles zu ſorgen und wie in Verſailles zur Erledigung der inneren und äußeren Staatsangelegenheiten ſeinen Rat um ſich zu verſammeln, wie er dies während der ganzen Belagerung getan hatte.

[1] Octave-Ignace von Aremberg, geb. 1640. Er fiel 1693 in der Schlacht bei Neerwinden.

II

1692 · 1693

HEIRAT DES HERZOGS VON CHARTRES UND DES HERZOGS VON MAINE

DEM König lag die Verſorgung ſeiner unehelichen Kinder ſehr am Herzen.[1] Unabläſſig brachte er ſie höher. Zwei ſeiner Töchter verheiratete er an Prinzen des Königlichen Hauſes. Eine davon, die Prinzeſſin von Conti, das einzige Kind des Königs und der Frau von La Vallière, war bereits wieder Witwe und hatte keine Nachkommenſchaft. Die andere, die älteſte Tochter des Königs und der Frau von Montespan, hatte den Prinzen von Condé[2] geheiratet. Seit langem dachte nun Frau von Maintenon mehr noch als der König daran, das Fräulein von Blois, die zweite Tochter des Königs und der Montespan, mit dem Herzog von Chartres zu vermählen.

Das war der einzige wirkliche Neffe des Königs. Als Enkel des verſtorbenen Königs und als Sohn von „Monsieur“ ſtand er im Rang hoch über allen Prinzen von Geblüt. Die Verheiratung der beiden oben genannten Prinzen hatte ſeinerzeit allgemein Anſtoß erregt. Der König wußte dies ſehr wohl, und ſo konnte er damit rechnen, daß eine noch unebenbürtigere Verbindung einen noch viel ſchlechteren Eindruck machen werde. Bereits vier Jahre lang trug er ſich mit dieſem Gedanken, immer auf ſeine Ausführung bedacht. Sie war um ſo ſchwieriger, da Monsieur auf die Wahrung ſeiner hohen Würde

[1] Ludwig hatte von ſeinen drei Geliebten, der La Vallière, der Montespan und dem Fräulein von Fontanges, dreizehn Kinder. (Siehe auch Einleitung S. 91 und 95.) Acht davon waren in frühem Alter geſtorben. 1692 waren nur noch fünf am Leben: die Prinzeſſin Conti, der Herzog von Maine, Mademoiselle von Nantes, die Gemahlin des Prinzen von Condé, der Graf von Toulouse und Mademoiselle von Blois. — [2] Louis III, 1668–1710, ſeit 1686 „Monsieur le Duc“.

überaus ſtreng hielt und Madame[1] ſchon durch ihre Herkunft eine Verächterin jedweder unehelichen Verbindung und jeglicher Mißheirat war. Dazu war ihr Eigenſinn derart, daß ſie höchſtwahrſcheinlich eine ſolche Heirat niemals gutheißen würde.

Da es galt, ſo beträchtliche Hinderniſſe zu überwinden, nahm der König ſeinen Oberſtallmeiſter zum Helfershelfer, Ludwig von Lothringen, Grafen von Armagnac und von Brionne[2], der den Titel „Monsieur le Grand“ führte und von jeher in den freundſchaftlichſten Beziehungen zu ihm ſtand. Dieſer ſollte ſeinen Bruder, den Chevalier Philipp von Lothringen[3], der ſchon immer den allergrößten Einfluß auf den Herzog von Orleans ausübte, für den Heiratsplan gewinnen. Der Chevalier war ein hübſcher Kerl geweſen; Monsieur machte ſich nichts aus den Frauen und gab ſich nicht einmal Mühe, dies zu verbergen. Der gleiche Geſchmack hatte den Chevalier zu ſeinem Herrn und Meiſter gemacht, und dies blieb er ſein Leben lang.

Den beiden Brüdern kam nichts mehr erwünſcht, als daß ſie dem König in einer ſo heiklen Angelegenheit Dienſte leiſten konnten. Schlau, wie ſie waren, verſtanden ſie ihren Vorteil daraus zu ſchlagen. Es war im Sommer 1688, als ſie in die Sache eingeweiht wurden. Damals zählte der Orden der Ritter vom Heiligen Geiſte kaum noch ein Dutzend Mitglieder. Neuaufnahmen mußten baldigſt und unbedingt erfolgen. Die beiden Lothringer baten um ihre Aufnahme, und zwar noch vor derjenigen der Herzöge. Der König vermochte ſich ſchwer zu entſchließen. Er hatte bisher keinen der Lothringer in den Orden aufgenommen. Die Forderung kam ihm anmaßend vor. Aber die beiden Brüder gaben nicht nach und trugen den Sieg davon.

Dermaßen im voraus bezahlt, verbürgte ſich der Ritter von Lothringen für die Einwilligung Monsieurs in die Heirat und verſprach auch, Madame und den Herzog von Chartres dafür zu gewinnen.

Der junge Prinz war von Saint-Laurent erzogen worden. Vorher war er in der Obhut von Frauen geweſen. Dieſer Saint-Laurent war ein Mann von niederer Herkunft und von gewöhnlichem Ausſehen, ehe-

[1] Eliſabeth Charlotte von Orleans (von der Pfalz). — [2] Über dieſen ſiehe Einleitung S. 68. — [3] Der Chevalier von Lorraine (1643—1702), Malteſerritter, wegen ſeiner „engelhaften Schönheit“ viel gefeiert. (Mémoires de Daniel de Cosnac, II, 211.)

dem eine ganz untergeordnete Perſönlichkeit im Hauſe Monsieurs, aber, kurz geſagt, der geeignetſte Menſch ſeiner Zeit, einen jungen Fürſten zu erziehen und einen großen König heranzubilden. Wegen ſeiner geringen Geburt durfte er den Titel eines Prinzen-Erziehers nicht tragen, indeſſen war er es in Wirklichkeit ob ſeiner großen Fähigkeit. Als es die Schicklichkeit erforderte, daß der Prinz einen Hofmeiſter erhielt, war dieſer Hofmeiſter nur ein Strohmann, während Saint-Laurent nach wie vor das Vertrauen und die Würde genoß.

Saint-Laurent war ein Freund des Pfarrers von Saint-Eustache und ein wirklicher Ehrenmann. Der Pfarrer hatte einen Diener namens Dubois[1], der ehedem beim Doktor Antoine Faure, theologiſchem Beirat des Erzbiſchofs von Reims, Le Tellier, in Stellung geweſen war. Man hatte ſeinen klugen Verſtand erkannt und ihn ſtudieren laſſen. Dadurch hatte dieſer Diener literariſche und ſogar geſchichtliche Kenntniſſe. Aber er beſaß kein Vermögen und war nach dem Tode ſeines früheren Herrn in den Dienſt des Pfarrers von Saint-Eustache getreten. Dieſer war mit Dubois ſehr zufrieden, und da er ſelbſt nichts für ihn tun konnte, bot er ihn Saint-Laurent an, in der Hoffnung, dieſer werde ihm weiterhelfen. Saint-Laurent übernahm ihn und verwendete ihn alsbald bei ſeinem Unterricht des jungen Herzogs von Chartres. Um ihm mehr Anſehen zu verleihen, ließ er ihn fortan prieſterliche Kleidung tragen. Dubois half bei den Vorbereitungen zum Unterricht, fertigte die Reinſchriften des Prinzen an, ſchlug ihm die Wörter im Wörterbuche auf und erleichterte ihm ſo die Arbeit. In dieſem beſcheidenen Anfange ſeiner Laufbahn habe ich Dubois häufig angetroffen, wenn ich zum Herzog von Chartres kam, um mit ihm zu ſpielen. Später, als Saint-Laurent kränklich wurde, erteilte Dubois ſelbſtändig den Unterricht, und zwar ſehr gut und dabei unterhaltſam für den Prinzen. Indeſſen ſtarb Saint-Laurent ganz plötzlich. Dubois gab zunächſt die Stunden vertretungsweiſe weiter. Inzwiſchen war er ein echter Abbé geworden, und es war ihm

[1] Der ſpätere Kardinal, Miniſter und Vertraute des nachmaligen Regenten Philipp von Orleans, 1656—1723. Was Saint-Simon über die Studien und das Jugendleben Dubois' vorbringt, wird von einigen ſeiner Zeitgenoſſen und von ſeinen ſpäteren Biographen beſtritten; er ſoll ſein Studium mit Hilfe eines Stipendiums im Kollegium Saint-Michel zu Paris gemacht haben.

gelungen, ſich die Gunſt des Chevaliers von Lothringen und des Marquis von Effiat[1] zu erringen. Beide waren vertraute Freunde, und der Letztgenannte hatte großen Einfluß auf Monsieur, deſſen Erſter Stallmeiſter er war. Dubois ohne weiteres zum Hofmeiſter zu machen, ging nicht an; aber ſeine beiden Gönner verzögerten zunächſt die Wahl eines Hofmeiſters, machten ſodann auf die Fortſchritte des jungen Prinzen aufmerkſam und erklärten einen Wechſel des Lehrers für unvorteilhaft. Dubois blieb alſo in ſeinem Amt, und eines ſchönen Tages ward er Knall und Fall wirklicher Hofmeiſter. Ich habe nie einen Menſchen ſo voller Freude geſehen. Grund genug hatte er allerdings dazu. Seine aufrichtige Dankbarkeit und noch mehr der Wunſch, ſich in dieſer Stellung zu behaupten, ketteten ihn nun immer mehr an ſeine Gönner. So kam es, daß ſich der Ritter von Lothringen ſeiner bediente, um die Einwilligung des Herzogs von Chartres zu der geplanten Verheiratung zu erlangen.

Dubois beſaß das Vertrauen des jungen Prinzen, der noch ſehr wenig Lebenserfahrung und Menſchenkenntnis hatte. Dubois machte ihm angſt vor dem König und vor Monsieur, während er ihm gleichzeitig die verlockendſten Ausſichten eröffnete. Soviel er ſich aber auch Mühe gab, erreichte er indeſſen nichts weiter, als daß er nicht kurzerhand eine Abfuhr erlitt. Das genügte dem Abbé. Übrigens ſprach er mit dem Prinzen erſt kurz vor der Ausführung des Planes; Monsieur war bereits gewonnen. Sobald der König über alles das von Dubois Meldung bekam, ging er ſchleunigſt an den Abſchluß des Unternehmens. Einen oder zwei Tage vorher bekam Madame Wind davon. Sie bedeutete ihrem Sohne die Unwürdigkeit einer ſolchen Ehe mit aller Kraft, die ihr zu Gebote ſtand, und ließ ſich von ihm ſein Wort geben, daß er niemals einwilligen werde. Somit zeigte er weder gegen ſeinen Hofmeiſter noch gegen ſeine Mutter Rückgrat. Angſt auf der einen Seite, Widerwillen auf der andern, und allenthalben große Verlegenheit.

Als ich eines Nachmittags, ziemlich zeitig, durch die Große Galerie ging, ſah ich, wie der Herzog von Chartres aus der Hintertür ſeiner

[1] Antoine Coiffier, genannt Ruzé, Marquis von Effiat, Chilly und Longjumeau, 1638–1719. Monsieur hätte ihn gern zum Gouverneur ſeines Sohnes ernannt; aber die Pfälzerin widerſetzte ſich, wie aus einem ihrer Briefe vom 26. Auguſt 1689 hervorgeht, dieſer Abſicht aufs heftigſte.

Gemächer herauskam, mit einem höchſt verlegenen und trübſeligen Geſicht. Hinter ihm ein Feldwebelleutnant der Leibkompagnie Monsieurs. Da mir dies auffiel, fragte ich ihn, wohin er ſo eilig und zu ſo früher Stunde ginge. Er antwortete mir kleinlaut und verdrießlich, er ſei zum König befohlen. Es ſchien mir nicht ratſam, ihn zu begleiten, und ſo wandte ich mich zu meinem Hofmeiſter, indem ich bemerkte, offenbar handle es ſich um die Heirat; die Sache entſcheide ſich. Seit einigen Tagen hatte ich davon munkeln hören, und da ich heftige Auftritte erwartete, war ich höchſt neugierig und geſpannt.

Der Herzog von Chartres fand den König allein mit Monsieur in ſeinem Arbeitszimmer. Die Anweſenheit ſeines Vaters kam dem jungen Manne völlig unerwartet. Der König war äußerſt gnädig mit ihm und ſagte, daß er ihn gern verheiratet ſehen möchte. Aber der Krieg, den es nach allen Richtungen gäbe, mache die Heirat mit einer ebenbürtigen ausländiſchen Prinzeſſin unmöglich. Unter den Prinzeſſinnen von Geblüt ſei keine mit paſſendem Alter da. Er könne ihm ſeine Huld nun nicht beſſer beweiſen, als indem er ihm ſeine Tochter zur Frau anböte. Von ihren Schweſtern ſeien zwei an Prinzen von Geblüt verheiratet. Er werde dann ſein Schwiegerſohn und Neffe zugleich ſein. Aber ſo erwünſcht ihm dieſe Heirat auch ſei, ſo wolle er ihn doch dazu nicht nötigen. Er laſſe ihm durchaus freie Hand.

Der König ſagte dieſe Worte mit der ihm eigenen überwältigenden Würde. Der Prinz, der ſchüchtern und wenig redegewandt war, verlor ſeine Faſſung. Um ſich aus dieſer mißlichen Lage zu retten, verſchanzte er ſich hinter Monsieur und Madame. Stammelnd erwiderte er, der König ſei ſein Gebieter, aber er ſelbſt ſei vom Willen ſeines Vaters und ſeiner Mutter abhängig. „Sehr ſchön von Ihnen!“ antwortete der König. „Aber ſobald Sie ja ſagen, werden Ihr Herr Vater und Ihre Frau Mutter nichts dagegen haben.“ Zugleich wandte er ſich an Monsieur: „Nicht wahr, lieber Bruder?“ Monsieur gab ſeine Einwilligung, wie er das bereits vorher unter vier Augen getan hatte. Nunmehr kam alſo nur noch Madame in Frage, die auf der Stelle

herbefohlen wurde. Unterdeſſen plauderte der König mit Monsieur, wobei beide taten, als merkten ſie nicht, wie verwirrt und niedergeſchlagen der Prinz daſtand.
Madame erſchien. Sogleich nach ihrem Eintreten ſagte der König, er rechne ſtark darauf, daß ſie ſich einer Sache nicht widerſetze, die Monsieur wünſche und die ihrem Sohne recht ſei. Er meine damit des Herzogs Verheiratung mit Fräulein von Blois. Er mache kein Hehl daraus, daß ihm dies ſehr am Herzen liege. Dieſen Worten folgte kurz dasſelbe, was er ſoeben dem jungen Prinzen geſagt hatte. Hoheitsvoll fügte er hinzu, er wäre überzeugt, daß Madame entzückt ſei. Selbſtverſtändlich war er des Gegenteils gewiß.
Madame hatte ſich auf das Wort ihres Sohnes verlaſſen. Gewiſſermaßen hatte er das ja auch durch ſeine verlegene und bedingte Antwort nach Kräften gehalten. Als ſie ſich jetzt im Stiche gelaſſen ſah, fand ſie keine Worte. Sie warf Monsieur und ihrem Sohne je einen wütenden Blick zu und ſagte: da es der allgemeine Wunſch ſei, hätte ſie nichts hinzuzufügen. Mit einer kurzen Verbeugung empfahl ſie ſich. Der Prinz eilte ihr ſofort nach. Aber ſie ließ ihn nicht zu Worte kommen, ſo daß er ihr den Vorgang nicht genau erzählen konnte. Sie kanzelte ihn, der mit Tränen im Auge daſtand, tüchtig ab und jagte ihn von dannen.
Kurz danach kam auch Monsieur, unmittelbar vom König, zu ihr. Abgeſehen davon, daß ſie ihn nicht auch zum Teufel jagte wie ihren Sohn, bekam er dasſelbe zu hören, ſo daß er ſehr beſtürzt ihre Gemächer verließ, ohne auch nur zu einem einzigen Worte gekommen zu ſein.
Die ganze Komödie war nachmittags um vier Uhr vorüber. Am Abend fand bei Hof Empfang ſtatt. Das geſchah im Winter dreimal in der Woche, während an den übrigen drei Tagen Theater war und an den Sonntagen nichts.
An jenem Abend befahl der König nach dem Konzert Monseigneur und Monsieur, die bereits beim „Landsknecht“ ſaßen, zu ſich; ebenſo Madame, die zerſtreut an einer Partie L'hombre teilnahm. Fernerhin den Herzog von Chartres, der höchſt trübſinnig Schach ſpielte, und

Fräulein von Blois, die bisher noch wenig in der Welt erſchienen und heute außergewöhnlich koſtbar angezogen war. Sie wußte und ahnte nichts von der ganzen Geſchichte. Da ſie von Natur ſehr ſchüchtern war und vor dem König eine entſetzliche Angſt hatte, glaubte ſie, ſie werde gerufen, um irgendeinen Verweis zu erhalten. Bei ihrem Eintritt zitterte ſie deshalb derart, daß Frau von Maintenon ſie auf ihren Schoß nahm und dort behielt, ohne daß es ihr gelang, ſie ganz zu beruhigen.

Als es unter den Anweſenden bekannt ward, daß die Mitglieder des Königlichen Hauſes, dazu Fräulein von Blois, zur Frau von Maintenon befohlen waren, flog die Nachricht von der Heirat durch die Säle. Währenddem veröffentlichte der König ſie in der Tat im engſten Kreiſe. Ein paar Augenblicke ſpäter kehrten die genannten Perſonen zur Hofgeſellſchaft zurück, wo nunmehr das Ereignis allgemein bekanntgemacht wurde. Gerade in dem Augenblick kam ich hinzu. Überall hatten ſich Gruppen gebildet, und auf allen Geſichtern malte ſich das höchſte Erſtaunen. Ich erfuhr die Urſache, die mich nicht überraſchte, da ich doch dem Prinzen nach Tiſch – wie erzählt – begegnet war.

Madame ging in der Galerie mit der Gräfin Châteauthiers, die bei ihr ſehr gut ſtand und das auch verdiente, auf und ab. Sie machte große Schritte, hielt ihr Taſchentuch in der Hand, weinte vor aller Welt, ſprach laut, machte heftige Bewegungen und ſpielte die Rolle der Ceres, wie ſie nach dem Raube der Proſerpina dieſe ſucht und ſie von Jupiter wutentbrannt zurückverlangt. Rückſichtsvoll machte man ihr allgemein Platz und überließ ihr die Galerie. Monseigneur und Monsieur ſaßen bereits wieder bei ihrem „Landsknecht“. Der erſte ſah aus wie immer, Monsieur hingegen verlegen. Er war ganz und gar faſſungslos, und dieſer Zuſtand dauerte länger denn vier Wochen. Sein Sohn machte einen troſtloſen Eindruck, und die Braut erſchien verwirrt und außerordentlich trübſelig. So jung ſie war, ſo verheißungsvoll ihre Zukunft ſchien, war ſie ſich doch über den ganzen Vorgang völlig klar und fürchtete die Folgen. Die Beſtürzung war mit Ausnahme einer geringen Anzahl von Leuten allgemein. Die Lothringer

lachten ſich ins Fäuſtchen. Unzucht und doppelter Ehebruch, denen ſie gedient, waren ihnen von Nutzen geweſen. Sie freuten ſich ihres Erfolges, und da das Maß ihrer Schmach voll war, hatten ſie auch allen Grund zur Zufriedenheit.

So ſehr dies Hofereignis auf dem Empfangsabend zu laſten ſchien, in Wirklichkeit war er doch lebhaft und merkwürdig. Wenngleich er genau ſo lange währte wie ſonſt, kam er mir kurz vor. Daran ſchloß ſich die königliche Abendtafel. Nichts ſollte meinen Augen entgehen. Der König ſah aus wie gewöhnlich. Der Herzog von Chartres ſaß neben ſeiner Mutter, die weder ihm noch ihrem Gemahl einen Blick gönnte. Ihre Augen ſtanden voller Tränen, die von Zeit zu Zeit herabtropften und die ſie jedesmal abtrocknete. Dabei überblickte ſie die Anweſenden, offenbar um zu erſpähen, was für eine Miene jeder machte. Ihr Sohn hatte gleichfalls rote Augen, und beide aßen ſo gut wie nichts. Ich beobachtete, wie der König beinahe alle Gerichte, die vor ihm ſtanden, Madame anbot, und wie ſie in ſchroffer Weiſe alles ablehnte, was den König nicht abſchreckte, ſein artiges und aufmerkſames Benehmen gegen ſie bis zum Ende des Mahles beizubehalten.

Es war fernerhin ſehr auffällig, daß der König nach Aufhebung der Tafel und bei der Beendigung des Cercle im Augenblick, als er ſich zurückzog, Madame eine beſonders tiefe Verbeugung machte. Madame hingegen wandte ſich raſch auf dem Abſatz um, ſo daß der König, als er ſich wieder aufrichtete, nur ihren Rücken zu ſehen bekam, während ſie ſchon der Tür zuſchritt.

Am folgenden Tag machte der Hof bei Monsieur, bei Madame und dem Herzog von Chartres ſeine Aufwartung. Man begnügte ſich, wortlos ſeine feierliche Verbeugung zu machen. Hinterher ging man, wie üblich, in die Galerie, wo man den Schluß des Miniſterrats und den Gang des Königs zur Meſſe erwartete. Auch Madame kam. Ihr Sohn ging auf ſie zu, wie er das gewohnt war, um ihr die Hand zu küſſen. Da gab ſie ihm eine ſo ſchallende Ohrfeige, daß man ſie weithin hörte, was den armen Prinzen, in Gegenwart des ganzen Hofes, in die größte Verlegenheit, und die zahlreichen Anweſenden,

unter denen auch ich mich befand, in das höchſte Staunen verſetzte. Am nächſten Tage ward die Rieſenmitgift bekanntgegeben.[1] Wieder einen Tag darauf machte der König ſeinem Bruder und ſeiner Schwägerin einen Beſuch, der ſehr einſilbig verlief. Von da an beſchäftigte man ſich ausſchließlich mit den Vorbereitungen zur Hochzeit.

Am Faſtnachtsſonntag fand Hofball ſtatt, der mit einem Rundtanz[2] begann. Vormittags hatte ich Madame beſucht, die es nicht unterlaſſen konnte, mir in bitterem und ärgerlichem Ton zu ſagen, daß ich wahrſcheinlich ſehr froh über die bevorſtehenden Bälle ſei; das paſſe für mein Alter; ſie aber, als alte Frau, wünſche, ſie ſeien ſchon vorüber. Der Herzog von Burgund[3] tanzte an jenem Abend zum erſten Male und führte Mademoiselle[4] zum Rundtanz. Es war auch mein erſter Hofball. Ich führte Fräulein von Sourches[5], die Tochter des Großprofoſen, die ſehr gut tanzte. Man ſah prächtige Kleider.

Kurz darauf fand die feierliche Verlobung und die Unterſchrift des Ehevertrags im Arbeitsgemach des Königs in Gegenwart des ganzen Hofes ſtatt. Am ſelben Tag wurde der Hofhalt der künftigen Herzogin von Chartres bekanntgegeben. Der König verlieh ihr einen Ehrenkavalier und eine Schmuckdame[6], was bisher ein Vorrecht der Prinzeſſinnen von Geblüt geweſen war; fernerhin eine Ehrendame, die einer ſo merkwürdigen Neuerung entſprach.

Am Faſtnachtsmontag[7] begaben ſich die ganze königliche Hochzeitsgeſellſchaft und das junge Paar, feſtlich geſchmückt, kurz vor Mittag in die Gemächer des Königs und von da in die Kapelle. Dieſe war wie gewöhnlich zur Meſſe des Königs hergerichtet. Nur lagen zwiſchen ſeinem Betſchemel und dem Altar zwei Kiſſen für die Neuvermählten, die dem König den Rücken zukehrten. Gleichzeitig kam der Kardinal

[1] Der König ſicherte ſeiner Tochter zwei Millionen Franken zu; ferner 150000 Franken jährliche Apanage und Juwelen im Werte von 600000 Livres. Der Herzog von Chartres erhielt 200000 Livres Apanage und Monsieur das Palais Royal. — [2] Branle, bei dem ſich mehrere Perſonen bei der Hand hielten und ſich zu einer langſamen Weiſe in feierlichem Schritte drehten. — [3] Louis de France, der älteſte Sohn Monseigneurs, des „grand Dauphin“, des einzigen Sohnes des Königs aus deſſen Ehe mit Marie-Anne Chriſtine Victoria von Bayern, geb. am 6. Auguſt 1682, geſt. am 18. Februar 1712. — [4] Die Nichte des Königs und Schweſter des Herzogs von Chartres, die wie die Tochter des Onkels des Königs, Gaston von Orleans, den Titel „Mademoiselle“ führte; 1676—1744. Sie heiratete am 13. Dezember 1698 den Herzog Leopold Joſef von Lothringen. — [5] 1665—1749. Sie vermählte ſich 1694 mit Ludwig Colbert, Graf von Linières. — [6] Dame d'atour. — [7] Am 18. Februar 1692.

von Bouillon in großer Amtstracht aus der Sakriſtei, vollzog die Trauung und las die Meſſe. Der Oberhofmeiſter Marquis von Blainville[1] und der Zeremonienmeiſter von Sainctot[2] hielten den Trauſchleier. Von der Kapelle ging man gleich zur Tafel, die in Hufeiſenform aufgeſtellt war. Die königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen waren rechts und links, ihrem Range nach, geſetzt, daran anſchließend die beiden natürlichen Kinder des Königs, und nach ihnen, zum erſten Male, die Herzogin von Verneuil. Auf dieſe Weiſe ward der Herzog von Verneuil, ein Sohn Heinrichs IV., ſo viele Jahre nach ſeinem Tode unter die Prinzen von Geblüt aufgenommen, was er ſich nicht hätte träumen laſſen.

Am Nachmittag kamen der ehemalige König[3] und die ehemalige Königin von England mit ihrem Hofſtaat nach Verſailles. Es fand großes Konzert und großes Spiel ſtatt. Der König war von Anfang bis zum Ende da, reichgeſchmückt und in vergnüglichſter Stimmung, das blaue Ordensband über dem Rock, wie tags zuvor. Bei der Abendtafel hatte der König von England ſeine Gemahlin zur Rechten und den König zur Linken, genau wie bei der Mittagstafel. Jedes hatte ſein Beſteckkäſtchen vor ſich.[4]

Hierauf führte man die Neuvermählten in die Gemächer der neuen Herzogin von Chartres. Die Königin von England reichte ihr das Hemd, während das gleiche der König von England beim Herzog von Chartres tat. Er hatte ſich anfangs dagegen gewehrt, indem er meinte, er ſei zu wenig ein Glückskind. Die Einſegnung des Bettes geſchah durch den Kardinal von Bouillon, der eine Viertelſtunde auf ſich warten ließ, was man ſehr unpaſſend fand.

Am Faſtnachtsdienstag war großer Empfang bei der jungen Herzogin während ihrer Toilette, wobei der König und die Königin von

---

[1] Jules Armand Colbert, Marquis d'Ormoy, der vierte Sohn des Miniſters, 1663—1704. Er ſtarb an den Wunden, die er in der Schlacht bei Höchſtädt erhalten hatte. — [2] 1632—1713. — [3] Jakob II., Sohn Karls I., 1663—1701, war 1688 verjagt worden und hatte ſich nach Frankreich geflüchtet, wo ihm Ludwig XIV. das Schloß Saint-Germain als Wohnſitz hatte anweiſen laſſen. Seine Gemahlin (1673—1718) war eine Eſte. — [4] Cadenas, ein Käſtchen aus Edelmetall, in dem die Eßgeräte (Meſſer, Löffel, Zahnſtocher) des Königs und der Prinzen und Herren vom höchſten Hofrange verwahrt wurden. In einem kleinen Nebenbehälter dieſes Käſtchens befanden ſich Salz, Pfeffer und Zucker.

England erſchienen. Majeſtät ſtellte ſich mit der ganzen Hofgeſellſchaft ein. Darauf folgten Meſſe und Tafel wie tags zuvor. Nach Tiſch zogen ſich der König und die Königin von England zurück. Später war großer Ball, genau wie tags zuvor, mit der Ausnahme, daß die neue Herzogin von Chartres vom Herzog von Burgund geführt ward. Man hatte denſelben Anzug und dieſelbe Tänzerin wie am vorherigen Tage.
Am Aſchermittwoch endeten alle dieſe ſtumpfſinnigen anbefohlenen Vergnügungen, und man ſprach ſchon wieder von den kommenden.

Der Herzog von Maine[1] wollte ſich verheiraten. Der König riet ihm ab und ſagte ihm offen und ehrlich, Krüppel wie er hätten am beſten keine Nachkommen. Aber auf das Drängen der Frau von Maintenon, die ihn erzogen hatte und für ihn immerdar die Nachſicht einer Kinderfrau hegte, entſchloß ſich der König, ihn mit einer Tochter des Prinzen von Condé zu verheiraten, der darüber ſehr erfreut war, denn er ſah den Rang, das Anſehen und die Verbindungen der natürlichen Kinder des Königs von Tag zu Tag wachſen. Eine ſolche Verbindung war ihm ſeit der Heirat ſeines Sohnes nichts Neues.[2] Sie brachte ihn dem König doppelt nahe. Dieſe Hochzeit folgte ſehr bald auf die des Herzogs von Chartres. Madame verriet hierüber etwas mehr Freude. Sie hatte nämlich große Angſt gehabt, der König könne ſeine Augen womöglich gar noch auf ihre eigene Tochter werfen. So empfand ſie die Heirat der Tochter Condés wie eine Erlöſung.
Condé hatte drei Töchter zur Auswahl.[3] Weil die zweite einen Zoll größer war, erhielt ſie den Vorzug. Alle drei waren auffällig klein.

[1] Louis-Auguste de Bourbon, der illegitime Sohn des Königs und der Montespan, geb. am 31. März 1670 und legitimiert im Dezember 1673. Seinen Titel Herzog du Maine hatte er durch Schenkung von der „Grande Mademoiselle", der Baſe ſeines Vaters, 1681 erhalten. 1694 wurde er zum Pair ernannt und 1714 zum Prinzen von Geblüt erklärt. Der König hatte eine Leidenſchaft für ſeine übelgeratenen Baſtarde. Auch die Maintenon, die Erzieherin des Baſtards, war dem verkrüppelten Herzog, von dem die Pfälzerin in zahlreichen ihrer Briefe ein abſchreckendes Bild entwirft, in warmer Neigung zugetan. — [2] Monsieur le Duc hatte im Jahre 1685 Mademoiselle de Nantes geheiratet, die mit ihrem Bruder, dem Herzog du Maine, 1673 legitimiert worden war. — [3] Der Prinz von Condé hatte aus ſeiner Ehe mit Anna von der Pfalz vier Söhne, von denen nur Monsieur le Duc am Leben geblieben war, und vier Töchter. Die dritte, genannt Mademoiselle de Charolais (1676–1753), ſollte die Gemahlin des Herzogs du Maine werden. Sie hielt ſpäter mit ihrem Gemahl in Sceaux in prunkvollſter und verſchwenderiſchſter Weiſe Hof und machte durch die

Die älteſte war hübſch, witzig und geſcheit. Der unglaubliche Zwang, um es nicht härter auszudrücken, mit dem die Launenhaftigkeit des Prinzen jeden heimſuchte, der in ſeinen Machtbereich gebannt war, bereitete der älteſten Tochter viel Herzeleid. Sie fügte ſich voller Gleichmut, Klugheit und Seelengröße, ſo daß ihr Betragen bewundert wurde. Aber ſie bezahlte das teuer. Die ſtete Selbſtbeherrſchung untergrub ihre Geſundheit. Sie ward immer leidender.

Sowie der König ſich der Zuſtimmung des Prinzen zu dieſer Wahl verſichert hatte, fuhr er nach Verſailles und machte bei der Prinzeſſin von Condé den Brautwerber. Bald nachher, gegen Ende der Faſtenzeit, fand die Verlobung in den Gemächern des Königs ſtatt. Darauf begaben ſich der König und der ganze Hof nach Trianon, wo feierlicher Empfang und große Abendtafel für achtzig Damen ſtattfanden. Sie waren an fünf Tafeln verteilt, an denen der König, Monseigneur, Monsieur, Madame und die neue Herzogin von Chartres den Vorſitz hatten. Am folgenden Tage, Mittwoch den 19. März 1692, erfolgte die kirchliche Trauung während der Meſſe des Königs durch den Kardinal von Bouillon. Alles vollzog ſich wie zuvor bei der Hochzeit des Herzogs von Chartres. Frau von Montespan erſchien nicht und unterzeichnete auch keinen der beiden Eheverträge. Am Tage darauf empfingen die Neuvermählten die Hofgeſellſchaft auf ihrem Bette. Die Prinzeſſin von Harcourt[1] machte dabei die Honneurs, vom Könige dazu auserwählt.

Feſte und Ballette, in denen ſie ſelbſt als Schauſpielerin auftrat, viel von ſich reden. Sceaux erwarb der Herzog von dem Sohne Colberts, dem Marquis de Seignelay, um eine Million. Vgl. Mémoires (éd. Boislisle), VII, 231f. Über den Prinzen von Condé ſiehe Mémoires (éd. Boislisle), VI, 327—338.

[1] Die Palaſtdame der Königin; ſie hatte ſich 1667 mit Karl von Lothringen, Prinzen von Harcourt, vermählt und ſtarb am 13. April 1715.

III

1693

SAINT-SIMON ERHÄLT EINE SCHWADRON / MADEMOISELLE VON MONTPENSIER

MEIN Dienſtjahr bei den Musketieren ging zu Ende, und mein Vater fragte den König, was er allergnädigſt aus mir zu machen gedächte. Da ihm der König freie Hand ließ, beſtimmte mich mein Vater zur Reiterei, weil er ſelbſt bei dieſer Waffe vielfach Dienſte getan hatte. Der König verlieh mir eine Schwadron in einem ſeiner Reiterregimenter, ohne daß ich ſie zu kaufen brauchte. Allerdings mußte erſt eine frei werden. So vergingen fünf Monate. Indeſſen verſah ich meinen Dienſt als Musketier eifrig und pünktlich weiter. Endlich, gegen Ende April 1693, ließ mich der Marquis von Saint-Pouenge[1] fragen, ob ich eine Schwadron im Regiment Royal-Roussilon nehmen wolle, die eben frei geworden wäre. Sie ſei zwar ſehr heruntergekommen und ſtünde in Mons. Ich hatte Todesangſt, daß ich den bevorſtehenden Feldzug nicht mitmachen dürfe, und bewog meinen Vater, das Angebot anzunehmen. Ich bedankte mich beim König, der meine Meldung huldvollſt entgegennahm. Die Schwadron war im Laufe von vierzehn Tagen völlig wieder in Schwung.

MADEMOISELLE, die „große Mademoiselle“[2] — wie man ſie zu nennen pflegte, um ſie von der Tochter Monsieurs zu unterſcheiden — oder,

[1] Gilbert Colbert (1640–1676), aus einer Seitenlinie der Colberts, die ihren Namen von dem Dörfchen Pouenge trug, ſeit langen Jahren der Gehilfe und erſte Beamte des Kriegsminiſters. — [2] Die ſchon öfters erwähnte Baſe des Königs, Tochter des einzigen Bruders Ludwigs XIII., des Gaston von Orleans. Sie führte die Titel Souveräne Fürſtin von Dombes, Fürſtin de la Roche-sur-Yon et Joinville, Herzogin von Montpensier und Châtellerault, Erbprinzessin der Auvergne,

um ſie mit ihrem Namen zu nennen, Mademoiselle von Montpensier, die älteſte Tochter des Herzogs Gaston von Orleans, ſeine einzige Tochter aus ſeiner erſten Ehe, ſtarb in ihrem Palaſt, dem Luxembourg, am 5. April 1693 nach langer Krankheit im 66. Lebensjahre. Sie war die reichſte Prinzeſſin Europas. Der König hatte ſie noch einmal beſucht, wobei ſie ihm Herrn von Joyeuse außerordentlich ans Herz gelegt hatte, einen entfernten Verwandten von ihr. Er ſolle Marſchall von Frankreich werden. Sie pflegte nämlich jeden, der die Ehre hatte, mit ihr noch ſo weitläufig verwandt zu ſein, wie einen nahen Verwandten zu behandeln, zu begönnern und ſich ſtark für ihn ins Zeug zu legen. Obgleich ſonſt ſehr ſtolz, unterſchied ſie ſich doch hierin allmählich immer mehr von den übrigen Mitgliedern des Königlichen Hauſes. Gewiſſenhaft trug ſie Trauerkleider um Verwandte, ſelbſt wenn es ſich nur um entfernte und von niederem Range handelte. Auch erzählte ſie, wie und warum ſie mit ihnen verwandt war. Während ihrer Krankheit wichen Monsieur und Madame nicht von ihr. Monsieur hatte jederzeit freundliche Beziehungen zu ihr gepflogen, aber er liebäugelte auch mit ihrem Nachlaß, und in der Tat ward er ihr Haupterbe. Freilich den größten Biſſen hatte ihm jemand anderes vorher weggeſchnappt. Die ſpäter erſchienenen Denkwürdigkeiten[1] der Prinzeſſin ſprechen freimütig von ihrer Neigung zum Herzog von Lauzun.[2] Sie legt dar, wie töricht es von ihm war, daß er ſeine Heirat mit ihr, zu der er bereits die Erlaubnis des Königs erhalten hatte, verſchob, nur um ſie mit mehr Prunk und Aufſehen feiern zu können. Ihre Verzweiflung darüber, daß der König ſeine Erlaubnis wieder zurückzog, war grenzenlos. Die im Ehevertrag gemachten Schen-

Gräfin d'Eu. Sie war am 29. Mai 1627 in Paris geboren. Während der Fronde hatte ſie gegen den Hof Partei genommen und ſich dadurch ihre Hoffnung, die Gemahlin Ludwigs XIV. zu werden, verſcherzt. —

[1] Dieſe erſchienen zuerſt 1718 als „Mémoires de Mademoiselle de Montpensier". Der Regent ließ die Ausgabe einziehen; 1735 erſchien eine zweite Ausgabe, die Saint-Simon in ſeiner Bibliothek beſaß. — [2] Antoine Nompar de Caumont, Marquis de Puyguilhem, ſpäter (1692) Herzog von Lauzun (1632—1723), der Typus des Herzenbrechers am Hofe des Sonnenkönigs. Schon im Jahre 1665 hatte er die Bekanntſchaft mit der Baſtille gemacht. In Pignerol traf er den früheren Finanzminiſter Foucquet, der ſichtlich erſtaunt war, daß ein Edelmann es gewagt hatte, ſeine Blicke zu einer Prinzeſſin von Geblüt zu erheben. Im Jahre 1688, nach ſeiner Freiwerdung, ging Lauzun nach England, wo er beim Ausbruch der Revolution die Königin und den Prinzen von Wales über den Kanal rettete. Er ward 1696 Schwager Saint-Simons.

kungen blieben beſtehen und hatten auch durch andere Urkunden Gültigkeit. Vom Prinzen von Condé gedrängt, hatte der Herzog von Orleans den König veranlaßt, ſeine Einwilligung wieder zurückzunehmen. Noch viel mehr daran ſchuld waren aber Frau von Monteſpan und Herr von Louvois. Auf ſie richtete ſich denn auch aller Zorn der Prinzeſſin und Lauzuns. Letzterer ſtand beim Könige in Gunſt, jedoch dauerte dies nicht lange. Er vergaß ſich nämlich öfters in Gegenwart des Königs, und noch öfter vor deſſen Mätreſſe, und machte es damit dem Miniſter leicht, ihn zu verderben. Louvois ließ ihn ſchließlich verhaften und nach Pignerol bringen, wo er auf ſein Geheiß hin ſehr ſchlecht behandelt wurde und zehn Jahre verblieb. Trotz der Trennung ließ die Leidenſchaft Mademoiselles für ihn nicht nach. Dies benutzte man, um den Herzog von Maine auf ihre und Lauzuns Koſten, der dadurch ſeine Freiheit erkaufte, großartig zu verſorgen. Die Prinzeſſin mußte zu ihrer tiefen Betrübnis Eu, Aumale, Dombes und einige weitere Herrſchaften an den Herzog von Maine abtreten. Sodann geſchah es, vorgeblich als Zeichen der Dankbarkeit, daß der König ſeinen unehelichen Kindern, um ſie noch mehr zu erhöhen, auch noch die Livree der Prinzeſſin verlieh. Der ihr aufgedrungene Erbe war der Montpensier ſtets ſehr wenig angenehm, und ſie war immer im Verteidigungszuſtande für den Reſt ihrer Güter, den ihr der König für ſeinen geliebten Sohn zu entreißen trachtete.

Die unglaublichen Abenteuer Lauzuns – ſeine Rettung des Königs von England und des Prinzen von Wales – brachten ihn beim König von neuem in Gunſt. Mit der Prinzeſſin von Montpensier, die ewig eiferſüchtig war, hatte er ſich überworfen. Selbſt auf ihrem Sterbelager wollte ſie ihn nicht wiederſehen. Von ihren Schenkungen hatte er nur noch Thiers und Saint-Fargeau. Er machte nie ein Hehl daraus, daß Mademoiselle ſeine Frau war, und erſchien bei Hofe im großen Mantel, was der König höchſt taktlos fand. Nach der Trauerzeit um ſie änderte er die Farbe der Tracht ſeiner Dienerſchaft in Schwarzbraun mit blauen und weißen Vorſtößen um, zum Zeichen ſeiner weiteren Trauer um die Verlorene. Ihr Bildnis ließ er überall anbringen.

Monseigneur erbte ihren prächtigen Palaſt in Choisy. Er war hocherfreut, nun einen Erholungsort zu beſitzen, nach dem er ſich hin und wieder mit Menſchen ſeiner Wahl zurückziehen konnte. Ihre Ehrendamen, Fräulein von Breval und Fräulein von Cambout, bekamen je 20000 Franken vermacht. Die frommen Stiftungen und das, was ihrer Dienerſchaft zugedacht war, entſprachen ihrem Reichtume wenig.

Die Prinzeſſin iſt in den Denkwürdigkeiten über die Bürgerkriege und in ihren eigenen Aufzeichnungen genugſam geſchildert, ſo daß es hier genügt, darauf hinzuweiſen. Der König konnte ihr den Tag von Saint-Antoine[1] niemals ſo ganz verzeihen. Ich war einmal Zeuge, wie er bei der Abendtafel eine Anſpielung machte, zwar im Scherz, aber recht deutlich. Sie hätte die Geſchütze der Baſtille auf ſeine Regimenter gerichtet. Mademoiselle war ein wenig verlegen, wußte aber gar nicht übel zu antworten.

Ihr Leichenbegängnis fand mit aller Feierlichkeit ſtatt. Sieben Tage lang hielten bei zweiſtündiger Ablöſung je eine Herzogin oder Prinzeſſin und zwei Damen von Rang, alle tief verſchleiert, die Totenwache. Auf allerhöchſten Befehl beſtimmte der Oberzeremonienmeiſter die Damen. Die Gräfin von Soissons weigerte ſich, dieſen Dienſt anzutreten. Der König war darüber ſehr unwillig, drohte ihr, ſie vom Hofe wegzujagen, und ſo fügte ſie ſich.

Dabei trug ſich ein lächerlicher Vorfall zu. Zu Mittag, als die ganze Leichenwache verſammelt war, barſt die Urne, die auf einem Tiſche ſtand und die Eingeweide enthielt, mit fürchterlichem Gekrach, und es verbreitete ſich unerträglicher Geſtank. Einige Damen wurden halb ohnmächtig vor Entſetzen, die anderen flohen. Die Ehrenpoſten und die pſalmodierenden Mönche liefen mit der Menge, die ſich durch die Türen drängte, davon. Die Verwirrung war groß. Die Mehrzahl flüchtete in die Höfe und die Gärten. Die Eingeweide waren ſchlecht einbalſamiert und hatten durch ihre Gärung den Lärm verurſacht. Alles wurde mit Wohlgerüchen durchräuchert und wieder in Ordnung gebracht, und nun verurſachte der ausgeſtandene Schreck viel Gelächter.

[1] Den 2. Juli 1652.

Die Eingeweide der Toten wurden in das Zöleſtinerkloſter übergeführt, ihr Herz nach Val-de-Grâce und der Körper nach Saint-Denis gebracht. Das Geleit dahin gab die Herzogin von Chartres, begleitet von der Herzogin von La Ferté, der Prinzeſſin von Harcourt und mehreren hohen Damen. Die Damen der Herzogin von Orleans ſchloſſen ſich in deren Wagen an. Ein paar Tage ſpäter, zur Leichenfeier zu Saint-Denis, erſchien der ganze Hof. Der Erzbiſchof von Auch hielt die Meſſe ab. Die Leichenrede hielt Abt Anselmus, ein berühmter Prediger. Mademoiselle, die Tochter Monsieurs, hatte mit der Herzogin von Ventadour und deren Tochter, der Fürſtin von Turenne, das Herz begleitet. Alles das waren Auszeichnungen, die nicht einmal den Prinzeſſinnen von Geblüt zukamen, wohl aber ihrem Rang als „petite-fille de France“, den mein Vater ihr, als dem damaligen einzigen Mitgliede der Königlichen Familie, durch den hochſeligen König verſchafft hatte.

22. Elisabeth-Charlotte, Herzogin von Orleans, als Najade

IV

1693 · 1694 · 1695

DER TOD DES HERZOGS CLAUDE / SAINT-SIMONS HEIRAT LAFONTAINES UND MIGNARDS TOD

Am 3. Mai 1693 erklärte der König, daß er nach Flandern gehen wolle, um den Oberbefehl einer ſeiner Armeen zu übernehmen. Am ſelben Tage, gegen zehn Uhr abends, hatte ich das Unglück, meinen Vater zu verlieren. Er war ſiebenundachtzig Jahre alt und hatte ſich nie recht von einer ſchweren Krankheit erholt, die er zwei Jahre zuvor in Blaye durchgemacht hatte. In der letzten Zeit war er ein wenig gichtleidend. Meine Mutter, die ihn ſtark altern ſah, ſchlug ihm vor, er möge ſeine häuslichen Angelegenheiten ordnen, was er als guter Vater auch tat. Ferner ſorgte ſie dafür, daß er ſeiner Herzogs- und Pairswürde zu meinen Gunſten entſagte.

Da er ſtets Geſellſchaft bei ſich ſah, hatte er einige Freunde zu Mittag als Gäſte bei ſich gehabt. Gegen Abend legte er ſich ohne Unwohlſein zu Bett, und während man mit ihm plauderte, ſeufzte er plötzlich dreimal nacheinander laut auf. Er war tot, noch ehe man hätte erklären können, daß ihm nicht wohl ſei. Es war kein Öl mehr auf der Lampe.

Ich erfuhr die traurige Nachricht, als ich vom Coucher des Königs zurückkam, der ein Abführmittel für den nächſten Tag eingenommen hatte. Die Nacht war den gerechten Gefühlen der Natur geweiht. Am folgenden Tag ging ich zu Bontemps[1] (dem Leibkammerdiener des Königs) und hierauf zum Herzog von Beauvillier[2], der in dieſem Jahre dienſttuender Kammerherr war. Sein Vater war ein Freund des

[1] Siehe Einleitung S. 105. — [2] Siehe Einleitung S. 68, Fußnote.

meinigen gewesen. Herr von Beauvillier war voller Güte gegen mich und versprach mir, die Statthaltereien meines Vaters für mich vom König zu erbitten[1], sobald er ihm den Bettvorhang wegzöge. Es ward auf der Stelle bewilligt. Bontemps, der meinem Vater sehr ergeben war, kam nach der Tribüne, wo ich wartete, um es mir mitzuteilen. Hierauf erschien Herr von Beauvillier selbst und sagte mir, ich möchte mich um drei Uhr in der Galerie einfinden, von wo er mich nach der Hoftafel zu Majestät rufen lassen wolle.

Ich fand das Gemach schon von der Menge verlassen. Sobald mich Monsieur, der am Kopfende des königlichen Bettes stand, bemerkte, rief er ganz laut: Ah, da ist der Herzog von Saint-Simon! Ich näherte mich dem Bette und dankte mit einer tiefen Verbeugung. Der König erkundigte sich angelegentlich, wie das Unglück gekommen sei, und sprach sehr gütig von meinem Vater und von mir. Er war ein Meister in der Kunst, gnädig zu sein. Unter anderem sprach er davon, daß mein Vater die Letzte Ölung nicht mehr habe empfangen können. Ich berichtete, daß er sich ganz kurz zuvor auf ein paar Tage nach Saint-Lazare zurückgezogen habe, wo er bei seinem Beichtvater gebeichtet und das Abendmahl genommen hatte, und fügte ein Wort über seinen frommen Lebenswandel hinzu. Die Unterredung dauerte ziemlich lange und endigte mit der Ermahnung, ich möge fortfahren, brav und tüchtig zu sein, und mit dem Versprechen, er werde für mich sorgen.

Während des Winters 1695 war meine Mutter beschäftigt, eine gute Heirat für mich zu finden. Sie war ärgerlich, daß es ihr nicht schon im Jahre vorher gelungen war.[2] Ich war der einzige Sohn und besaß

[1] Ludwig XIV. hatte es sich selbst zum Gesetz gemacht, die Anwartschaft auf die Statthaltereien nicht mehr zu erteilen; oft erhielt der Sohn den Titel, während der Vater seine Gehälter weiterbezog. — [2] Saint-Simon hatte damals ein Auge auf die älteste Tochter des Herzogs von Beauvillier geworfen, nicht weil er sie, wie er (II, 1—4) erzählt, liebte, sondern weil ihm die Ehe des herzoglichen Paares mustergültig erschien. Es kam nicht zu einer Heirat, weil Fräulein von Beauvillier ins Kloster ging. Saint-Simon, der diese Werbung mit dem ihm eigenen Feuer erzählt, zog sich nach seiner Abweisung in das allbekannte Kloster La Trappe zurück, wo der berühmte Abt Armand-Jean Bouthillier de Rancé (1626—1700) wirkte. La Trappe schildert er bei dieser Gelegenheit wie folgt: „La Trappe ist ein so vielgenannter und bekannter Ort, und sein Reorganisator ist derartig berühmt, daß ich mir jegliche Schilderung und Beschreibung schenken darf. Ich will nur erwähnen, daß die Abtei fünf Wegstunden von dem Gute La Ferté-au-Vidame entfernt liegt. Man muß diese umständliche Ortsbezeichnung anwenden, weil es in Frankreich zahlreiche Fertés (d. h. Festung, fester Ort, gebilde

Würden und Ausſichten. Man ſprach von Fräulein von Armagnac[1] und von Fräulein von La Tremoïlle[2], aber nur ſo leichthin, und von mehreren anderen. Die Herzogin von Bracciano[3] lebte ſeit langem in Paris, fern von ihrem Gatten und von Rom. Sie wohnte in unſrer Nähe und war mit meiner Mutter, die ſie oft beſuchte, befreundet. Ihr Geiſt, ihre Anmut, ihr ganzes Weſen hatten mich entzückt. Sie empfing mich mit Güte, und ich verbrachte den ganzen Tag bei ihr. Frau von Bracciano hatte den Herzenswunſch, Fräulein von Royan zu verheiraten, die Tochter ihrer Schweſter, eine Erbin und Waiſe. Dieſe hätte Frau von Bracciano gar zu gern zu meiner Frau gemacht. Sie ſprach oft mit mir vom Heiraten, auch mit meiner Mutter, um zu ſehen, ob nicht ein Wort fiele, an das ſie hätte anknüpfen können. Es wäre eine vornehme und reiche Heirat geweſen; aber ich ſtand allein und brauchte einen Schwiegervater und eine Familie, um mich auf ſie zu ſtützen.

Während des Feldzuges [1694] waren den Prinzeſſinnen[4] einige Abenteuer zugeſtoßen. Mit dieſem Namen bezeichnete man allein

aus dem lateiniſchen firmitas) gibt. Einem Wunſche Ludwigs XIII. gemäß war dieſes Ferté von meinem Vater gekauft worden. Es war nämlich nach dem Tode Lafins zur gerichtlichen Verſteigerung gekommen. Lafin war erſt Mitverſchwörer des Herzogs von Biron geweſen, hatte ihn dann aber ſchmählich und erbarmungslos verraten. Die Nähe von Saint-Germain und Verſailles — es ſind nur zwanzig Wegſtunden bis dahin — erklärt den Kauf. Es war unſer einziges Gut, das ein Herrenhaus hatte. Deshalb verbrachte mein Vater gewöhnlich daſelbſt den Herbſt. Er war von jeher ein ſehr guter Bekannter, ja ein vertrauter Freund von Herrn von La Trappe geweſen. Die nahe Nachbarſchaft vertiefte dieſe Beziehungen noch. Alljährlich war mein Vater auf mehrere Tage Gaſt in der Abtei. So kam auch ich mit hin. Ich war noch ein Kind, aber Herr von La Trappe erſchien mir ſo anziehend, daß ich ihn in mein Herz ſchloß. Auch die Örtlichkeit entzückte mich durch die Romantik der Frömmigkeit. Ich empfand eine wahre Sehnſucht dahin, die mir alle Jahre mehrere Male geſtillt ward. Mitunter blieb ich wochenlang dort. Die rührenden Eindrücke daſelbſt erzeugten in mir eine große Bewunderung für den Mann, der dies alles zu Gottes und ſeiner Ehre und zur Erbauung ſo vieler Menſchen in das Leben gerufen hatte. Meine Zuneigung erfreute ihn ſehr, und darum gewann er den Sohn ſeines Freundes ſo lieb wie ſein eigenes Kind. Ich verehrte ihn, als ob ich das in der Tat geweſen wäre. Für mein Alter war dieſer trauliche Bund mit einem hochbedeutenden und durch ſeine Frömmigkeit hervorragenden Mann etwas ganz Außerordentliches. Ich werde nie aufhören zu bedauern, daß ich daraus nicht ungleich mehr ideellen Nutzen gezogen habe." (Mémoires, éd. Boislisle, II, 14—16).

[1] Charlotte de Lorraine (1678—1757), die Tochter des Oberſtallmeiſters; ſie blieb unvermählt. — [2] Die Tochter des erſten Kammerherrn (1677—1717). Sie heiratete 1696 den Herzog von Albert. — [3] Anne-Marie de la Trémoïlle (1642—1722), vermählt in zweiter Ehe 1675 mit dem Duca di Bracciano. Fräulein de Royan (1676—1708) war ihre Nichte. — [4] Die Prinzeſſin von Conti, die Herzogin von Bourbon-Condé (genannt die Frau Herzogin) und die Herzogin von Chartres.

Clermont alle Auszeichnungen, über die der Marſchall von Luxemburg zu verfügen hatte.

Der König, der dieſe um ſeinen Sohn geſponnenen Kabalen ahnte, ließ alle abreiſen und machte ſich alsbald daran, ihr Vertrauen auf das Poſtgeheimnis auszunützen. Die eigenen Läufer der Verbündeten brachten ihn zwar oft um ſeine Beute, aber ſchließlich waren ſie doch unvorſichtig genug, auch die Poſt zu benutzen, und ſo verriet ſich die Sache. Der König bekam Briefe von ihnen in die Hand. Daraus erſah er die Abſicht Clermonts und der Choin, einander zu heiraten, um Monseigneur jetzt und ſpäter zu beherrſchen. Er erkannte aber auch, wie ſehr Luxemburg die Seele dieſer ganzen Geſchichte war und welche Wunderdinge er davon erwartete. Die Choin und Clermont ſprachen mit der höchſten Verachtung von der Prinzeſſin von Conti, mit deren Briefen Clermont Mißbrauch trieb. Einige von ihnen fand der König in der aufgefangenen Poſtſendung. Die meiſten Briefe ließ er an ihre Empfänger weitergehen, nachdem er Auszüge hatte machen laſſen. Unter anderen behielt er aber einen Brief Clermonts, in dem dieſer ſein Herz ſo recht ausſchüttete, mit der Prinzeſſin von Conti rückſichtslos verfuhr und Monseigneur immer nur als ſeinen „dicken Freund“ bezeichnete. Der König glaubte genug entdeckt zu haben, und eines Nachmittags, da er wegen des ſchlechten Wetters nicht ausging, ließ er die Prinzeſſin von Conti in ſein Kabinett rufen. Briefe von ihr an Clermont und welche von ihm an ſie, aus denen ihre Liebſchaft klar hervorging, ſowie ſolche, in denen er und die Choin ſich darüber luſtig machten, hatte er zur Hand.

Die Prinzeſſin, die, wie ihre Schweſtern, niemals zu anderer Zeit als zwiſchen der Abendtafel und dem Coucher den König aufſuchte, war über dieſen Befehl arg betroffen. Voller Sorge, was er wohl von ihr wolle, machte ſie ſich auf den Weg. Er war nämlich in ſeiner eigenen Familie wenn möglich noch mehr gefürchtet als von ſeinen übrigen Untertanen. Ihre Ehrendame blieb in einem Vorgemach, während der König ſie in ſein Arbeitszimmer führte. Hier ſagte er ihr in ſtrengem Tone: er wiſſe alles. Sie brauche vor ihm ihre Schwäche für Clermont gar nicht erſt zu leugnen. Ohne Verzug fügte er hinzu, daß er ihre

Briefe beſäße. Er zog ſie aus ſeiner Taſche und fragte ſie: „Kennen Sie dieſe Schrift?“ Es war die ihre und die Clermonts. Bei dieſem Anblick fiel die Prinzeſſin in Ohnmacht. Der König empfand Mitleid mit ihr und brachte ſie, ſo gut er konnte, wieder zu ſich. Dann gab er ihr die Briefe und hielt ihr eine Strafpredigt, doch ziemlich milde. Hierauf bemerkte er, dies wäre noch nicht alles. Er habe ihr noch andere zu zeigen, aus denen ſie erſehen könne, wie ſchlecht angebracht ihre Neigung und welcher Nebenbuhlerin ſie geopfert worden ſei. Dieſer neue Schlag war wohl noch mehr niederſchmetternd als der erſte, und die Prinzeſſin fiel aufs neue in Ohnmacht. Der König brachte ſie abermals zu ſich, aber nur, um ſie noch grauſamer zu ſtrafen. Er verlangte, daß ſie in ſeiner Gegenwart nicht allein die Briefe Clermonts und der Choin vorleſe, ſondern auch ihre eigenen, die Clermont preisgegeben hatte. Sie vermeinte zu ſterben. Voller Verzweiflung warf ſie ſich dem König zu Füßen, weinte und konnte kaum ein Wort hervorbringen. Schluchzend und wutentbrannt flehte ſie um Verzeihung, Vergeltung und Rache. Die ließen nicht lange auf ſich warten. Die Choin ward am nächſten Tage vom Hof weggejagt[1], und der Marſchall von Luxemburg erhielt zu gleicher Zeit den Befehl, Clermont nach der nächſtgelegenen Feſtung, nach Tournay, zu ſchicken. Er mußte ſeine Stelle niederlegen und ſich in das Dauphiné zurückziehen, das er nicht mehr verlaſſen durfte. Gleichzeitig teilte der König ſeinem Sohne mit, was zwiſchen ihm und ſeiner Tochter vorgefallen war, und machte es ihm dadurch unmöglich, etwas für die beiden Unglücklichen zu tun.

Der Gedanke meiner Mutter, mich verheiratet zu ſehen, raſtete nicht. Bereits im vergangenen Jahre [1694] war die älteſte Tochter (Marie Gabriele) des Marſchalls von Lorge in Frage gekommen. Die Verhandlungen waren damals zwar alsbald wieder eingeſchlafen, aber der

[1] Sie zog ſich nach Paris zurück, wo ſie in einem kleinen Hauſe wohnte. Die Neigung Monseigneurs zu ſeiner Freundin erlitt durch dieſe Vorkommniſſe keinen Abbruch. Das Paar ſah ſich, wie Saint-Simon (XIV, 396) erzählt, heimlich in Meudon, und ſpäter galt die Choin als die anerkannte Favoritin des Thronerben: „On la considerait auprès de Monseigneur comme Mme. de Maintenon auprès du Roi.“ Der Herzog von Burgund und ſeine Gemahlin begegneten ihr mit der Achtung, die man einer Stiefmutter bezeigt.

Wunſch, ſie wieder aufzunehmen, war auf beiden Seiten beträchtlich. Der Marſchall, der vermögenslos geweſen war und ſich nichts erdient hatte denn ſeinen Marſchallſtab, war mit der Tochter des königlichen Schatzmeiſters Frémont[1] verheiratet, der ſich unter Colbert ein großes Vermögen erworben hatte, eines ſehr erfahrenen und einflußreichen Geldmannes. Unmittelbar nach der Heirat bekam der Marſchall die Garde-du-corps-Kompagnie, die durch den Tod des Marſchalls von Rochefort frei geworden war. Als Soldat ſtand Lorge im Rufe hoher Ehrenhaftigkeit. Er war ein tapferer und fähiger Truppenführer, ſoweit er dies als Neffe und Lieblingsſchüler Turennes betätigen konnte, da Louvois den großen Feldherrn und alles, was zu ihm gehörte, mit untilgbarem Haſſe verfolgte. Die Rechtlichkeit, Geradheit und Offenheit des Marſchalls gefielen mir über die Maßen. Ich hatte dieſe ſeine Eigenſchaften während des Feldzuges kennen gelernt, den ich unter ihm mitgemacht hatte. Die Armee ſchätzte und liebte ihn. Bei Hofe war er hochgeachtet. Überall führte er ein glänzendes Leben. Er war von vornehmer Geburt, und ſeine vorzüglichen verwandtſchaftlichen Beziehungen ließen die Geldheirat – übrigens die erſte in ſeiner Familie –, zu der ihn ſeine Lage gezwungen hatte, überſehen. Ein älterer Bruder von ihm ſtand gleichfalls im höchſten Anſehen. Merkwürdigerweiſe hatten ſie beide die nämliche Würde und den nämlichen Rang. Beide Brüder und ihre ganze große vielköpfige Familie lebten in der beſten Eintracht. Vor allem aber waren es die Güte und die Aufrichtigkeit des Marſchalls, Eigenſchaften, die ſo ſelten zu finden ſind, die den aufrichtigen Wunſch in mir erweckt hatten, in ſeine Familie zu heiraten. Ich glaubte damit alles das zu finden, was ich nötig hatte, um gut und ſicher vorwärtszukommen und angenehm in

[1] Nicolas de Frémont, 1622—1694, eigentlich Loye, der aus beſcheidenſten Verhältniſſen ſtammte und ſich als Steuerpächter ein bedeutendes Vermögen und zahlreiche Herrenſitze (Marquisat de Rosay und die Herrſchaften d'Auneuil, Audinville, Dominois u. a.) erworben hatte. Er war 1689—1694 königlicher Schatzmeiſter. Er galt als gewiegter Finanzmann. Bei ſeinem Tode hinterließ er ein großes, aber nicht geſichertes Vermögen. Als unter der Regentſchaft die Steuerpächter, die ſich unter Ludwig XIV. bereichert hatten, zur Rechenſchaft gezogen werden ſollten, hatte Saint-Simon Mühe, den Onkel ſeiner Frau, den Requetenmeiſter Frémont, zu retten (XII, 432). Der Haß, den ſich die Steuerpächter zugezogen hatten, war ſchuld, daß man ſelten über ihre Herkunft wegſah. Die Mesalliance des Marſchalls de Lorge wurde dieſem nie verziehen, und die Übelwollenden ſagten ihm nach, er habe die Tochter eines Lakaien geheiratet.

einem Kreiſe hervorragender Verwandten und in einem liebenswerten Hauſe zu leben.

Die Marſchallin war eine Frau ohne Tadel. In ſehr geſchickter Weiſe war es ihr gelungen, ihren Mann endlich mit Louvois auszuſöhnen und es als Preis für dieſe Wiederannäherung zuwege zu bringen, daß Herrn von Lorge die Herzogswürde zufiel. Dies verſchaffte ihr Anſehen und Bewunderung und machte ſie zum trefflichen Vorbild für ihre Tochter. Ihre feine, kluge und vornehme Art als Frau eines Hauſes, das ausſchließlich der beſten Geſellſchaft offen ſtand, und ihr beſcheidenes Auftreten, wobei ſie trotzdem auf die ihr als Marſchallin gebührenden Ehren ſah, brachten es zuwege, daß man ihr in der Familie des Marſchalls wie bei Hofe und in der Öffentlichkeit die volle Hochachtung zollte und ihre Herkunft vergaß. Übrigens ging ſie in der Fürſorge für ihren Gatten und die Seinigen völlig auf. Der Marſchall hegte das größte Vertrauen zu ihr, lebte mit ihr und allen ihren Verwandten im beſten Einvernehmen und behandelte ſie mit einer ihn ehrenden Hochachtung.

Der Ehe entſtammte ein einziger Sohn, den beide Eltern über alles liebten und der damals erſt zwölf Jahre alt war, ſowie fünf Töchter. Die beiden älteſten waren als Kinder bei den Benediktinerinnen zu Conflans an der Marne erzogen worden, wo die Schweſter der Frau Frémont Oberin war. Sodann waren ſie zwei oder drei Jahre im Hauſe ihrer Großmutter, der Frau Frémont. Dieſes Haus war mit dem des Marſchalls benachbart und verbunden. Die Älteſte war ſiebzehn Jahre alt, die zweite fünfzehn. Ihre Großmutter ließ ſie nie aus den Augen. Das war eine ſehr kluge und tüchtige Dame, ehedem und noch immer eine ſchöne Frau, dabei fromm und wohltätig und auf die Erziehung ihrer beiden Enkelinnen allereifrigſt bedacht. Ihr Gatte litt ſchon ſeit Jahren an Gicht und andern Übeln, hatte aber ſeinen vollen Verſtand und leitete noch alle ſeine Geſchäfte. Der Marſchall ſtand mit beiden in freundſchaftlichſtem Verkehr und hielt ſehr viel auf ſie. Dieſe wiederum ſchätzten und liebten ihn zärtlich.

Dieſer drei, des Marſchalls und ſeiner Schwiegereltern, geheimer Liebling war die Älteſte, Fräulein von Lorge genannt. Die Marſchallin

hatte eine Vorliebe für die Zweite, das Fräulein von Quintin, und hatte ſich zunächſt viele Mühe gegeben, ihre älteſte Tochter zum Eintritt in das Kloſter zu bereden. Dann hätte ſie ihre Lieblingstochter beſſer verheiraten können. Dieſe war eine Brünette mit ſchönen Augen. Die Älteſte war blond, von prächtiger Hautfarbe, tadelloſem Wuchs und ſehr liebenswürdigem Geſichtsausdruck. In ihrem Weſen war ſie vornehm, beſcheiden und gütig. In ihrem Auftreten lag etwas Hoheitsvolles. Als ich die beiden Mädchen zum erſten Male ſah, gefiel mir die älteſte ſofort über alle Maßen. Ich glaubte in ihr das Glück meines Lebens gefunden zu haben. Und das war in der Tat ſo. Da ſie meine Frau geworden iſt, kann ich ſie nicht noch mehr loben. Nur das will ich hinzufügen, daß ſie meine Hoffnungen und das, was andere mir von ihr verſprachen, weit übertroffen hat.

Als meine Heirat eine beſchloſſene und geregelte Sache war, ſprach der Marſchall mit dem König in ſeinem und meinem Namen darüber. Der König antwortete ihm huldvoll, er könne nichts Beſſeres tun. Sodann machte er ein paar ſehr ſchmeichelhafte Bemerkungen über mich, die mir der Marſchall voller Freude wiederholte. Ich hatte ihm während des Feldzuges gefallen, wo er mich in der Abſicht, mich von neuem an ſich heranzuziehen, im geheimen beobachtet hatte. Schon damals war er entſchloſſen, mich ſowohl dem Herzog von Luxemburg als auch dem Herzog von Montfort, dem Sohne des Herzogs von Chevreuse, und einer Anzahl anderer Herren vorzuziehen. Der Herzog von Beauvillier, mein Ratgeber in allen Dingen, tat in meiner Heiratsangelegenheit, was er nur konnte, ohne Rückſicht auf die Abſichten ſeines Neffen und trotz der engen Beziehungen, die zwiſchen ihm und dem Herzoge von Chevreuse beſtanden. Die Frauen beider waren Schweſtern.

Am Donnerstag vor Palmſonntag ſetzten wir den Ehevertrag auf, und zwei Tage darauf unterbreiteten wir die Urkunde dem König. Ich kam alle Abende in das Lorgeſche Haus, als mit einem Male nichts mehr aus der Heirat zu werden ſchien. Es gab nämlich einen dunklen Punkt in dem Ehevertrage, und wir kamen zu keiner Einigung hierüber. Während wir uns noch halsſtarrig gegenüberſtanden, kam glück-

licherweiſe der Marſchallin einziger Bruder, Herr von Auneuil, Staatsrat, von ſeinem Landgute zurück, auf dem er geweilt hatte. Er beſeitigte die Schwierigkeit auf ſeine Koſten.[1] Es iſt mir eine Ehrenſache, dies ausdrücklich zu erwähnen. Ich bin ihm auch allezeit herzlich dankbar geweſen. Der glückliche Ausweg war mir ſehr unerwartet gekommen.

Dieſer Zwiſchenfall blieb ſo ziemlich unter uns, und die Hochzeit wurde am 8. April [1795] im Hotel Lorge gefeiert. Mit dem vollſten Rechte habe ich dieſen Tag allezeit für den glücklichſten meines Lebens angeſehen. Um ſieben Uhr abends verſammelten wir uns. Es war der Donnerstag vor Quaſimodo. Wir unterzeichneten den Ehevertrag. Danach fand ein Feſtmahl im engſten Familienkreiſe ſtatt. Um Mitternacht las der Pfarrer von Saint-Roch die Meſſe und traute uns in der Kapelle des Hauſes. Tags vorher hatte meine Mutter meiner Braut Schmuck im Werte von 40000 Franken geſchenkt. Ich ſelbſt hatte ihr einen Korb geſchickt, in dem 600 Louisdor und all die kleinen Liebesgeſchenke lagen, die man bei ſolcher Gelegenheit zu geben pflegt.

Wir ſchliefen im Saale des Hotels Lorge. Am andern Tage gab uns Seigneur von Auneuil, der gegenüber wohnte, ein großes Feſtmahl. Darauf empfing die junge Frau auf ihrem Bett im Hotel Lorge ganz Frankreich. Neugier und geſellſchaftliche Höflichkeit zogen eine Menge Beſucher an. Zuallererſt erſchien die Herzogin von Bracciano mit ihren beiden Nichten. Da meine Mutter noch Halbtrauer hatte und ihre Wohnung noch ſchwarz und grau ausgeſchlagen war, hatten wir das Hotel Lorge zum Empfang vorgezogen. Am Tage nach dieſen Empfängen, die alle an einem Tage erledigt werden mußten, fuhren wir nach Verſailles.

Der König hatte die Gnade, die Neuvermählte in den Gemächern der Frau von Maintenon zu empfangen, wo ſie ihm von meiner und ihrer Mutter vorgeſtellt werden ſollte. Als wir mit dem König nach den Gemächern der Marquiſe gingen, plauderte und ſcherzte er mit

[1] Indem er das Heiratsgut von 300000 auf 400000 Livres erhöhte. Das Vermögen der Frémont muß ſchon damals erſchüttert geweſen ſein; denn die Mitgift war für die Enkelin eines als ungeheuer reich geltenden Steuerpächters gering.

mir darüber. Die Damen begrüßte er ſodann ſehr huldvoll unter Auszeichnungen und ſchmeichelhaften Worten. Hinterher bei der Abendtafel nahm die neue Herzogin ihr Taburett ein. Der König ſagte beim Herantreten an die Tafel zu ihr: „Gnädige Frau, bitte, ſetzen Sie ſich!“ Als des Königs Mundtuch entfaltet wurde, bemerkte er, daß alle Herzoginnen und Prinzeſſinnen noch ſtanden. Da erhob er ſich von ſeinem Stuhle und ſagte zur Frau Saint-Simon: „Gnädige Frau, ich bitte Sie nochmals, ſich ſetzen zu wollen!“ Alle, die das Recht dazu hatten, nahmen nunmehr Platz. Meine Frau ſaß zwiſchen meiner Mutter und der ihrigen, die ihr jetzt im Range nachſtand.

Am folgenden Tage empfing meine Frau die Hofgeſellſchaft, und zwar in der Wohnung der Herzogin von Arpajon[1], die ſich in einem Erdgeſchoſſe befand und darum bequemer war. Der Marſchall und ich waren nur dann zugegen, wenn ſich ein Mitglied des Königlichen Hauſes einſtellte. Am nächſten Tage begaben wir uns nach Saint-Germain und ſodann nach Paris, wo ich am Abend ein großes Mahl gab, an dem die ganze Hochzeitsgeſellſchaft teilnahm. Alle noch lebenden Freunde meines Vaters vereinigte ich wiederum einen Tag darauf zu einer Abendtafel im engen Kreiſe. Noch ehe meine Heirat allgemein bekanntgegeben war, hatte ich dieſe Herren davon in Kenntnis geſetzt. Mit allen habe ich bis zu dem Tode der einzelnen ſorgfältigſt freundſchaftliche Beziehungen unterhalten.

Der Hingang zweier Männer von Bedeutung machte [1695] viel von ſich reden. Es waren dies Lafontaine[2], der bekannte Dichter der Fabeln und Erzählungen – übrigens mündlich ein ſehr ſchwerfälliger Erzähler –, und der berühmte Maler Mignard.[3] Der letztere hatte eine einzige, auffallend ſchöne Tochter. Er hat ſie vielfach in ſeinen Gemälden verewigt, vor allem auf etlichen der großen geſchicht-

[1] Cathérine-Henriette d'Harcourt-Beuvron, von 1651–1701, die Gemahlin des Herzogs von Arpajon, ſeit 1684 Hofdame. — [2] Jean de Lafontaine, geb. am 28. Juli 1621 in Château-Thierry, geſt. am 13. April 1695. — [3] Pierre Mignard, 1610–1695; der Hofmaler Annas von Öſterreich, ſeit 1690 der Nachfolger Lebruns.

lichen Darſtellungen in der Kleinen Galerie[1] und in zwei Sälen des Verſailler Schloſſes. Dieſe Wandgemälde ſind nicht zum geringſten daran ſchuld, daß ſich ganz Europa gegen Ludwig XIV. ſtellte und ſich weniger gegen ſein Reich als vielmehr gegen ſeine Perſon verbündete.

[1] Saint-Simon ſchreibt irrtümlich in der „Großen Galerie“. Die Malereien in dieſer ſind von Lebrun. Die „Kleine Galerie“, die zu den Gemächern des Königs gehörte, wurde nach deſſen Tod eingeriſſen.

V

1695·1696

KRIEG IN FLANDERN / FÉNELON UND FRAU GUYON DER ABT VON LA TRAPPE

ALLES begab ſich zu den Armeen. Die Rhein-Armee überſchritt den Strom ohne Verweilen.

In Flandern aber trugen ſich reizvollere Dinge zu. Zunächſt gab es ein ſchönes Schachſpiel und mehrere Märſche des Prinzen von Oranien[1] und einzelner Sonderteile ſeines Heeres unter dem Kurfürſten von Bayern[2] und dem Grafen von Athlone.[3] Der Marſchall von Villeroy mit der Hauptarmee, der Marſchall von Boufflers mit der kleineren, der Marquis von Harcourt mit ſeinem Korps an der Maas und der alte Montal gegen das Meer hin regelten ihre Bewegungen nach denen des Gegners, ſoweit ſie dieſe erkannten oder zu erkennen vermeinten. Montal, immer noch derſelbe trotz ſeines hohen Alters, rettete Knocke und nahm ſchließlich Dixmuyden und Deynze.

Nach verſchiedenen Scheinbewegungen und mehrfacher Bedrohung unſrer Feſtungen wandte ſich der Prinz von Oranien, der alles getan hatte, um ſeine eigentlichen Pläne zu verheimlichen und ſicherzuſtellen, plötzlich gegen Namur und begann es Anfang Juli zu belagern. Der Kurfürſt von Bayern, der beim Hauptheere verblieben war, ſtieß raſch mit dem größeren Teile ſeiner Truppen zu ihm und ließ den Reſt unter Vaudémont zurück.

[1] Wilhelm von Naſſau, Statthalter in Holland (1650—1702), der unermüdliche Gegner Ludwigs XIV., als Wilhelm III. 1688 König von England. — [2] Max Emanuel (1662—1726), der im Spaniſchen Erbfolgekrieg an Frankreichs Seite trat. — [3] Godard de Reede de Quimthel, ſpäter Graf Athlone; ein Weſtfale.

Der Marſchall von Villeroy[1] bedrängte den letzteren nach Kräften, und dieſer, der viel ſchwächer war, ſuchte auf alle Weiſen auszuweichen. Beide fühlten, daß alles von ihnen abhing. Vaudémont erkannte, daß ſeine Rettung auch die Einnahme Namurs zur Folge haben mußte, und Villeroy, daß ſein Sieg das Schickſal der Niederlande entſcheiden und wahrſcheinlich einen glorreichen Frieden mit allen perſönlichen Vorteilen eines ſolchen Ereigniſſes herbeiführen werde. Er traf ſeine Maßregeln ſo gut, daß er drei feſte Plätze an der Wandel, deren Beſatzung fünfhundert Mann ſtark war, einnahm. Auf dieſe Weiſe kam er Vaudémont am 13. Juli ſo nahe, daß ihm dieſer unmöglich entwiſchen konnte, was er dem König durch einen Kurier meldete. Beim Morgengrauen des 14. war alles zum Gefecht bereit. Der Herzog von Condé befehligte den rechten, der Herzog von Maine den linken Flügel, Prinz Conti das geſamte Fußvolk und der Herzog von Chartres die Reiterei. Der linke Flügel ſollte zuerſt angreifen, weil er dem Feind am nächſten ſtand. Vaudémont, der ganz auf ſich angewieſen war, hatte es nicht gewagt, ſich in der Nacht vor einem an Zahl und Tüchtigkeit überlegenen, in nächſter Nähe ſtehenden Feinde zurückzuziehen. Er wagte aber auch nicht, ihn ohne jeglichen Rückhalt zu erwarten, und ſo blieb ihm nichts anderes übrig, als bei Tage mit aller der Vorſicht abzumarſchieren, die ein Feldherr nötig hat, der darauf rechnen muß, während des Marſches angegriffen zu werden.

Beim Tagesanbruch ſandte der Marſchall von Villeroy dem Herzog von Maine den Befehl zum Angriff. Er hatte die Abſicht, dem Feinde ſeine ganze Armee entgegenzuſtellen. Bis aber alle ſeine Kräfte zur Stelle ſein konnten, war es nötig, ihn aufzuhalten und durch ein hinhaltendes Gefecht mit unſerm linken Flügel am Abmarſch zu hindern. Als der Marſchall bemerkte, daß ſein Befehl unausgeführt blieb, ſchickte er voller Ungeduld aufs neue zum Herzog. Dies tat er fünf- bis ſechsmal. Der Herzog von Maine wollte erſt ganz genau aufklären laſſen, dann beichten, dann ſeinen Flügel noch einmal von neuem aufſtellen, obwohl er längſt in beſter Ordnung gefechtsbereit ſtand und darauf brannte, ins Gefecht zu kommen. Während dieſen

[1] 1644—1730. Er wurde 1714 Miniſter und 1717 Gouverneur Ludwigs XV.

Verzögerungen marſchierte Vaudémont ſo eilig weiter, als es ihm die Vorſicht erlaubte. Die Generale unſeres linken Flügels murrten. Montreval, der älteſte Generalleutnant, konnte es nicht länger mit anſehen und machte den Herzog auf die Dringlichkeit der Ausführung der wiederholt gegebenen Befehle des Marſchalls von Villeroy aufmerkſam. Er ſtellte ihm vor, wie leicht und ſicher der Sieg, wie wichtig er für ſeinen Ruhm und für das Mißlingen der Belagerung von Namur ſei; desgleichen, welche reiche Früchte davon zu erwarten ſeien, da die Niederlande nach der Vernichtung des einzigen Heeres, das ſie zu ihrer Verteidigung noch hätten, hilflos und erſchüttert ſein würden. Er ergriff ſeine Hände und konnte ſich der Tränen nicht enthalten. Nichts ward ihm verweigert, nichts widerlegt; aber alles war vergeblich. Der Herzog ſtammelte etwas und zögerte ſo lange, bis die Gelegenheit verpaßt und Vaudémont der größten Gefahr einer gänzlichen Niederlage entronnen war. Er hätte ihr nicht entgehen können, wenn ſein Gegner, der ſeine Armee überſehen und Mann für Mann abzählen konnte, die geringſte Angriffsbewegung gemacht hätte.

Unſere ganze Armee war in Verzweiflung, und niemand ſcheute ſich zu ſagen, was ihm Eifer, Zorn und die Erkenntnis unſerer Lage eingaben. Selbſt die Fußſoldaten und Reiter äußerten offen ihre Wut. Kurz, Offiziere und Mannſchaften waren mehr empört als überraſcht. Der Marſchall von Villeroy konnte nichts anderes tun, als der feindlichen Nachhut drei Regimenter Dragoner unter der Führung Artagnans[1] nachzuſchicken, die ein paar Fahnen eroberten und die letzten Nachzügler in einige Unordnung brachten.

Obwohl der Marſchall ſelber am meiſten erbittert war, ſo war er doch zu ſehr Höfling, um anderen die Schuld zuzuſchieben. Indem er ſich mit dem Zeugnis ſeiner ganzen Armee, die alles nur zu gut geſehen und verſtanden, ebenſo zufriedengab wie mit dem lauten Tadel, deſſen ſie ſich nicht enthalten hatte, ſchickte er einen ſeiner Edelleute zum König mit der Meldung, Vaudémont habe ihm durch die Schnelligkeit ſeines Rückzuges die ſichere Hoffnung auf den Sieg

[1] Pierre de Montesquiou d'Artagnan (1640—1725), 1709 Marſchall von Frankreich.

geraubt. Gleichzeitig gab er, ohne auf Einzelheiten einzugehen, einen genauen Bericht über die nunmehrige Kriegslage.

Der König, der ſeit vierundzwanzig Stunden in Erwartung eines entſcheidenden Sieges die Minuten zählte, war ſichtlich überraſcht, als er, anſtatt einer Perſönlichkeit von Rang, nur einen einfachen Adeligen vor ſich ſah. Zu ſeinem Leidweſen vernahm er, wie ruhig der Tag verlaufen war. Der ganze Hof war in Sorge geweſen: hier um einen Sohn, da um einen Gatten oder Bruder. Man war nun ſtarr vor Erſtaunen, und beſonders die Freunde des Marſchalls von Villeroy befanden ſich in der höchſten Verlegenheit. Eine ſo kurze und allgemein gehaltene Darſtellung eines ſo bedeutenden und wichtigen Ereigniſſes, das ergebnislos verlaufen war, beunruhigte den König. Er bezwang ſich aber und erwartete eine nachträgliche Aufklärung. Er trug Sorge, daß ihm alle holländiſchen Zeitungen vorgeleſen wurden. In der erſten, die erſchien, las er von einem großen Gefecht auf dem linken Flügel und übertriebene Lobſprüche auf die Tapferkeit des Herzogs von Maine, deſſen Verwundung den Erfolg der Franzoſen verhindert und Vaudémont gerettet hätte. Der Herzog wäre auf einer Tragbahre weggeſchafft worden. Dieſer fabelhafte Hohn reizte den König; aber er wurde noch gereizter, als die folgende Nummer der Zeitung ihre Schilderung des Kampfes widerrief und beifügte, der Herzog ſei nicht einmal verwundet worden. Alles das, dazu das Schweigen, das ſeit jenem Tage herrſchte, und der kurzgefaßte Bericht des Marſchalls von Villeroy, der ſich in keiner Weiſe entſchuldigte, erregten des Königs Argwohn. Er kam nicht darüber hinweg.

La Vienne[1], früher ein beliebter Bader der Pariſer, war während der galanteſten Zeit des Königs in deſſen Dienſt getreten. Er hatte ſeine Gunſt dadurch erlangt, daß er ihm Reizmittel verſchaffte, durch die es ihm möglich wurde, mehr Befriedigung zu finden. Auf dieſem Wege war er einer der vier Leibkammerdiener geworden. Er war ein braver Mann, aber bäuriſch, grob und geradezu. Seine Freimütigkeit und Wahrheitsliebe hatten den König daran gewöhnt, ihn aus-

[1] François Quentin, genannt de la Vienne (1630—1710), war bäuerlichen Urſprungs; er wurde 1679 einer der Kammerdiener des Königs; er kaufte den Adel und erwarb das Marquiſat Champcenetz-en-Brie. Er war als Erfinder weiblicher Haartrachten berühmt.

zufragen, ſooft er aus andern nichts herauszubringen vermochte, beſonders wenn es Dinge betraf, die ſein Verſtändnis nicht überſtiegen. Eines Tages nahm ihn der König nach Marly mit, und hier forſchte er ihn in der Angelegenheit aus, die ihn ſo ſehr beunruhigte. Der Mann geriet ſichtlich in Verlegenheit und beſaß nicht genug Geiſtesgegenwart, ſich der Überrumpelung zu wehren. Seine Verlegenheit verdoppelte die Neugier des Königs, und ſchließlich befahl Majeſtät ihm, zu reden. La Vienne wagte nicht länger zu widerſtehen. Er erzählte dem König, was dieſer am liebſten ſein Leben lang nicht erfahren hätte und was ihn nun in Verzweiflung ſetzte. Wozu hatte er ſich den Kopf zerbrochen und ſich über alles bemüht, den Herzog von Vendôme[1] an die Spitze einer Armee zu ſtellen, und warum war ſeine Freude ſo groß geweſen, als es ihm gelungen war? Doch nur, weil er den Herzog von Maine dorthin ſetzen wollte. Sein ganzes Trachten ging dahin, die Prinzen von Geburt durch Nebenbuhlerſchaft unter ſich im Schach zu halten. Der Graf von Toulouse war Admiral; für ihn brauchte er ſich nicht weiter zu kümmern. So galt denn ſeine volle Sorge dem Herzog von Maine. Nun ſah er alles ſcheitern, und der Schmerz darüber war ihm unerträglich. Er fühlte, daß der Spott der Armee auf ſeinem geliebten Sohne laſten müſſe. Der Hohn der Ausländer, den er aus den Zeitungen erfuhr, ärgerte ihn grenzenlos.

Der äußerlich ſonſt ſo ruhige Fürſt, der ſelbſt bei den ſchmerzlichſten Ereigniſſen in hohem Grade Herr ſeiner geringſten Bewegung blieb, geriet bei dieſer Gelegenheit ausnahmsweiſe einmal aus ſeinem Gleichgewichte. Als er in Marly, im Beiſein aller Damen und Höflinge von der Tafel aufſtand, bemerkte er, wie ein Diener, der die Früchte wegtrug, eine Waffel in ſeine Taſche ſteckte. In dieſem Augenblick vergaß der König ſeine ganze Würde, und mit dem Stocke in der Hand, den man ihm ſoeben mit ſeinem Hut gereicht hatte, lief er auf den Diener zu, der ebenſo überraſcht war wie die Umſtehenden ſchlug und wetterte auf ihn ein und zerbrach den Stock auf ſeinem Rücken. Allerdings war es nur ein ſchwacher Rohrſtock. Mit dem Stumpf in der Hand und der Miene eines Menſchen, der außer ſich

[1] Der Urenkel Heinrichs IV. aus ſeiner Liebſchaft mit Gabrielle d'Estroy; 1654—1712.

iſt, durchſchritt er ſchimpfend den kleinen Saal und das Vorzimmer, obwohl der Diener ſchon weit weg war, und trat bei Frau von Maintenon ein, wo er beinah eine Stunde lang blieb, wie er dies in Marly des öfteren nach Tiſch zu tun pflegte. Als er von da wieder wegging, um in ſeine Gemächer zurückzukehren, begegnete er dem Pater La Chaise. Da er ihn in Geſellſchaft von Höflingen bemerkte, ſagte er ſehr laut zu ihm: „Pater, ich habe zwar einen Spitzbuben geprügelt und meinen Stock auf ſeinem Rücken zerſchlagen; aber ich glaube nicht, daß ich damit Gott beleidigt habe!“ Darauf erzählte er ihm das angebliche Verbrechen. Alle Anweſenden zitterten noch über das, was ſie geſehen oder von anderen gehört hatten. Der Schreck wuchs bei dieſer Wiederholung. Die Vertrauteſten murmelten etwas gegen den Diener, und der arme Pater tat ſo, als billige er das Verhalten des Königs, um ihn in Gegenwart ſo vieler Leute nicht noch mehr zu reizen. Man kann ſich vorſtellen, wie ſehr von dieſem Vorfall geſprochen wurde und welche Beſtürzung er verurſachte, weil damals niemand die wahre Urſache ahnte und doch jedermann ohne weiteres merkte, daß die ſichtbare Veranlaſſung des Ausbruchs nicht die wirkliche ſein konnte. Einmal kommt aber doch alles an den Tag, und ſo erfuhr man auf dem Wege des üblichen Klatſches, daß der vom König zum Sprechen gezwungene La Vienne die Urſache eines ſo ſonderbaren und unſchicklichen Auftritts geweſen war.

Um alles hierher Gehörige auf einmal zu erledigen, will ich hier ein Bonmot des Herrn von Elbeuf[1] einfügen. Wie ſehr er auch Höfling war, ſo ärgerte ihn doch der Aufſtieg der Baſtarde. Als der Feldzug ſeinem Ende entgegenging und die Prinzen im Begriffe waren abzureiſen, bat er den Herzog von Maine vor aller Welt, er möge ihm doch ſagen, wo er im nächſten Feldzug zu dienen gedenke, weil er unter allen Umſtänden eben dort dienen wolle. Nachdem ſich Elbeuf hatte bitten laſſen, den Grund ſeiner Frage zu ſagen, gab er zur Antwort: in ſeiner Nähe ſei man des Lebens ſicher. Dieſer rückſichtslos freimütige Ausſpruch machte viel Aufſehen. Der Herzog ſchlug die Augen nieder, ohne ein Wort der Entgegnung zu wagen.

[1] Heinrich von Lothringen, 1661—1748, der ſich ein ſolches Wort geſtatten konnte.

Die bittere Frucht des Ereigniſſes in Flandern war der Verluſt der Stadt Namur, die ſich am 4. Auguſt [1695] dem Feinde übergab.

Bevor ich erzähle, was ſich ſeit meiner Rückkehr von der Armee zugetragen hat, muß ich berichten, was während des Feldzuges bei Hofe vorging. Herr von Bryas, der Erzbiſchof von Cambrai, war geſtorben, und der König hatte dieſen fetten Biſſen[1] dem Abbé Fénelon, dem Erzieher der königlichen Kinder, zugeſchanzt.
Fénelon war von vornehmer Geburt, aber ohne Vermögen. Er war klug und geiſtvoll, wußte ſich einzuſchmeicheln und zu gefallen und beſaß neben ſeinen großen Fähigkeiten, ſeinem gewandten Weſen und ſeiner Gelehrſamkeit beträchtlichen Ehrgeiz. Lange hatte er an allen Türen geklopft, ohne daß er Eintritt erlangt hätte. Mißgeſtimmt gegen die Jeſuiten, an die er ſich als die Machthaber von Gottes Gnaden zunächſt gewandt hatte, bei denen er aber derb abgefallen war, ſchloß er ſich den Janſeniſten an, wobei er ſich ob ihrer Armut an irdiſchen Gütern mit der Hoffnung auf ideelle Erfolge tröſtete. Aber es dauerte immerhin noch erhebliche Zeit, bis er ſich einführte. Endlich erreichte er es, daß er zu der kleinen Tafelrunde eingeladen ward, die eine Anzahl einflußreicher Perſönlichkeiten ein- oder zweimal wöchentlich im Hauſe der Herzogin von Brancas[2] vereinte. Ich weiß nun nicht, ob er ihnen zu geſcheit vorkam oder ob er ſich andernorts mehr erhoffte als in dieſem Kreiſe, wo nur Wunden geſchlagen wurden; kurz und gut: allmählich kühlte ſich ſeine Neigung für dieſe Leute ab. Nun katzbuckelte er um das Seminar von Saint-Sulpice[3], bis es ihm gelang, hier Verbindungen anzuknüpfen, die ihm hoffnungsvoller ausſahen. Dieſe geiſtliche Geſellſchaft begann damals in Paris bekannt zu werden und Boden zu gewinnen. Bei ihrer geringen

[1] Der Erzbiſchof von Cambrai war Fürſt des Heiligen römiſchen Reiches und Herzog. Bis zur Eroberung Cambrais durch Kaiſer Karl V. war er unumſchränkter Herr des ganzen Gebietes Cambrai geweſen. Das Erzbistum umfaßte 600 Pfarreien. Seine Einkünfte beliefen ſich auf 100 000 Livres, von denen Fénelon ſpäter, zur Zeit des Spaniſchen Erbfolgekrieges, den würdigſten Gebrauch machte, indem er Spitäler errichtete und für alle Offiziere offenes Haus hielt. — [2] Marie de Brancas, die Schweſter der Prinzeſſin von Harcourt (1651—1731); Ehrendame der Pfälzerin. — [3] Prieſterſeminar in Paris, wo Fénelon 1675 die Prieſterweihe empfing. Er war dort drei Jahre lang Pfarrer, bis er zum Vorſtand der Nouvelles catholiques, einer Anſtalt ernannt wurde, in der neubekehrte Proteſtantinnen in ihrem Glauben gekräftigt werden ſollten.

wiſſenſchaftlichen Bildung, ihren kleinlichen Ordensregeln, dem völligen Mangel an hohen Gönnern ſowie an Mitgliedern von Bedeutung in irgendwelcher Hinſicht waren ſie blinde Sklaven Roms und aller ſeiner Umtriebe. Sie ſtanden im vollſten Gegenſatz zu allem, was janſeniſtiſchen Anflug hatte. Dabei waren ſie ihren Biſchöfen ſo unterwürfig, daß ſie immer zahlreicher zur Beſetzung geiſtlicher Ämter in den Sprengeln verwendet wurden. Die Kirchenfürſten, die ebenſo vor dem Hofe wie vor den Jeſuiten Angſt hatten, erkannten in dieſen Prieſtern ein nützliches Mittelding. In ihren Reihen war keiner, der einen Vergleich mit dem Abbé Fénelon hätte aushalten können. Somit durfte er unter ihnen nach Herzensluſt glänzen und ſich Fürſprecher ſchaffen, die ihn auf ihren Schultern trugen, um ſpäter ihrerſeits von ihm gefördert zu werden. Seine Menſchenliebe, die er allen in gleicher Weiſe erzeigte, ſeine Glaubenslehre, die er nach der ihren bildete, wobei er in aller Stille abſchwor, was an ihm etwa Unheiliges noch von ſeinen verlaſſenen Freunden her hängen geblieben war, ſeine Liebenswürdigkeit, ſeine Urbanität, ſeine Duldſamkeit und ſeine verführeriſche geiſtreiche Art machten ihn der neuen Genoſſenſchaft höchſt lieb und wert. Hier fand er endlich, was er ſchon längſt geſucht: Leute, die ſich zu einem Bündniſſe eigneten, die ihn ſtützen konnten und wollten. In Erwartung einer guten Gelegenheit zum Vorwärtskommen verkehrte er eifrigſt mit ihnen, ohne ſich ihnen indeſſen ganz anzuſchließen, damit er ſich den Weg nicht verbaute. Es kam ihm allenthalben darauf an, ſich gute Bekannte und Freunde zu erwerben. Er war ſehr gefallſüchtig und ſtrebte danach, bei aller Welt gern geſehen und beliebt zu ſein, von den höchſten Perſönlichkeiten an bis hinunter zum Arbeiter und Bedienten. Seine Eigenſchaften und Fähigkeiten förderten ihn hierbei vorzüglich.

Damals, da er noch unbekannt war, hörte er von Frau Guyon[1] reden. Dieſe Frau hat in der Folgezeit ſo viel Weſens von ſich gemacht und iſt ſo bekannt geworden, daß ich mich nicht weiter bei ihr aufzuhalten brauche. Er ſah ſie. Sie gefielen ſich gegenſeitig, und ihre Seelen

[1] Jeanne-Marie Bouvier de la Motte, 1648—1716, die im Jahre 1664 die Gattin des Ingenieurs Guyon und 1676 Witwe geworden war.

fanden ſich. Ich vermag nicht zu ſagen, ob ſie ſich in ihrer Weltanſchauung und in ihrer Sprache, die ſie ſich in der Folge ſchufen, wirklich ſo ganz beſonders verſtanden. Eingebildet haben ſie es ſich, und ſo kam die Verbindung zwiſchen ihnen zuſtande. Obgleich Frau Guyon damals bereits etwas bekannter war als Fénelon, achtete man auf beide noch nicht. So blieb ihr Bund unbemerkt, und ſelbſt Saint-Sulpice nahm keine Kenntnis davon.

Der Herzog von Beauvillier wurde damals Erzieher der königlichen Prinzen, ohne daß er ſelbſt daran gedacht hatte, ja faſt gegen ſeinen Willen. Beim Tode des Marſchalls von Villeroy hatte ihn der König in Hochſchätzung und Vertrauen zum Vorſtand des königlichen Geldweſens ernannt. Nunmehr ließ er ihm vollſtändig freie Hand. Einzig abgeſehen von Moreau, der Leibkammerdiener des Herzogs von Burgund wurde, gab er dem Herzog von Beauvillier hinſichtlich Lehrer, Ausbilder und Dienerſchaft der jungen Prinzen unbeſchränkte Vollmacht, ſo ſehr ſich Beauvillier dagegen verwahrte. Auf der Suche nach einem Lehrer wandte ſich der Herzog an die Erziehungsanſtalt von Saint-Sulpice, wohin er ſeit langem zur Beichte ging und deren Angehörige er liebte und ſtark begönnerte. Daſelbſt hatte er bereits Rühmliches über den Abbé Fénelon vernommen. Man pries ihm deſſen Frömmigkeit, Geiſt, Gelehrſamkeit und Fähigkeiten. Kurzum, man ſchlug ihn für die Stelle vor. Der Herzog lernte ihn kennen, war von ihm entzückt und nahm ihn an. Fénelon erkannte ſofort, wie wichtig es für ſein Fortkommen ſei, den Herzog und deſſen Schwager, den Herzog von Chevreuse[1], für ſich zu gewinnen, da beide das Vertrauen des Königs und der Frau von Maintenon im höchſten Grade beſaßen. Er bemühte ſich alsbald vor allem um beider Gunſt, und dies glückte ihm dermaßen über Erwarten, daß er in kürzeſter Friſt der Herr ihrer Herzen und Geiſter und ihr Beichtvater wurde.

Frau von Maintenon kam in der Regel einmal, zuweilen auch mehrere Male in der Woche zu Tiſch in das Haus des Herzogs von Beau-

[1] Charles-Honoré d'Albert, 1646—1712, Herzog von Chevreuse 1663 und ſpäter 1688 Herzog von Luynes.

villier oder zu deſſen Schwager. Einſchließlich der beiden Schweſtern war man zu fünft. Damit keine Diener um die Tafel herumſtanden und man ungeſtört plaudern konnte, bediente man ſich einer Tiſchglocke. Es war das alſo ein ganz auserleſener kleiner Kreis, vor dem die geſamte Hofgeſellſchaft Hochachtung hegte. Zu guter Letzt ward Fénelon auch hinzugezogen. Frau von Maintenon fand nicht minder Gefallen an ihm als die beiden Herzöge. Sein geiſtvolles Weſen bezauberte ſie.

Bald bemerkte der Hof den Rieſenerfolg des glücklichen Abbé und drängte ſich an ihn heran. Aber ſein Freiheitsdrang und der Wille, ſeinem vorgenommenen Ziele treu zu bleiben, dazu die Furcht, das Mißfallen der Herzöge und der Frau von Maintenon zu erregen, die alle drei ein durchaus abgeſondertes Leben liebten, — alles das beſtimmte ihn, ſich hinter die Beſcheidenheit und ſein Lehreramt zu verſchanzen. Dadurch machte er ſich ſeinen wenigen Gönnern um ſo wertvoller. Sich dieſe zu erhalten, war ihm das Wichtigſte.

Bei aller Streberei vergaß er indeſſen ſeine alte Freundin, Frau Guyon, nicht. Nachdem er ſie den beiden Herzögen gerühmt und geprieſen hatte, tat er dies ſchließlich auch Frau von Maintenon gegenüber. Er ſtellte ſie ſeinen Gönnern ſogar vor, aber nur gelegentlich und angeblich, nachdem er viel Mühe gehabt hatte, ſie dazu zu bewegen, als ob ſie einzig und allein ihrem Gotte lebe und als ob Demut und Andacht ſie in ſtrengſter Abgeſchloſſenheit und Menſchenſcheu hielten. Ihr kluges Weſen gefiel Frau von Maintenon ungemein, und ihre Zurückhaltung, die ſie mit den feinſten Schmeicheleien zu miſchen verſtand, gewann ſie. Das Geſpräch kam auf fromme Dinge, aber es war nicht leicht, ſie dazu zu bringen. Sichtlich war es die Liebenswürdigkeit und die Tugend der Frau von Maintenon, die ſie ſchließlich verführten. Alles das war wohldurchdachte Berechnung.

Derart war Fénelons Stellung, als er Erzbiſchof von Cambrai wurde. Man bewunderte ihn um ſo mehr, als er nicht das geringſte unternommen hatte, um dieſe einträgliche Pfründe zu erringen. Er gab ſogar ſofort die ſchönen Einkünfte einer Abtei[1] zurück, die er während

[1] Saint-Valery-sur-Somme, in der Diözeſe Amiens, die jährlich 20000 Livres einbrachte.

ſeiner Lehrerzeit genoſſen hatte und die bis dahin ſeine einzige Einnahmequelle geweſen waren. Er hatte ſich aus guten Gründen gehütet, ſich um das Erzbistum von Cambrai zu bemühen, denn der geringſte verräteriſche Funken von Ehrgeiz hätte das ganze Gebäude ſeiner geheimen Pläne zerſtört. Überdies war Cambrai gar nicht das Ziel ſeiner Wünſche.

Allmählich hatte er etliche vornehme Schafe aus der kleinen Herde der Frau Guyon an ſich gefeſſelt. Er bediente ſich ihrer indeſſen nur durch den Hirtenſtab der Prophetin. Hier ſind beſonders zu nennen: die Herzogin von Mortemart[1], eine dritte Schweſter der Herzoginnen von Beauvillier und Chevreuse, ſowie Frau von Morstein, die Tochter der Erſtgenannten, vor allem aber die Herzogin von Béthune.[2] Dieſe Damen lebten in Paris und kamen nur insgeheim und ganz vorübergehend nach Verſailles. Wenn der Hof einen Ausflug nach Marly machte, an dem der Herzog von Burgund noch nicht teilnahm, folglich auch ſein Lehrer nicht, eilte Frau Guyon von Paris zu Fénelon und ſalbaderte vor den Damen. Auch die Gräfin von Guiche[3], des Herrn von Noailles älteſte Tochter, die am Hofe lebte, birſchte ſich heran, ſooft es nur ging, um ſich an dieſer Götterſpeiſe zu erlaben. Ferner gehörten zu dem Kreiſe noch zwei Edelleute, die Herren L'Echelle und von Puy, die Adjutanten des Herzogs von Burgund. Dieſe Zuſammenkünfte fanden wie geheime Myſterien ſtatt, wodurch ſie noch mehr Reiz erhielten.

Die Berufung nach Cambrai ſchlug wie ein Blitz in die kleine Herde. Jegliche Ausſicht auf das Erzbistum von Paris war damit offenbar vernichtet. Und Paris war ihrer aller heimliche Hoffnung geweſen, nicht Cambrai, das man verächtlich als „Provinzſprengel" bezeichnete. Da ein Erzbiſchof eine beſtimmte Zeit im Jahre im Orte ſeines Amtes verbleiben mußte, ſo war die Herde dann ohne Hirten. In Paris wäre Fénelon an die Spitze der Geiſtlichkeit gekommen, an einen einflußreichen und dauernden Ehrenplatz. Jedermann hätte mit ihm rechnen müſſen, und er wäre imſtande geweſen, für Frau Guyon und ihr vor-

[1] Marie-Anne Colbert (1665—1750), die 1679 den Herzog de Mortemart geheiratet hatte. —
[2] Marie Foucquet (1657—1716), die einzige Tochter des berühmten Intendanten Foucquet. —
[3] Marie-Christine de Noailles, 1672—1748. (Siehe auch Mémoires, IV, 185.)

läufig noch geheimes Evangelium kräftig und erfolgreich zu wirken. Während Fénelons Ernennung überall für ein außerordentliches Glück gehalten wurde, war der Schmerz der kleinen Sondergemeinde ſomit ſehr groß. Die Gräfin von Guiche weinte vor Wut.

Der neue Kirchenfürſt machte ſelbſtverſtändlich den hervorragendſten Prälaten ſeinen Beſuch, die darin eine Auszeichnung erblickten. Fénelon wurde in Saint-Cyr geweiht – eine hohe Auszeichnung, die ſelten jemandem zuteil ward –, und zwar durch Bossuet, den Erzbiſchof von Meaux, dem damaligen Diktator der Geiſtlichkeit und der Kirchenlehre. Dabei anweſend waren die königlichen Prinzen, ebenſo Frau von Maintenon und ihr erleſener beſonderer Hofſtaat. Niemand hatte eine Einladung erhalten, und die Türen blieben allen verſchloſſen, die ſich durch ihr Erſcheinen bei Fénelon einſchmeicheln wollten.

Der neue Erzbiſchof von Cambrai war mit ſeinen Erfolgen bei Frau von Maintenon recht zufrieden. Seine Hoffnungen, die er auf ſie ſetzte, waren wohlbegründet, aber er glaubte ſeine Abſichten nicht eher mit Sicherheit verwirklichen zu können, ehe er nicht die ungeteilte Macht über Frau von Maintenon innehätte. Nun war ſie durch die zarteſten Bande an Godet, den Erzbiſchof von Chartres[1], gefeſſelt, zu deſſen Amtsbereich Saint-Cyr gehörte. Er hatte daſelbſt den Haupteinfluß, nicht zum mindeſten auch auf Frau von Maintenon, deren Beichtvater er war. Sein Lebenswandel, ſein theologiſches Wiſſen, ſeine Frömmigkeit und ſeine biſchöfliche Amtsführung, alles war einwandfrei. Er kam nur ſelten und immer nur ſehr vorübergehend nach Paris, wo er im Seminar von Saint-Sulpice zu wohnen pflegte. Noch ſeltener, buchſtäblich nur auf Augenblicke, zeigte er ſich bei Hofe. Frau von Maintenon kam aber mit ihm häufig und keineswegs flüchtig in Saint-Cyr zuſammen. Überdies erreichte er durch ſeine Briefe alles, was er nur wollte.

Es galt alſo einen ganz beſonderen Nebenbuhler aus dem Felde zu ſchlagen. Aber ſo feſt er ſich auch eingeniſtet haben mochte, etwas verlieh Fénelon Zuverſicht: Godet ſah aus wie ein Dorfſchulmeiſter,

[1] Paul Godet des Marais, 1647–1709, der geiſtige Leiter der Erziehungsanſtalt Saint-Cyr.

baumlang, ſchnuddelig, knöchern, ſo recht ſulpizianiſch. Er hatte ein einfältiges Geſicht und ein urwüchſiges Weſen. Sein einziger Verkehr waren beſchränkte Prieſter. Mit einem Worte, Fénelon bildete ſich ein, er habe einen Mann vor ſich ohne Weltkenntnis, bar an Fähigkeiten, arm an Witz und Wiſſen, einen Mann, der nur deshalb das geworden, was er war, weil Saint-Cyr zufällig in ſeinem Amtsbereiche lag, der in ſeinen Seelſorgerpflichten aufging und außer Frau von Maintenon keinen Rückhalt und keine guten Beziehungen hatte. In dieſem Glauben zweifelte er nicht, daß er Godet mit Hilfe von Frau Guyons neuer Myſtik ſehr bald verdrängen könne, zumal Frau von Maintenon bereits große Stücke auf ſeine Freundin hielt. Auch wußte er, daß ſie dem Neuen in jedweder Geſtalt nicht unzugänglich war. Damit hoffte er dem Erzbiſchof von Chartres das Genick zu brechen. Wenn ſie erſt ſeine Beſchränktheit entdeckt und für lächerlich befunden hätte, würde ſie ihn nur noch mit demſelben Maße meſſen wie er.

Um dies zu erreichen, bemühte er ſich, Frau von Maintenon zu überreden, daß ſie der Frau Guyon den Zutritt in Saint-Cyr geſtatte. Dort hätte ſie Gelegenheit, ſie näher kennen zu lernen und ſie ganz anders zu prüfen als in den kurzen und ſeltenen Nachtiſchplaudereien in den Häuſern Chevreuse und Beauvillier. Es gelang ihm. Frau Guyon kam zwei- oder dreimal nach Saint-Cyr. Darauf wurde ſie von Frau von Maintenon, die immer mehr Geſchmack an ihr fand, eingeladen, dort zu übernachten. Von einem zum anderen Male, ganz allmählich, verlängerte ſich der Aufenthalt der Frau Guyon in Saint-Cyr. Nach ihrer eigenen Ausſage ſuchte ſie daſelbſt Perſonen, die geeignet wären, ihre Jünger zu werden. Solche fand ſie. Bald bildete ſich in Saint-Cyr eine kleine abgeſonderte Gemeinde, deren Anſchauungen und Bekenntniſſe dem ganzen übrigen Hauſe und alsdann dem Erzbiſchof von Chartres höchſt ſonderbar vorkamen. Der Kirchenfürſt war nämlich in Wirklichkeit durchaus nicht der, für den ihn der Erzbiſchof von Cambrai hielt. Er war überaus gelehrt und beſonders ein gründlicher Theologe. Dabei war er klug und geiſtig gewandt, mild, aber feſt und von einer gewiſſen Urbanität. Es war wirklich ſtaunens-

wert, wie geſchickt ſich dieſer Mann, der in der Weltfremdheit ſeines Berufes erzogen und nie aus Saint-Cyr herausgekommen war, bei Hof und in der Geſellſchaft benahm. Selbſt der erfahrenſte Höfling war ihm nicht ohne weiteres gewachſen; ja, oft konnte er von ihm lernen. Aber ſeine Überlegenheit blieb für gewöhnlich verborgen, weil er ſich ihrer nur in dringlicher Lage bediente. Seine Uneigennützigkeit, ſeine Frömmigkeit, ſeine unvergleichliche Redlichkeit ließen ſie gar nicht zur Geltung kommen, und die hohe Gunſt, in der er bei Frau von Maintenon ſtand, machte ſie völlig unnötig.

Sobald Godet dem ſeltſamen Evangelium auf die Spur kam, ließ er zwei junge Damen in das Stift von Saint-Cyr aufnehmen, auf deren Verſtand und Urteil er ſich verlaſſen konnte und die auch in den Augen der Frau von Maintenon Geltung hatten. Sie waren ihm treu ergeben und von ihm trefflich vorbereitet. Dieſe Proſelytinnen heuchelten zunächſt großes Entzücken und dann immer mehr Begeiſterung. Sie ſchloſſen ſich enger denn andre an ihre neue Führerin an, die ihre Klugheit und ihr Anſehen im Hauſe erkannte und ſich über dieſen Zuwachs freute, der ihr zur Vollendung ihrer Pläne erſprießlich ſchien. Sie gab ſich deshalb Mühe, die jungen Damen ganz zu beſtricken, erklärte ſie für ihre Lieblingsſchülerinnen und erſchloß ſich ihnen als den Fähigſten, die neue Lehre zu fördern und im Hauſe einzubürgern.

Frau Guyon und der Erzbiſchof von Cambrai, der von jedem Erfolge durch ſeine Freundin Kenntnis erhielt, ſtrahlten, und die kleine Herde frohlockte. Der Erzbiſchof von Chartres, mit deſſen Genehmigung Frau Guyon nach Saint-Cyr gelangt und Anſtaltslehrerin geworden war, ließ ſie unbehindert. Aber er behielt ſie feſt im Auge, und ſeine Getreuen lieferten ihm genaue Berichte über alles, was ihnen in Theorie und Praxis beigebracht wurde. So war er über alles beſtens unterrichtet, prüfte alles gewiſſenhaft nach, und als die Zeit gekommen ſchien, ſchlug er los.

Frau von Maintenon war arg überraſcht über alles, was Godet ihr von der neuen Schule berichtete, und noch mehr über das, was er ihr an der Hand der mündlichen Ausſagen und der ſchriftlichen Be-

richte ſeiner beiden Mitverſchworenen nachwies. Sie verhörte noch einige andere Schülerinnen. Es zeigte ſich, daß ſie mehr oder weniger eingeweiht waren und das Vertrauen ihrer neuen Lehrerin mehr oder weniger genoſſen hatten, daß ſie aber alle in ganz beſtimmter Richtung beeinflußt worden waren. Ziel wie Weg dahin waren recht merkwürdig.

Sehr nachdenklich und höchſt beſorgt, entſchloß ſich Frau von Maintenon, mit Fénelon zu ſprechen. Dieſer hatte keine Ahnung, daß ſie ſo gut unterrichtet war. Er geriet in Verwirrung und machte die Sache dadurch um ſo verdächtiger.

Frau Guyon ward ohne weiteres aus Saint-Cyr weggejagt, und es galt nun, ihre Lehre bis auf die letzte Spur auszurotten. Das war keine leichte Mühe, denn einige der betörten Schülerinnen hingen feſt an ihr und ihren Anſchauungen.

Der Erzbiſchof von Chartres benutzte die Gelegenheit, auf die Gefahr ſolchen Giftes aufmerkſam zu machen und den Erzbiſchof von Cambrai ſtark zu verdächtigen. Dieſe unerwartete Niederlage erſchütterte Fénelon wohl, brachte ihn indeſſen nicht zu Fall. Er behauptete ſich durch ſeinen Witz, berief ſich auf dunkle Autoritäten und blieb im Sattel. Mächtige Freunde hielten ihn.

Godet begnügte ſich damit, von neuem der Alleinherrſcher in Frau von Maintenons Herz und Hirn zu ſein. Er ſpürte keine Luſt, einen Mann mit ſo einflußreichen Verbindungen weiterhin zu verfolgen. Um ſo gereizter war ſein Beichtkind, dieweil es an den Rand eines tiefen Abgrundes geführt worden war. Ihr Benehmen gegen Fénelon ward immer kühler, während ſich ihr Zorn auf Frau Guyon mehr und mehr ſteigerte.

Man wußte, daß Frau Guyon in Paris in einem fort heimlich vornehme Beſuche empfing. Man verbot es ihr bei ſo hoher Strafe, daß ſie es noch heimlicher machte. Aber ſie konnte es nicht laſſen, im verborgenen weiter zu lehren. Sie verſammelte ihre Gemeinde in einzelnen Gruppen und an verſchiedenen Orten. Auch das ward ruchbar, und nun wurde ſie aus Paris ausgewieſen. Sie gehorchte, aber bald darauf war ſie heimlich wieder da und verbarg ſich in einem

Häuschen der Vorſtadt Saint-Antoine. Da man ſie beobachtete und plötzlich verſchwinden ſah, war man überzeugt, ſie ſei nach Paris zurückgekehrt. Man ſtellte Nachforſchungen an und machte ihren Aufenthaltsort ausfindig. In der Nachbarſchaft hieß es, ſie öffne ihre Tür nur unter geheimnisvollen Umſtänden. Um ſich Gewißheit zu verſchaffen, folgte man in geſchickter Weiſe einer Magd, die Brot und Gemüſe brachte, dicht auf dem Fuße und drang mit ihr zugleich ein.

Frau Guyon ward erwiſcht und auf der Stelle in die Baſtille geſteckt. Es erging zwar der Befehl, ſie dort gut zu behandeln, zugleich aber auch das ſtrengſte Verbot, daß ſie Beſuche empfange, ſchreibe und Briefe bekomme.

Das war ein harter Schlag für Fénelon und ſeine Freunde, ebenſo für die kleine Gemeinde, die ſich indeſſen nunmehr um ſo häufiger verſammelte.[1]

Dies und andres reizte den König, ſo daß er Fénelon, ohne ihn noch einmal ſehen zu wollen, ſchließlich ſagen ließ, er ſolle ſich unverzüglich in ſeine Diözeſe begeben, in der er fortan verblieb. Zu gleicher Zeit befahl er den Herzog von Burgund zu ſich, mit dem er längere Zeit in ſeinem Arbeitszimmer verbrachte, offenbar, um ihn ſeinem Lehrer, an dem er innig hing, abſpenſtig zu machen. Der Herzog bedauerte ihn aufs tiefſte, und lange Jahre der Trennung vermochten dieſes Gefühl nicht abzuſchwächen. Der Erzbiſchof von Cambrai blieb noch zwei Tage in Paris. Bei ſeiner Abreiſe hinterließ er an einen ſeiner Freunde, ohne Zweifel an Herrn von Chevreuse, einen Brief, der ſofort bekannt wurde. Das Schreiben erſchien als Kundgebung eines Mannes, der in offener Rede ſeine Galle ergießt und ſich keinen Zwang antut, weil er nichts mehr zu hoffen hat. Die ſtolze und bittere Sprache des Briefes iſt übrigens ſo voll Geiſt und auf alle Fälle ſo gewandt, daß er großen Eindruck machte, frei-

[1] Über den Streit, der über den Quietismus und Fénelons Verhalten zwiſchen ihm und dem Biſchof von Meaux entbrannte, ſiehe Einleitung S. 133ff. Saint-Simon beſpricht die Werke, in denen die beiden Biſchöfe ihre Anſicht auseinanderſetzten, ausführlich. (Mémoires, IV, 66—68, 71—77, 81—84, 103—106.) Fénelons Buch, das „von dem Unausſprechlichen“ handelte, fand bei der Hofgeſellſchaft wenig Anklang, obwohl alle Welt davon redete.

lich ohne Billigung zu finden. Es iſt eben ſchwer, ein weiſes und verächtliches Schweigen zu bewahren, wenn man aus ſolcher Höhe ſtürzt.

Meine langjährige große Zuneigung und Verehrung für den Abt von La Trappe erweckte in mir den leidenſchaftlichen Wunſch, von ihm – über ſein wunderbares Leben und Wirken hinaus – neben dem Denkmal, das in ſeinen Schriften liegt, auch ein Bild zu beſitzen. In ſeiner echten Demut geſtattete er aber nicht, daß man ihn malte. Es gab zwar Denkmünzen mit einem nicht ſchlecht getroffenen Bildnis von ihm, die nach einer während des Gottesdienſtes angefertigten Skizze geprägt worden waren. Damit war ich jedoch nicht zufrieden. Der Abt war bereits recht leidend und verließ kaum noch ſein Krankenzimmer. Somit war es geradezu unmöglich, daß man ſeine Züge auch nur heimlich hätte feſthalten können.

Rigaud[1] war damals der erſte Bildnismaler Europas. Man rühmte ſeinen Bildern Ähnlichkeit und große Gediegenheit nach. Aber es war nicht leicht, einen mit Arbeit überhäuften Künſtler wie ihn zu überreden, gleich auf mehrere Tage Paris zu verlaſſen. Obendrein war es fraglich, ob der Kopf des Abts einen genügend ſtarken Eindruck auf den Maler machen würde, um ihn in den Stand zu ſetzen, ein gutes Bildnis von ihm aus dem Gedächtniſſe zu malen. Er vermochte ſich zunächſt mit dieſer Notwendigkeit überhaupt nicht zu befreunden, dann aber gab gerade das den Ausſchlag. Die Schwierigkeit und das Seltſame reizten den Künſtler. Er willigte ein, es zu verſuchen, und ſchaffte ſich die nötige Zeit. Vielleicht verlockte ihn auch der in Ausſicht geſtellte Preis.

Ich pflegte in Anbetracht meiner damaligen Jugend nur ganz ſtill und verſchwiegen nach La Trappe zu gehen. Und ſo wollte ich auch Rigauds Reiſe dahin unbedingt geheimhalten. Auch vereinbarte ich mit dem Maler ausdrücklich, daß er das Bild lediglich für mich anfertigen ſollte. Kein Menſch dürfe davon erfahren. Da er jedoch die

[1] Hyacynthe-François-Honoré-Mathieu-Pierre-le-Martyr-André Jean Rigau y Ros, genannt Rigaud, 1659–1743. Von ſeiner Hand ſind im Louvre und in Verſailles zahlreiche Bildniſſe vorhanden.

Bedingung ſtellte, eine Kopie für ſich machen zu dürfen, ſo mußte er ſich verpflichten, dieſe vorläufig niemandem zu zeigen. Im Laufe der Jahre würde ich ihn dieſer Verpflichtung wieder entheben. Er ſeinerſeits verlangte tauſend Taler, freie Verpflegung und eine Sonderpoſt für die Hin- und Rückfahrt. Ich war ohne weiteres damit einverſtanden, und ſo verließ ich mich darauf.

Dies geſchah im Frühjahr [1696]. Nach meiner Rückkehr von der Armee ſollte der Plan ausgeführt werden. Ich verſtändigte mich gleichzeitig mit dem neuen Abt, Herrn Maisne, der ehedem Geheimſchreiber bei Herrn von La Trappe geweſen war, und mit Herrn von Saint-Louis, einem vom König hochgeſchätzten Reitergeneral außer Dienſt. Beide Herren weilten ſchon ſeit langer Zeit in La Trappe und wünſchten ſich ebenſo ſehnlich wie ich ein Bildnis des verehrten Mannes.

Nach meiner Rückkehr von Fontainebleau verblieb ich nur eine Nacht in Paris. Kaum angekommen, hatte ich mich unverzüglich mit Rigaud ins Einvernehmen geſetzt. Er reiſte einen Tag nach mir nach La Trappe. Nachdem ich mit meinen beiden Helfershelfern geſprochen, vermeldete ich dem Abt, ein Offizier, ein guter Bekannter von mir, der ihn um alles in der Welt von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen wünſche, ſei mit mir gekommen. Ich bäte ihn herzlichſt, den Wunſch dieſes Verehrers ausnahmsweiſe zu erfüllen. (Für gewöhnlich empfing er nämlich nahezu niemanden mehr.) Ich fügte hinzu, daß er nur eingetroffen ſei, weil ich ihm Hoffnungen gemacht hätte. Übrigens ſtottere er ſtark, ſo daß er kein läſtiger Schwätzer ſei. Er hege nur den Wunſch, zu ſehen.

Der Abt lächelte gütig, meinte, der Offizier ſei auf recht wenig neugierig, und verſprach mir, ihn anzunehmen. Rigaud, Maisne und ich hielten uns nun am nächſten Tage von früh an in einem Gemache auf, das dem Abt als Arbeitszimmer diente, wenn er ſeine Krankenſtube verließ. Dort hatte ich ihn immer beſucht. Dieſer Raum erhielt von zwei Seiten Licht. An ſeinen weißgetünchten Wänden hingen ein paar fromme Stiche. Etliche Stühle mit Strohgeflecht ſtanden darin, ferner das Schreibpult, an dem der Abt alle ſeine Schriften zu Papier gebracht hatte.

Der Maler fand die Beleuchtung ganz nach Wunſch. Maisne ſetzte ſich zur Probe an den Platz, wo der alte Herr mit mir zu ſitzen pflegte. Das war eine der Ecken des Gemaches. Rigaud erklärte ſie für günſtig zu ſeinem Vorhaben und ſuchte ſich einen guten Beobachtungsort aus.
Am Nachmittag ſtellte ich dem Abt meinen Offizier vor. Er ſetzte ſich auf den Platz, den wir am Vormittag ausgeprobt hatten, und blieb drei Viertelſtunden bei uns. Sein angeblicher Sprachfehler machte es verſtändlich, daß er an unſerem Geſpräch nicht teilnahm. Unmittelbar nachher ſkizzierte er ſeinen Eindruck, wozu er alles wohlvorbereitet hatte.
Der Abt, mit dem ich noch lange zuſammen war, hatte nichts gemerkt und bedauerte nur den Sprachfehler des Gaſtes. Ich hatte mir alle Mühe gegeben, die Unterhaltung möglichſt anziehend zu geſtalten. Tags darauf wiederholte ſich alles das. Der Abt machte die Bemerkung, ein Menſch, den er gar nicht kenne und der ſich nur ſchwerlich an einer Unterhaltung beteiligen könne, müßte ſich eigentlich ſatt geſehen haben. Nur aus Gefälligkeit gegen mich geſtattete er, daß der Fremde nochmals zugelaſſen ward.
Meine Hoffnung, daß eine weitere Sitzung gar nicht vonnöten ſei, ward geſtärkt, als ich die Arbeit des Malers beſichtigte. Das Bildnis kam mir gelungen und ähnlich vor. Aber Rigaud verlangte durchaus noch eine dritte Sitzung, um ſein Bild in ſeinem Sinne mehr auszuführen. Somit mußte ich den alten Herrn nochmals überreden. Er hatte keine Luſt und ſchlug mir meine Bitte zunächſt ab. Erſt nachdem ich ihn geradezu bedrängt hatte, ſetzte ich die dritte Sitzung durch. Er meinte, derartige Beſuche ſeien lächerlich. Es ſei ſchade um die Zeit. Er verdiene es nicht, betrachtet zu werden, und bliebe am liebſten verborgen. Nur weil ich ihm ſo zugeſetzt hätte, gäbe er nach. Es ſei eine merkwürdige Laune von mir, einen Menſchen zu begünſtigen, der ſich nicht unterhalten könne. Er willfahre mir nur unter der Bedingung, daß es das letzte Mal ſei und daß der Sache nicht wieder Erwähnung getan werde.
Ich machte Rigaud darauf aufmerkſam, daß er ſich damit abfinden müſſe. Eine vierte Sitzung ſei nicht zu erhoffen. Er gab mir die Ver-

23. Armand-Jean Le Bouthillier de Rancé, Abbé de La Trappe

ſicherung, eine halbe Stunde genüge ihm zu ſeinen Ergänzungen. Dann brauche er den Abt nicht wieder zu ſehen. In der Tat hielt er Wort und entfernte ſich noch vor Ablauf der halben Stunde.

Als er hinaus war, gab der Abt ſeiner Verwunderung Ausdruck, daß ihn der Fremde ſo viele Male angeſtarrt habe und dabei immer ſtumm geblieben ſei. Ich erwiderte, er ſei allerdings ein ſchnurriger Kauz, indeſſen habe er ſchon immer die größte Sehnſucht gehabt, ihn einmal ſehen zu dürfen. Seine Freude ſei ſo ſtark geweſen, daß er die Augen nicht von ihm habe wenden können. Dies habe er ihm eingeſtanden.

Den Reſt dieſes Tages und den ganzen folgenden Tag arbeitete Rigaud an ſeinem Bilde, ohne den Abt nochmals zu Geſicht zu bekommen. Er hatte ſich am Ende der dritten Sitzung von ihm verabſchiedet. Das Bildnis ward ein Meiſterwerk, genau ſo, als ob der Dargeſtellte regelrecht geſeſſen hätte. Es zeigte eine außerordentliche Ähnlichkeit. Das Liebenswürdige, Ernſte und Würdevolle ſeines Geſichts, das edle Feuer und die Lebhaftigkeit ſeiner Augen (Dinge, die ſo ſchwierig wiederzugeben ſind), die Klugheit, das Geiſtvolle, das Erhabene ſeiner Züge, die Reinheit und Weisheit, der Seelenfrieden des alten Mannes, alles das leuchtete aus dem Bildniſſe, ſogar die ſchalkhafte Güte, die weder die frommen Entbehrungen, noch das hohe Alter, noch die vielen Leiden ſeines Lebens aus ſeinem Antlitze verſcheucht hatten.

Am andern Vormittag ließ ich den Abt Maisne zu einer Bleiſtiftſkizze ſitzen, vor dem Schreibpulte des alten Herrn, in ſeiner gewöhnlichen Haltung und in ſeinen Kleidern. Schließlich wurde das Pult genau abgezeichnet. Darauf reiſte der Maler ab, um in Paris aus der Porträtſkizze in Verbindung mit den beiden Nebenſtudien ein großes Bild zu malen.

Trotz dem hohen Preiſe von tauſend Talern, die ich dem Künſtler bereits am Tage nach ſeiner Rückkehr von La Trappe auszahlen ließ, hielt er aus Eitelkeit nicht Wort. Ehe er mir das fertige Bild ſchickte — das geſchah ein Vierteljahr ſpäter —, zeigte er das Bild anderen Leuten. Dadurch drang mein Geheimnis in die Öffentlich-

keit. Neben der Befriedigung der Eitelkeit kam dann noch ſeine Gewinnſucht zutage. Wie Rigaud ſelbſt eingeſtanden hat, verdiente er durch Kopien dieſes Bildes mehr denn 25000 Franken. Dadurch ward es allbekannt.

Das Aufſehen, das dieſe Geſchichte hervorrief, betrübte mich ſehr. Mein einziger Troſt war das Bewußtſein, der Nachwelt das wundervoll ähnliche Bild eines trefflichen, edlen und berühmten Mannes geſchenkt zu haben.

Ich wagte nicht, ihm meine räuberiſche Tat zu beichten. Aber als ich von La Trappe abreiſte, hinterließ ich das volle Geſtändnis in einem Brief und bat um Verzeihung. Der alte Herr war ſehr aufgebracht und ſehr betrübt. Indeſſen hielt ſein Zorn nicht lange an. Er ſchrieb mir, irgendein römiſcher Imperator habe geſagt, er liebe den Verrat, haſſe aber den Verräter. Er ſei anderer Anſicht: er liebe den Verräter, ſo ſehr er den Verrat haſſe.

Ich ſchenkte der Abtei eine große und mehrere kleine Kopien.[1] Der Abt von La Trappe hatte ſeit einigen Jahren eine ſteife rechte Hand, deren er ſich deshalb nicht bedienen konnte. Da er aber auf dem Bilde am Schreibpult ſitzt und eine Feder in der Hand hält, ſo ließ ich eine Berichtigung dieſes Umſtandes auf dem Originalbild auf die Rückſeite der Leinwand ſchreiben, ebenſo eine Bemerkung, unter welchen beſonderen Umſtänden der Maler das Bild gemalt hatte.

[1] In ſeinem Teſtament vermachte Saint-Simon auch das Original den Trappiſten, in deren Beſitz es ſich heute noch befindet.

VI

1696–1699

DIE PRINZESSIN VON SAVOYEN DER BRUDER DER FRAU VON MAINTENON / DAS MANÖVERLAGER BEI COMPIÈGNE / RACINE

DER Hofſtaat der Prinzeſſin [von Savoyen][1] hatte ſich faſt drei Wochen in Lyon aufgehalten, wo er wartete, bis ſich die Fürſtin dem Grenzorte Pont de Beauvoiſon näherte. Sie traf am 16. Oktober [1696] in der Frühe ein, begleitet von der Fürſtin della Cisterna und Frau von Noyers. Der Marchese von Dronero hatte die Führung des Zuges. Er wie auch die Offiziere und Damen des Gefolges erhielten vom König viele ſchöne Geſchenke. Die Prinzeſſin ſtieg in einem Hauſe ab, das für ſie auf der ſavoyiſchen Seite inſtand geſetzt worden war, und legte ihre Staatskleider an. Dann kam ſie an die Brücke, die ſchon auf franzöſiſchem Gebiete liegt, wo ſie von ihrem neuen Hofſtaat empfangen und in ein Haus geleitet wurde, das man für ſie hergerichtet hatte. Hier verbrachte ſie die Nacht, und am nächſten Tage trennte ſie ſich, ohne eine Träne zu vergießen, von ihrem italieniſchen Hofſtaat. Niemand blieb bei ihr, ausgenommen eine einzige Kammerfrau und ein Arzt, die aber auch nicht in Frankreich bleiben ſollten und in der Tat bald entlaſſen wurden.

Ein Läufer des Königs brachte den Befehl, die Prinzeſſin in allem wie eine königliche Prinzeſſin von Frankreich zu behandeln, ganz

[1] Der Herzog Victor Amadeus von Savoyen war 1690 dem europäiſchen Bündnis gegen Frankreich beigetreten, mußte ſich aber infolge des Krieges, in dem ſich Catinat auszeichnete, zum Frieden von Vigevano bequemen, der in Verſailles am 25. September 1695 ratifiziert wurde. Eine der Friedensbedingungen war die Verlobung ſeiner Tochter Marie-Adelaide (geb. am 6. Dezember 1685) mit dem Enkel des Königs, dem Herzog von Burgund. Die zehnjährige Prinzeſſin wurde nach Frankreich geſandt, um am Hofe ihre Erziehung zu erhalten. Siehe Einleitung S. 112.

als ob ſie mit dem Herzog von Burgund bereits vermählt ſei. Die Schwierigkeit ihrer Rangſtellung gegen alle Welt hatte Monsieur veranlaßt, den König darum zu bitten. Die Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt hatten es gleichfalls gewünſcht, und der König hatte es gewährt. Der Läufer traf juſt zur Ankunft der Prinzeſſin ein, ſo daß dieſe nur die Herzogin von Lude und den Grafen von Brionne küßte und nur die Herzogin von Lude ſich in ihrer Gegenwart ſetzte.[1] In allen Städten, durch die ſie kam, wurde ſie als Herzogin von Burgund empfangen, und in den Städten, wo Raſt gehalten ward, ſpeiſte ſie öffentlich und wurde von der Herzogin von Lude bedient. Von dieſen Fällen abgeſehen, aßen alle ihre Damen ſtets mit ihr. Man legte täglich nur eine kurze Strecke zurück.

Sonntag, den 4. November, fuhren der König, ſein Sohn und ſein Bruder, jeder in ſeinem eigenen Wagen, nach Montargis der Prinzeſſin entgegen, die gegen ſechs Uhr abends eintraf und vom König am Schlage ſeines Wagens empfangen wurde. Er führte ſie in die ihr beſtimmten Gemächer in demſelben Hauſe, wo auch der König wohnte, und ſtellte ihr hierauf Monseigneur, Monsieur und den Herzog von Chartres vor. Ihre artigen Einfälle, ihre geiſtreichen Schmeicheleien, ihr ſicheres, maßvolles und doch ehrerbietiges Auftreten überraſchten jedermann überaus und bezauberten den König ſofort. Er lobte ſie unaufhörlich und liebkoſte ſie in einem fort. Auch beeilte er ſich, Frau von Maintenon ſeine Freude und ſeine Zufriedenheit mit der Prinzeſſin durch einen Läufer zu melden. Hierauf ſpeiſte er mit den Damen des Reiſegefolges zu Abend und ließ die Prinzeſſin zwiſchen ſich und den Dauphin ſetzen.

Am anderen Morgen holte Majeſtät ſie ab, geleitete ſie in die Meſſe und ging mit ihr zu Tiſch wie am vorhergehenden Abend. Hierauf beſtiegen ſie den Wagen. In Nemours traf der Herzog von Burgund mit ihnen zuſammen. Der König ließ ihn mit einſteigen, und gegen fünf Uhr abends trafen ſie in Fontainebleau am Hof zum weißen Roſſe

[1] Die Frage, wer gewürdigt wurde, dieſen Kuß (le baiser d'étiquette) zu empfangen, war wegen der damit verbundenen Auszeichnung von höchſter Wichtigkeit und Urſache vieler Streitigkeiten. Marguerite Louise von Béthune-Sully (1646—1726) war zuerſt mit dem galanten Grafen von Guiche (ſiehe S. 67) und in zweiter Ehe (1681) mit dem Herzog von Lude vermählt. Der Graf von Brionne, Heinrich von Lothringen, 1661—1712, war ſeit 1677 Großſtallmeiſter von Frankreich. Er galt als einer der vollendetſten Kavaliere am Hofe Ludwigs XIV.

ein.[1] Hier hatte die ganze Hofgeſellſchaft auf der Hufeiſentreppe Aufſtellung genommen. Zuſammen mit der unten harrenden Menge bot dies ein prächtiges Schauſpiel. Der König geleitete die Prinzeſſin, die ausſah wie eine Liliputanerin, langſamen Ganges bis zur Tribüne und einen Augenblick ſpäter in die für ſie beſtimmten Gemächer der Königin-Mutter, wo Madame, mit allen Damen des Hofes, auf ſie wartete.
Es wurde befohlen, daß ſie kurzweg den Titel Prinzeſſin führen, allein ſpeiſen, von der Herzogin von Lude bedient werden und nur ihre Damen und die ſehen ſolle, denen der König ausdrücklich Erlaubnis erteilte. Sie ſollte noch keinen Hofſtaat haben und der Herzog von Burgund ſie nur aller vierzehn Tage, und ſeine Brüder ſie nur einmal im Monat beſuchen.
Am 8. November kehrte der geſamte Hof nach Verſailles zurück, wo die Prinzeſſin die Gemächer der Königin und ſodann die der Kronprinzeſſin bezog und wo ihr bei ihrer Ankunft alle bedeutenden Leute von Paris vorgeſtellt wurden. Der König und Frau von Maintenon behandelten die Prinzeſſin wie ein Püppchen. Ihr einſchmeichelndes, reizendes, aufgewecktes Weſen gefiel ihnen außerordentlich. Nach und nach nahm ſie ſich ihnen gegenüber Freiheiten heraus, die keins der Kinder des Königs je gewagt hätte. Bei ihr aber galt es als köſtlich. Der Herzog von Savoyen hatte ſich offenbar über unſern Hof gründlich unterrichtet und ſeine Tochter gut eingeſchult. Wahrhaft erſtaunlich aber war es, wie trefflich ſie dies zu benutzen verſtand und mit welcher Anmut ſie alles fertigbrachte. Die Schmeicheleien, durch die ſie Frau von Maintenon beſtrickte, waren unvergleichlich. Sie nannte ſie immer nur „meine liebe Tante“ und benahm ſich mit ſo viel Demut und Ergebenheit, als wäre Frau von Maintenon ihre Mutter und Königin. Und bei all dem zeigte ſie eine ſolche Vertraulichkeit und Ungezwungenheit, daß ſie und mit ihr der König entzückt waren.
Den Fräuleins von Soissons[2], die in Paris durch ihre ſeltſame Lebensführung auffielen und nicht an den Hof kamen, wurde verboten, die

[1] So genannt nach einem Gipsabguß des Pferdes Mark Aurels auf dem römiſchen Kapitol. — [2] Die mehr als galanten Töchter der früheren Olympia Mancini, die ein elendes Wanderleben führte, und des Prinzen Eugen Moritz von Savoyen, Grafen Soissons. Sie hielten in Paris eine Spielhölle, wo Roulette geſpielt wurde.

Prinzeſſin zu beſuchen. Sie waren Schweſtern des Grafen von Soissons[1] und des Prinzen Eugen von Savoyen.[2] Dieſer ſtand in Dienſten des Kaiſers und hatte den höchſten militäriſchen Rang erreicht. Der andere hatte Frankreich, ſeine Heimat, ſeit zwei oder drei Jahren verlaſſen und trieb ſich in Europa herum, ohne irgendwo Anſtellung zu finden.

Frau von Maintenon hatte übrigens auf der unglaublichen Höhe, wohin ſie aus ihrer Niedrigkeit auf ſo wunderbare Weiſe gelangt war, auch ihre Schmerzen. Die Sorge um ihren Bruder wegen ſeiner fortgeſetzten tollen Streiche war keine der geringſten. Man hieß ihn den Grafen von Aubigné.[3] Er war über den Rittmeiſter nicht hinausgekommen, ſprach aber ſtets von ſeinen ehemaligen Feldzügen wie ein Mann, der alles mögliche verdient hätte und dem man das größte Unrecht angetan, weil man ihn nicht ſchon lange zum Marſchall von Frankreich ernannt hatte. Manchmal ſagte er wieder ſcherzend, er habe ſeinen Marſchallſtab in Geld bekommen. Er machte Frau von Maintenon die heftigſten Vorwürfe, weil ſie ihn nicht zum Herzog und Pair erheben ließ, und wegen aller möglichen Dinge.
Er bummelte in den Tuilerien herum und lief überall den kleinen Mädchen nach, hielt ihrer immer etliche aus und lebte gewöhnlich mit ihnen und ihren Familien und deren Umgang, wobei er viel Geld verpraßte. Er war ein Verſchwender und ein verbotener Kerl, aber unterhaltſam, witzig und voll überraſchender Einfälle und ſchlagfertiger Antworten, dabei ein gutmütiger, weltgewandter Menſch, auch höflich und trotz der hohen Stellung ſeiner Schweſter ohne Dünkel und Anmaßung. Zuweilen freilich zeigte er eine fabelhafte Frechheit, und dann war es ſehr ſpaßig, ihn von den Zeiten Scarrons und über ſo mancherlei aus vergangenen Tagen berichten zu hören. Insbeſondre ſcheute er ſich nicht, von den Abenteuern und den Liebeshändeln ſeiner Schweſter zu erzählen und ihre Frömmigkeit und

[1] Ludwig Thomas von Savoyen, 1657—1702. — [2] Sein Bruder, der berühmte Feldherr Prinz Eugen, „der edle Ritter“, 1663—1736, der die Behandlung, die Ludwig XIV. ſeinem Hauſe angedeihen ließ, im Spaniſchen Erbfolgekrieg heimzahlte, verſchaffte dem Umgetriebenen endlich eine Stelle in der kaiſerlichen Armee, doch fiel er bereits bei der Belagerung von Landau am 25. Auguſt 1702. — [3] Charles d'Aubigné, 1634—1703.

gegenwärtige Stellung damit zu vergleichen und ihr wunderbares Glück zu rühmen. So vergnüglich dies war, ſo kam man dabei doch oft auch arg in Verlegenheit. Man konnte ihn nicht nach Belieben zum Schweigen bringen; auch äußerte er ſich nicht vor zwei oder drei Freunden, ſondern bei Tiſch vor aller Welt, auf einer Bank in den Tuilerien oder gar in der Galerie zu Verſailles, wo er ſich ebenſowenig zurückhielt wie ſonſtwo, und gewöhnlich von ſeinem „Schwager“ in ſpöttiſchem Tone ſprach, wenn er den König meinte. Ich habe ihn öfters ſo reden gehört, beſonders bei meinem Vater, zu dem er häufiger kam, als dieſem lieb war. Ich mußte oft heimlich über die große Verlegenheit meiner Eltern lachen, die bei ſeinem Beſuche manchmal nicht mehr aus und ein wußten.

Ein Mann von ſolcher Gemütsart, ſo wenig fähig, ſich im Zaume zu halten, und ſich weder vor der Lächerlichkeit noch vor ernſten Folgen fürchtend, war eine große Laſt für Frau von Maintenon. Endlich verlor ſie die Geduld; und da der Unberechenbare immer Geld brauchte, überredete man ihn, ſeine Ausſchweifungen und Unſchicklichkeiten zu laſſen, ſeine wirren Verhältniſſe zu ordnen und dafür bequem zu leben; ſeine Ausgaben ſollten jeden Monat bezahlt werden und ſeine Taſche ſtets gefüllt ſein, wenn er ſich in ein Kloſter zurückziehe, das ein Herr Doyen in der Pfarrei Saint-Sulpice für Edelleute oder So-genannte gegründet hatte, die da gemeinſam lebten und unter der Leitung einiger Geiſtlichen von Saint-Sulpice ihre Zeit mit Andachtsübungen verbrachten. Herr von Aubigné verhehlte nicht, vor jedermann zu ſagen, ſeine Schweſter mache ſich über ihn luſtig, wenn ſie ihm einrede, er ſei fromm; man belagere ihn förmlich mit Pfaffen, und er werde bei dieſem Herrn Doyen noch zugrunde gehen. Er hielt es auch nicht lange aus und kehrte zu ſeinen Mädchen in die Tuilerien zurück; aber man fing ihn wieder ein und gab ihm einen der ſtumpfſinnigſten Prieſter von Saint-Sulpice zum Wächter, der ihm überall wie ſein Schatten folgte und ihn zur Verzweiflung brachte.

Der Graf von Aubigné hatte eine einzige Tochter, für die Frau von Maintenon ſtets geſorgt hatte, die ſie nie von ſich ließ, wo ſie auch weilte, und die ſie wie ihre eigene Tochter erzog.

Man ſprach damals [1698] von nichts als von Compiègne, wo 60000 Mann in einem Feldlager zuſammengezogen waren. Dergleichen war bereits einmal gelegentlich der Vermählungsfeierlichkeiten des Herzogs von Burgund geſchehen. Der König erklärte, er rechne darauf, ſeine Truppen in gutem Zuſtande zu ſehen, und hoffe, daß jeder das Seine dazu tue. Dies genügte, daß ſich ein Wetteifer entfaltete, der geradezu ausartete. Man begnügte ſich nicht damit, die Truppen in derart vorzügliche Verfaſſung zu bringen, daß man nicht wußte, welchem Regiment man das meiſte Lob zollen ſollte. Nicht zufrieden mit der Stattlichkeit und Kriegstüchtigkeit ihrer Leute, der Ausrüſtung und der Pferde, ſuchten ſich die Kommandeure auch im äußerlichen Glanze zu überbieten. Die Offiziere ſparten keine Ausgaben, um in Uniformen zu prangen, die ſelbſt bei geſellſchaftlichen Feſten Aufſehen erregt hätten.

Die Oberſten, ja ſelbſt Hauptleute, gaben verſchwenderiſche und auserleſene Gaſtereien. Sechs Generale und vierzehn Marſchälle machten ſich dabei ganz beſonders große Ausgaben, allen voran der Marſchall von Boufflers[1], der ſich nicht allein durch ſeinen üppigen Aufwand hervortat, ſondern dabei auch Ordnungsſinn, guten Geſchmack, wirkliche Pracht und vornehme Gaſtfreundſchaft betätigte. Das währte die ganze Lagerzeit hindurch, Tag und Nacht, Stunde für Stunde, ſo daß dieſe Art Prunkentfaltung ſelbſt auf den König Eindruck machte und ſogar auf Monsieur le Prince, den Meiſter und Führer in allen Dingen des feinen Geſchmacks und der neueſten Mode. Es war ein reizvolles, blendendes, ja, ich muß ſagen, überwältigendes Schauſpiel ohnegleichen. Dabei verblieb der Marſchall, perſönlich wie ſein geſamtes Gefolge, in der größten Ruhe. Alles ſpielte ſich glatt und geräuſchlos ab, als ſei es etwas Einfaches und Alltägliches. Der Marſchall kümmerte ſich perſönlich unabläſſig um jede Einzelheit, obgleich er in ſeiner militäriſchen Stellung als Führer der Armee allein ſchon überaus beſchäftigt und in Anſpruch genommen war.

Es wurde fortwährend an zahlloſen, immer wieder neugedeckten Tafeln geſpeiſt. In jedem Augenblicke, wenn Offiziere, Hofleute oder

[1] Charles-Louis Marquis von Boufflers, 1644—1711; ſeit 1693 Marſchall.

Zuſchauer kamen, wurde aufgetiſcht. Selbſt Schlachtenbummler, die man gar nicht kannte, wurden durch Offiziere höflichſt eingeladen und auf das beſte bedient. Man trug alle möglichen warmen und kalten Getränke auf, das Feinſte und Herrlichſte, was es auf dem Gebiete der Erfriſchungen überhaupt gibt, franzöſiſche und ausländiſche Weine, die feinſten Edelſchnäpſe, alles im Überfluß. Es war alles aufgeboten worden, daß Wildbret und Fiſche jeder Art, bis auf das Ungewöhnlichſte und Seltenſte, aus allen Gegenden eintrafen, aus Holland, aus England, aus der Bretagne, ja ſelbſt vom Mittelmeer her, und zwar mit erſtaunlicher Regelmäßigkeit durch einen beſonders eingerichteten Eilbotendienſt in kleinen Poſtwagen. Da man gefürchtet hatte, bei dem ungeheuren Verbrauch könne das Waſſer trüb werden oder ausgehen, wurde welches von Sainte-Reine, aus der Seine und von den berühmten Quellen herangeſchafft. Man kann ſich kaum vorſtellen, daß es in jeder Hinſicht an nichts fehlte. Der niedrigſte zufällig Dazugekommene vermißte ebenſowenig etwas wie der vornehmſte, bereits lange vorher angeſagte hohe Herr. Man hatte ganz neue nette Holzhäuſer erbaut und wie die üppigſten Pariſer Paläſte ausgeſtattet, ferner zahlreiche prächtige Rieſenzelte aufgeſchlagen, die für ſich allein ein kleines Lager bildeten.

Die Reiſe nach Compiègne war etwas, wobei ſich die Damen zum erſtenmal mit Dingen abfanden, die man nicht gewagt hätte ihnen zuzumuten. Man drängte ſich dazu, ſo daß der König nachgiebiger denn ſonſt war und den Beſuch des Lagers freigab. Aber das war es nicht, was man beabſichtigte. Die Damen wollten ſamt und ſonders dazu befohlen ſein. Nicht freiwillig, gezwungen wollte man hinfahren. Auf allen Reiſen, die der König bisher unternommen, hatte er die Damen beſonders beſtimmt, die zur Begleitung der Königin oder der Kronprinzeſſin mitzufahren hatten, und zwar in den Kutſchen dieſer hohen Damen. Die Prinzeſſinnen hatten ihre Freundinnen und ihr Gefolge für ſich. Ein jeglicher fuhr in ſeinem eigenen Wagen oder reiſte zu Fuß. Nur die Herzogin von Lude und die Prinzeſſinnen benutzten königliche Wagen. Monsieur und Madame blieben in Saint-Cloud oder in Paris.

Von den Herren der Hofgeſellſchaft begab ſich eine ſo außergewöhnlich große Anzahl hin, daß ſogar – dies geſchah zum erſten Male – die Herzöge zu zweien fahren mußten. Auch die Geſandten erhielten Einladungen nach Compiègne.

Donnerstag, den 28. Auguſt [1698], reiſte der Hof nach Compiègne ab. Der König fuhr über Saint-Cloud, übernachtete in Chantilly, wo er einen Tag blieb, und traf Sonnabends in Compiègne ein. Das Hauptquartier kam in das Dorf Coudun, wo der Marſchall von Boufflers Häuſer und Zelte hatte errichten laſſen. Der König hatte den Herzog und die Herzogin von Burgund bei ſich. Man bekam daſelbſt einen ſo vorzüglichen Imbiß vorgeſetzt, daß der König ganz überraſcht war und bei ſeiner Rückkehr nach Compiègne zu Livry[1], dem Oberſtkämmerer, ſagte, er beſtimme, daß die beſondere Küche, die für den Herzog von Burgund angeordnet war, in Wegfall käme, denn mit der, die er eben kennen gelernt habe, könne ſie doch keinen Vergleich aushalten. Wenn ſein Enkel künftig ins Lager käme, ſolle er beim Marſchall von Boufflers ſpeiſen.

Der König machte ſich ein großes Vergnügen daraus, den Damen die Truppen zu zeigen, ſowohl im Lagerleben als auch bei ihren Marſchübungen, beim Exerzieren, beim Felddienſt, beim Lebensmittel- und Futterfaſſen uſw. Die Herzogin von Burgund, Monsieur und die Prinzeſſinnen nahmen die Mahlzeiten häufig beim Marſchall, wobei die Marſchallin die Honneurs zu machen pflegte. Monseigneur kam ein paarmal zu Tiſch zu ihm, und der König brachte einmal den Exkönig von England mit, der ſich einige Tage im Lager aufhielt. Seit Jahren hatte er niemanden ſo ausgezeichnet. Daß Boufflers zwei Könige auf einmal bewirten durfte, das war eine ganz beſonders hohe Ehre. Auch Monseigneur und ſeine drei Prinzenſöhne nahmen an dieſem Mahle teil, desgleichen ein Dutzend Größen vom Hofe und vom Heere. Der König forderte den Marſchall wiederholt auf, Platz zu nehmen. Er verſagte es ſich. Perſönlich bediente er die beiden Könige, während ſein Schwiegervater, der Herzog von Gramont[2], Monseigneur bediente.

[1] Louis Sanguin, Marquis von Livry, 1648–1723. — [2] Antoine-Charles von Gramont IV., der Bruder des Grafen Guiche, 1645–1720; ſeit 1684 Generaladjutant des Königs.

Beim Kommen hatte man die Fußtruppen vor ihren Lagern beſichtigt; beim Weggange hielt man eine Geländeübung der geſamten Infanterie ab, die in zwei Parteien gegeneinander manövrierte. Tags vorher hatte der König ſeine Armee dem Exkönig in Parade vorgeführt. Die Herzogin von Burgund nahm zu Wagen an der Truppenſchau teil, zuſammen mit der Frau Herzogin (von Condé), der Herzogin von Conti und den anderen bevorrechteten Damen. In zwei anderen ihrer Wagen folgten die übrigen Damen.

Der König wollte ferner ein möglichſt gutes Bild vom Kriege vorführen. Aus dieſem Grunde ließ er Compiègne regelrecht belagern, allerdings in ſtark verkürzter Zeitfolge. Man legte Laufgräben, Unterſtände, Batterien, Minen uſw. an. Gereralleutnant Crenan verteidigte die Feſtung. Nach der Ebene zu umgab das Schloß ein alter Wall. Seine Krone hatte die gleiche Höhe wie des Königs Gemächer. Der Wall, der keine Bruſtwehr hatte, beherrſchte die ganze Gegend. Ihm zu Füßen zog ſich eine alte Mauer hin. An einer Stelle des Walles, nicht weit vom Quartier des Königs entfernt, ſtand eine Windmühle.

Sonnabend, den 13. September, ſollte der Sturm erfolgen. Es war wunderſchönes Wetter. Der König erſchien mit allen Damen auf dem Wall. Eine Menge Hofleute und alles, was an vornehmen Fremden anweſend war, folgte.

Vom Wall aus konnte man die ganze Ebene und alle Stellungen der Belagerungstruppen überſehen. Ich hatte meinen Standort etwa drei Schritte vom Könige entfernt und niemanden vor mir. Es war ein prächtiges Schauſpiel: dort die ganze Armee, hier die reiche Anzahl von Zuſchauern aus allen Ständen, zu Fuß und zu Pferd, weitab von den Truppen, um ſie nicht zu hindern. Und nun das Wechſelſpiel von Angriff und Verteidigung. Aber noch ein ganz anderes Schauſtück machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ich könnte es noch in vierzig Jahren ſo lebhaft wie heute malen. Auf dem Walle, angeſichts ſeiner ganzen Armee und der ungezählten Schar von Gäſten aller Art, die unten in der Ebene und oben auf dem Walle zuſchauten, ſtand der König. Links neben ihm Frau von Maintenon in ihrer Sänfte, die nach drei Seiten mit Glasſcheiben verſehen war. Die Träger hatten

ſich zurückgezogen. Links von ihr ſaß die Herzogin von Burgund. Hinter ihr, ſtehend, die Herzogin (von Condé), die Prinzeſſin von Conti und alle anderen Damen. Weiter hinten die Kavaliere. Rechts von der Sänfte ſtand der König, und ein wenig hinter ihm im Halbkreis die vornehmſten Herren. Alle Augenblicke beugte ſich Majeſtät – faſt immer unbedeckten Hauptes – zu Frau von Maintenon herab und erklärte ihr das Wie und Warum alles deſſen, was ſie ſah. Jedesmal ließ ſie die eine Glasſcheibe ein paar Fingerbreit herab, aber nie bis zur Hälfte. Ich gab genau auf ſie Obacht, genauer als auf die Truppenübung. Ein paarmal öffnete ſie auch das Fenſter, um eine Frage zu ſtellen. Aber meiſtens war es der König, der ſich neigte, der zu ihr ſprach, ohne daß ſie erſt zu fragen brauchte. Wenn ſie es hin und wieder nicht gewahr ward, klopfte er an die Scheibe. Er redete immer nur mit ihr, abgeſehen von einigen kurzen Befehlen, die er, jedoch ganz ſelten, Ordonnanzoffizieren gab. Ein paarmal mußte er der Herzogin von Burgund Antwort geben, die ſich Mühe gab, mit Majeſtät in ein Geſpräch zu kommen. Frau von Maintenon unterhielt ſich von Zeit zu Zeit durch Zeichen mit ihr. Dabei öffnete ſie aber nicht erſt das Fenſter nach ihr zu. Die junge Fürſtin mußte durch die Scheibe ſprechen. Ich beobachtete aufmerkſam alle Geſichter. Verwunderung, Scham, Verlegenheit ringsum! Allgemein lenkte man die Blicke mehr hierauf als hinunter in die Ebene. Mehrere Male legte der König ſeinen Hut auf das Dach der Sänfte, wenn er hineinſprach. Das beſtändige Bücken mußte ihn ziemlich ermüden. Monseigneur war mit den Prinzen, ſeinen jüngeren Brüdern, zu Pferd in der Ebene beim Heere. Desgleichen ſelbſtverſtändlich der Marſchall von Boufflers in ſeiner Tätigkeit als Armeeführer.

Es war gegen fünf Uhr nachmittags, immer noch bei allerſchönſtem Wetter. Vorn vor der Sänfte waren Stufen in den Wall geſchlagen, die man von oben aus nicht ſehen konnte, und unten in der Mauer ein Durchgang geſchaffen.

Im Bedarfsfalle konnte man ſich auf dieſem Wege von der Ebene her Befehle beim Könige holen. Der Fall trat ein. Crenan entſandte den Oberſten Marquis von Canillac. Dieſer ſtieg die Stufen hinauf und er-

ſchien, zunächſt halb ſichtbar, über dem Rande des Walles. Ich ſehe ihn heute noch genau ſo deutlich wie damals vor mir. Plötzlich gewahrte er den König und die ganze Gruppe oben auf dem Wall, von der er unten keine Ahnung gehabt hatte, denn ſein Standpunkt war zu Füßen der Mauer geweſen. Von da unten konnte man nicht ſehen, was oben vorging. Was er mit einem Male erblickte, überraſchte ihn dermaßen, daß er mit offenem Munde und ſtarrem Blick am Wallrande ſtehen blieb. Jedermann ſah ihn. Auch der König. „Weiter, Canillac!“ rief er. „Kommen Sie nur ganz herauf!“ Canillac rührte ſich nicht. Der König wiederholte: „Kommen Sie nur! Was gibt es?“ – Zitternd und zagend kam der Oberſt nunmehr völlig herauf und ging, ſich im Kreis umſchauend, langſam auf den König zu. Wie bereits geſagt, ſtand ich dicht beim König. Als Canillac bei mir vorüberſchritt, murmelte er ein paar unverſtändliche Worte vor ſich hin. „Was haben Sie?“ fragte der König. „So reden Sie doch!“ Canillac brachte aber nichts Ordentliches hervor. Der König wurde nicht klug aus ihm, hatte aber die Empfindung, daß auch nichts weiter aus ihm herauszubekommen ſei. Er beantwortete die unverſtändliche Meldung mit ein paar beliebigen Worten und fügte in ärgerlichem Tone hinzu: „Sie können gehen!“

Canillac ließ ſich das nicht zweimal ſagen, eilte zur Treppe zurück und verſchwand ſchleunigſt. Da wandte ſich der König um und bemerkte: „Ich weiß nicht, was Canillac heute hat. Er wußte ja gar nicht, was er ſagen ſollte! Er muß buchſtäblich den Kopf verloren haben!“ Alles ſchwieg.

Es war kurz vor dem Augenblick der Übergabe der belagerten Feſtung, als Frau von Maintenon, wie man deutlich ſah, um die Erlaubnis bat, ſich entfernen zu dürfen. Der König rief: „Die Träger für Madame!“ Sie eilten heran und trugen die Sänfte weg. Kaum eine Viertelſtunde ſpäter zog ſich auch der König zurück, mit ihm die Herzogin von Burgund und beinahe alle Umſtehenden. Man unterhielt ſich mit Geſten und flüſterte einander ins Ohr. Alle waren von dem Geſehenen betroffen. Ebenſo erging es den Zuſchauern in der Ebene. Sogar die Soldaten wollten wiſſen, was jene Sänfte zu bedeuten gehabt, zu der der

König ſich unaufhörlich geneigt hatte. Es war nicht leicht, die Fragen zum Schweigen zu bringen. Wie die Fremden urteilten, kann man ſich denken. Man redete davon in ganz Europa ebenſoviel wie vom Lager zu Compiègne mit ſeinem Pomp und ſeiner Märchenpracht überhaupt. Übrigens zeigte ſich Frau von Maintenon äußerſt ſelten im Lager und dann immer in ihrem Wagen, mit einigen ihrer Vertrauten. Und nur ein- oder zweimal war ſie beim Marſchall, um die Wunderdinge dort und all die Fabelherrlichkeiten zu ſchauen.

Als letzter großer Akt des Schauſpiels ward eine Schlacht zwiſchen zwei Parteien geſchlagen. Herr von Roſen[1], der älteſte Generalleutnant, hatte gegen den Marſchall von Boufflers zu führen, auf deſſen Seite der Herzog von Burgund, als General, einer der Unterführer war. Der König wohnte der Übung bei, ebenſo die Herzogin von Burgund, die Prinzen, die Damen, der geſamte Hof und eine Unmenge Neugieriger. Der König und die Herren erſchienen zu Pferde, die Damen im Wagen. Alles bis ins kleinſte verlief tadellos und dauerte geraume Zeit. Der Anlage der Übung gemäß ſollte Roſens Partei die geſchlagene ſein. Aber dieſer brachte es nicht übers Herz, ſich zurückzuziehen. Infolgedeſſen entſtand eine lange Verzögerung. Herr von Boufflers ſchickte ihm wiederholt die Weiſung, es ſei Zeit zum Rückzug. Roſen ward wütend und ſtellte ſich taub. Der König, der die Anlage der Übung ſelbſt gemacht hatte, lachte herzlich, als er die Ordonnanzoffiziere herüber und hinüber galoppieren ſah, und ſagte: „Roſen hat keine Luſt, den Beſiegten zu ſpielen!“ Zu guter Letzt ſandte er ihm ſelbſt den Befehl, ein Ende zu machen und zum Rückzug zu blaſen. Roſen gehorchte, aber höchſt ungern. Er fuhr ſogar den Überbringer des königlichen Befehls grob an. Den ganzen Tag lang gab dieſes Zwiſchenſpiel Stoff zur Unterhaltung.

Es ſchloſſen ſich noch eine Reihe Schanzübungen und endloſe Beſichtigungen an. Sodann verließ der König Compiègne am 22. September und reiſte über Chantilly, wo er wieder einen Tag blieb, nach Verſailles. Die Damen freuten ſich der Rückkehr ebenſoſehr wie vor-

[1] Konrad von Roſen, aus Litauen, 1628—1715, der mit Saint-Simon befreundet war. Er war Beſitzer zweier Herrſchaften: Bollwiller und Dettwiller im Elſaß.

dem ihres Auszugs ins Lager. Sie hatten in Compiègne nicht mit an der königlichen Tafel geſeſſen und die Herzogin von Burgund genau ſo ſelten zu Geſicht bekommen wie in Verſailles. Sie hatten bei allem gegenwärtig ſein müſſen und wider Erwarten mehr Mühſal gehabt als Vergnügen und Vorteil. Der König war hochbefriedigt über ſeine prächtigen Truppen in ihrer funkelnagelneuen und ſo glänzenden Ausſtattung. Deshalb ließ er bei ſeiner Rückkehr jedem Kavallerie- und Dragonerhauptmann eine Ehrengabe von 600 Franken auszahlen und jedem Hauptmann von der Infanterie 300 Franken, desgleichen allen Stabsoffizieren. Dazu kamen Ehrengaben an die Beamten ſeines Hofſtaates. Den Marſchall von Boufflers beſchenkte er mit 100000 Franken. Das ergab zuſammengerechnet eine ungeheure Summe, für den einzelnen aber war es nur ein Tropfen Waſſer in einen leeren Becher. Auf Jahre hinaus waren die Regimenter — eins wie das andre — wirtſchaftlich erſchöpft: Offiziere wie Mannſchaften. Und was 100000 Franken für den Marſchall von Boufflers bedeuteten, das kann ſich jeder denken, der die fabelhafte Pracht und den verſchwenderiſchen Aufwand in Compiègne geſehen hat. Ganz Europa redete davon. Die Ausländer, die ihren Augen kaum zu trauen gewagt, erzählten allüberall ſchier unglaubliche Dinge davon.

Im Jahre 1699 verlor Frankreich den berühmten Tragödiendichter Racine.[1] Er war der geiſtvollſte Mann ſeiner Zeit. Niemand war angenehmer im Umgange. Man merkte ihm den Künſtler nicht an. Er war ein durch und durch ehrenhafter, beſcheidener und ſehr guter Menſch. Er hatte hervorragende Freunde ſowohl am Hofe wie unter den Literaten und Gelehrten. Dieſen überlaſſe ich es auch, über ihn zu ſchreiben, da ſie das beſſer verſtehen als ich.

Um den König und Frau von Maintenon zu unterhalten und als Übungsſtück für die jungen Damen von Saint-Cyr hat Racine zwei Meiſterdramen verfaßt: „Eſther“ und „Athalie“. Dies Unternehmen war deshalb beſonders ſchwierig, weil in beiden Stücken keine Liebesbeziehun-

[1] Geboren am 22. Dezember 1639 zu La Ferté-Milon, geſtorben am 21. April 1699. Racine war Hofhiſtoriograph und königlicher Kammerherr. Siehe Einleitung S. 160 ff.

gen vorkommen durften. Auch ſollte am Stoffe keinerlei Änderung vorgenommen werden, da er aus der Bibel ſtammt und ſomit unantaſtbar iſt. Bei der Aufführung, die im Hauſe der Frau von Maintenon in Gegenwart des Königs und eines erleſenen engen Kreiſes von Zuſchauern ſtattfand, zeichneten ſich durch ihr Spiel die Gräfin von Ayen[1] und Frau von Caylus[2] aus. Auch in Saint-Cyr wurden die Stücke vor der Hofgeſellſchaft, aber ebenfalls nur vor einer Auswahl, mehrere Male aufgeführt.

Racine hatte den Auftrag, zuſammen mit ſeinem Freunde [Nicolas Boileau, genannt] Despréaux, eine Lebensgeſchichte des Königs auszuarbeiten. Auch aus dieſem Anlaß kam er häufig zu Majeſtät. Wenn keine Miniſter bei Frau von Maintenon waren, an den Freitagen, und zumal im Winter, wenn ſich das Beiſammenſein wegen des ſchlechten Wetters länger hinzog, ward Racine herbeigeholt, um dem König und ſeiner Freundin die Zeit zu vertreiben. Zu ſeinem Unglück war der Dichter ein überaus zerſtreuter Menſch.

Eines Abends ſaß er im Gemache der Frau von Maintenon in Gegenwart von Majeſtät. Man kam auf die Pariſer Theater zu ſprechen, erſt auf das Singſpiel, dann auf die Komödie. Der König erkundigte ſich nach den geſpielten Stücken und ihren Verfaſſern und tat dabei die Frage, warum das Luſtſpiel gegen frühere Zeiten mehr und mehr verflache. Racine brachte verſchiedene Gründe vor und bemerkte ſchließlich, es läge ſeiner Meinung nach beſonders daran, daß es keine Luſtſpieldichter und ſomit keine guten neuen Stücke gäbe. Deshalb ſpiele man die alten, unter anderen die Scarronſchen, die gar nichts taugten und alle Welt nur verjagten.

Bei der Erwähnung des Namens Scarron wurde die ehemalige Witwe Scarron über und über rot, nicht etwa weil Racine am Lorbeerkranze dieſes Arſchrutſchers gezupft, ſondern weil er ihn in Gegenwart ſeines erlauchten Nachfolgers überhaupt erwähnt hatte.

Der König ward verlegen. Unheimliche Stille trat ein, und der unglückſelige Racine merkte, welchen Rieſenfehltritt er in ſeiner Zer-

[1] Françoise d'Aubigné, Comtesse d'Ayen, einzige Nichte der Frau von Maintenon, 1684—1739. — [2] Marthe-Marguerite le Valois de Villette de Mursay, 1671—1729, eine der reizendſten Frauen der Zeit. Sie wurde von ihrer Verwandten, der Frau von Maintenon, erzogen. Ihre „Souvenirs“ ſind Muſter feinſter Urbanität. Ihr Sohn war der bekannte Sammler und Gönner Watteaus.

24. Jean Baptiste Racine

ſtreutheit begangen hatte. Als der Allerbeſtürzteſte von den dreien wagte er weder die Augen aufzuſchlagen noch den Mund aufzutun. Dieſer peinliche Zuſtand währte mehrere Minuten. Er endete damit, daß der König den Dichter entließ, indem er ſagte, er wolle arbeiten.

Ganz von Sinnen eilte Racine in das Zimmer des ihm befreundeten Cavoye[1] und erzählte ihm ſeine große Dummheit. Sie war nicht wieder gutzumachen.

In der Folgezeit würdigten weder der König noch Frau von Maintenon Racine je wieder eines Wortes noch eines Blickes. Der Dichter nahm ſich dies derart zu Herzen, daß er krank wurde und zwei Jahre darauf ſtarb. Dieſe Friſt verwandte er auf ſein Seelenheil. Seinem Wunſche gemäß wurde er in Port-Royal des Champs begraben, mit deſſen berühmten Inſaſſen er ſeit ſeiner Knabenzeit Beziehungen gehabt hatte.[2]

Ein ſonderbares Ereignis wurde damals [1699] von aller Welt viel beſprochen. Es kam ein Hufſchmied aus Salon, einer kleinen Stadt der Provence, geradeswegs nach Verſailles. Er wandte ſich an Briisac[3], den Major der Garde-du-corps, und verlangte, zum König geführt zu werden, mit dem er unter vier Augen zu ſprechen habe. Da er ſich durch die ihm erteilten ſchroffen Abweiſungen durchaus nicht

[1] Louis d'Oger, zuerſt Chevalier und dann Marquis de Cavoye, ſtarb 1716 im Alter von 76 Jahren. Seine Freundſchaft mit Racine war ſo bekannt, daß Ludwig XIV. witzeln konnte: „Cavoye avec Racine se croit bel esprit; Racine avec Cavoye se croit courtisan.“ Der König war Kenner höfiſcher Seelen. — [2] Saint-Simon allein erzählt die Urſache der ganzen (oder halben) Ungnade Racines auf dieſe Weiſe. Voltaire, der ſich auf den Sohn des Dichters ſtützt, erzählt (Siècle de Louis XIV, ch. XXII), Racine ſei in Ungnade gefallen, weil er dem König eine Schrift über das Elend des Volkes überreicht habe. Nach den Unterſuchungen des Literarhiſtorikers Paul Ménard (Oeuvres de Racine, nouvelle édition, 1886, I, p. 153—159) ſcheint eine Verwechſelung vorzuliegen. Boileau ſoll dieſe Entgleiſung begangen haben, ohne ſich etwas daraus zu machen. Wenn zeitweiſe eine Entfremdung zwiſchen dem Dichter und dem König eintrat, ſo iſt ſie wohl darauf zurückzuführen, daß Racine aus ſeiner Verbindung mit den Janſeniſten, in denen er ſeine Erzieher ſchätzte, kein Hehl machte. Der König ſelbſt, der keinem ſeiner Getreuen lange nachzutrauern pflegte, ſcheint den Verluſt ſeines Vorleſers und Biographen ſchmerzlich bedauert zu haben. Dangeau erzählt in ſeinem Journal (Eintrag vom 15. März), daß der König ſich aufs herzlichſte nach dem Befinden des Dichters, der ſeit längerem als verlorener Mann galt, erkundigt habe. — [3] Albert de Grillet, Marquis de Brissac, geſtorben 1713 als Generalleutnant, 86 Jahre alt, ſeit 1673 Kommandeur der vier Kompagnien der Garde-du-corps.

abſchrecken ließ, ſetzte er es am Ende durch, daß der König von ſeinem Begehr Kenntnis erhielt. Er bekam aber den Beſcheid, Majeſtät pflege nicht ſo mit jedermann zu ſprechen.

Der Hufſchmied gab nicht nach und erklärte, wenn er vor den König käme, werde er ihn durch Geheimniſſe, die nur ihm bekannt wären, überzeugen, daß er berufen ſei, ihm wichtige Dinge zu offenbaren. Einſtweilen bitte er, wenigſtens an einen ſeiner Staatsminiſter gewieſen zu werden.

Darauf ließ ihm der König ſagen, er möge Barbesieux[1] aufſuchen, dem er Befehl gegeben habe, ihn anzuhören. Man war nun ſehr überraſcht, als der Hufſchmied, der eben erſt angekommen war und vordem weder ſeine Heimat noch ſein Handwerk je verlaſſen hatte, von Barbesieux nichts wiſſen wollte und ſofort erwiderte, er habe verlangt, an einen Staatsminiſter gewieſen zu werden. Barbesieux ſei keiner. Er könne nur vor einem ſolchen reden. Nunmehr bezeichnete der König Herrn von Pomponne[2], und der Hufſchmied begab ſich zu ihm, ohne Schwierigkeiten zu machen und ohne etwas zu entgegnen.

Was man von ſeiner Geſchichte erfuhr, iſt folgendes Wenige. Als der Mann eines Tages zu ſpäter Stunde heimging, ſah er ſich bei einem Baume nahe vor der Stadt von ſtarker Helligkeit umflutet. Eine ſchöne blonde, helleuchtende Frauengeſtalt in weißer königlicher Tracht rief ihn bei ſeinem Namen, ermahnte ihn, wohl aufzumerken, und redete mehr denn eine halbe Stunde mit ihm. Sie ſagte ihm, ſie ſei die Königin, die geweſene Gemahlin des Königs, und befahl ihm, zu dieſem zu gehen und ihm zu berichten, was ſie ihm mitgeteilt habe. Gott werde ihm auf ſeiner ganzen Reiſe beiſtehen, und der König werde an einem Geheimnis, das auf der Welt nur der König wiſſe und wiſſen könne, die Wahrheit alles deſſen erkennen, was er ihm eröffne. Wenn es ihm zuvörderſt nicht gelänge, mit dem Könige zu ſprechen, ſo ſolle er um eine Unterredung mit einem ſeiner Staatsminiſter bitten. Unter keinen Umſtänden aber dürfe er anderen, wer ſie auch ſeien, etwas mitteilen, und beſtimmte Dinge müſſe er allein

[1] Louis-François-Marie Le Tellier, Marquis de Barbesieux, 1668—1701, Sohn von Louvois (1641—1691), nach dem Tode des Vaters wie dieſer Staatsſekretär des Krieges. — [2] Simon Arnauld Marquis de Pomponne, 1618—1699, damals Miniſter und Oberintendant der Poſten.

dem Könige vorbehalten. Er ſolle baldigſt aufbrechen und das ihm Anbefohlene beherzt und ſorgſam ausführen. Wenn er es aber verſäume, ſeinen Auftrag zu erfüllen, ſei er zur Strafe dem Tode verfallen.

Der Hufſchmied gelobte alles, und alsbald verſchwand die Königin. Er ſtand wieder im Dunkeln an dem Baume, unter den er ſich niederlegte, nicht mehr ſicher, ob er träume oder wache. Danach ging er heim, überzeugt, daß alles Einbildung geweſen wäre. Es kam ihm ſo närriſch vor, daß er keinem Menſchen etwas davon erzählte. Aber zwei Tage ſpäter, als er an der nämlichen Stelle vorüberging, hatte er abermals dieſelbe Erſcheinung, und abermals erhielt er denſelben Auftrag. Dazu bekam er Vorwürfe ob ſeines Zweifels und vielfache Drohungen. Zuletzt erhielt er den Befehl, den Kreishauptmann aufzuſuchen und ihm zu berichten, was er geſehen, und daß er den Auftrag habe, nach Verſailles zu gehen. Der werde ihm gewiß die Mittel zur Reiſe geben.

Diesmal war der Hufſchmied überzeugt. Aber hin und her ſchwankend zwiſchen der Furcht vor den Drohungen und den Schwierigkeiten des Vollzugs, wußte er nicht, wozu er ſich entſchließen ſollte. Und ſo ſchwieg er über das ihm Widerfahrene weiter.

Acht Tage lang verharrte er in dieſer Unſchlüſſigkeit, und ſchon war er ſo gut wie entſchloſſen, die Reiſe zu unterlaſſen, als er, wiederum beim Vorübergehen an jenem Orte, zum dritten Male dasſelbe Geſicht hatte und nochmals dasſelbe vernahm, dazu ſo ſchreckliche Drohungen, daß er nun an nichts mehr dachte, als ſich auf den Weg zu machen. Zwei Tage darauf ſuchte er in Aix den Kreishauptmann auf, der ihn darin beſtärkte, ſeine Reiſe ohne Verzug fortzuſetzen, und ihm das nötige Geld gewährte, damit er ſie in der Poſtkutſche zurücklegen konnte.

Mehr darüber hat man nie erfahren. Der Hufſchmied hatte drei Unterredungen mit Herrn von Pomponne, wobei er jedesmal mehr denn zwei Stunden bei ihm war. Hierüber hielt Pomponne dem Könige unter vier Augen Vortrag. Weiterhin mußte er davon vor einem Staatsrate berichten, an dem nur die Miniſter teilnahmen. Das

waren damals außer Pomponne der Herzog von Beauvillier, Pontchartrain und Torcy. Der Dauphin ward ferngehalten. Die Sitzung dauerte lange, aber vielleicht beſprach man nachher noch andere Angelegenheiten. Tatſache iſt, daß der König hierauf den Hufſchmied zu ſprechen wünſchte. Er verſteckte ſich alſo durchaus nicht und empfing ihn in ſeinen Gemächern. Der Hufſchmied kam die kleine Treppe herauf, die von der königlichen Wohnung zum Marmorhof hinabführt und die der König zu benutzen pflegte, wenn er zur Jagd oder ſpazieren ging. Etliche Tage ſpäter mußte der Mann wiederum kommen. Beide Male war er über eine Stunde allein bei dem Könige, der Obacht gab, daß niemand weiter in der Nähe weilte. Als er am Tage nach der erſten Unterredung mit dem Hufſchmied die erwähnte Treppe zu einem Jagdausflug herunterkam, machte der dienſthabende Herr von Duras – der ſich im Beſitze allerhöchſter Gunſt die Freiheit nehmen durfte, alles zu ſagen, was ihm beliebte – eine abfällige Bemerkung über den Hufſchmied, wobei er das böſe Sprichwort anwandte: Er iſt ein Narr oder Eure Majeſtät kein Edelmann!

Bei dieſem Worte blieb der König ſtehen, drehte ſich nach dem Marſchall um (was er im Gehen ſonſt faſt nie tat) und ſagte zu ihm: „Dann bin ich alſo kein Edelmann! Denn ich habe lange mit dem Manne geſprochen. Er hat ſehr verſtändig geredet, und ich verſichere Ihnen: er iſt durchaus kein Narr.“ Die letzten Worte hatten einen ernſten Nachdruck, was die Hörerſchaft, die Augen und Ohren weit aufſperrte, höchlichſt überraſchte und völlig verſtummen ließ.

Nach der zweiten Unterredung geſtand der König, daß der Mann ihm etwas geſagt habe, was ihm vor mehr denn zwanzig Jahren begegnet ſei und wovon er allein wiſſe, da er niemandem je davon erzählt habe. Er fügte hinzu, es handle ſich um eine Erſcheinung im Walde von Saint-Germain. Ganz beſtimmt habe er mit keinem Menſchen jemals darüber geſprochen.

Der König erwähnte den Hufſchmied noch mehrfach mit ſehr gnädigen Worten. Auf ſeinen Befehl hin wurde er völlig freigehalten und auf Koſten des Königs heimgeſchickt. Auch bekam er ſeine Auslagen erſetzt und überdies reichlich Geld. Dem Kreishauptmanne ließ er

ſchreiben, er ſolle dem Manne beſonders förderlich ſein und darauf achten, daß ihm für den Reſt ſeines Lebens nichts ermangele. Bei ſeinem Stand und ſeinem Handwerk ſolle er ihn aber belaſſen.

Der Hufſchmied war ein Mann in den Fünfzigern, hatte Familie und erfreute ſich in ſeiner Gegend eines guten Rufes. Bei aller Schlichtheit zeigte er viel geſunden Menſchenverſtand, Uneigennutz und Beſcheidenheit. Er meinte ſtets, man gäbe ihm zuviel, und zeigte ſich in keiner Weiſe neugierig. Nach ſeinem Beſuch bei dem König und bei Pomponne wollte er nichts ſehen noch ſich ſehen laſſen, hatte es vielmehr offenbar mit der Heimfahrt eilig, indem er ſagte: Zufrieden damit, daß er ſeine Sendung erfüllt, habe er nichts mehr zu tun als nach Hauſe zurückzukehren. Die Leute, denen er anvertraut war, verſuchten etwas aus ihm herauszubekommen. Er gab aber entweder keine Antwort oder ſagte nur, ohne ſich aus ſeiner Ruhe bringen zu laſſen: Es iſt mir verboten zu reden.

Wieder in ſeiner Heimat, war nicht die geringſte Veränderung an ihm zu ſpüren. Er ſprach weder von Paris noch vom Hofe, war den Ausfragern gegenüber wortkarg und gab deutlich zu erkennen, daß er ſolche Fragen nicht liebe. Er nahm ſeine alte Beſchäftigung wieder auf und lebte weiter wie vorher.

VII

1700 · 1701

LENÔTRE / MONSIEURS TOD / MADAME

LENÔTRE[1] ſtarb, nachdem er achtundachtzig Jahre in voller Geſundheit gelebt hatte, noch im Beſitz ſeiner geiſtigen Friſche, ſeines guten Geſchmackes und ſeiner Fähigkeiten. Er war berühmt, weil er als erſter die Entwürfe zu den ſchönen Gärten gefertigt hat, die Frankreich zieren und den Ruhm der unvergleichlichen italieniſchen ſo ſehr in den Schatten geſtellt haben, daß die berühmteſten Gartenkünſtler aus Italien kommen, um daran zu lernen und zu bewundern. Lenôtre war von einer Redlichkeit, Sorgfalt und Geradheit, die ihm allgemein Liebe und Achtung erwarben. Er überhob ſich nie, wußte immer, wer er war, und war ſtets durchaus uneigennützig. Er arbeitete für Privatleute wie für den König mit demſelben Eifer. Dabei ſuchte er nur der Natur nachzuhelfen und ſchöne Wirkungen mit den geringſten Mitteln zu erreichen. Er war von entzückender Natürlichkeit und Wahrheitsliebe. Der Papſt bat einſt den König, er möge ihm Lenôtre für ein paar Monate leihen.[2] Anſtatt ſich beim Eintritt in das päpſtliche Gemach auf die Knie niederzulaſſen, lief er auf den Papſt zu und rief: „Guten Morgen, ehrwürdiger Vater!“ Dabei fiel er ihm um den Hals, umarmte ihn und küßte ihm beide

[1] Ludwig XIV. wurde auf André Lenôtre (geb. 1613 in Paris, geſt. 1700) aufmerkſam, als er die Gärten des Schloſſes Vaux-le-Vicomte beſuchte, wo ſein Intendant Foucquet ein Leben fürſtlichen Stils führte. Lenôtre legte die Gärten von Verſailles, Trianon, Marly, Saint-Cloud, Meudon, Sceaux, Chantilly und die Terraſſe zu Saint-Germain an. Sie fanden in ganz Europa Nachahmung. — [2] Im Jahre 1678 ſchickte Colbert den berühmten Gartenkünſtler nach Rom. Hier ſchuf er die Gärten der Villen Albani, Ludovisi, des Vatikans und Quirinals. Auch die Zeichnungen der Gärten zu Oranienburg und Charlottenburg, von Greenwich, Saint-James und Kensington ſtammen von Lenôtre.

Wangen. Der Papſt – es war Clemens X., Altieri[1] – lachte von ganzem Herzen. Ergriffen von dieſer wunderlichen Begrüßung, erwies er ihm tauſend Freundlichkeiten.

Nach Lenôtres Rückkehr führte ihn der König in ſeine Gärten zu Verſailles und zeigte ihm, was er in ſeiner Abweſenheit hatte machen laſſen. Bei der Kolonnade ſagte der Gartenkünſtler kein Wort. Der König drang in ihn, ſeine Meinung zu äußern. „Was ſoll ich ſagen? Majeſtät haben einen Maurer zum Gärtner gemacht“ (es war Mansart), „und er hat natürlich ein Gericht aus ſeiner Küche aufgetafelt.“ Der König ſchwieg, und alles lächelte. Es war ganz richtig, daß dies Bauwerk, das nichts weniger als ein Springbrunnen war und es doch ſein ſollte, in keinen Garten gehörte.

Einen Monat vor ſeinem Tode führte ihn der König, der ihn liebte und gern mit ihm plauderte, durch ſeine Gartenanlagen, wobei er ihn wegen ſeines hohen Alters in einem Rollſtuhl neben dem ſeinen herfahren ließ. Da ſagte Lenôtre: „Ach, mein armer Vater, wenn du noch lebteſt und könnteſt ſehen, daß ein armer Gärtner wie ich, dein Sohn, im Rollſtuhle neben dem größten König der Welt ſpazieren fährt, ſo fehlte nichts zu deinem Glücke!“ Er führte den Titel Intendant der Bauten und wohnte in den Tuilerien, deren Garten und Gebäude er inſtand hielt. Alles, was er geſchaffen hat, ſteht hoch über dem, was ſeitdem entſtanden iſt, ſo ſehr man ſich auch Mühe gegeben hat, ihm nachzuahmen und genau nach ſeinen Vorbildern zu arbeiten.

Am 23. November [1700] ernannte der König Chamillart[2] zum Finanzminiſter. Barbesieux[3], ſein Freund, aber ſein Vordermann und ihm in vieler Hinſicht überlegen, nahm ihm dieſe Bevorzugung zwar durchaus nicht übel, dennoch erfüllte ſie ihn mit äußerſter Bitterkeit. Seit mehr als ſechzig Jahren hatten ſeine Vorfahren in der nämlichen Stellung hervorragenden Anteil an der Verwaltung des Staates gehabt,

[1] Papſt von 1670 bis 1676. Saint-Simon irrt ſich: es war Innocenz XI., den Lenôtre auf dieſe Weiſe begrüßte. — [2] Michel Chamillart (1652–1721), Staatsrat und Generalkontrolleur der Finanzen ſeit 1699, ein milder, verſöhnlicher Charakter, der aber ſeinem Amte nicht gewachſen war. Seinen Aufſtieg verdankte er der Gunſt der Frau von Maintenon und ſeiner Kunſtfertigkeit im Billardſpiel, bei dem ihn der König als Partner nicht miſſen mochte. — [3] Vgl. Anmerkung zu S. 306.

und er ſelbſt hatte ſich in den nahezu zehn Jahren, wo er ſie innegehabt, kaum weniger Anſehen und Macht erworben denn ſie.
Als beſcheidener Menſch und guter Freund tat Chamillart alles, was er nur konnte, um Barbesieux zu tröſten. Aber Barbesieux wollte ſich gar nicht beruhigen laſſen und gab ſich, um ſeinen Kummer zu vertreiben, mehr noch als bisher wildem Leben hin. Er hatte zwiſchen Verſailles und Vaucresson hinter dem Park von Saint-Cloud ein Landhaus erbaut, in der reizloſeſten Lage der Welt, aber mit bequemen Verbindungen nach überallhin. Dieſes Gut, das Millionen gekoſtet hatte, ſuchte Barbesieux häufig auf; und hier war es, wo er mit ſeinen Freunden bei den Freuden der Tafel und anderen heimlichen Vergnügungen ſeinen Ärger zu vergeſſen ſuchte. Aber ſein Herzeleid behielt die Oberhand, und im Verein mit Schwelgereien, die ſeine Kräfte, auf die er allzuſehr baute, überſtiegen, verſetzte es ihm den Todesſtoß. Vier Tage nach einem Ohnmachtsanfall kehrte er ſchwerkrank und mit hohem Fieber nach Verſailles zurück. Bei ſeiner Athletennatur und ſeiner Jugend waren viele Aderläſſe nötig, die aber nach dem Leben, das er jüngſt geführt hatte, recht gefährlich waren. Die Krankheit, die vom erſten Augenblick an bedenklich war, dauerte nur fünf Tage. Er hatte kaum Zeit, ſeinen letzten Willen abzufaſſen und zu beichten.
Er ſtarb in der Blüte ſeiner Kraft, voller Faſſung, inmitten ſeiner Familie, am 5. Januar 1701, vor Vollendung ſeines dreiunddreißigſten Lebensjahres im nämlichen Zimmer, wo ſein Vater geſtorben war.
Barbesieux war eine auffallende, angenehme und männliche Erſcheinung mit liebenswürdigem Geſicht und feſtem Weſen. Er beſaß viel Witz, Klugheit, Tatenluſt und Gerechtigkeit und eine unglaubliche Leichtigkeit im Arbeiten. Sich hierauf verlaſſend, gab er ſich dem Genuſſe des Lebens hin, wobei er ſich in zwei Stunden mehr und gründlicher betätigte als andere in einem Tage. Seine ganze Perſönlichkeit, ſeine Sprache, ſein Benehmen und ſeine Ausdrucksweiſe, die leicht, treffend, gewählt und doch natürlich, kräftig und anſchaulich war, alles an ihm war reizvoll. Kein anderer war ſo Weltmann wie er, ſo ganz und gar der große Herr, der er ſein wollte. Niemand

gab ſich verbindlicher und, wenn es ihm Spaß machte, unterwürfiger; niemand verſtand ſich ſo wie er auf natürliche und feine Galanterie, und niemand verbreitete um ſich eine wohligere Stimmung. Wenn er gefallen wollte, war er entzückend, und wenn er jemanden zu gewinnen trachtete, ſo verdreifachte er den Zauber ſeines ohnehin ſchon verführeriſchen Weſens. Niemand trug eine Sache beſſer vor als er, niemand beherrſchte jede Einzelheit vollkommener, niemand handhabte ſie gewandter. Mit feinem Sinn erkannte er alle die Verſchiedenheiten der Menſchen und mit Meiſterſchaft die Art, die Größe und die hohe oder geringe Tragweite der Dinge, die er dann in überraſchender Weiſe erledigte. Aber er war grenzenlos hochmütig, durchgeheriſch, kühn und verwegen, unverſchämt, äußerſt rachſüchtig, durch Kleinigkeiten verletzbar und ſchwer wieder zu verſöhnen. Bei ſchlechter Laune, die er häufig hatte, war er ſchrecklich. Er wußte das, beklagte es, vermochte ſich indes nicht zu beherrſchen. Von Natur barſch und hart, wurde er dann roh und jedweder erdenkbaren Beleidigung und Äußerung fähig. Dadurch hatte er ſich manchen Freund verſcherzt. In ihrer Wahl war er übrigens unglücklich. Er beleidigte ſie, wenn er übler Stimmung war, gleichgültig, wer es war, ſelbſt ſeine beſten und größten, und hinterher war er troſtlos. Dabei war er wetterwendiſch: der beſte und nützlichſte Freund, den es nur geben konnte, ſolange er es eben war; ebenſo der gefährlichſte, gräßlichſte, ausdauerndſte, unverſöhnlichſte Feind und von Natur grauſam. Er war ein Mann, der keinen Widerſtand duldete.

Er hatte den König daran gewöhnt, daß er ſeine Arbeit aufſchob, wenn er zuviel getrunken hatte oder wenn er etwas vorhatte, was er nicht aufgeben mochte. Dann ließ er ihm vermelden, er habe Fieber. Der König ſah ihm dies als gewandtem und erfolgreichem Arbeiter nach, auch weil er Vergnügen daran fand, zu glauben, er mache alles ſelber und habe den Miniſter am Faden. Er liebte ihn durchaus nicht und wußte ſehr wohl, was hinter ſeinem Fernbleiben und den Fieberanfällen ſteckte. Aber Frau von Maintenon, die ſeinen allzu mächtigen Vater kaltgeſtellt hatte, und zwar aus perſönlichen Gründen, begünſtigte den Sohn, der ſich vor ihr ehrerbietig benahm und im übrigen ihren Blicken entging.

Alles in allem hatte Barbesieux das Zeug zu einem großen, aber äußerſt gefährlichen Staatsmanne. Es bleibt bei ſeinem maßloſen Ehrgeiz ſogar fraglich, ob ſein Tod überhaupt ein Verluſt für den Staat war. Für den Hof und die Geſellſchaft iſt er jedenfalls keiner geweſen. Man fühlte ſich erleichtert durch den Abgang eines Mannes, den ſeine Fähigkeiten immer gefährlicher machten, je mächtiger er wurde, und deſſen Zuverläſſigkeit im perſönlichen Umgange ſehr mäßig war und in ſeiner Amtsführung ſogar ſtark beſtritten wurde, nicht etwa weil er habſüchtig geweſen wäre – er war vielmehr die verkörperte Freigebigkeit, Großart und Verſchwendung in für ihn bedenklicher Weiſe –, ſondern weil er, zumal in der Verfolgung ſeines Endzieles, parteiiſch war.

Sowie er tot war, erſtattete Saint-Pouenge dem Könige hiervon Meldung. Es war in Marly. Zwei Stunden vorher, bei der Abfahrt von Verſailles, war der König bereits dermaßen darauf gefaßt, daß er La Villière zurückließ, der ſofort alles verſiegeln ſollte. Fagon, der ihn von vornherein aufgegeben hatte und ihn ebenſowenig liebte wie ſeinen Vater, wurde beſchuldigt, ihn mit Abſicht zu ſtark zur Ader gelaſſen zu haben. Zum mindeſten entſchlüpften ihm Worte der Freude, als er das letzte oder vorletzte Mal ſein Gemach verließ, in der Gewißheit, daß der Kranke nicht wieder hochkomme.

Barbesieux ärgerte die Leute häufig, indem er bei ſeinen Empfängen laute Antworten gab, wenn man im Flüſtertone mit ihm ſprechen wollte. Er ließ ſelbſt hervorragende Perſonen vom Hofe, Herren wie Damen, warten, während er in ſeinem Arbeitsgemach mit ſeinen Hunden ſpielte oder ſich mit irgendeinem niedrigen Schmeichler abgab und, nachdem er lange auf ſich hatte warten laſſen, zur Hintertüre hinausging und verſchwand. Selbſt ſeine Schwäger waren jederzeit ſeinen Launen ausgeſetzt, und ſeine beſten Freunde näherten ſich ihm erſt, wenn die Luft rein war.

Bontemps[1], der erſte der vier Kammerdiener des Königs, der Verwalter der Schlöſſer und Jagden zu Verſailles und Marly, ſtarb am

[1] Alexandre Bontemps, 1626–1701, Intendant von Verſailles.

17. Januar [1701]. Er war von allen perſönlichen Dienern des Königs der, der ſein Vertrauen in den vertraulichſten Angelegenheiten am längſten und uneingeſchränkt beſaß. Er war ein großer, ſehr gut gewachſener Mann, zuletzt dick und ſchwerfällig. Nahezu achtzig Jahre alt, ſtarb er binnen vier Tagen nach einem Schlaganfall. Er war der verſchwiegenſte, treueſte und dem König ergebenſte Menſch, wie man keinen zweiten hätte finden können. Er hat, womit alles geſagt iſt, jene nächtliche Meſſe vorbereitet, die der Pater von La Chaise in den Gemächern des Königs zu Verſailles im Winter 1683–84 abhielt, jene Meſſe, nach der ſich der König mit Frau von Maintenon trauen ließ, in Gegenwart von Harlay, dem Erzbiſchof von Paris, von Montchevreuil und Louvois.

Bontemps war barſch und bäueriſch, dabei aber ehrerbietig und für ſein Amt wie geſchaffen, Er war entweder bei ſich zu Haus oder beim Könige, wo er allerwege und jederzeit Zutritt hatte, und zwar durch die Hintertür. Er hatte nur den einen Gedanken: ein guter Diener ſeines Herrn zu ſein. Das war ſein ein und alles, aus dem er niemals heraustrat. Abgeſehen von den vertraulichen Verrichtungen ſeiner beiden Ämter, gingen durch ihn alle Geheimbefehle und Verfügungen, alle Briefſchaften an und vom Könige. Bei Empfängen, von denen ſonſt niemand etwas erfuhr, war er der Einführende. Kurz, er war in alle Geheimniſſe eingeweiht. Das wäre genug geweſen, einen Mann zu verderben, wußte doch jedermann, daß er ſeine Vertrauensſtellung ſeit fünfzig Jahren innehatte, daß ihm der ganze Hof zu Füßen lag, die Kinder des Königs, die höchſten Staatsbeamten und der Hochadel des Landes. Niemals vergaß er ſeinen Stand; niemals tat er irgendwem etwas Böſes. Immer nur bediente er ſich ſeines Einfluſſes, um gefällig zu ſein. Eine große Anzahl von Leuten, ſogar von bedeutenden Perſönlichkeiten, verdankte ihm ihre Erfolge, wobei er jedoch von ſolcher Beſcheidenheit blieb, daß er mit ihnen uneinig ward, wenn ſie ihm gegenüber auch nur darauf anſpielten. Er liebte es, derlei zu vermitteln, lediglich aus Freude am Wohltun, und man kann von ihm ſagen, daß er ſein Leben lang der Vater der Armen, die Zuflucht der Betrübten und Unglücklichen und vielleicht ein wahrhaft guter Menſch

geweſen iſt. Seine Hände waren völlig rein; mehr noch, er war durchaus ſelbſtlos und in allem, was mit ſeinem Amte zuſammenhing, von unendlichem Eifer.

Monsieur [der Herzog von Orleans] verweilte noch immer in Saint-Cloud, ſeinem Zufluchtsort, in ſeiner gewohnten Gemüts- und Leibesverfaſſung, dem Könige gegenüber in der immer gleichen Haltung. Er war ſich wohl bewußt, daß er unterdrückt wurde, aber ſchwach wie er war, hatte er ſich ſein Leben lang damit abgefunden, ſeinem Bruder gehorchen zu müſſen. Er hing an ihm, verkehrte in brüderlicher Zwangloſigkeit mit ihm und wurde auch als Bruder voller Fürſorge, Freundſchaft und Rückſicht behandelt. Nur eins durfte er nicht: ein ſelbſtändiger Mann ſein. Tat ihm oder Madame auch nur der kleine Finger weh, ſo war der König augenblicklich zur Stelle, und ſolange das Übel andauerte, wiederholten ſich ſeine Beſuche.
Nun hatte Madame bereits ſeit ſechs Wochen das Wechſelfieber, gegen das ſie übrigens nichts tat, da ſie ſich auf ihre deutſche Art behandelte und von Ärzten und Heilmitteln nichts wiſſen wollte. Der König, der, abgeſehen von der Geſchichte mit dem Herzog von Chartres, insgeheim einen weiteren Groll gegen die Kranke hegte, wovon noch die Rede ſein wird, hatte ſie, trotz Monsieurs dringender Bitte gelegentlich einer ſeiner kurzen Fahrten nach Marly, keinmal beſucht. Monsieur, der von der neuerlichen Verſtimmung nichts wußte, faßte das Ausbleiben des Königs als öffentliche Mißachtung auf. Bei ſeiner Eitelkeit und Empfindlichkeit fühlte er ſich ſchwer gekränkt.
Dazu ſuchten ihn auch noch Gemütsſorgen heim. Seit einiger Zeit war ſein Beichtvater der Pater von Trévoux[1], ein Edelmann aus der Bretagne, der ihn, obwohl Jeſuit, ſo kurz wie nur möglich hielt. Er unterſagte ihm nicht nur ſeine Vergnügungen eigener Art, ſondern ſogar ſolche, die man ſonſt für erlaubt anſieht, und zwar als Buße für ſein vergangenes Leben. Öfters hielt er ihm unverblümt vor, daß er keine Luſt verſpüre, für ihn verdammt zu werden. Wenn ihn ſeine

[1] Jeſuit, 1649—1729, der ſpäter auch Beichtvater des Regenten Philipp von Orleans wurde.

geiſtliche Fürſorge drücke, ſo möge ſich Monsieur getroſt einen anderen Beichtvater ausſuchen. Obendrein machte ihn der Pater darauf aufmerkſam, daß er ſich recht in acht nehmen müſſe, denn er ſei alt, durch Ausſchweifungen geſchwächt, verfettet, kurzatmig, ſo daß er allem Anſchein nach einmal, und zwar bald, einem Schlaganfall erliegen werde. Das waren entſetzliche Worte für einen ſo wollüſtigen Menſchen wie den Herzog, der wie kein andrer an ſeinem Leben hing, das er in Verweichlichung und Tatenloſigkeit verbracht hatte. Er war ſeiner Veranlagung nach unfähig, ſich mit irgend etwas zu beſchäftigen, Ernſtes zu leſen oder Einkehr bei ſich zu halten. Auch hatte er Angſt vor dem Teufel.

Die Vorhaltungen ſeines Beichtvaters machten tiefen Eindruck auf ihn, zumal ihm auch deſſen Vorgänger in ſeiner letzten Stunde ganz Ähnliches gepredigt hatte. In der Tat nahm er ſich ein wenig mehr zuſammen und führte ſeit einiger Zeit einen Lebenswandel, der bei ihm allenfalls als ordentlich gelten konnte. Er betete häufig, gehorchte ſeinem Beichtvater, gab ihm Rechenſchaft über ſeine Ausgaben ab, in Hinſicht auf Haſardſpiel, anderen Aufwand und dergleichen, und ertrug ſeine fortwährenden Sittenpredigten geduldig und voller Nachdenklichkeit. Er wurde trübſinnig und unluſtig und ſprach nicht mehr ſo viel wie früher, das heißt er ſchwatzte immer noch mehr als drei bis vier Weiber zuſammen. Kurz und gut, es fiel allgemein auf, daß mit ihm eine große Veränderung vorgegangen war. Unannehmlichkeiten von der Seite des Königs und dabei innere Unruhen, das war etwas zuviel auf einmal für einen Schwächling wie Monsieur, der es nicht gewohnt war, ſich Zwang anzutun, gekränkt zu werden und dies auch noch ſtill zu erdulden. Auf die Dauer mußte dies ſeinen Körper in Aufruhr bringen, zumal er ſehr beleibt und ein ſtarker Eſſer war. Er aß nicht nur zu den Mahlzeiten außerordentlich viel, ſondern eigentlich unaufhörlich.

Mittwoch, den 8. Juni [1701], kam der Herzog von Orleans aus Saint-Cloud zur Hoftafel nach Marly. Wie gewohnt, trat er in das Arbeitszimmer des Königs, gerade als der Staatsrat es verließ. Der König äußerte ſeine Verſtimmung darüber, daß der Herzog von Chartres

ſeiner Tochter abſichtlich Kummer bereite, ohne daß er perſönlich eingreifen könne. Jener hatte nämlich eine Liebſchaft mit Fräulein von Séry[1], einem Ehrenfräulein von Madame, und zeigte es offen vor aller Welt. Der König kam ſofort darauf zu ſprechen und machte Monsieur harte Vorwürfe wegen des Betragens ſeines Sohnes. Monsieur, der ſowieſo ſchon ſchlecht gelaunt war und dem dieſer neue Ärger denn doch zuviel war, erwiderte biſſig: Vätern, die ſelber einen gewiſſen Lebenswandel geführt hätten, ſtünde es ſchlecht an, ſich in die Bruſt zu werfen und mit ihren Söhnen darob zu rechten. Der König empfand die Schwere dieſer Worte und ſprach nunmehr von der Geduld, die ſeine Tochter hätte, und davon, daß die Sache zum mindeſten nicht unmittelbar vor ihren Augen zu geſchehen habe. Monsieur, einmal im Zug, erinnerte den König mit ſcharfen Worten daran, wie er es vor der Königin mit ſeinen Weibern getrieben habe. Er hätte auf Reiſen ſeine Liebſten ſogar im Wagen der Königin neben ihr ſitzen laſſen. Der König geriet außer ſich vor Zorn und gab es ihm gehörig zurück. Schließlich ſchrien ſie ſich gegenſeitig an.

In Marly waren die vier großen Wohnungen im Erdgeſchoß untereinander ganz gleich. Jede beſtand aus je drei Gemächern. Neben dem Arbeitszimmer des Königs war ein kleiner Saal, der um die Tiſchzeit voller Höflinge war, die zugegen ſein wollten, wenn ſich der König zur Tafel begab. Wie es nun an verſchiedenen Orten verſchiedene Gebräuche gibt, ohne daß man eigentlich ſagen kann warum, ſo war es in Marly Sitte, die Tür zum Zimmer des Königs, die in allen anderen Hoffitzen ſtets geſchloſſen blieb, offen zu laſſen, mit Ausnahme während der Sitzungen des Staatsrats. Es gab nur einen Vorhang, den der Türhüter zurückſchlug, wenn jemand eintrat. Als ſich der laute Streit zwiſchen dem König und Monsieur erhoben hatte, trat dieſer Diener ein und machte Majeſtät darauf aufmerkſam, daß man im Vorzimmer die ganze Unterhaltung verſtehen könne.

Des Türhüters Mahnung dämpfte die Stimmen, aber die Vorwürfe hörten nicht auf, bis Monsieur ſchließlich jede Rückſicht außer acht

[1] Aus Rouen; 1680—1748. Sie gebar dem Herzog von Chartres 1702 einen Sohn, den dieſer anerkannte und mit dem Titel eines Chevaliers von Orleans zum Großprior von Frankreich machte.

ließ und dem König ſagte, er habe ſeinem Sohne bei der Heirat goldene Berge verſprochen, ihm aber bisher noch nicht einmal eine Statthalterei gewährt. Es ſei ſein heißeſter Wunſch geweſen, daß ſein Sohn Dienſte leiſte, um ihn ſeinen Liebſchaften zu entziehen.[1] Auch ſein Sohn habe ſich dies ſehnlichſt gewünſcht und inſtändig darum gebeten, wie der König ja ſelbſt wiſſe. Da er ihm dies nicht gewähre, ſo könne man ihm auch nicht verbieten, daß er ſich zum Troſt amüſiere. Weiterhin ſagte Monsieur, er ſehe nur allzuſehr ein, wie wahr das geweſen, was man ihm vorausgeſagt habe: daß ihm aus der Heirat ſeines Sohnes nichts als Schmach und Schande, niemals aber irgendwelcher Vorteil zuteil werden würde.

Der König wurde immer hitziger und machte die Bemerkung, der Krieg werde ihn demnächſt zu beträchtlichen Einſchränkungen zwingen. Wenn ſich Monsieur ſo wenig ſeinen, des Königs, Wünſchen füge, ſo werde er an den Apanagen zu ſparen anfangen, ehe er ſich ſelber einſchränke.

Inzwiſchen wurde dem König gemeldet, daß aufgetragen ſei. Die beiden Brüder begaben ſich zu Tiſch. Monsieur ſah feuerrot aus; ſeine Augen funkelten vor Zorn. Sein flammendes Geſicht gab Veranlaſſung, daß man allgemein, bei Tiſch und auch nachher, die Anſicht ausſprach, Monsieur habe einen Aderlaß ſehr nötig. In Saint-Cloud war man längſt dieſer Meinung, und auch er ſelbſt hatte das Verlangen danach geäußert. Sogar der König hatte es ihm trotz ſeiner Gereiztheit ein paarmal dringend geraten. Da aber Tancrède, Monsieurs Leibwundarzt, alt und zu dergleichen ungeſchickt geworden war, ſo wollte er ſich von ihm die Ader nicht ſchlagen laſſen. Um ihn nicht zu kränken, ließ er es in ſeiner Gutmütigkeit auch von keinem andern machen. Das war ſein Tod.

Als bei Tiſch die Rede auf den Aderlaß kam, bemerkte der König, das beſte wäre, ihn ſofort in ſeinem Zimmer vornehmen zu laſſen,

[1] Schon früher war es, wie Saint-Simon (VIII, 265 f.) erzählt, zu Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen dem König und ſeinem Bruder gekommen, weil jener, aus Eiferſucht, ſeinem Neffen keine Befehlshaberſtelle in der Armee geben wollte. Der König war ſeinem begabten Neffen gegenüber, dem er ſeine Tochter aufgezwungen hatte, in einer ſchwierigen Lage: er wußte nicht recht, was er mit dem übermütigen jungen Lebemann anfangen ſollte, und die Klagen Monsieurs, daß man ſeinen Sohn zur Untätigkeit verdamme und ihm eine Feldherrnſtelle im Heere vorenthalte, ließen an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig.

und er verſtände nicht, was Monsieur davon abhalte. Das Mahl verlief wie ſonſt. Monsieur aß ungeheuer viel, wie er dies bei ſeiner Mittags- und Abendmahlzeit immer zu tun pflegte, von der reichlichen Morgenſchokolade[1] gar nicht zu reden. Außerdem verſchlang er zu allen Tageszeiten noch Unmengen von Obſt, Gebäck, Zuckerwerk und Leckereien aller Art, die immer auf den Tiſchen ſeiner Gemächer bereitſtanden und von denen er immer ſeine Taſchen voll hatte.

Nach der Tafel fuhr der König nach Saint-Germain, um das engliſche Exkönigspaar zu beſuchen. Er ſaß in ſeinem Wagen allein. Monseigneur fuhr mit der Prinzeſſin von Conti; der Herzog von Burgund folgte, wiederum allein, während ſeine Frau ihren Wagen mit einigen Damen teilte. Monsieur hatte die Herzogin von Chartres von Saint-Cloud zur Hoftafel nach Marly begleitet und führte ſie nun auch nach Saint-Germain. Als der König in Saint-Germain eintraf, fuhren die beiden bereits wieder nach Saint-Cloud zurück.

Abends nach der Tafel, als der König noch mit Monseigneur und den Prinzeſſinnen in ſeinem Arbeitszimmer weilte, ganz wie in Verſailles, kam Graf von Saint-Pierre[2] aus Saint-Cloud und bat, Majeſtät im Auftrage des Herzogs von Chartres ſprechen zu dürfen. Vorgelaſſen, meldete er dem König, Monsieur habe beim Abendeſſen einen Schwächeanfall gehabt; man habe ihn zur Ader gelaſſen und ihm Brechweinſtein gegeben. Darauf ſei ihm wohler geworden. In Wahrheit hatte er, wie gewohnt, mit den Damen, die in Saint-Cloud weilten, zu Abend gegeſſen. Beim Zwiſchengericht, als er der Herzogin von Bouillon[3] einen Schnaps eingoß, bemerkte man, daß er etwas ſagen wollte, aber nichts herausbrachte, und daß er mit der Hand Zeichen machte. Da es manchmal vorkam, daß er Spaniſch ſprach, fragten ihn einige der Damen, was er meine. Andere ſchrien auf. Alles das ſpielte ſich blitzſchnell ab. Vom Schlage getroffen, ſank Monsieur ſeinem Sohne, dem Herzog von Chartres, in die Arme, der ihn auf-

[1] Die Schokolade galt vielen, wie aus den Briefen von Frau de Sévigné hervorgeht, als ein ganz gefährliches Getränk. — [2] Der ſpätere Stallmeiſter der Pfälzerin, Malteſerritter, 1659—1748. — [3] Die Nichte Mazarins, Marie-Anne Mancini, 1646—1714, die 1662 Godefroy-Maurice de la Tour d'Auvergne, Herzog von Bouillon, geheiratet hatte.

25. Elisabeth-Charlotte, Herzogin von Orleans

fing. Dann trug man ihn in das Hinterzimmer ſeiner Wohnung, ſchüttelte ihn, trug ihn hin und her, ließ ihm ſtark zur Ader und gab ihm ein tüchtiges Brechmittel ein. Bei allem dem gab er ſo gut wie gar keine Lebenszeichen von ſich.

Auf dieſe Nachricht hin ging der König, der ſonſt wegen jeder Kleinigkeit auf der Stelle zu ſeinem Bruder zu eilen pflegte, zu Frau von Maintenon und ließ ſie wecken. Er blieb eine Viertelſtunde bei ihr. Als er ſodann – gegen Mitternacht – in ſeine Gemächer zurückkam, befahl er, ſeine Wagen ſollten fahrbereit gehalten werden. Dem Marquis von Gesvres erteilte er den Befehl, ſofort nach Saint-Cloud zu reiten. Falls es um Monsieur ſchlimmer ſtünde, ſolle er zurückkommen und den König wecken. Er wolle dann ſelbſt hinfahren. Darauf legte er ſich ſchlafen.

Ich glaube, bei dem geſpannten Verhältniſſe, das zwiſchen dem König und Monsieur beſtand, hegte der König den Argwohn, es werde Komödie geſpielt, um den Vorgang von Mittag in den Hintergrund zu rücken. Deshalb hatte ſich der König wohl Rat bei Frau von Maintenon geholt. Lieber verſtieß er gegen die gute Sitte, als daß er ſich ohne weiteres zum Narren halten ließ.

Frau von Maintenon mochte Monsieur nicht leiden. Sie fürchtete ihn. Er machte nicht viel Umſtände mit ihr, und trotz all ſeiner Ängſtlichkeit und Über-Ehrfurcht vor Majeſtät entfuhr ihm mehr als einmal im Geſpräch mit dem König ein derbes Wort, das ſeine Verachtung jener Frau und ſeine Scham vor der öffentlichen Meinung zum Ausdruck brachte. Aus dieſem Grunde hatte es Frau von Maintenon durchaus nicht eilig, den König zu veranlaſſen, noch in der Nacht zu ſeinem Bruder zu eilen, um unter Opferung ſeines Schlafes Zeuge eines traurigen Schauſpiels zu ſein, das geeignet war, ihn rührſelig und nachdenklich zu machen. Vielleicht hoffte ſie auch, die Sache werde ſo ſchnell gehen, daß dem Könige das alles erſpart bliebe.

Kaum war der König zu Bett, als ein Page Monsieurs eintraf, mit der Meldung, Monsieur gehe es beſſer. Er habe eben den Prinzen von Conti um Schaffhauſener Waſſer gebeten. Es galt als ausgezeichnetes Heilmittel bei Schlaganfällen. Anderthalb Stunde, nachdem der

König ſchlafen gegangen war, erſchien Herr von Longeville[1] im Auftrage des Herzogs von Chartres, ließ den König wecken und vermeldete, das angewandte Brechmittel hätte nichts genützt und es ſtünde mit Monsieur ſehr ſchlimm. Der König erhob ſich und ſtieg in ſeinen Wagen. Unterwegs begegnete ihm der Marquis von Gesvres, der ein Zeichen machte. Der König ließ halten. Die Meldung enthielt nichts Neues.

Man kann ſich vorſtellen, was für Umſturz und Wirrwarr in dieſer Nacht in Marly herrſchte, und was für Hangen und Bangen in Saint-Cloud, dieſem Schloſſe der Freuden. Alles, was in Marly weilte, ſuchte ſchleunigſt nach Saint-Cloud zu kommen. Je nachdem man fertig war, fuhr man zuſammen. Herren wie Damen ſtürmten in die bereitſtehenden Kutſchen und ſicherten ſich Plätze, ganz gleichgültig neben wem, und ohne Rückſicht auf die anderen. Monseigneur fuhr zuſammen mit der Herzogin von Condé. Die Erinnerung an den ſo ähnlichen Zuſtand, dem er kaum erſt entronnen, erſchütterte ihn ſo gewaltig, daß er am ganzen Leibe zitterte. Der Stallmeiſter der Herzogin mußte ihn beim Einſteigen ſtützen und geradezu in den Wagen hineinſchieben.

Der König traf gegen drei Uhr früh in Saint-Cloud ein. Monsieur hatte ſein Bewußtſein immer noch nicht wiedererlangt. Nur einmal hatte er einen flüchtigen lichten Augenblick gehabt. Das war geweſen, als der Pater von Trévoux von ihm ging, um die Meſſe zu leſen. Aber bei dieſem einzigen Mal war es geblieben.

Grauſige Szenen haben oft lächerliche Kehrſeiten. Als der Pater zurückkam, rief er dem Sterbenden zu: „Hoheit, erkennen Sie Ihren Beichtvater nicht? Ihr gutes Väterchen, Trévoux, der mit Ihnen ſpricht?“ Einige, denen es nicht ſo zu Herzen ging, lachten recht unanſtändig.

Der König war ſichtlich ergriffen. Er war gern rührſelig, und ſo ſchwamm er denn in Tränen. Er hatte ſeinen Bruder immer zärtlich geliebt. Wenn ſie ſich auch in den letzten zwei Monaten ſchlecht

[1] Einer der zwölf Lazarusritter, die Monsieur am 1. Januar 1669 unter ſeine Leibwache aufgenommen hatte.

geſtanden hatten, ſo rief der traurige Augenblick doch alle ſeine frühere Zuneigung wieder zurück. Vielleicht machte er ſich auch den Vorwurf, durch den Auftritt am Mittag den Tod beſchleunigt zu haben. Und dann war Monsieur zwei Jahre jünger als er und ſein ganzes Leben lang immer ſo geſund wie er, wenn nicht geſünder geweſen.

Der König hörte die Meſſe in Saint-Cloud. Früh um acht Uhr war der Zuſtand Monsieurs hoffnungslos. Da drangen Frau von Maintenon und die Herzogin von Burgund in den König, nicht länger zu bleiben, und gingen mit ihm nach dem Wagen. Als er abfahren wollte und ein paar freundliche Worte an den Herzog von Chartres richtete, wobei alle beide heftig weinten, benutzte der junge Fürſt den günſtigen Augenblick und rief, indem er des Königs Knie umfaßte: „Majeſtät, was ſoll aus mir werden? Ich verliere meinen Vater und weiß, daß Majeſtät mich gar nicht lieben!“

Der König war überraſcht und ſtark gerührt. Er umarmte den Herzog und ſagte ihm Dinge, die ſo zärtlich wie nur möglich waren. Wieder in Marly, ging er mit den beiden Damen in die Gemächer der Frau von Maintenon. Drei Stunden ſpäter kam Fagon, dem der König befohlen hatte, Monsieur nur zu verlaſſen, wenn er tot oder auf dem Wege der Beſſerung ſei. Letzteres hätte nur durch ein Wunder eintreten können. Als der König den Arzt erblickte, fragte er: „Nun, Herr Fagon, iſt mein Bruder tot?“ – „Majeſtät, ja! Es war nichts mehr zu machen!“

Der König begann heftig zu weinen. Man drang in ihn, gleich bei Frau von Maintenon einen Biſſen zu eſſen. Aber er wollte lieber mit den Damen die gewöhnliche Mittagstafel abhalten.

Während der raſch verlaufenden Mahlzeit rannen ihm in einem fort die Tränen herunter. Nachher zog er ſich bis ſieben Uhr abends zu Frau von Maintenon zurück. Von ihrer Wohnung aus machte er einen Gang durch ſeine Gärten. Er arbeitete mit Chamillart, dem Finanz- und Kriegsminiſter, ſodann mit Pontchartrain[1], um das Zeremoniell

[1] Louis Phélypeaux, Graf von Pontchartrain, 1643 bis 1717, entſtammte dem Bürgertum. Er wurde 1690 Staatsminiſter und 1699 Kanzler.

für die Beiſetzung Monsieurs feſtzuſetzen. Der Zeremonienmeiſter Desgranges[1] bekam hiernach ſeine Befehle, da Dreux, der Oberzeremonienmeiſter, bei der Armee in Italien war. Das Abendeſſen fand eine Stunde früher denn gewöhnlich ſtatt. Der König ging ſodann ſehr zeitig zu Bett. Gegen fünf Uhr hatte er einen kurzen Beſuch des engliſchen Exkönigspaares empfangen.

Nach der Abfahrt des Königs von Saint-Cloud verliefen ſich nach und nach auch alle die andern Herrſchaften, ſo daß im Augenblick, wo Monsieur verſchied — er war auf einen Liegeſtuhl in ſeinem Zimmer gebettet —, niemand weiter gegenwärtig war als Küchenjungen und untere Hofbedienſtete. Die meiſten von ihnen waren, ſei es aus Treue, ſei es aus Eigennutz, wirklich betrübt. Die Oberbeamten und alle übrigen Hofleute, die durch den Todesfall Amt und Gehalt einbüßten, liefen laut jammernd und klagend im Schloſſe herum, während die Damen und Weiber des Hofſtaates ob der nun verlorenen Würden und Vergnügungen durcheinanderwimmelten und wie Bacchantinnen heulten.

Madame hielt ſich währenddem in ihren Gemächern auf. Sie hatte nie beſondere Zuneigung noch große Achtung für ihren Gatten gehabt, aber ſie empfand den Verluſt doch, weil er das Ende ihrer Macht bedeutete. In ihrem Schmerze rief ſie laut aus: „Nur nicht das Kloſter! Keiner rede mir vom Kloſter! Ich will nicht ins Kloſter!“ Die biedere Fürſtin hatte alſo keineswegs ihren Verſtand verloren, ſondern erinnerte ſich des Punktes ihres Ehevertrags, demzufolge ſie ſich als Witwe entweder in ein Kloſter zurückziehen oder ihren Aufenthalt im Schloſſe Montargis zu nehmen hatte.[2] Sei es nun, daß ihr letzteres weniger ſchlimm vorkam, ſei es, daß ſie eine ahnungsvolle Furcht vor dem König empfand, obgleich ſie ſich hierüber noch nicht ſo recht klar war und der König in gewohnter Weiſe freundlich mit ihr geweſen war, — kurz und gut: vor dem Kloſter hegte ſie am meiſten Angſt.

Sobald Monsieur verſchieden war, fuhr ſie mit ihren Damen nach Verſailles. Der Herzog und die Herzogin von Chartres nebſt Gefolge taten das gleiche.

[1] Michael Ancel, Herr des Granges, 1649 bis 1731, wurde 1691 Zeremonienmeiſter. — [2] In der noch erhaltenen Urkunde findet ſich keine derartige Beſtimmung, die auch aus anderen Gründen nicht glaubhaft wäre.

Am andern Morgen, einem Freitag, begab ſich der Herzog von Chartres zum König, der noch im Bett lag und außerordentlich huldvoll mit ihm ſprach. Er ſagte ihm, der Herzog möge ihn fortan als ſeinen Vater betrachten. Er werde für ſeine Laufbahn und ſein Wohl ſorgen. Alle die kleinen Mißhelligkeiten, die zwiſchen ihnen geherrſcht, ſeien ſeinerſeits vergeſſen, er hoffe, das ſei auch auf ſeiten des Herzogs der Fall. Er käme ihm voll Freundſchaft entgegen und bäte ihn, ihm darum ſeine Liebe wieder zu ſchenken, wie er ihm die ſeine ſchenke. Es braucht nicht beſonders geſagt zu werden, daß der Herzog von Chartres das Rechte zu antworten verſtand.

Nach ſolch einem Trauerſpiel, nach ſo viel Tränen und Rührung hätte man erwarten können, daß die nächſten drei Tage tiefer Trauer geweiht worden wären. Aber ſchon am Vormittag darauf, innerhalb derſelben vierundzwanzig Stunden, in denen Monsieur geſtorben war, ereignete es ſich, daß man in den Gemächern der Frau von Maintenon Opernlieder erklingen hörte, und dies, während der König und die Herzogin von Burgund bei ihr weilten. Ein wenig ſpäter, ſo erzählte man, bemerkte der König, daß die Herzogin von Burgund traurig in der Ecke des Zimmers ſtand; da fragte er Frau von Maintenon erſtaunt, was denn der Herzogin fehle, weil ſie ſo trübſinnig ſei. Er verſuchte ſie aufzumuntern und ſpielte mit ihr und einigen Palaſtdamen, die er hereinrufen ließ, zu ſeiner und der Herzogin Zerſtreuung. Nach der gewöhnlichen Hoftafel, alſo etwas nach zwei Uhr – das war ſechsundzwanzig Stunden nach Monsieurs Tode –, fragte der Herzog von Burgund den Herzog von Montfort, ob er mit ihm Krimpal ſpielen wolle.[1] „Krimpal?“ rief Montfort äußerſt erſtaunt. „Sie vergeſſen wohl, daß Monsieur kaum tot iſt!“ „Verzeihen Sie!“ erwiderte der Prinz. „Ich denke wohl daran, aber Majeſtät wünſcht nicht, daß in Marly Langeweile herrſcht, und hat mir befohlen, dafür zu ſorgen, daß allgemein geſpielt wird. Da er befürchtet, keiner wage den Anfang zu machen, ſo ſoll ich mit gutem Beiſpiel vorangehen!“ Nunmehr ließen ſich beide zum Spiel nieder, und alsbald war der Saal voller Spieltiſche.

[1] Ein Kartenhaſardſpiel.

Derart war die Trauer des Königs und der Frau von Maintenon. Der letzteren war Monsieurs Tod wohl eine Erlöſung. Es fiel ihr ſchwer, ihre Freude zu verbergen, und noch ſchwerer wäre es ihr gefallen, wenn ſie hätte Trübſal heucheln ſollen. Dies war nicht nötig, ſah ſie doch, daß der König ſchon ziemlich getröſtet war, und ſo konnte ſie kaum Beſſeres tun, als ihm Zerſtreuung zu ſchaffen. Nichts war ihr auch angenehmer, als das Alltagsleben recht raſch wieder eintreten zu laſſen, damit nichts mehr an den Toten und die Trauer erinnerte. Um die Gebote der Schicklichkeit kümmerte ſie ſich nicht. Anſtändig war ihr Verhalten nicht, und insgeheim verhehlte ſich das kaum jemand.

Es hatte den Anſchein gehabt, als ob Monseigneur den Hingegangenen bei Lebzeiten liebte, da er ihm manches Vergnügen bereitet und allerlei Aufmerkſamkeiten und kleine Dienſte erwieſen hatte. Indes am Tage nach dem Tode Monsieurs ging er auf die Wolfshatz, und da er nach ſeiner Rückkehr den Salon voller Spieler fand, tat er ſich ebenſowenig Zwang an wie die übrigen. Der Herzog von Burgund und der Herzog von Berry[1] waren mit Monsieur nur bei höfiſchen Gelegenheiten in Berührung gekommen, und ſo konnte ſein Tod keinen beſonderen Eindruck auf ſie machen. Die Herzogin von Burgund empfand ihn um ſo ſchmerzlicher. Monsieur war ihr Großvater. Ihre von ihr zärtlich geliebte Mutter war ein Liebling des Verſtorbenen geweſen, und Monsieur hatte der Herzogin viel Zuneigung und Sorglichkeit bezeigt. Obgleich ſie keine gefühlvolle Natur war, hing ſie an ihm auf ihre Art. Es fiel ihr ſchwer, ihr Leid unterdrücken zu müſſen, und ſie trauerte noch lange im ſtillen um ihn.

Die Empfindungen Madames ſind bereits gekennzeichnet. Grenzenlos aber war der Schmerz des Herzogs von Chartres. Vater und Sohn hatten ſich innigſt geliebt. Monsieur war der harmloſeſte und gutmütigſte Menſch der Welt geweſen. Er hatte ſeinem Sohne niemals Zwang angetan und ihn ſtets machen laſſen, was er wollte. Aber nicht nur ſein Herz, auch ſein Verſtand trauerte. Abgeſehen von dem hohen

[1] Der Bruder des Herzogs von Burgund und des nachmaligen Königs Philipp V. von Spanien, der dritte Sohn des Dauphins und der Maria Anna von Bayern; 1686 bis 1714.

Rang, den er durch ſeinen Vater als den Bruder des Herrſchers genoſſen, war ihm Monsieur der Schutzwall geweſen, hinter dem er ſich vor dem König deckte, in deſſen Gewalt er nun gänzlich ſtand. Seine hohe Stellung, ſein großes Anſehen, der Glanz ſeines Hauſes und die Freiheit ſeiner Lebensführung, alles das hatte ſeinen Halt verloren. Fortan war ihm Gefliſſenheit und Wahrung des Scheines, eine gewiſſe Ordentlichkeit und – was ihm das Unangenehmſte war – beſſeres Betragen gegen ſeine Frau geboten, wenn er etwas vom Könige erwarten wollte. Obgleich die Herzogin von Chartres von Monsieur gut behandelt worden war, ſo freute ſie ſich doch, daß zwiſchen ihr und ihrem Vater keine Schranke mehr beſtand. Ihr Gatte konnte bisher mit ihr machen, was er wollte. Sie ſelbſt hatte gewiſſe Pflichten gehabt, durch die ſie öfters vom Hofe ferngehalten worden war. Sie hatte Monsieur nach Paris und Saint-Cloud folgen müſſen. Beſonders am letzteren Orte war ſie ſich immer wie in der Fremde vorgekommen. Dort gab es Geſichter, die man ſonſt nirgends ſah und die ſie meiſt ſcheel anſchauten. Dort hatte ſie Madames Geringſchätzung und üble Launen erdulden müſſen, und dies in reichlichem Maße. Jetzt gedachte ſie, ganz am Hofe zu bleiben und ſich um Saint-Cloud gar nicht mehr zu kümmern. Schwiegermutter und Gatte mußten ſich in Zukunft anſtändig und rückſichtsvoll gegen ſie benehmen, was ihr bisher nicht zuteil geworden war.

Im allgemeinen bedeutete Monsieurs Tod einen Verluſt für den Hof. Er war die Seele aller Luſtbarkeiten und Vergnügungen geweſen. Ohne ihn hatte kein Feſt Leben und Schwung gehabt. Trotzdem er eigentlich nur Fürſten für voll anſah, hielt er doch darauf, daß die Unterſchiede des Ranges und die Vorrechte des Standes der anderen gewürdigt wurden, und er war hierin, ſo gut er konnte, vorbildlich. Er ſah ſich gern in großer Geſellſchaft. Seine Leutſeligkeit und Höflichkeit zogen die Leute in Maſſen an, und ſeine Fähigkeit, jeden Menſchen darnach zu behandeln, was er war, kam ihm dabei ſehr zugute, zumal er hierin unermüdlich war. In ſeiner Art und Weiſe des Grußes, in ſeiner mehr oder minder großen oder nachläſſigen Aufmerkſamkeit und in ſeinen Worten verſtand er die Menſchen je nach Geburt, Rang,

Alter, Verdienſt und Stellung einzeln zu unterſcheiden und zu feſſeln. Und zwar tat er dies mit würdevoller Natürlichkeit und Leichtigkeit. Er verletzte nie jemanden, wußte aber auch jeden in ſeinen Grenzen zu halten. Seine Urbanität verfehlte ihre Wirkung niemals. Dieſe höfiſche Kunſt hatte er von ſeiner königlichen Mutter gelernt.

Er liebte eine große Hofhaltung und hielt ſie aufrecht. Im Palais-Royal war der Andrang allezeit beträchtlich. Nach Saint-Cloud, wo ſich ſein Hofſtaat völlig entfaltete, kam eine Menge von Damen, die anderswo kaum empfangen wurden, wenn ſie auch größtenteils von guter Herkunft waren. Auch ward daſelbſt ſtark Haſard geſpielt. Die Mannigfaltigkeit der Unterhaltung, die beſondere Schönheit des Ortes, die verſchwenderiſch zur Verfügung geſtellten Verkehrsmittel, die es auch dem Trägſten ermöglichten, Ausflüge zu unternehmen, die Muſik und die vortreffliche Küche machten Saint-Cloud zu einem köſtlichen Aufenthaltsort von wahrhafter Großartigkeit und Pracht.

An alledem hatte Madame keinen Anteil. Sie erſchien zur Mittags- und Abendtafel. Bisweilen fuhr ſie auch mit etlichen Herren und Damen ſpazieren. Aber häufig grollte und ſchmollte ſie abſeits der großen Geſellſchaft. Auch war ſie ob ihrer derben und unhöflichen Redeweiſe und üblen Laune gefürchtet. Den ganzen Tag über hockte ſie in einem Zimmer, das ſie ſich ausgeſucht hatte. Die Fenſter darin waren mehr als zehn Fuß hoch über dem Erdboden. Dort weidete ſie ſich am Anblicke von Bildniſſen pfälziſcher und anderer deutſcher Fürſten, die ſie an den Wänden aufgehangen hatte. Dort ſchrieb ſie auch Tag für Tag, ihr ganzes Leben lang, wahre Bände von Briefen, von denen ſie eigenhändig Abſchriften anfertigte und aufbewahrte. Monsieur war es nicht gelungen, ſie geſelliger zu machen. Er ließ ſie gewähren, lebte ſchlecht und recht mit ihr, ohne viel nach ihr zu fragen. Vertraute Beziehungen hatte er nicht mit ihr.

In Saint-Cloud empfing Monsieur oft Nachmittagsbeſuche von Fürſten, Edelleuten, hohen Staatsbeamten, Herren wie Damen, die von Paris oder Verſailles kamen. Nur durfte dies nicht auf der Durchfahrt von Paris nach Verſailles oder umgekehrt geſchehen. Darnach fragte er jedesmal. Solche Beſuche mißachtete er und verhehlte es auch nicht.

26. Philippe, Herzog von Orleans

Monsieur hatte, nicht ohne perſönliche Tapferkeit, das Gefecht bei Caſſel[1] gewonnen. Auch bei den Belagerungen, die er mitgemacht, hatte er ſich ganz vorzüglich benommen. Im übrigen beſaß er alle nur möglichen weibiſchen Eigenſchaften. Mehr gewandt denn wirklich klug, ohne jede literariſche Bildung, war er zu nichts Rechtem fähig. Genaue, ja weitgehende Kenntniſſe beſaß er in den Stammbäumen und Ahnentafeln der Fürſtenhäuſer und des Adels. Er war grenzenlos verweichlicht, an Leib wie Seele, willensſchwach und ängſtlich, leicht zu täuſchen und zu beeinfluſſen. Dabei verachteten ihn ſeine eigenen Günſtlinge und behandelten ihn oft auf das niederträchtigſte. Er war klatſchſüchtig und nicht imſtande, ein Geheimnis zu wahren, argwöhniſch und mißtrauiſch. In ſeinem Hofſtaate zettelte er häufig Zank und Stank an, ſei es um die Leute gegeneinander zu hetzen oder um etwas herauszubekommen, ſei es bloß zu ſeiner Unterhaltung. Bei ſo viel Fehlern und ſo wenig Tugenden hatte er noch einen ganz beſonders abſcheulichen Hang[2], der ſich durch Begönnerung von gewiſſen Leuten und Schenkungen an ſie auf das anſtößigſte verriet. Dieſe Günſtlinge, die von ihm alles mögliche erhielten, behandelten ihn öfters höchſt unverſchämt und verurſachten ihm häufig durch die widerlichen Eiferſüchteleien und Streitereien, die ſie untereinander hatten und die er wieder beilegen mußte, Ärger und Mißlichkeiten. Dieſe Leute, die auch noch ihren Anhang hatten und faſt alleſamt Spitzbuben und noch mehr als das waren, machten das Leben an dieſem kleinen Hofe mitunter recht ſtürmiſch. Monsieur hatte ſein Vergnügen daran.

Wenngleich man nicht ängſtlicher und unterwürfiger ſein konnte, als er gegen den König war, und er ſogar den Miniſtern und früher den königlichen Buhlerinnen ſchmeichelte, ſo fühlte er ſich doch als Bruder von Majeſtät und nahm ſich ihm gegenüber unter Wahrung der Hochachtung manche Freiheit heraus. Mit ihm unter vier Augen, ließ er ſich noch mehr gehen. Er pflegte ſich ſtets in einen Lehnſtuhl zu ſetzen und wartete nie, bis ihn der König dazu aufforderte. Nach

[1] Mont-Caſſel, bei Thérouanne. Das Treffen fand am 11. April 1677 ſtatt. — [2] Er war Päderaſt, und ſeine Mignons, die Herren von Lothringen und von Châtillon, beherrſchten den weichlichen Fürſten bis an ſein Lebensende.

der Tafel, wenn längſt kein Prinz mehr ſaß, nicht einmal Monseigneur, tat er es. Im außerperſönlichen Verkehr aber, wenn er zu Majeſtät kam oder von ihm ging, benahm er ſich mit mehr Ehrerbietung als ſonſt jemand. Und zwar vollbrachte er jedwede, auch die gewöhnlichſte Handlung mit natürlicher Anmut und Würde. Nur vor Frau von Maintenon beugte er ſich niemals. Von Zeit zu Zeit unterließ er es nicht, vor dem König auf ſie zu ſticheln und vor der Allgemeinheit boshafte Bemerkungen über ſie zu machen. Ihn reizte nicht die hohe Gunſt, in der ſie ſtand, ſondern lediglich die Vorſtellung, daß die Witwe Scarron ſeine Schwägerin geworden war. Der Gedanke daran war ihm unerträglich.

Monsieur war im höchſten Grade ſtolz, aber nicht hochmütig, dazu ſehr empfindlich und auf die ihm zukommende Ehre erpicht. Die Prinzen von königlichem Geblüt waren angeſichts der den unrechtmäßigen Königskindern zugebilligten Vorrechte hochtrabend in ihrem Auftreten. Der Prinz von Conti war hierin im allgemeinen nicht der ſchlimmſte, da er ſich dieſer Rechte nur untätig erfreute. Aber Monsieur le Prince[1] und beſonders Monsieur le Duc[2] gingen mehr und mehr jeder Gelegenheit aus dem Wege, bei Monsieur Dienſte zu tun. Das war nicht ſchwer zu bewerkſtelligen, wenn man ſich dabei nur behutſam benahm und ſich nicht ſolcher Unterlaſſungen öffentlich rühmte. Es gibt in der Welt immer und überall Leute, die ſich auf Koſten anderer einſchmeicheln wollen. Auf dieſem Wege erfuhr Monsieur ſehr bald von derartigen Prahlereien. Höchſt erzürnt beſchwerte er ſich beim Könige darüber. Der König meinte, die Sache wäre keinen Ärger wert. Monsieur ſolle nur eine Gelegenheit herbeiführen, und wenn ſich jemand weigere, ſeine Pflicht zu tun, ſo könne er ihm ja einen gehörigen Denkzettel verabreichen.

Des Königs ſicher, lauerte Monsieur nun auf die nötige Gelegenheit. Als er eines Morgens in Marly, wo er eine der vier Wohnungen zu ebener Erde bewohnte, gerade aufgeſtanden war, erblickte er durchs Fenſter Monsieur le Duc im Garten. Er öffnete ſchnell die Fenſter-

[1] Henri-Jules de Condé, 1643 bis 1709. — [2] Louis de Condé, 1668 bis 1710, vermählt 1685 mit der Baſtardtochter des Königs, Mademoiselle de Nantes.

tür und rief ihn heran. Der Gerufene kam. Monsieur trat etwas zurück und fragte, wohin er gehen wolle. Immer weiter in ſein Zimmer zurücktretend, nötigte er den Herzog, in das Zimmer einzutreten, um auf die Frage antworten zu können. Ehe er es ſich verſah, war er drinnen im Zimmer. Während Monsieur ein paar weitere Fragen ſtellte, zog er ſeinen Schlafrock aus. In dieſem Augenblicke trat ſein Leibkammerdiener ein und reichte dem Herzog auf einen Wink des dienſttuenden Kammerherrn das Hemd. Monsieur zog das Nachthemd aus, und der in die Falle gegangene Herzog wagte ſich nicht im geringſten zu ſträuben. Sowie Monsieur die Dienſtleiſtung des Herzogs empfangen hatte, begann er zu lachen und ſagte: „Leben Sie wohl, lieber Vetter! Sie hatten doch etwas vor! Ich will Sie nicht länger aufhalten!“ Der Herzog durchſchaute die ganze Boshaftigkeit und entfernte ſich höchſt ärgerlich. Noch mehr erboſte ihn die Art und Weiſe, wie Monsieur die Geſchichte hinterher erzählte.

Der Verſtorbene war ein kleiner dickbäuchiger Herr, der wie auf Stelzen ging; ſo hohe Abſätze hatte er an ſeinen Schuhen. Er trug ſtets wie ein Frauenzimmer eine Menge Schmuckſachen: Ringe, Armbänder, allerhand koſtbare Brillanten, dazu eine lange ſchwarze gepuderte Perücke. Er roch ſtark nach künſtlichen Wohlgerüchen und war in jeder Hinſicht die verkörperte Sauberkeit. Man ſagte ihm nach, er ſchminke ſich ein wenig mit Rot. Seine Naſe war reichlich lang. Er hatte einen hübſchen Mund und ſchöne Augen und ein volles, ſehr längliches Geſicht. Alle Bildniſſe von ihm ſind gut getroffen. Mich hat immer ſeine Ähnlichkeit mit Ludwig dem Dreizehnten geärgert. Er erinnerte an das Ausſehen dieſes großen Fürſten, und doch war er ihm, abgeſehen von ſeiner ſoldatiſchen Tapferkeit, gar nicht ähnlich.

Am Samstag, dem 11. Juni, kehrte der Hof nach Verſailles zurück, wo der König ſofort Madame, den Herzog und die Herzogin von Chartres in ihren Gemächern beſuchte. Madame war arg in Sorgen wegen der Lage, in der ſie ſich dem König gegenüber befand. Da jetzt für ſie alles auf dem Spiele ſtand, hatte ſie die Herzogin von Ventadour[1] gebeten,

[1] Charlotte-Eléonore-Madeleine de la Mothe-Houdancourt, 1651 bis 1744, Ehrendame der Pfälzerin und ſpäter Gouvernante Ludwigs XV., hatte 1671 den Herzog von Ventadour geheiratet.

Frau von Maintenon zu beſuchen. Dieſe tat es. Frau von Maintenon ging nicht auf Einzelheiten ein und ließ Madame nur ſagen, ſie werde nach der Mittagstafel zu ihr kommen und wünſche, daß die Herzogin von Ventadour als Dritte der Unterredung beiwohne.

Es war am Sonntag, nach der Rückkehr von Marly. Nach dem Austauſch der erſten Begrüßungen verließen alle bis auf Frau von Ventadour das Gemach. Dann bat Madame Frau von Maintenon, ſich zu ſetzen; ſie fühlte wohl, wie nötig dieſe Höflichkeit war. Hierauf begann ſie über des Königs Gleichgültigkeit während ihrer ganzen Krankheit zu klagen. Frau von Maintenon ließ ſie ausreden und erwiderte dann, der König habe ihr aufgetragen, Madame zu ſagen, daß ihr gemeinſamer Verluſt jeden Groll in ſeinem Herzen ausgelöſcht habe, vorausgeſetzt, daß ſie künftig mehr Anlaß zur Zufriedenheit gebe als in letzter Zeit. Die wahre Urſache ſeiner Gleichgültigkeit ſei aber nicht allein ihr Betragen bei der Heirat des Herzogs von Chartres geweſen, vielmehr ein andrer, ihm näher gehender Vorfall, den der König während ihrer Krankheit nicht habe berühren wollen. Bei dieſen Worten fuhr Madame, die ſich ſicher glaubte, auf und verwahrte ſich dagegen; ſie habe, von ihrem Sohn abgeſehen, nie etwas geſagt noch getan, was hätte mißfallen können, und erging ſich in Klagen und Rechtfertigungen. Als ſie im vollen Zuge war, zog Frau von Maintenon einen Brief aus ihrer Taſche und fragte ſie, ob ſie die Handſchrift kenne. Es war ein Brief von ihrer Hand an ihre Tante, die Herzogin von Hannover[1], der ſie jeden Poſttag ſchrieb. In dieſem Schreiben berichtete ſie im Anſchluß an die Neuigkeiten vom Hofe wörtlich, man wiſſe nicht mehr, was man über das Verhältnis des Königs zu Frau von Maintenon ſagen ſolle, ob es eine heimliche oder wilde Ehe ſei. Weiterhin war ſie über die äußeren und inneren Zuſtände hergefallen und hatte ſich über die Notlage des Reiches ausgelaſſen, wobei ſie behauptete, es könne ſich nicht mehr erholen. Die Poſt hatte dieſen Brief geöffnet, wie das damals üblich war und heute noch iſt, und ihn ſo ſtark gefunden, daß ſie nicht, wie gewöhnlich, einen Auszug machte, ſondern dem König die Urſchrift übermittelte. Man kann ſich denken, daß

[1] An die Kurfürſtin Sophie von Hannover, mit der die Herzogin in vertrauteſtem Briefwechſel ſtand.

Madame beim Anblick und beim Wiederleſen dieſes Briefes meinte, ſie müſſe vergehen. Sie brach in Tränen aus, und Frau von Maintenon ſtellte ihr in aller Sachlichkeit die Ungeheuerlichkeit ihres Briefes vor, zumal er ins Ausland gehen ſollte. Nun begann Frau von Ventadour allerlei zu ſchwatzen, damit Madame Zeit gewann, ſich zu faſſen und etwas zu ſagen. Ihre beſte Entſchuldigung war ein Geſtändnis deſſen, was ſie nicht mehr leugnen konnte; ſie bat um Verzeihung und verſprach Reue und Beſſerung.

Als dies erledigt war, bat Frau von Maintenon, Madame möge nun, nachdem ſie ſich des Auftrages des Königs entledigt habe, auch geſtatten, daß ſie ihr ein Wort in eigener Sache ſage. Auch ſie müſſe ſich beklagen, denn obgleich ihr Madame ehedem die Ehre erwieſen, um ihre Freundſchaft zu bitten und ſie ihrerſeits zu geloben, habe ſie ſeit einigen Jahren ihr Benehmen gänzlich geändert. Madame glaubte gewonnenes Spiel zu haben; ſie entgegnete, daß ihr dieſe Ausſprache um ſo mehr erwünſcht wäre, da ſie ſich ihrerſeits über das veränderte Benehmen der Frau von Maintenon zu beklagen habe, die ſie plötzlich vernachläſſigt und ſie ſchließlich gezwungen habe, ihr fernzubleiben. Frau von Maintenon gönnte ihr ein zweites Mal die Freude, ſich in Klagen, Bedauern und Vorwürfen zu erſchöpfen; dann geſtand ſie Madame, daß ſie allerdings angefangen habe, ſich von ihr zurückzuziehen, und zwar aus ſchwerwiegenden Gründen. Darauf äußerte Madame erneute Klagen und das Verlangen, dieſe Gründe kennen zu lernen. Nun ſagte ihr Frau von Maintenon, es ſei ein Geheimnis, das ihr bis dahin noch nie über die Lippen gekommen ſei, obgleich die Dame, der ſie verſprochen habe, es zu wahren, ſchon zehn Jahre tot ſei, ſo daß ſie längſt die volle Redefreiheit gehabt habe. Und nun erwähnte ſie eine Unmenge beleidigender Dinge, die Madame der Dauphine[1] über ſie geſagt hatte, als ſie [Frau von Maintenon] ſchlecht mit jener ſtand. Bei dieſem zweiten Blitzſchlage erſtarrte Madame zur Bildſäule. Eine Weile herrſchte tiefes Schweigen. Frau von Ventadour nahm ihre Rolle von vorhin wieder auf, um Madame wieder zu ſich kommen zu laſſen. Dieſe wußte ſich nicht anders zu helfen

[1] Der Gemahlin Monseigneurs.

als beim erſten Male. Sie weinte und ſchrie, geſtand alles ein und bat um Verzeihung. Frau von Maintenon koſtete ihren Sieg kalten Herzens gehörig aus und ließ Madame bis zum Heiſerwerden reden und weinen und flehentlich ihre Hände ergreifen. Es war eine ſchreckliche Demütigung für die ſo hochmütige ſtolze Deutſche. Zum Schluß ließ ſich Frau von Maintenon erweichen, nachdem ſie, ihrem Vorſatz gemäß, ihre volle Rache genoſſen hatte. Die Damen umarmten ſich, verſprachen, alles zu vergeſſen, und gelobten einander neue Freundſchaft.[1] Frau von Ventadour zerfloß in Tränen, und die Verſöhnung ward damit gekrönt, daß Frau von Maintenon auch des Königs ſtillſchweigende Verzeihung verſicherte.

Der König, dem weder der Beſuch der Frau von Maintenon noch deſſen Zweck unbekannt war, ließ Madame ein wenig Zeit, ſich zu erholen, und begab ſich dann am nämlichen Tage zu ihr, um in ihrer und des Herzogs von Chartres Gegenwart das Teſtament Monsieurs zu eröffnen. Es ſtammte aus dem Jahre 1690, war kurz und bündig und ernannte zum Vollſtrecker ſeines letzten Willens den jeweiligen erſten Vorſitzenden des Pariſer Parlaments. Der König war ſehr gnädig mit Madame und behandelte den Herzog von Chartres wirklich mit fabelhafter Liebenswürdigkeit. Er gab ihm zu den Bezügen, die er ſchon hatte und behielt, alle Einkünfte Monsieurs, die ſich auf 650000 Livres beliefen, ſo daß er insgeſamt nach Abzug deſſen, was ſeiner Mutter zukam, ein Jahreseinkommen von einer Million achtmalhunderttauſend Livres hatte, dazu das Palais-Royal, Saint-Cloud und ſeine übrigen Schlöſſer. Er erhielt, was ſonſt nur den Brüdern des Königs zuſtand, eine Leibwache und Schweizer, die gleichen wie ſein Vater, einen Saal für die Wache im Schloß zu Verſailles, einen Kanzler und einen Generalanwalt, unter deſſen Namen er Rechtsſtreite führen konnte; ferner das Recht, alle Pfründen, mit Ausnahme der Bistümer, in ſeinen Herrſchaften zu vergeben. Er behielt ſein Reiter- und ſein Infanterieregiment und erhielt alle Regimenter, deren Inhaber ſein Vater geweſen war. Dazu nahm er den Titel eines Herzogs von Orleans an.

[1] Dieſe Freundſchaft hielt, wie billig, nicht ſtand; die zahlreichen Ausfälle in den Briefen der Pfälzerin beweiſen, was dieſe von der „alten zott“ dachte.

VIII

1702

SAINT-SIMON ERBITTET SEINEN ABSCHIED PRINZESSIN VON HARCOURT / LIEBELEIEN DER HERZOGIN VON BURGUND / NINON DE L'ENCLOS

DIE Verminderung der Truppen, die nach dem Frieden von Rijswijk [1697] eintrat, war groß und ſonderbar. Barbesieux[1], jung und heißſpornig wie er war, ging rückſichtslos vor. Er nahm weder auf die Trefflichkeit der Regimenter, beſonders bei der Kavallerie, noch auf die Verdienſte der Offiziere und Kommandeure Rückſicht, und der König ließ ihm freie Hand. Ich ſtand mit Barbesieux in keinem Verkehr. Mein Regiment wurde aufgelöſt[2], und da es ſehr gut war, wurden die Reſte mit anderen Regimentern verſchmolzen. Meine Kompagnie wurde dem Regiment des Grafen von Ugry[3] einverleibt. Das war ſein Schwager, deſſen Fortkommen er beſonders im Auge hatte. Es war mir kein Troſt, daß ich mein Los mit vielen anderen teilte. Die Oberſten der aufgelöſten Regimenter wurden anderen Regimentern zugeteilt, und ich kam in das eines Herrn von Saint-Mauris, eines mir gänzlich unbekannten Edelmannes aus der Freigrafſchaft, deſſen Bruder als Generalleutnant ſehr angeſehen war. Bald verlangten die Kommißknöpfe, die ihre Naſe in alles ſteckten, daß auch die Offiziere, die à la suite eines Regiments ſtanden, daſelbſt zwei Monate Dienſt tun ſollten. Dieſe Verfügung war mir ſehr läſtig.

[1] Louis-François-Marie Le Tellier, Marquis de Barbesieux, Staatsſekretär des Krieges, bereits erwähnt S. 306 und 311 f. Er war auch Kanzler des hochangeſehenen Ordens des Heiligen Geiſtes. — [2] Das Kavallerieregiment, das Saint-Simon im November 1695 um 26000 Livres von dem Chevalier du Rozel erworben hatte. — [3] François de Crussol, der Sohn des Herzogs d'Ugry, 1678 bis 1736, deſſen Schweſter den Marquis Barbesieux geheiratet hatte.

Ich fügte mich zwar, aber da meine Geſundheit nicht ganz in Ordnung war und man mir die Bäder von Plombières verordnet hatte, bat ich um Verſetzung dahin, und ſo leiſtete ich während dreier Jahre dort meine Übungen ab, bei einem Regiment, wo ich niemanden kannte, keine Truppe unter mir hatte und nichts zu tun bekam.
Der König ſchien damit zufrieden. Ich nahm oft an den Ausflügen nach Marly teil. Hie und da richtete er Worte an mich, was man als Gunſtbezeigung auffaßte. Kurzum, er behandelte mich gut und beſſer als meine Alters- und Ranggenoſſen. Inzwiſchen ernannte man einige Oberſte der Reiterei, die Hinterleute von mir waren, von neuem zu Regimentskommandeuren. Es waren ältere Offiziere, die durch ihre langen und guten Dienſte Anſpruch auf ein Regiment hatten. Ihre Beförderung wunderte mich alſo nicht; denn man lebte nicht mehr in einer Zeit, wo man ſich bloß auf Stand und vornehme Geburt berufen konnte. Nur die Rangliſte galt, und Ausnahmen wurden lediglich gemacht für Taten vor dem Feinde. Ich hatte zu viele Vorderleute, um auf eine Ernennung zum Brigadekommandeur rechnen zu können; mein Wunſch ging nicht weiter, als an die Spitze eines Regiments zu kommen, wenn der Krieg wieder ausbräche, um ihn nicht ſozuſagen als Flügeladjutant des Herrn von Saint-Mauris und ohne Truppe mitzumachen, ich, der ich nach der Schlacht bei Neerwinden mit einem Regiment ausgezeichnet worden war, es hochgebracht und – ich darf dies wohl ſagen – in den vier folgenden Feldzügen bis zum Kriegsende mit Eifer und Erfolg geführt hatte. Endlich erfolgte die große Beförderung, die jedermann durch ihren Umfang überraſchte. Niemals hatte man auch nur annähernd etwas Ähnliches erlebt. Ich durchflog begierig die Liſte der Brigadiers, um zu ſehen, ob ich bald an die Reihe käme, und las mit größtem Erſtaunen die Namen von fünf oder ſechs im Dienſtalter hinter mir ſtehenden Herren. Ihre Namen haben ſich für immer meinem Gedächtnis eingebrannt. Ich fühlte mich im höchſten Grade verletzt. Ich hatte die Gleichheit in der Rangliſte ſchon als Demütigung empfunden; die Bevorzugung von fünf gewöhnlichen Edelleuten aber war mir unerträglich. Doch ſchwieg ich, um in der Aufregung nichts Unſchickliches zu tun. Der Marſchall von Lorge

war ſeinet- wie meinetwegen außer ſich; ſein Bruder[1] nicht minder. Beide rieten mir, den Abſchied zu nehmen. Ich hatte in meiner Verſtimmung große Luſt dazu; doch der Gedanke an meine Jugend, an den bevorſtehenden Krieg, an den Verzicht auf alle Ausſichten des Krieges, an die Langeweile des Müßigganges, an den Schmerz, vielleicht bereits im Sommer vom Kriege hören zu müſſen, vom Abreiſen nach dem Kriegsſchauplatz, von Beförderungen vor dem Feinde, von Auszeichnungen meiner Kameraden, alles das hielt mich mit Macht zurück. In dieſem inneren Zwieſpalt verbrachte ich zwei Monate, jeden Morgen bereit, den Dienſt aufzugeben, ohne jedoch zu einem Entſchluß zu kommen.

Als ich mir endlich gar nicht mehr Rat wußte, entſchloß ich mich, gedrängt von den beiden Marſchällen, meine Angelegenheit einigen Unparteiiſchen zu unterbreiten und deren Urteil dann zu befolgen. Ich erwählte als Sachverſtändige den Marſchall von Choiseul, unter dem ich gedient hatte, Herrn von Beauvillier, den Kanzler[2], und Herrn von La Rochefoucauld. Ich hatte mich ihnen gegenüber bereits beklagt; ſie waren über die Ungerechtigkeit empört; die drei letzteren beſonders als Hofleute. Das war, was ich wollte. Der höfiſche Geiſt ſollte aus ihnen ſprechen. Ich wollte nur tun, was von der Hofgeſellſchaft und des Königs nächſter Umgebung gebilligt werden mußte, in keinem Falle etwas Unvorſichtiges oder Leichtfertiges, das ich ſpäter zu bereuen hätte. So überließ ich dieſen vier Herren die Entſcheidung über mein Verhalten. Ich täuſchte mich: die drei Höflinge erteilten mir keinen anderen Rat als die drei Marſchälle. Alle ſagten mir aus voller Überzeugung, es ſei ſchmählich und unerträglich, daß ein Mann von meiner Geburt, von meinem Stande, der in vier Feldzügen mit Auszeichnung an der Spitze eines vortrefflichen Regiments gedient hatte, den man dann ohne Grund beiſeitegeſetzt, bei einer ſo umfangreichen Beförderung übergangen worden war, und daß ich, allein, ohne Brigade, ohne Regiment, ja ohne Kompagnie und Truppe, nur im Gefolge des Herrn von Saint-Mauris ins Feld rücken

[1] Der Marſchall de Duras, ein Neffe Turennes, 1620 bis 1704. — [2] Damals Louis Phélypeaux, Graf von Pontchartrain; ſiehe Fußnote auf S. 323.

ſollte, während mir fünf jüngere Offiziere in höchſt ungerechter Weiſe vorgezogen worden waren.

So faßte ich denn meinen Entſchluß. Ich ließ kein Wort des Unwillens fallen; ich gab mich zufrieden mit der Haltung der Geſellſchaft und der Offiziere und ließ die Tatſache meiner Übergehung für mich ſprechen. Der Zorn des Königs war allerdings unvermeidlich. Darauf hatten die Herren mich vorbereitet, und ich war darauf gefaßt. Soll ich geſtehen, daß mir das nicht gleichgültig war? Majeſtät nahm es übel, wenn man den Dienſt aufgab; er pflegte in ſolchem Falle zu ſagen, man verlaſſe ihn, beſonders wenn es Leute von Stand waren. Am meiſten aber war er ungehalten, wenn man wegen einer Ungerechtigkeit ging, und er ließ es einem lange entgelten.

Ich ſchrieb alſo einen kurzen Brief an den König, in dem kein Wort der Klage oder der Unzufriedenheit ſtand, auch nichts von dem Regiment und der Beförderung, in dem ich ihm einzig und allein mein Bedauern ausdrückte, daß der ſchlechte Zuſtand meiner Geſundheit mich zwinge, meinen Abſchied zu erbitten, und daß mir nur der Troſt bliebe, nun häufiger in ſeiner nächſten Umgebung zu weilen und ihm meine beſtändige Dienſtbereitſchaft zu beweiſen. Mein Brief fand die Billigung meiner Freunde, und am Kardienstag überreichte ich ihn perſönlich dem Könige an der Tür ſeines Arbeitszimmers, als er aus der Meſſe kam. Danach ging ich zu Chamillart[1], den ich nicht weiter kannte. Er kam gerade aus ſeinen Gemächern, um in den Staatsrat zu gehen. Ich ſagte ihm verbindlichſt das nämliche, ohne irgend etwas hinzuzufügen, was meine Unzufriedenheit ahnen laſſen konnte. Dann fuhr ich nach Paris.

Ich hatte verſchiedene Leute, Herren und Damen meiner Bekanntſchaft, beauftragt, mir mitzuteilen, was auch immer der König über meinen Brief äußern werde. Ich blieb acht Tage in Paris und kehrte erſt am Oſterdienstag nach Verſailles zurück. Dort erfuhr ich vom Kanzler, daß der König nach Eintritt des Rates meinen Brief geleſen, ſofort Chamillart gerufen und einen Augenblick abſeits mit ihm geſprochen habe. Ich erfuhr auch, daß er nicht ohne Erregung geäußert

[1] Michel Chamillart; vgl. Anmerkung auf S. 311.

habe: „Da iſt ſchon wieder einer, der uns im Stich läßt!“ Worauf er ihm den Inhalt meines Briefes Wort für Wort mitgeteilt habe. Ich erfuhr fernerhin, daß ihm weiter kein Wort entſchlüpft ſei.

Am genannten Dienstag erſchien ich zum erſtenmal nach der Überreichung meines Briefes wieder vor dem Könige. Es war nach der Abendtafel. Ich würde mich ſchämen, die folgende Kleinigkeit zu erzählen, wenn ſie nicht der Schilderung ſeines Weſens diente. Obgleich das Gemach, in dem ſich der König auskleidete, hell erleuchtet war, hielt der Almoſenier vom Dienſt während des Abendgebets einen Leuchter mit brennender Kerze in der Hand. Den übergab er dem erſten Kammerdiener, der ihn vor dem König hertrug, wenn er nach ſeinem Lehnſeſſel ging. Majeſtät pflegte dann um ſich zu blicken und nannte laut einen der Anweſenden, dem der erſte Kammerdiener den Leuchter übergab. Dies galt als hohe Auszeichnung, ſo ſehr war der König Meiſter der Kunſt, einem Nichts Bedeutung zu verleihen. Er ließ den Leuchter lediglich ſolchen Perſonen reichen, die an Würde und Geburt hervorragten, und nur ſelten ſolchen, bei denen Alter und Verdienſt den Mangel daran ausglichen. Mir hatte er ihn oft geben laſſen, ſelten Geſandten, den Nuntius ausgenommen, und in der letzten Zeit auch dem ſpaniſchen Geſandten. Man zog ſeinen Handſchuh aus, trat vor und hielt den Leuchter während der kurzen Zeit, bis ſich der König zu Bett legte; dann gab man ihn dem erſten Kammerdiener zurück. Ich hatte mich abſichtlich nicht in die vorderſte Reihe geſtellt und war ſehr überraſcht, als ich meinen Namen hörte. Auch in der Folge wurde ich vom König nicht weniger denn früher zum Halten des Leuchters befohlen. Es geſchah dies aber nicht, weil keine vornehmen Perſönlichkeiten vorhanden waren, ſondern weil er innerlich gereizt war und es nicht merken laſſen wollte. Das war aber auch alles, was ich während dreier Jahre von ihm erhielt. Während dieſer Zeit benutzte er, in Ermangelung einer weſentlichen, jede geringſte Gelegenheit, um mir ſeine Ungnade zu bezeigen. Er ſprach nicht mit mir, ſah mich nur wie zufällig an, ſagte mir aber auch kein Wort über meinen Brief, noch über mein Scheiden aus dem Heere. Ich ging nicht mehr nach Marly, und nach einigen

Reiſen gewährte ich ihm nicht weiter das Vergnügen, mich überſehen zu können.

Die Prinzeſſin von Harcourt war eine Perſönlichkeit, die ſich lohnt kennen zu lernen, wenn man den Hof kennen lernen will, der Leuten ſolcher Art nicht nur in dieſem einen Falle Zutritt gewährte. Sie war ſehr ſchön und galant geweſen; aber noch ehe ſie wirklich alt war, waren ihre Reize verſchrumpft.

Damals [1702] war ſie eine große, ſtarke, überaus unruhige Perſon mit milchſuppenfarbener Haut, dicken häßlichen Lippen und Flachshaaren, die immer unordentlich und ſchmutzig ausſahen, ganz wie ihre Kleidung, ungepflegt und ſchnuddelig, ewig in Ränke verſtrickt, anſpruchsvoll, immer ſtreitluſtig, immer auf den Knien rutſchend oder auf dem hohen Pferde ſitzend, je nachdem ſie jemanden einſchätzte.

Dieſes blonde Scheuſal war voller Frechheit, Niedertracht, Gaunerei und Gewalttätigkeit, voller Geiz und Habgier. Ihre Verfreſſenheit war ebenſo groß wie ihre Fixigkeit beim Sich-wieder-Erleichtern. Sie brachte jeden zur Verzweiflung, bei dem ſie zu Tiſche war, weil ſie nicht verfehlte, nach der Tafel ein gewiſſes Örtchen aufzuſuchen, oft genug aber nicht rechtzeitig daſelbſt anlangte und den Weg dahin mit einer abſcheulichen Spur beſudelte. Die Dienerſchaft wünſchte ſie manches Mal zum Teufel. Sie geriet dabei durchaus nicht in Verlegenheit. Mit hochgehobenen Röcken ging ſie ihren Weg. Wenn ſie zurückkam, ſagte ſie, ihr ſei unwohl geweſen. Daran war man gewöhnt.

Sie machte Geſchäfte aller Art, wobei ſie ſich um hundert Franken ebenſo bemühte wie um hunderttauſend. Die Oberſteuerpächter wurden ſie ſchwer los. Und wo ſie konnte, betrog ſie die Geſchäftsleute, um ſich zu bereichern. Ihre Keckheit, beim Spiel zu mogeln, war unglaublich. Sie tat es ganz offen. Wenn man ſie dabei erwiſchte, ſchimpfte ſie, aber ſackte den Gewinn ein. Und da dies nie anders war, ſchätzte man ſie wie ein Fiſchweib, mit dem ſich niemand einlaſſen mochte. So trieb ſie es im Salon von Marly, beim „Lands-

knecht", in Gegenwart des Herzogs und der Herzogin von Burgund. Bei andern Spielen, zum Beiſpiel beim L'hombre, mied man ſie, ſoweit das angängig war.

Die Prinzeſſin war eine große Betſchweſter, beſuchte alle Andachten und lief unaufhörlich zur Beichte, regelmäßig aber, wenn ſie bis früh vier Uhr geſpielt hatte. An einem hohen Feiertage in Fontainebleau, als der Marſchall von Villeroy den Dienſt hatte, beſuchte ſie die Marſchallin zwiſchen Veſper und Abendandacht. Aus Schelmerei, um ſie von der Andacht abzuhalten, ſchlug ihr die Marſchallin ein Spielchen vor. Die Prinzeſſin ſträubte ſich dagegen und ſagte ſchließlich, Frau von Maintenon werde auch zur Andacht kommen. Die Marſchallin ließ aber nicht locker und meinte, das ſei doch lächerlich, als ob Frau von Maintenon ſtets ſehen und bemerken müſſe, wer in die Kapelle käme und wer nicht. Und ſo ſetzte man ſich zum Spiel.

Nach der Abendandacht kam es Frau von Maintenon, die faſt nie Beſuche machte, in den Sinn, einmal bei der Marſchallin von Villeroy vorzuſprechen, vor deren Gemächern ſie vorüber mußte, um zu ihrer Treppe zu gelangen. Man öffnete die Tür und meldete die Beſucherin an. Die Prinzeſſin von Harcourt iſt wie vom Blitz getroffen. „Ich bin verloren!" ſchreit ſie, übermäßig laut, denn ſie konnte ſich nie beherrſchen. „Jetzt ſieht ſie mich beim Spiel ſtatt bei der Andacht!" Außer ſich läßt ſie die Karten fallen und ſich ſelbſt in den Lehnſtuhl.

Die Marſchallin lacht aus vollem Herzen über den gelungenen Streich. Frau von Maintenon tritt langſam ein, von fünf oder ſechs Perſonen begleitet, und ſieht dies Bild. Die Marſchallin, witzig wie immer, ſagt zu ihr, die Ehre, die ſie ihr erweiſe, habe eine große Verwirrung verurſacht. Dabei zeigt ſie auf die faſſungsloſe Prinzeſſin. Frau von Maintenon lächelt in hoheitsvoller Güte und wendet ſich zur Harcourt mit den Worten: „Das alſo iſt Ihre heutige Abendandacht?"

Wütend fährt die Prinzeſſin aus ihrem Ohnmachtsanfall auf und ſtottert, man habe ihr da einen Streich geſpielt, denn offenbar habe die Marſchallin von Villeroy den Beſuch der Frau von Maintenon er-

wartet. Man habe ſie zum Spiel genötigt, um ſie von der Abendandacht abzuhalten.

„Genötigt?“ wirft die Marſchallin ein. „Ich war der Meinung, beſſer als mit einer Einladung zu einem Spielchen kann man Sie nicht empfangen! Es iſt ja wahr, daß Sie einen Augenblick Bedenken gehabt haben, bei der Andacht vermißt zu werden, indeſſen der Hang hierzu war ſtärker.“ — Und zu Frau von Maintenon gewandt, fügte ſie hinzu: „Das, Madame, iſt meine Schuld!“ Dabei lachte ſie noch ausgelaſſener denn zuvor.

Um dem Wortwechſel ein Ende zu ſetzen, wollte Frau von Maintenon, daß man weiterſpiele. Die Prinzeſſin von Harcourt brummte vor ſich hin und vermochte ſich noch immer nicht zu faſſen. Sie ſpielte ſinnlos, und die Fehler, die ſie dabei machte, verdoppelten ihre Wut. Mit einem Wort, es war eine Poſſe, die den geſamten Hof tagelang beluſtigte, denn die ſchöne Prinzeſſin war in gleicher Weiſe gefürchtet, verhaßt und mißachtet.

Der Herzog und die Herzogin von Burgund ließen ihren Mutwillen fortwährend an ihr aus. Eines Tages legten ſie Fröſche die ganze Allee entlang, die vom Schloſſe zu Marly bis zur „Perspective“ führt, wo ſie wohnte. Sie war ſchrecklich ängſtlich. Man ſtellte zwei Träger an, die ſich ihr anbieten mußten, ſie nach ihrer Wohnung zu tragen. Ungefähr in der Mitte der Allee fingen die Fröſche an loszuplatzen. Die Prinzeſſin ſchrie gottsjämmerlich, während die Träger die Sänfte niederſetzten und davonliefen. Alles, was im Salon war, ſah ſich von der Türe aus das Schauſpiel an. Die Prinzeſſin ſchlug vor Aufregung in der Sänfte um ſich, ſo daß dieſe beinahe umgefallen wäre, und brüllte wie eine Beſeſſene. Die Geſellſchaft eilte herbei, um ſich am Geſchimpf der Prinzeſſin auf jeden, der herankam, beſonders auf den Herzog und die Herzogin, aus der Nähe zu erlaben.

Ein andermal, ebenfalls in Marly, als es ſtark geſchneit hatte, verſahen ſich die Herzogin von Burgund und ihr Gefolge auf der Terraſſe vor dem Saale mit Schneebällen, zu deren maſſenhafter Herſtellung das Geſinde des Marſchalls von Lorge, der den Dienſt hatte, geweckt worden war. Hierauf ſchlich ſich die Geſellſchaft, mit Kerzen aus-

gerüſtet, mit Hilfe eines Hauptſchlüſſels in das Zimmer der Prinzeſſin von Harcourt, riß die Bettvorhänge auseinander und bombardierte die Überraſchte. Die ſchmutzige alte Hexe fuhr entſetzt auf, über und über von den naſſen Schneebällen beklatſcht, und ſchrie, als ob ſie am Spieße ſtäke. In ihren aufgelöſten triefenden Haaren, ſich hilf- und rettungslos hin und her windend wie ein Aal, bot ſie ein Bild, das die Zuſchauer über eine halbe Stunde lang ergötzte. Schließlich ſchwamm die Nymphe richtig in ihrem Bett, aus dem das Waſſer nach allen Seiten herauslief und das ganze Gemach überflutete. Sie platzte bald vor Wut. Am andern Tage ſchmollte und grollte ſie, worüber man ſich erſt recht beluſtigte.

Sie ſchmollte öfters, wenn der Schabernack, den man ihr antat, allzu arg ward oder wenn Monsieur le Grand ſie ſchlecht behandelt hatte. Er bemerkte, durchaus mit Recht, niemand mit dem Namen Lothringen dürfe ſich ſo aufführen, daß man mit ihm Schindluder treiben könne, und rückſichtslos, wie er war, ſagte er ihr mitunter bei der Tafel in aller Gegenwart ordentlich ſeine Meinung, worauf die Prinzeſſin zu heulen anfing, in Wut geriet und ſchließlich die Gekränkte ſpielte. Die Herzogin von Burgund tat dann gleichfalls, als grolle ſie, um ſich einen Spaß mit ihr zu machen. Das hielt die Prinzeſſin von Harcourt nicht lange aus. Auf den Vorwurf der Herzogin, ſie ſei ihre Feindin, kroch ſie zu Kreuze und bat unter Tränen um Verzeihung, daß ſie geſchmollt hatte, und um Schutz vor all dem Spott. Nachdem man ſie ordentlich hatte zappeln laſſen, erbarmte ſich die Herzogin von Burgund ihrer endlich, aber nur, um es alsbald noch ſchlimmer mit ihr zu treiben.

Die Prinzeſſin bezahlte ihre Leute ſchlecht oder gar nicht. Eines ſchönen Tages hielten dieſe auf Verabredung ihren Wagen auf der Neuen Brücke an. Der Kutſcher und der Diener ſtiegen vom Bock, traten an den Schlag und ſagten ihr Dinge, die ſie ihr Lebtag noch nicht zu hören bekommen hatte. Ihr Stallmeiſter und ihre Kammerfrau öffneten die Wagentür; dann liefen ſie alleſamt weg und überließen die Prinzeſſin ihrem Schickſal. Sie begann nun den Pöbel, der ſich inzwiſchen um die Kutſche verſammelt hatte, anzureden und

hatte das Riesenglück, einen Lohnkutscher zu finden, der auf ihren Bock kletterte und sie nach Hause fuhr.
Sie pflegte ihre Leute zu verhauen, war grob und heftig mit ihnen und wechselte ihr Gesinde alle Tage. Einmal hatte sie eine Kammerfrau, eine handfeste Person, der sie gleich am ersten Tage einen tüchtigen Puff und ein paar Ohrfeigen verabreichte. Die Kammerfrau sagt kein Wort, erkundigt sich bei den anderen Dienstboten über den Ton im Hause, schickt darauf ihre Siebensachen fort und erscheint am andern Morgen im Schlafgemach der Prinzessin zu einer Zeit, wo diese allein ist. Unvermerkt riegelt sie die Tür von innen ab und reizt die Prinzessin durch ein paar schnippische Worte, ihr abermals eine Backpfeife zu versetzen. Darauf wirft sie sich auf die Prinzessin, gibt ihr hundert Maulschellen, dazu ebenso viele Faustschläge und Fußtritte und prügelt sie vom Scheitel bis zur Sohle braun und blau. Nachdem sie sie nach Herzenslust verwalkt hat, läßt sie die windelweich Geschlagene zerzaust und heulend auf dem Fußboden liegen, öffnet die Türe, schließt sie von draußen fest zu, gewinnt die Treppe und verläßt das Haus.

Der Marquis von Vauban (Sebastian Leprêtre), aus einer kleinen burgundischen Adelsfamilie, vielleicht der anständigste und tüchtigste Mann seines Jahrhunderts, der hochberühmte Meister der Befestigungs- und Belagerungskunst, war der einfachste, aufrichtigste und bescheidenste Mensch. Mittelgroß und untersetzt, machte er den Eindruck eines echten Soldaten, aber er hatte dabei etwas Bäurisches und Grobes an sich, um nicht zu sagen Ruppiges und Rauhbeiniges. Aber das war nur äußerlich. Niemand war so mild, mitleidig und gefällig wie er. Er achtete die andern, aber ohne jedwede Höflichkeit. Mit dem Leben der Menschen ging er auf das allersparsamste um. Tapfer nahm er alle Last auf sich und ließ die Ehre den andern. Es bleibt ein Rätsel, wie er mit so viel Freimut und Gradheit, immer seinen eigenen ehrlichen und redlichen Weg gehend, die Freundschaft und das Vertrauen von Louvois und von Majestät in so hohem Maße hat gewinnen und bewahren können.

Der König hatte ihm bereits im Jahre vorher [1702] kundgetan, daß er ihn zum Marſchall von Frankreich machen wollte. Vauban hatte damals nachdrücklich gebeten, bedenken zu wollen, daß dieſe Würde für einen Mann ſeines Standes durchaus nicht paſſe. Er könne niemals eine Armee führen, und wenn bei einer Belagerung der Oberbefehlshaber zufällig ein jüngerer Marſchall wäre, ſo gäbe das nur Wirrwarr. Dieſe hochherzige Ablehnung, auf Gründe geſtützt, die ſeine Vortrefflichkeit erſt recht hervorhoben, beſtärkte des Königs Wunſch, ihn auf das höchſte auszuzeichnen.
Vauban hatte dreiundfünfzig Belagerungen geleitet, davon einige zwanzig in Gegenwart des Königs, der ſich wohl zum eigenen Ruhme zum Marſchall von Frankreich machen mochte, als er Vauban den Marſchallſtab reichte. Dieſer empfing ihn mit ebenſoviel Beſcheidenheit, wie er zuvor Selbſtloſigkeit bewieſen hatte.

Hier fällt mir eine kleine Geſchichte ein, die ich klugerweiſe verſchweigen müßte; doch ſcheint ſie mir, der ich die Dinge aus ſolcher Nähe geſehen habe, merkwürdig genug, um ſie niederzuſchreiben. Wir hatten eine reizende Prinzeſſin, die ſich durch ihre Anmut, ihre Liebenswürdigkeit und ihr ganz eigenartiges Weſen Herz und Gunſt des Königs, der Frau von Maintenon und des Herzogs von Burgund erobert hatte. Die große und durchaus gerechtfertigte Unzufriedenheit mit dem Herzog von Savoyen, ihrem Vater, hatte die Zuneigung der Genannten zu ihr in keiner Weiſe geſchmälert. Der König, der ihr nichts verbarg und, wenn ſie gerade zu ihm kam, in ihrer Gegenwart mit ſeinen Miniſtern ruhig weiter arbeitete, hatte die Aufmerkſamkeit, niemals irgend etwas, was ihren Vater betraf, vor ihr zu berühren. Wenn ſie mit ihm allein war, fiel ſie ihm oft um den Hals, ſetzte ſich auf ſeinen Schoß, neckte ihn mit allen möglichen Scherzen, durchſtöberte ſeine Papiere, öffnete und las, manchmal gegen ſeinen Willen, in ſeiner Gegenwart ſeine Briefe, und ganz ſo verfuhr ſie mit Frau von Maintenon. Trotzdem ſie ſolche Freiheit genoß, ſagte ſie nie etwas gegen andere; ſie war liebenswürdig gegen jedermann und ſuchte, wo ſie konnte, die Menſchen gegen boshafte An-

griffe zu ſchützen. Sie war aufmerkſam gegen die Dienerſchaft des Königs und verachtete ſelbſt die Niedrigſten nicht. Gegen ihre eigenen war ſie gütig, und mit ihren Damen, den alten wie den jungen, lebte ſie wie mit Freundinnen, ganz ungezwungen. Sie war die Seele des Hofes, der ſie anbetete; und alle, groß und klein, bemühten ſich, ihr zu gefallen. War ſie abweſend, ſo fehlte jedem etwas, während ihre Gegenwart jedweden belebte. Die außerordentliche Gunſt, in der ſie ſtand, gab ihr ein außerordentliches Anſehen, und ihr Benehmen gewann ihr alle Herzen. In dieſen glänzenden Verhältniſſen blieb auch ihr Herz nicht unempfindlich.

Der Marquis von Nangis[1], der ſpätere recht mittelmäßige Marſchall von Frankreich, war damals der erleſenſte Dandy am Hofe. Er hatte ein hübſches, wenn auch kein beſonderes Geſicht und war gut, wenn auch nicht tadellos gewachſen; durch ſeine Großmutter, die Marſchallin von Rochefort, und ſeine Mutter, Frau von Blansac[2], wurde er in der Galanterie und der Kunſt der Ränke unterwieſen, in denen beide Meiſterinnen waren. Sehr jung eingeführt in die große Welt, wo dieſe Künſte gewiſſermaßen Drehpunkte ſind, beſaß Nangis nichts als die Gabe, den Damen zu gefallen, das zu ſagen, was ſie gerne hören, und die begehrenswerteſten unter ihnen durch eine Verſchwiegenheit zu gewinnen, die der Jugend fremd iſt und in ſeinem Jahrhundert nicht mehr Sitte war. Im übrigen war er durchaus ein Sohn ſeiner Zeit. Schon als Kind hatte er ein Regiment erhalten; er hatte für ſein Alter genügende Willenskraft, Eifer und im Kriege glänzende Tapferkeit gezeigt, wovon die Damen viel Weſens gemacht hatten. Er gehörte zu den Vertrauteſten des Kreiſes um den Herzog von Burgund, der ungefähr im gleichen Alter ſtand und ihm ſehr geneigt war.

Dieſer Fürſt liebte ſeine Gemahlin leidenſchaftlich, aber er vermochte ſich mit Nangis nicht zu meſſen. Die Prinzeſſin erwiderte des Herzogs Zärtlichkeit ſo herzlich, daß er geſtorben iſt, ohne jemals zu ahnen, daß ſie auch Augen für einen andern hatte. Ihr Blick war auf Nangis ge-

[1] Louis-Armand de Brichanteau, Marquis de Nangis, 1682 bis 1742. Saint-Simon ſpricht oft von ihm (IV, 170 u. XVI, 359). — [2] Seine Mutter war in zweiter Ehe mit dem Grafen von Blansac verheiratet.

fallen, und bald galt er nur ihm. Nangis war nicht undankbar; aber er fürchtete den Sturm, und ſein Herz war nicht mehr frei.

Frau von La Vrillière[1], die nicht ſchön, aber hübſch und anmutig wie ein Liebesengel war, hatte es ihm angetan. Sie war die Tochter der Gräfin von Mailly, der Schmuckdame der Herzogin von Burgund, und lebte in deren nächſter Umgebung. Die Eiferſucht machte ſie raſch ſehend. Weit entfernt davon, der Prinzeſſin zu weichen, ſetzte ſie im Gegenteil ihre Ehre darein, das Eroberte zu behaupten, dafür zu kämpfen und zu ſiegen. Dieſer Kampf brachte Nangis in ſeltſame Verlegenheit. Er fürchtete die Wut ſeiner Geliebten, die ihm über ihre wirkliche Macht hinaus mit einem Bruche vor aller Welt drohte. Abgeſehen von ſeiner Liebe zu ihr, fürchtete er davon das Schlimmſte, und ſchon wähnte er, ſeine Laufbahn wäre erledigt. Nicht minder gefährdete ihn andrerſeits ſeine Zurückhaltung vor einer ſo mächtigen Fürſtin, die eines Tages Herrſcherin werden ſollte und nicht geneigt war, zu weichen oder gar eine Nebenbuhlerin zu dulden. Seine Ratloſigkeit bot den Eingeweihten eine fortgeſetzte Komödie. Ich war damals viel bei Frau von Blansac in Paris und bei der Marſchallin von Rochefort in Verſailles; ich war der Vertraute mehrerer Palaſtdamen, die alles ſahen und mir nichts verſchwiegen. Dazu erzählte mir die Herzogin von Lorge, meine Schwägerin, jeden Abend, was ſie tagsüber geſehen und gehört hatte. Ich war alſo von einem Tag zum andern vollſtändig auf dem laufenden. Abgeſehen davon, daß mir die Sache ſehr unterhaltſam war, konnten die Folgen ſehr wichtig werden; und wer ehrgeizig war, mußte gut unterrichtet ſein. Schließlich merkte der ganze Hof, was anfangs mit ſo viel Mühe geheimgehalten wurde. Aber war es nun Furcht oder Liebe zu der allverehrten Prinzeſſin: der ganze Hof ſchwieg, ſah allem zu, ſprach nur unter ſich und wahrte das Geheimnis, das ihm nicht einmal anvertraut worden war. Dieſes Verhalten, das Frau von La Vrillière mitunter zu bitteren Worten und ſogar zu kühnen Anſpielungen verleitete und die davon betroffene Prinzeſſin ihr leiſe entfremdete, bildete lange Zeit ein merkwürdiges Schauſpiel.

[1] Die älteſte Tochter der Gräfin de Mailly; ſie war erſt ſechzehn Jahre alt, hatte aber ſchon zwei Kinder.

Sei es nun, daß Nangis, der ſeiner erſten Liebe allzu treu blieb, durch Eiferſucht etwas angeſtachelt werden ſollte, oder machte ſich die Sache von ſelbſt: er bekam einen Nebenbuhler in Maulévrier[1], einem Neffen Colberts, der eine Tochter des Marſchalls von Tessé zur Frau hatte. Er hatte kein angenehmes, vielmehr ganz gewöhnliches Ausſehen, gab ſich mit Liebeleien nicht ab, war aber klug, beſonders bei geheimen Ränken, und von maßloſem, bis zum Wahnſinn gehenden Ehrgeiz. Seine Frau war hübſch, ziemlich beſchränkt, klatſchhaft und trotz ihres Madonnengeſichtes ſehr bösartig. Als Tochter Tessés gelangte ſie nach und nach bei der Herzogin von Burgund in alle Vorrechte. Sie wurde im Wagen mitgenommen, durfte an der Tafel teilnehmen und mit nach Marly kommen. Die Herzogin war ihr dankbar, weil Tessé den Frieden mit Savoyen und ihre Heirat vermittelt hatte.
Maulévrier war einer der erſten, die hinter die Geſchichte mit Nangis kamen. Er ließ ſich durch ſeinen Schwiegervater bei der Herzogin von Burgund einführen, kam oft und wagte es, durch das Beiſpiel ermutigt, den Schmachtenden zu ſpielen. Da er nicht erhört wurde, wagte er zu ſchreiben. Man behauptet, Frau Quentin[2], eine vertraute Freundin Tessés, ſei von deſſen Schwiegerſohn getäuſcht worden; ſie habe geglaubt, die Briefchen ſeien von der Hand des Schwiegervaters, und habe ſie als belanglos befördert. Maulévrier ſoll die Antworten unter Anſchrift an ſeinen Schwiegervater durch die gleichen Hände erhalten haben. Was man noch weiter glaubte, will ich unterdrücken. Wie dem auch ſei, man merkte dieſe Vorgänge, wie man die andern bemerkt hatte, und beobachtete das gleiche Stillſchweigen. Unter dem Vorwande der Freundſchaft beſuchte die Prinzeſſin mehr als einmal Frau von Maulévrier, um mit ihr die baldige Abreiſe ihres Mannes und die erſten Tage ſeiner Abweſenheit zu beweinen. Zuweilen wurde ſie von Frau von Maintenon begleitet. Der Hof lachte. Ob die Tränen für Maulévrier oder für Nangis floſſen, blieb zweifelhaft. Aber Nangis, den dieſe Nebenbuhlerſchaft aufrüttelte, bereitete der Frau von La

[1] François-Edouard Colbert, Chevalier, dann Marquis von Maulévrier, 1675 bis 1706, zuletzt Brigadekommandeur. — [2] Marie-Angélique de Quentin, geb. Poisson, Gattin des Haushofmeiſters, Barbiers und Erſten Garderobedieners des Königs, Jean Quentin de Villiers, 1657 bis 1731. Sie war Kammerfrau der Herzogin von Burgund.

Vrillière die größten Schmerzen und ſtürzte ſie in eine Stimmung, deren ſie nicht Herr zu werden vermochte.

Dieſes Sturmgeläut drang bis zu Maulévrier. Was erſinnt nicht ein Mann, den die Liebe oder der Ehrgeiz plagt? Er ſtellte ſich bruſtkrank, trank nur noch Milch, tat, als hätte er die Stimme verloren, und verſtand es, ſich derart zu beherrſchen, daß ihm während eines ganzen Jahres kein lautes Wort entfuhr. Er brauchte deshalb den Feldzug nicht mitzumachen und blieb am Hofe. Er war aber ſo töricht, ſeine Pläne dem Herzog von Lorge, ſeinem Freunde, zu erzählen, durch den ich ſofort davon erfuhr. Indem er ſich ſo in den Zwang verſetzte, zu jedermann zu flüſtern, gewann er die Freiheit, dies auch vor der Herzogin von Burgund in Gegenwart des ganzen Hofes tun zu dürfen, ohne den Anſtand zu verletzen und ohne Verdacht zu erwecken, mit ihr Heimlichkeiten zu haben. Auf dieſe Weiſe konnte er ihr täglich ſagen, was er wollte. Bald hatte er die Welt dermaßen an ſein Tun und Treiben gewöhnt, daß man nicht mehr achtgab und nur ſeinen Zuſtand bedauerte. Die aber, die am meiſten mit der Herzogin von Burgund verkehrten, wußten genug, um ſich nicht allzu nahe bei ihr aufzuhalten, wenn Maulévrier kam, um mit ihr zu ſprechen.

Dies Spiel dauerte länger als ein Jahr. Maulévrier bekam dabei oft Vorwürfe zu hören, und Vorwürfe ſind ſelten der Liebe dienlich. Frau von La Vrillière hatte ſchlechte Laune. Dies beunruhigte Maulévrier. Er hielt Nangis für glücklich und gönnte ihm dies nicht. Zuletzt trieben ihn Wut und Eiferſucht zu einem wahnſinnigen Schritt. Eines Tages ſtellte er ſich an die Empore, auf der die Herzogin von Burgund der Meſſe beiwohnte. Als ſie herauskam, reichte er ihr die Hand. Er hatte einen Tag gewählt, an dem er Dangeau, den Ehrenritter, abweſend wußte. Die andern Kavaliere, Untergebene ſeines Schwiegervaters, des Großſtallmeiſters, waren gewohnt, ihm ſeiner heiſeren Stimme wegen den Vortritt zu laſſen, und zogen ſich höflich zurück, um nichts zu hören. Die Damen folgten immer in weitem Abſtand, ſo daß er, inmitten aller Welt, von der Kapelle bis zu den Gemächern der Herzogin, wie ſchon öfters, die beſte Gelegenheit zu einer vertraulichen Unterhaltung hatte.

An dieſem Tage nun machte er der Prinzeſſin Vorhaltungen wegen Nangis, gab ihr alle möglichen Schimpfnamen, drohte ihr, dem König, der Frau von Maintenon und ihrem Gatten alles zu verraten, zerdrückte ihr in ſeiner Wut faſt die Finger und geleitete ſie ſo bis zu ihren Gemächern. Zitternd und einer Ohnmacht nahe, begab ſie ſich dort ſofort in das Ankleidezimmer, rief Frau von Nogaret[1], die ſie ihre „Liebe Kleine“ zu nennen und gern um Rat zu fragen pflegte, wenn ſie ſich ſelber nicht mehr zu helfen wußte. Ihr erzählte ſie, was ihr begegnet war, und ſagte, ſie begriffe nicht, daß ſie nicht tot zu Boden geſunken ſei und noch zu ihren Gemächern habe gelangen können. Nie war ſie je ſo außer ſich. Noch am gleichen Tage erzählte es Frau von Nogaret mir und meiner Frau im tiefſten Vertrauen. Sie riet der Prinzeſſin, einen ſo gefährlichen und maßloſen Tollkopf behutſam zu behandeln und ſich vor allem mit ihm in nichts einzulaſſen.

Die Herzogin von Burgund verbrachte mehr als ſechs Wochen unter größter Vorſicht und in tödlicher Angſt. Ich weiß nicht, was ſich weiterhin zutrug und wer Tessé von allem unterrichtete; aber er erfuhr es und fand als gewandter Mann einen Ausweg. Er überredete ſeinen Schwiegerſohn, mit ihm nach Spanien zu gehen, wo er ihm alles mögliche in Ausſicht ſtellte. Er ſprach mit Fagon, der aus dem Hintergrunde ſeines und des Königs Kabinett alles ſah und alles wußte. Als kluger, braver und anſtändiger Menſch verſtand er Tessés Andeutungen und ſprach ſeine Anſicht dahin aus, daß es für Maulévrier, wenn er Heilung für ſeine Bruſt und Stimme erheiſche, nach allen vergeblichen Mitteln, nun nichts mehr gäbe als die Luft eines warmen Landes. In Frankreich, angeſichts des Winters, ſei ihm der Tod ſicher. Tessé nahm alſo zu Beginn des Oktobers Urlaub und reiſte mit ſeinem Schwiegerſohn von Fontainebleau nach Spanien ab.[2]

[1] Marie-Madeleine-Agnès Marquise von Nogaret, geborene Mademoiſelle de Biron, 1653 bis 1724, mit der Saint-Simon auf freundſchaftlichem Fuße ſtand. — [2] Maulévrier endigte auf tragiſche Weiſe. Nachdem er in Spanien als Günſtling Philipps V. und ſeiner Gemahlin eine große Rolle geſpielt und wegen ſeines Verhältniſſes zur Königin viel Gerede verurſacht hatte, wurde er von Ludwig XIV. nach Frankreich zurückberufen. Eine Zeitlang ſtand er in hoher Gunſt bei Frau von Maintenon. Seine Frau, die ſeine Leidenſchaft für die Herzogin von Burgund kannte, liebäugelte mit ſeinem Nebenbuhler Nangis. Dazu quälten ihn Gewiſſensbiſſe, wenn er an den Herzog von Burgund dachte.

Die bekannte Kurtiſane Ninon[1], ſpäter, als das Alter ihr das Handwerk legte, bekannt unter dem Namen Mademoiſelle de L'Enclos, iſt ein neues Beiſpiel, wie das Laſter obſiegt, wenn es mit Geiſt gepaart iſt und durch etliche gute Eigenſchaften gemildert wird. Das Gerede, das ſich um ſie bildete, und mehr noch die Sittenloſigkeit, die ſie unter die vornehmſten jungen Männer ſäte, zwang die Königin-Mutter, die – nicht ohne Urſache – ſonſt höchſt nachſichtig gegen galante und übergalante Leute war, ihr den Befehl zukommen zu laſſen, ſie ſolle ſich in ein Kloſter zurückziehen. Ein Polizeibeamter überbrachte ihr dieſe Verfügung. Sie las das Schreiben durch, und als ſie bemerkte, daß darin kein beſtimmtes Kloſter angegeben war, ſagte ſie zu dem Überbringer gelaſſen:

„Da die Königin mir allergnädigſt die Wahl des Kloſters zu überlaſſen geruht, in das ich mich zurückziehen ſoll, ſo ſagen Sie ihr, bitte, daß ich mir das Kloſter der Franziskaner in Paris ausſuche.“

Und mit einem neckiſchen Knicks gab ſie dem Beamten den Befehl zurück. Der Mann war über dieſe beiſpielloſe Frechheit dermaßen beſtürzt, daß er kein Wort herausbrachte. Die Königin-Mutter aber fand ſie ſo ſpaßig, daß ſie die Ninon in Ruhe ließ.

Ninon hatte immer nur einen Liebhaber auf einmal, aber ſtets Anbeter in Menge. Wenn ſie einen Liebhaber ſatt hatte, ſagte ſie ihm das offen und ehrlich und nahm ſich einen andern. Der Verabſchiedete mochte jammern und klagen, es blieb bei dem Urteilsſpruch; und dieſes Geſchöpf hatte ſich eine derartige Macht erworben, daß niemand wagte,

Er wurde irrſinnig. Endlich, déchiré de mille sortes de rages d'amour, wie Saint-Simon (XIII, 327) erzählt, machte er ſeinem Leben ein Ende, indem er am Karfreitag 1706 aus dem oberen Stockwerk ſeines Hauſes auf das Pflaſter ſprang. Die Herzogin von Burgund nahm dieſe Kataſtrophe mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit auf; ſpäter mußte ſie erfahren, daß die Spione, die den König und Frau von Maintenon auf dem laufenden über das Hofleben erhielten, alles über ihre Liebesgeſchichten erfahren hatten. (Mémoires, éd. Boislisle, XV, 9f.)

[1] Dieſe (1616 bis 1706) hieß eigentlich Anne de Lanclos. Sie war die Tochter eines Stallmeiſters bei den Elbeufs und hatte eine ausgezeichnete Erziehung genoſſen. Sie war ſchlank, braunhaarig und keine eigentliche Schönheit; aber ihre Geliebten rühmten die vollendete Formenſchönheit ihres Körpers. Bekanntlich bedachte ſie den jungen Voltaire, deſſen Vater ihr Notar war, mit einem Legat von 2000 Livres zum Ankauf von Büchern. Um die berühmte Kurtiſane hatte ſich frühzeitig eine Legende gebildet, und es iſt ſchwer, das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden. Tallemant des Réaux ſchildert ſie als philoſophiſch geſtimmte Kurtiſane, die nur Montaigne las und im übrigen ihren galanten Launen lebte. (Historiettes, VI, 1–26.) Über Ninon de L'Enclos ſiehe auch Sainte-Beuve: Causeries du Lundi, IV, 133–149.

mit dem, der ihn verdrängte, Streit anzufangen, ja daß ein jeder noch glücklich war, wenn er weiterhin als Freund ihres Hauſes empfangen wurde. Manchmal hielt ſie einem Geliebten, der ihr beſonders gefiel, während eines ganzen Feldzugs die Treue.

Zu dieſen beſonders Glücklichen wollte auch der Marquis von La Chastre[1] gehören, als er eines Tages zur Armee mußte. Ninon gab ihm kein rechtes Verſprechen, und er war töricht genug (er war ein dummer Kerl und demgemäß anmaßend), es ihr ſchriftlich abzuverlangen. Er bekam es auf einem Zettel und prahlte draußen weidlich damit. Indeſſen wurde das Gelübde ſchlecht eingehalten, und jedesmal, wenn Ninon dagegen ſündigte, frohlockte ſie: „Es geht nichts über Chastres ſchönen Zettel!“ Der juſt Beglückte[2] fragte ſchließlich, was ſie damit meine. Sie erklärte es ihm. Die Geſchichte wurde bekannt, drang bis in das Feldlager, in dem Chastre war, und machte ihn lächerlich.

Ninon hatte eine Menge vornehmer und berühmter Freunde. Sie war ſo witzig, daß keiner von ihr abfiel und alle ſo weit in Eintracht blieben, daß es nie Auftritte untereinander gab.[3] Alles vollzog ſich bei ihr mit Würde und äußerem Anſtand, den manche waſchechte Prinzeſſin bei ihren Schwächen nicht bewahrte. Die reichſten Herren vom Hofe gingen bei ihr ein und aus, ſo daß es bald nicht nur für ſchick galt, bei ihr eingeführt zu ſein, ſondern auch für nützlich wegen der Bekanntſchaften, die man in ihrem Hauſe machen konnte.[4] Niemals ſpielte man Haſard bei ihr, man tollte nicht überlaut, es gab keine Wortwechſel, keine Streitereien über Kirche und Staat. Dagegen hörte man daſelbſt manch witziges und hochgelehrtes Wort, alte und neue Anekdoten, galante Geſchichten, ohne daß dabei üble Nachrede gepflogen wurde. Es ging fein, leicht und maßvoll zu, weil es die kluge Ninon vortrefflich verſtand, die Unterhaltung zu leiten.

[1] Es iſt nicht ſicher, welcher La Chastre gemeint war. Wahrſcheinlich handelt es ſich um Louis de La Chastre, geb. 1633, einen glänzenden Soldaten, der 1664 im Kriege fiel. — [2] Ninon nannte dieſe Glücklichen ihre „caprices“, wie Tallemant des Réaux erzählt. — [3] Ihre längſte Liebſchaft hatte ſie mit Villarceaux (ſiehe Einleitung S. 103), dem ſie einen Sohn gebar. Auch der Gatte und der Sohn der Madame de Sévigné gehörten zu den „caprices“ der Kurtiſane. — [4] Ihr Haus war mit der Zeit zu einer Art Hôtel Rambouillet geworden. Die Kammerfrau der Königin Anna, Madame de Motteville, erzählt in ihren „Mémoires“ (IV, 74), daß die Königin Chriſtine von Schweden ihr manche Beweiſe ihrer Achtung angedeihen ließ. Selbſt die Pfälzerin ſpricht in ihren Briefen mit höchſter Achtung von ihr.

Merkwürdigerweiſe blieb ihr die große Zahl von vornehmen Freunden, die ſie ſich erworben, auch treu, als ihre körperlichen Reize in Verfall gerieten. Sie war in alle Umtriebe der alten wie der neuen Hofgeſellſchaft eingeweiht. Ihre Art zu plaudern war entzückend. Sie ſelbſt war uneigennützig, treu, verſchwiegen, zuverläſſig und, abgeſehen von ihrer galanten Schwäche, geradezu ehrbar und rechtſchaffen. Oft hat ſie ihren Freunden mit Geld und Geldeswert ausgeholfen. In wichtigen Dingen bot ſie alles für ſie auf. Wenn man ihr Geld oder Geheimniſſe anvertraute, war ſie die allertreueſte Verwahrerin. Alles das verſchaffte ihr einen guten Ruf und ganz außerordentliches Anſehen.

Sie war eine vertraute Freundin der Frau von Maintenon geweſen während der ganzen Zeit, da dieſe noch in Paris lebte. Später hatte es die Maintenon nicht gern, wenn man ihr von der Ninon ſprach, aber ſie wagte nicht, ſie zu verleugnen. Bis zu ihrem Tode [1706] ſchrieb ſie ihr hin und wieder freundſchaftliche Briefe. Die L'Enclos – dieſen Namen nahm die Ninon, wie ſchon geſagt, an, nachdem ſie das lang betriebene Handwerk ihrer jungen Jahre an den Nagel gehängt hatte – pflegte ihrerſeits nicht ſo zurückhaltend zu ſein. Wenn ſie ſich gerade für irgendwen oder irgend etwas ſtark ins Zeug legte, ſchrieb ſie in ihrer geſchickten Art an Frau von Maintenon, die ihr ſofort und nachdrücklich behilflich war. Geſehen haben ſich die beiden Damen allerdings ſeit der Erhebung der Frau von Maintenon keine zwei- oder dreimal, und nur insgeheim.

Ninon war wegen ihrer köſtlichen Antworten berühmt. Unter anderem gab ſie es zweimal in unvergeßlicher Weiſe dem letzten Marſchall von Choiseul, einem ihrer älteſten Freunde, einem ehedem hübſchen Mann und großen Frauenfreunde. Ihre eine Bemerkung iſt eine prächtige Rüge, die andere ein entzückendes Bild nach der Natur. Er ſtand ſich ſchlecht mit Louvois und jammerte über ſein Mißgeſchick. Da ſetzte ihn der König, dem Miniſter zu Trotz, auf die Vorſchlagsliſte bei der Ordensverleihung des Jahres 1688. Obgleich er aus beſter Familie und einer der älteſten und beſten Generale war, kam ihm dies unerwartet. Er war außer ſich vor Freude und beäugelte ſein blaues Ordensbändchen immer von neuem mit dem größten Wohlgefallen. Ninon ertappte

ihn ein paarmal dabei. Schließlich wurde ſie ärgerlich. „Graf,“ ſagte ſie zu ihm, „wenn ich Sie noch einmal dabei erwiſche, zähle ich Ihnen vor verſammelter Mannſchaft Ihre Kameraden auf!“ In der Tat waren unter den Ordensrittern jenes Jahres etliche, über die man hätte heulen können.

Der treffliche Marſchall war ein tadelloſer Menſch, nur nicht beſonders geiſtreich, und ziemlich langweilig. Als er wieder einmal ſehr lange bei ihr geſeſſen hatte, ſah ſie ihn gähnend an und ſagte:

„Muß ich denn zu viel Tugend an Euch haſſen?“

Das iſt ein Vers aus – ich weiß nicht welchem Theaterſtück.[1] Man kann ſich das Gelächter und den Hohn vorſtellen. Indeſſen nahm ihr das der Marſchall nicht übel.

Ninon, immer geſund, viel beſucht und angeſehen, ward weit über achtzig Jahre alt. In ihrem letzten Jahre wurde ſie Betſchweſter. Ihr Tod war ein Ereignis.

[1] Der letzte Vers des dritten Aktes aus „Pompée“ von Corneille.

IX

1707–1710

VAUBAN UND BOISGUILBERT

TOD DER FRAU VON MONTESPAN / SAMUEL BERNARD IN MARLY / DES KÖNIGS BEICHTVÄTER / DIE ZERSTÖRUNG DES KLOSTERS PORT ROYAL / DER HERZOG VON LA ROCHEFOUCAULD / SAINT-SIMON UND DER KÖNIG / DER HERZOG VON BURGUND / TOD DER HERZOGIN VON LA VALLIÈRE

VOLKSFREUND, der Vauban war, hatte ihn das Elend des Landes und alle die Plagen, die es erlitt, ſein Lebtag bekümmert. Durch ſein Amt kannte er die Notwendigkeit der Ausgaben und hegte geringe Hoffnung, daß der König je auf eine Einſchränkung ſeiner Prachtliebe und ſeiner Liebhabereien eingehen werde. Es war ihm ſchmerzlich, kein Mittel zu wiſſen, um dem wirtſchaftlichen Tiefſtand abzuhelfen, der ihm von Tag zu Tag ſchwerere Sorgen bereitete. Unter dieſen Umſtänden unternahm er keine ſeiner vielen Streifzüge durch alle Gebiete des Reiches, ohne daß er Erkundigungen einzog über Wert und Ertragsfähigkeit des Bodens, über Handel und Gewerbe in den Städten wie auf dem Lande, über Art, Wirkung und Handhabung der Steuern. Nicht zufrieden mit dem, was er perſönlich zu ſehen und zu tun vermochte, ſchickte er heimlich Leute aus, überall dahin, wohin er nicht ſelber gelangte, oft auch, wo er bereits geweſen war oder noch hinzugehen gedachte, um ſich auf dieſe Weiſe von allem zu unterrichten und das Selbſtgeſehene mit den Berichten anderer vergleichen zu können. Mindeſtens die letzten zwanzig Jahre ſeines Lebens verbrachte er mit dieſen Forſchungen, die ihn viel Geld koſteten. Er vollbrachte ſie mit aller ihm nur möglichen Genauig-

keit und Gründlichkeit und brachte ſie vielfach auch zu Papier. Die ebengenannten Eigenſchaften beſaß er im höchſten Maße. Schließlich gewann er die Überzeugung, daß der Grund und Boden der Kern alles Beſitzes iſt, und begann demgemäß eine neue Wirtſchaftsform auszuarbeiten.

Er war damit ſchon ziemlich vorgeſchritten, als verſchiedene Denkſchriften erſchienen, deren Verfaſſer der Generalleutnant von Boisguilbert war, der Belagerer von Rouen, ein Menſch von Geiſt und Wiſſen und ein gründlicher Arbeiter, der ſeit langer Zeit in der nämlichen Abſicht auf dem gleichen Gebiete tätig war. Bereits vor dem Rücktritt Pontchartrains von den Finanzen (alſo vor 1690) hatte er ſich dem Kanzler genähert. Er hatte ihn aufgeſucht, und lebhaft und ſonderlich wie er war, hatte er Pontchartrain gebeten, ihn geduldig anzuhören. Sodann ſagte er zu ihm, er habe ihn zunächſt für einen Narren gehalten, ſpäter habe er geſehen, daß er Beachtung verdiene, und zu guter Letzt ſei er mit ſeiner Geldwirtſchaft einverſtanden geweſen und geblieben. Pontchartrain, überdrüſſig der vielen Beſſerwiſſer, die ihm ſchon in die Finger gelaufen waren, und überhaupt ein höchſt ungeduldiger Menſch, begann zu lachen, gab eine grobe Antwort und kehrte dem General den Rücken. Boisguilbert fuhr nach Rouen zurück, ohne ſich über ſeinen Mißerfolg graue Haare wachſen zu laſſen. Unermüdlicher denn je arbeitete er an ſeinen Neuerungsplänen, die ſich beinahe mit denen Vaubans deckten, ohne daß einer den anderen kannte. Dieſen Vorarbeiten entſprang ein gründliches und gelehrtes Buch, deſſen Grundzüge auf einer genauen Verteilung beruhten, um dem Volke die bisher getragenen Laſten und vielzuvielen Steuern zu erleichtern. Alle Abgaben ſollten geradeswegs in die königlichen Kaſſen fließen. Natürlich machten ſolche Pläne das Vorhandenſein von Steuerpächtern hinfällig und ſchränkten die Macht der hohen Verwaltungsbeamten und Finanzminiſter ein. Deshalb mißfielen ſie allen dieſen Leuten ebenſoſehr, wie ſie von allen anderen begrüßt wurden, die keinen Sondervorteil an der alten Art hatten. Chamillart, der Nachfolger Pontchartrains, vertiefte ſich in das Buch. Er begann es zu ſchätzen und lud ſich den Verfaſſer zwei- oder drei-

mal nach Etang ein, wo er mit ihm zuſammen arbeitete. Er war ein Staatsmann, deſſen Lauterkeit das Gute an ſich zog.

Vauban nun (in ſeiner Veröffentlichung) wollte die verſchiedenen Steuern aufheben und ſie durch eine zweiklaſſige Einheitsſteuer erſetzen, die er den „königlichen Zehnten“ nannte. Sie beſtand in der einen Klaſſe in einer Grundſteuer, und zwar in der Abgabe eines Zehntel des Ertrags, in der anderen Klaſſe in einer geringen Einkommenſteuer aus Handel und Gewerbe. Seiner Meinung nach durften letztere beide nicht allzu ſtark bedrückt, ſondern ſollten zunächſt gehoben werden. Die Einſchätzung und Erhebung aller Steuern ſollte nach äußerſt einfachen, vernünftigen und bequemen Vorſchriften geſchehen, auf Grund einer Bodenabſchätzung und der Bevölkerungsſtärke. Weiterhin enthielt die Schrift einen Vergleich zwiſchen der bisherigen und der vorgeſchlagenen Verteilung, eine Gegenüberſtellung der Vor- und Nachteile beider Arten und zum Schluſſe eine Zuſammenfaſſung zugunſten der Neuerungen, die derartig überſichtlich und überzeugend war, daß ſich ihr niemand verſchließen konnte. Das Buch fand allgemeinen Beifall und die Zuſtimmung aller derer, die in dieſen Fragen Fähigkeit und Erfahrung beſaßen und die Vollſtändigkeit, Genauigkeit, Gründlichkeit und Klarheit der Arbeit bewunderten.

Unter den Geldleuten und Beamten dagegen war der Widerſpruch ungeheuer und griff auch auf die Richterſchaft über. Und es iſt nicht zu verwundern, daß man den König bearbeitete und voreingenommen machte. Als Vauban ihm ſeine Schrift überreichte, die ſich in allem ihrem Inhalt an ihn wandte, empfing er ihn ſehr ungnädig. Die Aufnahme des Buches bei den Miniſtern war ſelbſtverſtändlich nicht beſſer. Mit einem Schlage waren vor des Königs Augen Vaubans ganze Dienſtzeit, ſeine einzig daſtehende militäriſche Tüchtigkeit, ſeine Tugenden und die Zuneigung verſchwunden, die der König für ihn gehabt hatte und die ſo weit gegangen war, daß er ſich ſelbſt mit Lorbeer zu krönen glaubte, als er Vauban auszeichnete. Jetzt ſah er in ihm nichts als einen aus Liebe zum Pöbel Verrücktgewordenen, einen Hochverräter, der das Anſehen ſeiner Miniſter und damit das

Der Pater La Tour legte ihr einen ſchrecklichen Beweis der Buße auf. Sie ſollte ihren Gatten um Verzeihung bitten und ſich ſeinem Willen unterwerfen. Frau von Montespan ſchrieb ihm in den demütigſten Worten. Sie wolle zu ihm zurückkehren, wenn er ſie wieder aufnehmen wolle. Wenn nicht, möge er den Ort beſtimmen, wo ſie ſich fortan aufhalten ſolle. Wer Frau von Montespan kannte, weiß, daß ſie kein entſagungsreicheres Opfer bringen konnte. Indeſſen kam es nicht ſo weit. Herr von Montespan ließ ihr antworten, er wolle ſie nicht aufnehmen, er mache ihr keine Vorſchriften und wolle nie in ſeinem Leben wieder etwas von ihr hören. Bei ſeinem Tode [1701] legte ſie Trauer an, als ſei ſie ſeine richtige Witwe, aber niemals führte ſie wieder ſein Wappen. Auch trug ihre Dienerſchaft nicht die Tracht des Hauſes Montespan.

Mit der Zeit gab ſie faſt alles, was ſie hatte, den Armen. Täglich arbeitete ſie mehrere Stunden zuſammen mit ihrer Umgebung an grober Wäſche und ähnlichen Dingen. Ihre Mahlzeiten, die früher ſehr verſchwenderiſch waren, wurden immer kärglicher, die Faſttage immer häufiger. Sie eilte vom Spiel und aus der Geſellſchaft weg und ließ zu jeder Tageszeit alles im Stich, um in ihr Schlafgemach zu eilen und zu beten. Fortwährend kaſteite ſie ſich. Sie trug Hemden und Unterwäſche von grober grauer Leinwand, allerdings unter einem beſſeren Hemd verborgen. An ihren Armreifen, ihren Strumpfbändern und ihrem Gürtel waren Eiſenſpitzen angebracht, die ihr häufig Wunden verurſachten. Ihre einſt ſo gefürchtete Stimme ſprach nur noch Büßerworte. Die Furcht vor dem Tode hatte ſie dermaßen ergriffen, daß ſie ſich Frauen hielt, von denen nachts immer eine wach bleiben mußte. Sie ſchlief bei offenen Bettvorhängen, in einem von vielen Kerzen erleuchteten Raume, die Wächterinnen bei ſich. Erwachte ſie nachts, ſo wünſchte ſie dieſe Frauen beim Spiel, Eſſen oder Plaudern zu finden, damit ſie nicht einſchliefen.

Bei alledem vermochte ſie die Haltung einer Königin nicht aufzugeben, die ſie ſich zu Zeiten ihres höchſten Glanzes angeeignet und mit in die Verbannung genommen hatte. Man war allgemein daran gewöhnt, und ſo gewährte man ihr dies auch weiterhin ohne Wider-

27. Françoise-Athénaïs, Marquise de Montespan

rede. Ihr Lehnſtuhl ſtand mit dem Rücken gegen das Bettende. Andere Lehnſeſſel waren im Zimmer nicht vorhanden, nicht einmal für ihre Kinder, für die Herzogin von Orleans ebenſowenig wie für die übrigen; Monsieur und die Prinzeſſin von Montpensier hatten ſie immer gern gehabt und beſuchten ſie auch jetzt noch oft. Für dieſe beiden Beſucher holte man jedesmal Seſſel herbei, aber es fiel ihr niemals ein, ſich von dem ihrigen zu erheben, noch ihnen das Geleit zu geben. Madame beſuchte ſie höchſt ſelten und fand ihr Benehmen höchſt ſonderbar.

Danach kann man ſich eine Vorſtellung machen, wie ſie ſonſtige Beſucher empfing. Für ſolche ſtanden kleine Lehnſtühle und Klappſeſſel bereit, ebenſo für die armen Verwandten, Frauen und Fräuleins, die ſie in ihr Haus aufgenommen hatte und denen ſie die häuslichen Pflichten überließ.

Ganz Frankreich beſuchte ſie. Ich weiß nicht, aus welchem märchenhaften Grunde man dies von Zeit zu Zeit als Pflicht anſah. Mit jedem Beſucher ſprach ſie wie eine Königin, die Hof hält. Es war wie eine beſondere Ehre, von ihr empfangen zu werden. Sie ſelbſt machte niemals Beſuche, auch nicht bei Monsieur und Madame, noch bei der Montpensier oder im Palaſt Condé. Zu Leuten, die ſie auszeichnen wollte, ſchickte ſie gelegentlich hin, indeſſen durchaus nicht zu jedem, der ihr einen Beſuch gemacht hatte. Um ihre ganze Umgebung ſchwebte ein Duft von Hoheit. Immer warteten vor ihrem Hauſe fremde Wagen. Bis zum letzten Atemzuge blieb ſie ſchön wie der Tag. Ohne daß ſie je wirklich krank war, bildete ſie ſich immer ein, ſterbensleidend zu ſein. Dieſe Angſt hielt ſelbſt vor ihrer Reiſeluſt ſtand, ſo daß ſie immer ein halbes Dutzend Perſonen mitnahm. Da ſie ſtets gütig und huldvoll war, ſah man ihr die Überhebung, die eins mit ihr geworden war, gern nach. Ich glaube, man kann nicht geiſtreicher ſein, als ſie war, ſich nicht höfiſcher und gewählter ausdrücken. Sie verſtand ausgezeichnet zu plaudern und beſaß ein natürliches feines Urteil, das ſie in eigentümliche köſtlich klingende Worte kleidete. Ihre ganze Umgebung befleißigte ſich dieſer Sprechweiſe, an der man die wenigen Perſonen, die davon noch

am Leben ſind, allezeit erkennen kann. Ihre ganze Familie, ihr Bruder und ihre Schweſtern ſprachen gleichfalls ſo. Das war ihnen allen angeboren.

Aus Frömmigkeit, vielleicht auch zu ihrer Unterhaltung, war ſie gern Heiratsſtifterin, zumal für junge Mädchen. Aber da ſie allzuviel an die Armen verſchenkt hatte, vermochte ſie ihren Schützlingen nichts mitzugeben, und ſo verheiratete ſie oft genug den Hunger mit dem Durſt. Seit ſie nicht mehr zum Hofe gehörte, war ſie zu ſtolz, je etwas für ſich oder für andere zu erbitten. Die Staatsminiſter, die Verwaltungsbehörden und die Gerichte waren für ſie nicht mehr vorhanden. Als ſie zum letztenmal nach dem Bade Bourbon reiſte, zahlte ſie die zahlreichen Jahresgelder, die ſie allerlei armen Adligen ausgeſetzt hatte, auf zwei Jahre voraus und verdoppelte auch alle ſonſtigen Unterſtützungen. Obwohl ſie ſich ganz geſund fühlte, ſo ſagte ſie doch, ſie werde von dieſer Reiſe wohl nicht zurückkehren. Deshalb wolle ſie allen Bedürftigen einen Vorſchuß geben, damit ſie ſich gemächlich anderswo Hilfe ſuchen könnten.

Den Tod hatte ſie fortwährend vor Augen. Trotz ihrer vorzüglichen Geſundheit ſprach ſie immer von ihm, als ſtünde er ſchon vor ihrer Türe; aber bei all ihrer Angſt, ihren Wächterinnen und ihrer beſtändigen Todesbereitſchaft brauchte ſie nie einen Arzt, ja nicht einmal einen Bader.

Trotz ihrer Geſundheit ward ſie in Bourbon einmal in der Nacht plötzlich ſo krank, daß ihre Wächterinnen alles im Hauſe aus dem Schlafe weckten. Die Marſchallin von Cœuvres eilte ihr zuerſt zu Hilfe. Da die Kranke keinen Atem bekam und einen benommenen Kopf hatte, verordnete ihr die Marſchallin auf eigene Fauſt ein Brechmittel. Die verabreichte Menge war aber ſo ſtark, daß der Erfolg Schrecken einflößte. Man gab ein Gegenmittel. Wahrſcheinlich koſtete dies der Frau von Montespan das Leben.

Einen Augenblick der Ruhe benutzend, beichtete ſie und nahm das Abendmahl. Zuvor hatte ſie ihre geſamte Dienerſchaft ins Zimmer kommen laſſen. Öffentlich bekannte ſie ſo ihre öffentlichen Sünden und bat um Verzeihung, daß ſie ſo lange Anlaß zu Ärgernis gegeben

hatte. Sie tat dies ſo demütig, innig und reueſam, daß es einen weihevollen Eindruck machte. Darauf empfing ſie in tiefer Andacht die Letzte Ölung. Die Schrecken des Todes, die Unruhe in ihr ganzes Leben gebracht hatten, waren mit einem Male entſchwunden und quälten ſie nicht mehr. Sie dankte Gott vor aller Augen dafür, daß er ſie gnädigſt an einem Orte ſterben laſſe, der fern von ihren Sündenkindern war, die ſie im übrigen keinmal erwähnte. Sie dachte nur an die Dinge des Jenſeits, ſelbſt als man ihr Hoffnung auf Geneſung machen wollte. Das Bewußtſein ihrer Sünden ward ihr durch das bußfertige Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes erleichtert. Sie ſtarb voller Ergebenheit und Frieden. Ihr einſt ſo ſchöner Körper wurde durch die Ungeſchicklichkeit und Unwiſſenheit eines Baders zerſtückelt. Bei ihrem Leichenbegängnis waren nur ein paar niedere Diener zugegen. Ihr ganzer Haushalt war alsbald in die vier Winde zerſtoben. Ihr Sarg blieb in einem Raume der Pfarrkirche ſtehen. Erſt lange nachher wurde er unter unwürdiger Prunkloſigkeit in das Erbbegräbnis ihrer Familie nach Poitiers übergeführt. Von allen den Armen, die ſie ſo reich unterſtützt hatte, und von vielen anderen wurde ſie aufrichtig beweint.

Frau von Maintenon war nun befreit von ihrer Vorgängerin, deren Platz ſie eingenommen und die ſie vom Hofe verjagt hatte. Es war ihr immer ein Reſt von Eiferſucht und Unruhe verblieben, und man hätte denken können, daß ſie ſich nun erleichtert fühlte. Dem war aber nicht ſo. Sie empfand die heftigſten Gewiſſensbiſſe in der Erinnerung an das, was ſie ihr ſchuldete, und wegen der Art, wie ſie es ihr vergolten hatte. Ihre Tränen floſſen, und in Ermanglung eines anderen Zufluchtsortes flüchtete ſie ſich auf ihren Nachtſtuhl. Die Herzogin von Burgund, die ihr gefolgt, ſtand ſprachlos vor Erſtaunen da. Nicht weniger erſtaunt war ſie über die völlige Gleichgültigkeit des Königs in Anbetracht ſeiner langjährigen leidenſchaftlichen Liebſchaft. Als ſie ihm ihr Erſtaunen darüber nicht verhehlte, antwortete er gelaſſen, er habe damit gerechnet, ſie niemals wiederzuſehen. Somit ſei ſie für ihn ſchon längſt tot.

Die Herzogin von Burgund war in anderen Umſtänden. Sie fühlte ſich gar nicht wohl. Der König beabſichtigte, gegen ſeine Gewohnheit nach Fontainebleau überzuſiedeln, ſobald die Jahreszeit es erlaubte, und hatte dieſe Abſicht kundgetan. Einſtweilen wollte er ſeinen kleinen Ausflug nach Marly machen. Die Herzogin unterhielt ihn vorzüglich, und ſo mochte er ſie nicht entbehren; aber ſo viel Bewegung vertrug ſich nicht mit ihrem Zuſtande. Frau von Maintenon war in Sorge; Fagon äußerte leiſe ſein Bedenken. Das verdroß den König, der gewohnt war, keinerlei Zwang auf ſich zu nehmen. Seine Mätreſſen waren mit ihm auf Reiſen gegangen, auch wenn ſie ihre Niederkunft erwartet oder eben überſtanden hatten, obendrein immer in Prunkkleidung. Einwände hinſichtlich Marly waren ihm peinlich, aber er gab es nicht auf. Nur verſchob er den Reiſetag auf den folgenden Mittwoch. Man konnte reden und tun, was man wollte, er ließ ſich nicht davon abbringen und erlaubte der Herzogin nicht, in Verſailles zurückzubleiben.

Am Sonnabend darauf (in Marly) ging der König nach der Meſſe ſpazieren und beluſtigte ſich am Karpfenteiche zwiſchen dem Schloß und der „Perspective“. Da kam die Herzogin von Lude ganz allein zu Fuß daher, obgleich keine Dame bei dem Könige war, was am Vormittag eine Seltenheit geweſen wäre. Er merkte, daß ſie ihm etwas Dringliches zu ſagen hatte, und ging ihr entgegen. Als er nahe bei ihr war, hielten ſich die Herren zurück und ließen ihn mit ihr allein. Das Zwiegeſpräch währte nicht lange. Die Herzogin kehrte um, und der König begab ſich wieder zu ſeinen Kavalieren und Karpfen, ohne ein Wort zu ſprechen. Jedermann wußte wohl, um was es ſich handelte, aber niemand hatte das Reden eilig. Schließlich, am Karpfenteiche, blickte Majeſtät den Ranghöchſten der Herren an, und ohne daß es einer beſtimmten Perſon galt, ſagte er in ärgerlichem Tone nur dies: „Die Herzogin von Burgund hat eine Frühgeburt gehabt!“

Da ſtieß der Herzog von La Rochefoucauld einen lauten Ruf aus, Herr von Bouillon, der Herzog von Tresmes und der Marſchall von Boufflers taten dasſelbe gedämpft, während La Rochefoucauld eine

Jereminade daranknüpfte. Es ſei das größte Unglück der Welt, denn da die Herzogin ſchon einmal das nämliche Mißgeſchick gehabt, bekäme ſie nun vielleicht überhaupt keine Kinder mehr. „Und wenn dem ſo wäre," unterbrach ihn der bis dahin ſtumme König im Jähzorn, „was ginge mich das an! Sie hat ja ſchon einen Sohn! Und wenn der ſtürbe, iſt nicht der Herzog von Berry in heiratsfähigem Alter und kann Kinder bekommen? Was kümmert es mich, ob der oder jener mein Nachfolger wird! Sind nicht alle meine Enkel?" Und heftig fuhr er fort: „Gott ſei Dank, ſie iſt zu früh niedergekommen! Es ſollte ſo ſein. Und ich bin nun in meinen Reiſen und in allem, was ich Luſt habe zu tun, nicht mehr behindert durch das Gutachten von Ärzten und das Gerede von Weibern. Ich kann gehen und kommen, wie es mir gefällt, und werde meine Ruhe haben."

Dieſem Ausbruch folgte eine Stille, in der man den Lauf einer Ameiſe hätte hören können. Alle blickten zu Boden, und niemand wagte Atem zu holen. Man war ſtarr. Selbſt die Wärter und Gärtner rührten ſich nicht. Es dauerte eine Viertelſtunde.

Der König brach das Schweigen, indem er, auf die Mauer des Weihers geſtützt, von einem Karpfen zu reden anhub. Niemand entgegnete etwas. Er richtete das Geſpräch an die Wärter, aber auch ſie redeten nicht wie ſonſt. Es blieb bei den Karpfen. Alles war gedrückt, und der König ging bald darauf hinweg. Nach ſeinem Verſchwinden wagte man einander anzuſchauen, und dieſe Blicke ſagten und geſtanden ſich alles: Verwunderung, Betroffenheit, Betrübnis, Achſelzucken.

So weit zurück dieſer Vorfall heute liegt, er ſteht mir noch immer vor Augen. Man war empört, und hier nicht mit Unrecht. Ich vergegenwärtigte mir zu meiner Genugtuung, was längſt für mich feſtſtand, daß der König nur ſich ſelber liebte und hochhielt. Er war ein Erzegoiſt. Seine damaligen Worte fanden ihren Widerhall weit über Marly hinaus.

Nicht unterſchlagen möchte ich eine kleine Begebenheit, die ich ſelber mit erlebt habe. Es war eines Tages [1708] in Marly, nachmittags um fünf Uhr, als der König ſeine Gemächer zu Fuß verließ

und auf der Dorfſeite an allen Pavillons entlang ging. Aus dem des Herrn von Chamillart trat der Graf van Bergeyck[1], um ſich dem Gefolge anzuſchließen. Vor dem nächſten Häuschen machte der König halt. Es war die Wohnung des Finanzdirektors Desmaretz[2], der ihm den berühmten Bankherrn Samuel Bernard vorſtellte, den er ſich zu Tiſch eingeladen hatte, weil er mit ihm etwas zu verhandeln hatte. Bernard war damals der reichſte Mann Europas und ſein Geſchäft das größte und ſicherſte. Wohl bewußt ſeiner Macht, beanſpruchte er eine ihr entſprechende Behandlung, und die Generalſteuerpächter, die ihn weit öfter brauchten als er ſie, bezeigten ihm außerordentliche Zuvorkommenheit und Ehrerbietung.

Der König ſagte zu Desmaretz, er freue ſich ſehr, ihn in der Geſellſchaft des Herrn Bernard zu treffen, und redete ſodann dieſen an: „Sie ſind gewiß einer, der Marly noch nicht geſehen hat! Begleiten Sie mich auf meinem Gang. Sie ſollen es ſehen, und dann werde ich Sie zu Desmaretz zurückbringen.“

Bernard ſchloß ſich an, und während des weiteren Spazierganges ſprach der König nur mit Bergeyck und mit ihm. Er führte die beiden überall hin und zeigte ihnen alles, mit immer der nämlichen huldvollen Liebenswürdigkeit, die er zu entfalten verſtand, wenn er die Abſicht verfolgte, jemanden damit zu beglücken. Ich ſtaunte – und mit mir manch anderer –, daß der König, der ſonſt mit jedem Worte geizte, ſich an einen Mann vom Schlage dieſes Hebräers geradezu wegwarf. Als ich dann ſehr bald den Anlaß erfuhr, ſah ich ein, daß ſich auch große Fürſten zuweilen zu recht merkwürdigen Dingen verſtehen müſſen. Desmaretz ſaß in der ärgſten Klemme, nichts glückte mehr, und alles war erſchöpft. In Paris hatte er bei Tod und Teufel vorgeſprochen, aber man hatte häufig und unvermittelt alle möglichen Verpflichtungen nicht eingehalten, ſo daß er verſchloſſene Türen fand oder Ausflüchte zu hören bekam. Bernard wollte ebenſo wie alle anderen nichts mehr herausrücken. Man ſchuldete ihm bereits viel. Vergeblich ſtellte ihm Desmaretz vor, wie dringlich die königlichen

[1] Jan de Brouchoven van Bergeyck, 1644 bis 1725, ſeit 1702 Generaloberintendant der Finanzen, der Polizei, Juſtiz und Armee. — [2] Nicolas Desmaretz, 1648 bis 1721, ſeit 1703 Finanzdirektor, 1708 Generalkontrolleur der Finanzen.

Bedürfniſſe ſeien und wie ungeheuer viel er ſchon am Könige verdient hätte. Bernard blieb unerſchütterlich. Damit waren der König und der Miniſter in ſcheußlichſter Verlegenheit. Desmaretz meinte, Bernard wäre tatſächlich der einzige, der hier helfen könnte, denn er verfüge zweifellos allerorts über die größten Summen. Es handle ſich lediglich darum, ihn willfährig zu machen und ſeinen geradezu unverſchämten Starrſinn zu brechen. Er ſei wahnſinnig eitel, und wenn Majeſtät geruhen wolle, ihm zu ſchmeicheln, werde er nicht umhin können, in den Beutel zu greifen. Notgedrungen erklärte ſich der König dazu bereit, und um bei dieſem Rettungsverſuch nach Möglichkeit den Anſtand zu wahren, bei einem Mißerfolg aber nicht allzuviel auf das Spiel geſetzt zu haben, ſchlug Desmaretz vor, die Sache ſo zu machen, wie ich ſie geſchildert habe.
Bernard fiel darauf hinein. Als er von ſeiner Wanderung durch die Gärten wieder zum Finanzdirektor kam, war er dermaßen entzückt vom Könige, daß er ohne weiteres erklärte, er brächte lieber ſein ganzes Vermögen in Gefahr, als daß er einen Fürſten in der Not ſitzen laſſe, der ihn ſo liebenswürdig behandle. Desmaretz nützte das auf der Stelle aus und zog mehr aus ihm heraus, als er ſich vorgenommen hatte.

Am 20. Januar 1709 ſtarb der Pater La Chaise[1] im Großen Kloſter der Jeſuiten in der Sankt-Anton-Straße. Er war der Großneffe des berühmten Paters Coton und ein Neffe väterlicherſeits des Paters von Aix, der ihn veranlaßt hatte, Jeſuit zu werden. Als ſolcher zeichnete er ſich im Lehramt aus, ſpäter als Rektor in Grenoble und Lyon, dann als Provinzial jener Gegend. Er ſtammte aus einer Adelsfamilie. Sein Vater hatte ſich vorteilhaft verheiratet, hatte ſtandesgemäße Dienſte geleiſtet und wäre für die Verhältniſſe ſeiner Heimat ein reicher Mann geweſen, wenn er nicht ein Dutzend Kinder gehabt hätte. Einer ſeiner Söhne, ein großer Hunde-, Pferde- und Jagdkenner, dabei ein vorzüglicher Reiter, war lange Zeit Stallmeiſter beim Erzbiſchof von Lyon, einem Bruder und Oheim der Marſchälle von

1 François d'Aix, genannt Pater de La Chaise, 1624 bis 1709; einer der wenigen Jeſuiten, die Saint-Simon achtete.

Villeroy.[1] Er leitete die Hetzjagden des Kirchenfürſten, der ein leidenſchaftlicher Sportsmann war.

Im Jahre 1675 wurde La Chaise Nachfolger des Paters Ferrier als Beichtvater des Königs. Dieſe Stellung behielt er über zweiunddreißig Jahre lang. Um die Oſterzeit gab er mehr als einmal vor, krank zu ſein. Das war während des Königs Liebſchaft mit Frau von Montespan. So ſandte er einmal den Pater Dechamps an ſeiner Stelle, der dem König mutig die Verzeihung der Kirche verweigerte. La Chaise machte ſich einen Namen als Provinzial von Paris und ward des großen Condé Vertrauter. In deſſen letzten Lebensjahren ſpielte er eine hervorragende Rolle. La Chaise war nur mittelmäßig begabt, aber ein gutmütiger, gerechter, biederer, verſtändiger, friedliebender und gemeſſener Menſch, allen Angebereien, aller Heftigkeit und allen Ausbrüchen abhold. Ehrgefühl, Menſchenliebe und Güte paarten ſich in ihm. Stets war er leutſelig, höflich, beſcheiden und ehrerbietig. Den Villeroys iſt er ſowohl wie ſein Bruder vor aller Augen allezeit mit Dankbarkeit und beinahe mit Unterwürfigkeit begegnet. Er war uneigennützig in jeder Art und Weiſe, ſeinen Angehörigen herzlich zugetan und ſtolz auf ſeinen Adel. Er gab acht auf gute Beſetzung der Bistümer, beſonders wenn es ſich um große Sitze handelte, und hatte dabei Glück, ſolange er unbeſchränkte Macht beſaß. Er verzieh leicht, wenn man ihn getäuſcht, und mühte ſich eifrig, wieder gutzumachen, was er – getäuſcht – vielleicht begangen hatte. Er hatte ein gutes Urteilsvermögen, war ein guter Menſch, ein guter Katholik und ein guter Jeſuit, aber er eiferte nicht, und in ihm wohnte keine Knechtsſeele. Er kannte die Jeſuiten beſſer, als er verriet, zeigte ſich aber unter ihnen immer als ihresgleichen. Er ſtimmte weder für die Zerſtörung von Port Royal des Champs, noch nahm er je teil an den Umtrieben gegen den Kardinal von Noailles[2], wurde aber in alle dieſe ſchlimmen Dinge mit hineingezogen. Der „Cas de conscience“[3] und

[1] François de Neufville, zuerſt Marquis und dann Herzog von Villeroy, 1644 bis 1730. Sein Vater (geſt. 1686) war gleichfalls Marſchall von Frankreich geweſen. Sein Onkel, 1606 bis 1693, war Graf und Erzbiſchof von Lyon. — [2] 1651 bis 1729; 1695 Erzbiſchof von Paris und 1700 Kardinal. — [3] Im Jahre 1701 ſollten vierzig Doktoren der Sorbonne folgende Gewiſſensfrage entſcheiden: Darf man einem Geiſtlichen, der auf ſeinem Totenbette geſteht, er verdamme die fünf als ketzeriſch verdammten janſeniſtiſchen Lehrſätze aus dem „Auguſtinus“ (Einleitung S. 122), bewahre aber über

alles, was ſich damals gegen den genannten Kardinal richtete, geſchah ohne Zutun des Paters La Chaise. Ebenſowenig Luſt verſpürte er, ſich in die chineſiſche Angelegenheit zu miſchen. Zum Erzbiſchof von Cambrai hielt er immerdar die Treue. Er war ein ergebener Freund des Kardinals von Bouillon[1], für den er öfters eintrat. Auf ſeinem Arbeitstiſche lag das „Neue Teſtament“ des Paters Quesnel[2], das bekanntlich ſehr viel Aufſehen und böſes Blut gemacht hat. Als man ihn einmal verwundert fragte, warum er das Buch eines ſolchen Mannes beſitze, entgegnete er, er liebe das Gute, wo er es nur finde. Das Buch ſei ausgezeichnet, überaus lehrreich und vielſeitig. Während der letzten fünfzehn bis zwanzig Jahre, die Harlay[3] Erzbiſchof von Paris war, hatte er die Pfründen zu verteilen. Von Frau von Maintenon blieb er ſtets unabhängig und mied auch jede Berührung mit ihr. Dafür haßte ſie ihn, ebenſo weil er dagegen war, daß man ihre Trauung mit dem Könige bekanntmachte. Aber ſie hatte nicht den Mut, ihm die Zähne zu zeigen, denn ſie wußte nur allzu gut, daß ihm der König ſehr gewogen war. Ihr Ratgeber war Godet[4], der Biſchof von Chartres. Es gelang ihr, ihm nach und nach das Vertrauen des Königs zu verſchaffen, ſodann auch das des Kardinals von Noailles.

Als La Chaise, an Verſtand und Geſundheit noch feſt, beinahe achtzig Jahre alt war, machte er verſchiedene Verſuche, ſein Amt aufzugeben, indes vergebens. Als er dann fühlte, wie Leib und Geiſt anfingen ſchwach zu werden, wiederholte er ſein Geſuch. Die Jeſuiten merkten mehr als er ſelbſt, wie ſein Anſehen abnahm, und ſo redeten ſie ihm zu, ſeinen Platz einem anderen zu räumen, der den Zauber und Eifer des Neuen hatte. Er ſelbſt ſehnte ſich aufrichtig nach Ruhe und bat den König inſtändig, ſie ihm zu gewähren. Wiederum war dies frucht-

die Frage, ob ſie wirklich in dem Werke Janſens enthalten ſeien, das Schweigen der Ehrfurcht, — die Abſolution verweigern? Die Sorbonniſten ſagten ja, und daraufhin wurden ſie von den Anti-Janſeniſten unter den Biſchöfen heftig angegriffen. Der Papſt verurteilte die Doktoren in zwei Breven und ſchleuderte 1705 in der Bulle „Vineam“ den Bannſtrahl gegen die Bewahrer des ehrfurchtsvollen Schweigens, zu denen auch der Kardinal de Noailles gehörte.

[1] Emmanuel-Théodore de la Tour d'Auvergne, 1643 bis 1715, ein Neffe Turennes. 1671 wurde er Großalmoſenier von Frankreich; 1700 entzog ihm der König, gegen den er in offener Gegnerſchaft ſtand, dieſe Stelle. — [2] Siehe Einleitung S. 122 f. — [3] 1625 bis 1695. — [4] Godet des Marais, 1647 bis 1709, Erzbiſchof von Chartres, unter deſſen geiſtlicher Leitung das Erziehungshaus Saint-Cyr ſtand. Er war der Beichtvater der Frau von Maintenon.

los. Er mußte die Laſt bis zum Ende ſchleppen. Krankheit und Altersſchwäche überfielen ihn bald darauf. Der König gab ihn nicht frei. La Chaise bekam offne Beine. Sein Gedächtnis ſchwand. Seine Urteilskraft erloſch. Sein Verſtand verwirrte ſich. Alle dieſe Mängel ſeines Beichtvaters ſchreckten den König nicht ab. Bis zuletzt verhandelte er die gewohnten Fragen mit dem Halbtoten. Da, zwei Tage nach einer Rückkehr aus Verſailles, ward er zuſehens ſchwächer. Er empfing die Letzte Ölung und ſchrieb dann, mit mehr Mut als Kraft, eigenhändig noch einen langen Brief an den König. Und eigenhändig antwortete der König, umgehend und liebevoll. Von da an gehörten die Gedanken des Kranken Gott allein. Der Provinzial, Pater Tellier[1], und der Obere des Ordenshauſes, Pater Daniel, fragten ihn, ob ſein Gewiſſen frei ſei und ob er auch des Wohles und der Ehre der „Geſellſchaft Jeſu“ gedacht habe? Über den erſten Punkt wäre er in Frieden, antwortete er. Und daß er ſich hinſichtlich des zweiten nichts vorzuwerfen hätte, würden ſie bald erfahren. Darauf entſchlief er ſanft in der fünften Morgenſtunde. Als der König aus ſeinem Schlafgemach trat, ſtanden die beiden Patres da und überreichten ihm die Schlüſſel zum Arbeitszimmer des Toten, darin allerlei Schriften aufbewahrt waren. Der König nahm ſie angeſichts der Umſtehenden entgegen, mit der Haltung eines Fürſten, der an Verluſte gewöhnt iſt, und lobte den Verblichenen laut ob ſeiner Güte. Dann fügte er, lächelnd zu den beiden Patres gewandt, vor ſeinem ganzen Hofſtaate hinzu: „Ich habe ihm oft ſeine große Güte zum Vorwurf gemacht, aber immer entgegnete er mir: Nicht ich bin gut, ſondern Sie ſind hart!“ Die Jeſuiten und Höflinge ſenkten beſtürzt die Blicke zu Boden. Das Wort verbreitete ſich ſchnell, und niemand tadelte den Toten darum. Er ertrug ſein Leben lang manch Ungemach, verhinderte manche Bosheiten und hinterliſtige Machenſchaften gegen andere, verpflichtete ſich viele und tat nur unbewußt anderen etwas zuleide. Man betrauerte ihn allgemein. Man hatte von jeher gewußt, daß ſein Tod ein großer Verluſt ſein würde; daß die Wunde aber ſo tief und ſo allgemein fühlbar werden würde, dies hatte man nicht geahnt. Man emp-

[1] Michel Tellier oder Le Tellier, 1643 bis 1719.

fand den Verluſt um ſo ſchmerzlicher, als der Nachfolger ein Unmenſch war. Dem Pater La Chaise mußten ſelbſt die Feinde der Jeſuiten das Zeugnis ausſtellen, daß er ein Mann geweſen war, der vorzüglich für ſeine Stellung gepaßt hatte.

Vom Leibwundarzt des Königs, Maréchal[1], einem durchaus geraden und glaubwürdigen Manne, der des Königs volles Vertrauen beſaß, erfuhren ich und meine Frau eine kleine Begebenheit, die wohl wert iſt, nicht vergeſſen zu werden.

Eines Tages ſprach der König mit Maréchal voll Bedauerns und Lobes von dem Verſtorbenen. Als Beiſpiel ſeiner treuen Ergebenheit erzählte er: Ein paar Monate vor ſeinem Tode habe der Pater zum König geſagt, er fühle ſich recht alt. Majeſtät werde wohl eher, als er denke, daran gehen müſſen, ſich einen neuen Beichtvater auszuſuchen. In inniger Liebe bäte er, ſich einen Jeſuiten zum Nachfolger zu nehmen. Er kenne die Geſellſchaft Jeſu gründlich. Sie verdiene weder all das Gute noch all das Schlimme, das man ihr nachſage. Sie ſei ſehr zahlreich und umſchließe Geiſteskinder aller Art, und ſo ſei mancher Kopf darunter, für den man nicht eintreten könne. Das dürfe ihn aber nicht wankend machen. Wenn er ſich einen beliebigen anderen Beichtvater anderswo ſuche, ſo könne dies leicht ſchlimme Folgen haben. Es gäbe in der Weltgeſchichte Beiſpiele dafür. Maréchal erſchrak über dieſe Erzählung des Königs und hatte große Mühe, ſeine Verwirrung zu verbergen.

Der König hütete ſich, die Ermahnung des Paters La Chaise zu vergeſſen und die Rache der Jeſuiten auf ſich zu ziehen, indem er ſie bei der Wahl ſeines Beichtigers überging. Er wollte leben, und zwar in Sicherheit leben. Er ſandte die Herzöge von Chevreuse und von Beauvillier nach Paris, damit ſie ihm dort auf vorſichtigſte Weiſe einen geeigneten Jeſuitenpater auskundſchafteten. Dieſe Maßregel war dem Erzbiſchof von Chartres und dem Pfarrer von Saint-Sulpice nicht gleichgültig. Sie hätten gern ihren Einfluß geltend gemacht. Aber ſie waren nicht beauftragt, ſondern allein die beiden Herzöge, mit

[1] Einer der erſten Chirurgen der Zeit, 1658 bis 1736. Er genoß ſeiner Rechtlichkeit wegen großes Anſehen. Saint-Simon pflegte ihn nach Anekdoten auszufragen.

denen ſie keine Verbindung hatten. Die letzteren hatten ſich über die nötigen Schritte geeint, wie ich bereits erzählt habe. Die Angelegenheit ging nach Wunſch; zu Ende war ſie aber noch nicht. Die Verhandlungen zogen ſich hin. Frau von Maintenon machte ſich die Tage zunutze und erreichte, daß der Erzbiſchof von Chartres und der Pfarrer von Saint-Sulpice – die eigentlich nur einer waren – von den beiden Herzögen hinzugezogen wurden. Beide ſchätzten Saint-Sulpice und hielten es wert, ganz wie der Erzbiſchof von Cambrai. Pfarrer von Saint-Sulpice war damals La Chétardye. Als der Fall Fénelon ſpielte, war er es noch nicht. Übrigens war er ein ehrenwerter Menſch, freilich ein bißchen beſchränkt, wie man noch erfahren wird. Der Erzbiſchof von Chartres bedeutete ihm, den Pater Tellier vorzuſchlagen. Für den hatten die Jeſuiten all ihr Geſchütz aufgefahren. Die beiden Herzöge ließen ſich überliſten, und Kirche und Staat wurden die Opferlämmer. Die beiden Herzöge ſtimmten alſo für den Pater Tellier, den damaligen Provinzial von Paris. Und der König beſtätigte die Wahl. Das war ſchwer zu verſtehen, denn er hatte der Herzogin von Burgund den Pater Le Comte[1] weggenommen, der jahrelang ihr Beichtvater geweſen war. Sie und der ganze Hof waren ihm zugetan. Er hatte ihn nach Rom entſandt, und die Jeſuiten hatten nichts dagegen verſucht. Die Verhandlungen über dieſe Wahl eines Beichtigers dauerten einen ganzen Monat, vom 20. Januar 1709, an dem der Pater La Chaise geſtorben, bis zum 21. Februar, an dem Pater Tellier ernannt ward. Wie ſein Vorgänger ward er auch Beichtvater von Monseigneur, ein harter Zwang für den betagten Fürſten.

Pater Tellier war dem König völlig fremd. Er kannte nur ſeinen Namen, den der Pater La Chaise mit fünf oder ſechs anderen Patres, die er als ſeine Nachfolger für geeignet hielt, auf eine Liſte geſchrieben hatte. Er war in der „Geſellſchaft Jeſu“ alles mögliche geweſen: Lehrer, Theologe, Rektor, Provinzial und Skriptor. Er hatte die Verteidigung der Lehre des Konfuzius und des chineſiſchen Kults führen

[1] Jeſuit aus Bordeaux, 1651 bis 1728, Aſtronom und Miſſionar in China, ſeit 1696 Beichtvater der Herzogin von Burgund. Als 1700 ſeine Schriften über China das Mißfallen des Päpſtlichen Stuhles und des Königs erregten, wurde er ſeines Amtes enthoben.

müſſen. Er hatte ſich dafür begeiſtert und ein Buch geſchrieben, das ihn und ſeine Anhänger beinahe zugrunde gerichtet hätte. Aber er hatte Gönner und hohes Anſehen in Rom. So ward das Buch nur auf den Index geſetzt. Es erſcheint mir erſtaunlich, daß er trotz jenes Makels Königlicher Beichtiger ward. Er war ein Eiferer. Er vertrat den Molinismus[1], ließ nur ſeine Schule gelten und hätte am liebſten ſeine Glaubenslehren auf den Trümmern aller übrigen aufgebaut, die der ſeinen entgegen waren, aber von jeher in der Kirche gelehrt wurden. Er war ein echter Jeſuit, eingeweiht in alle Geheimniſſe ſeiner Geſellſchaft, für deren Wohl und Wehe allein er lebte. Die „Geſellſchaft“ zu fördern, das war ſein Streben. Kein Mittel ſchien ihm unerlaubt, dies Ziel zu erreichen. Er verkehrte nur mit ſolchen ſeiner Mitbrüder, die ſeine große Leidenſchaft teilten. Für Vergnügungen, Geſellſchaft und Zerſtreuungen hatte er keinen Sinn. In allem war ſein Augenmerk ſtarr und unbeugſam auf das eine Ziel gerichtet. Das Wohl der „Geſellſchaft“ war ihm zur perſönlichen ureigenen Angelegenheit geworden. Er arbeitete und ſtrebte nur für ſie. Von Schonung und Muße wollte er nichts hören, und er duldete ſie nur, wenn er damit um ſo ſicherer ſeinen Zweck erreichte. Was dieſen Zweck nicht verfolgte, erſchien ihm ein Verbrechen oder unwürdige Schwachheit. Er hatte ſich ein hartes Daſein geſchaffen; ununterbrochen war er an der Arbeit und erwartete gleiche Hingabe von anderen, ohne jede Rückſicht. Er hatte einen ſtahlblanken Verſtand. Seine Geſundheit war eiſern; ebenſo ſeine grauſame und finſtere Seele. Die Grundſätze und die Politik der „Geſellſchaft“ waren ihm in Fleiſch und Blut übergegangen. Er war durch und durch falſch, verſchlagen und verſchwiegen. Wo er auftreten konnte und ſich gefürchtet wußte, da verlangte er Unmögliches. Er gab nie etwas. Er brach ſein gegebenes Wort mit Hohnlachen, wenn er ſeinen Zweck erreicht, und verfolgte die, denen er es gegeben. Er war fürchterlich; ein wahrer Geiſt der Zerſtörung. Sobald er zur Macht gelangt, verbarg er ſeine Geſinnung nicht mehr. Selbſt den Jeſuiten zeigte er ſich fortan unnahbar. Ein paar, die ſeinesgleichen waren, bildeten eine Ausnahme.

[1] Vgl. Einleitung S. 130.

Den anderen war er ein Schrecken. Und auch jene wenigen nahten ihm nur mit Zittern und Zagen und widerſprachen ihm nur, wenn ſie ihm beweiſen konnten, daß er ſich mit dem neuen Plane von ſeinem großen Ziele entfernte. Das war die Alleinherrſchaft der „Geſellſchaft", ihrer Lehren und ihrer Leitſätze. Alles andere, nicht bloß was dem entgegen, ſondern auch was ihr nicht blinden Gehorſam leiſtete, ſollte mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Sein Eifer ließ ihm nicht einen Augenblick Ruhe. Eines iſt zu verwundern: er dachte nie an ſich und ſeinen eigenen Vorteil. Freunde und Verwandte hatte er nicht. Und die Regung, einem andern eine Freude zu bereiten, kam ihm nie. Er ſtammte aus der Hefe des Volkes und verhehlte das nicht. Sogar den klügſten und leidenſchaftlichſten Jeſuiten bangte es vor ſeiner Gewalttätigkeit, durch die ſie jederzeit vernichtet werden konnten. Sein wenig verheißungsvolles Äußeres entſprach ſeinem inneren Weſen. Finſter, verſchlagen, zum Fürchten ſah er aus, mit lohenden, böſen, ſchiefen Augen. Sein Anblick verſtörte.

Das iſt ein getreues Bild jenes Mannes, der mit Leib und Seele der „Geſellſchaft Jeſu" angehörte, ihre tiefſten Geheimniſſe ergründete, ihren Gott kannte und ſich einzig in ihre Myſterien verſenkt hatte. Man wird ſich kaum wundern, wenn man hört, daß er im übrigen überraſchend ungebildet und unwiſſend war, unverſchämt, dreiſt und aufbrauſend dazu. Er kannte keine Höflichkeit, kein Maß, keine Rückſicht, nichts. Jedes Mittel war ihm recht, wenn er nur damit ans Ziel kam. In Rom hatte er die letzte Hand an ſeine Vervollkommnung gelegt. Als aber der Aufruhr über ſeine Schrift losbrach, ſchickte ihn die „Geſellſchaft" eiligſt nach Frankreich zurück. Er war dem König vorgeſtellt worden. Als ſeine Majeſtät ihn das erſtemal danach in ſeinem Arbeitsgemach empfing, waren nur noch Blouin[1] und Fagon anweſend, in einer Ecke. Fagon ſtand gebeugt und auf ſeinen Stock geſtützt und beobachtete den Pater auf das genauſte, ſein Geſicht, ſeine Verbeugungen und ſeine Reden. Der König fragte ihn, ob er ein Verwandter von Herrn Le Tellier[2] ſei. „Nicht im entfern-

[1] Kammerdiener des Königs und ſeit 1701, nach dem Tode Bontemps', Schloßverwalter von Verſailles. — [2] Kanzler von Frankreich.

teſten, Majeſtät! Ich bin ein armer Bauernſohn aus der unteren Normandie, wo mein Vater Pächter war.“ Fagon verlor nicht eine Miene des Sprechenden und wandte ſich leiſe an Blouin mit den Worten: „Ein Geier!“ Dabei deutete er auf den Jeſuiten. Dann zuckte er mit den Schultern und ſtützte ſich wieder auf ſeinen Stock. Es ſtellte ſich heraus, daß ſein Urteil — ſonderbar über einen Beichtiger — ſtimmte. Der Jeſuit hatte ſich alle Mühe gegeben, keine feigen Dummheiten zu ſagen. Er hegte Angſt vor ſeinem Amte und hatte es nur aus Gehorſam gegen die „Geſellſchaft Jeſu“ angenommen.

Ich habe mich ſo lange bei dieſem Pater aufgehalten, weil von ihm alle Stürme ausgegangen ſind, unter deren Nachwehen Kirche, Staat, Wiſſenſchaft, Kirchenlehre und unzählige ehrenwerte Leute aller Stände noch heutigentags ſtöhnen. Auch lernte ich dieſen entſetzlichen Menſchen ſchneller und genauer kennen denn irgendwer bei Hofe. Meine Eltern haben mich als Kind zu den Jeſuiten getan, um mich in der Religion unterrichten zu laſſen. Sie trafen eine gute Wahl. Denn ſo viel Schlimmes man ihnen auch nachſagt, es gibt unter ihnen hie und da wirkliche Heilige und aufgeklärte Männer. Mein ſpäterer Umgang beſchränkte ſich auf einen, an den ich mich in allem zu wenden pflegte. Ihm lag die Aufſicht über das „Noviziat“ ob, in das man alle Jahre ein paarmal weltliche Geiſtliche aufnahm. Er hieß Pater Samadon. Sein Amt brachte ihn notwendigerweiſe in Beziehungen zu den Leitern, alſo auch mit dem Provinzial, dem Pater Tellier. Selbiger ſah immer nur, was er unbedingt ſehen mußte. Weltklug, wie er war, lebte er zurückgezogen, um dadurch unabhängiger zu ſein und aller Rückſichtnahme und allen Bittgeſuchen zu entgehen. Wie war ich verwundert, als mir Pater Samadon ein paar Wochen nach Telliers Amtsantritt ſagte, dieſer wünſche mir vorgeſtellt zu werden. Dasſelbe wiederholte Tellier perſönlich am nächſten Tage, als ich ihn daraufhin empfing. Nie hatte ich ihn zu Geſicht bekommen; nie ihm eine Artigkeit erwieſen. Er überſchüttete mich mit ſolchen, erbat ſich meine Erlaubnis, öfter wiederkommen zu dürfen, und ſprach die Hoffnung aus, gütig aufgenommen zu werden. Kurz, er wollte mich fangen. Ich war mißtrauiſch. Zudem ſtand niemand meiner Familie

im Kirchendienſt. Ich hielt mich wohl zurück, aber er war ungeſtüm, überlief mich, beſprach Amtsſachen mit mir und fragte mich häufig um Rat. Ich ſtand zwiſchen zwei Feuern: hier Gefahr, wenn ich ihn in gröblicher Weiſe abwies; dort Gefahr, wenn ich mich mit ihm verband. Dieſes erzwungene Verhältnis, zu dem ich mich ſtets duldend verhielt, währte bis zu des Königs Tode.

Pater Tellier faßte alsbald [1709] den Entſchluß, einen längſt gehegten Plan auszuführen und das Kloſter Port Royal des Champs in Grund und Boden zu zerſtören. Pater La Chaise hatte ſich begnügt, die Aufnahme neuer Ordensſchweſtern zu verbieten, damit das Kloſter ohne Anwendung von Gewalt mit der Zeit von ſelber ausſtürbe. Aber der neue Beichtvater lenkte den König auf andere Gedanken. Unter einer Verfügung, die drei oder vier Jahre zuvor in Rom erlaſſen war und ſich, allerdings in verſteckter Weiſe, auch gegen den Janſenismus ausſprach, brachte er den König dazu, zu befehlen, daß jene Verfügung von der Geiſtlichkeit zu unterzeichnen wäre. Man erwartete keinen Widerſtand von Port Royal, täuſchte ſich jedoch. Die frommen Schweſtern fürchteten geheime Gefahr und ließen ſich auch durch die ſchlimmſten Drohungen nicht zur Unterſchrift bewegen.
Damit hatten die Jeſuiten gerechnet. Pater Tellier beſchwerte ſich beim König über die Nonnen und ſchilderte ſie ihm als Widerſpenſtige. Er ſtellte ihm vor, in dieſen Fragen werde niemals Ruhe herrſchen, ſolange Port Royal beſtehe. Zur Wahrung des königlichen Anſehens hätte die Aufhebung des Kloſters ſchon längſt verfügt werden ſollen. Der treffliche Pater hetzte und ſchürte weiter, bis ſchließlich alles in Bewegung kam, um die Zerſtörung zu verrichten.
Port Royal von Paris war urſprünglich eine Zweiganſtalt von Port Royal des Champs. Mit der Zeit, während der verſchiedenen Verfolgungen, hatten ſich beide Teile getrennt. Die ſich unterwerfenden Schweſtern bildeten das Pariſer Kloſter; die janſeniſtiſchen ſcharten ſich um Port Royal. In der Folge ſprach man dem Pariſer Hauſe alle Güter zu, in der Erwartung, das andere durch die Not mürbe zu machen. Es erhielt ſich aber durch Arbeit, Sparſamkeit und hilfreiche Gaben.

Man ging nun von dem Grundſatz aus, es gäbe nur ein Port Royal und nur aus Duldſamkeit habe man zwei Häuſer aus der einen Abtei entſtehen laſſen. Es wäre angebracht, alles wieder auf den ehemaligen Stand zu bringen. Von den beiden Klöſtern ſolle man am beſten das Pariſer erhalten, da das andere kaum die Mittel zur Erhaltung habe, in ungeſunder Gegend liege und nur von ein paar hartnäckigen Alten bewohnt werde.

Es erging eine Verfügung, derzufolge das Kloſter von Port Royal des Champs in der Nacht vom 28. zum 29. Oktober [1709] in aller Stille von Abteilungen franzöſiſcher und ſchweizer Garden umſtellt wurde. Am Vormittag darauf traf Argenson mit weiteren Truppen von Schutzleuten vor der Abtei ein. Er ließ ſich die Tore öffnen, verſammelte alle Kloſterinſaſſen im großen Saale und legte ihnen den Haftbefehl vor. Ohne ihnen mehr denn eine Viertelſtunde zu gewähren, ließ er alle wegbringen. Eine Anzahl beſpannter Fuhrwerke hatte er mitgebracht, in jedem eine ältere Frau. Die Nonnen wurden darein verteilt, je nach ihrem Beſtimmungsorte. Sie wurden nach verſchiedenen Klöſtern verſchickt, die zehn, zwanzig, dreißig, vierzig und fünfzig Wegſtunden entfernt lagen. Jeder Wagen ward von einigen Schutzleuten zu Pferde begleitet, ganz wie man öffentliche Frauenzimmer an einem üblen Ort aufhebt. Was bei dieſem ergreifenden und unerhörten Auftritte überdies geſchah, ſei mit Stillſchweigen übergangen. Es gibt darüber ganze Bücher.

Nach der Abfahrt der Schweſtern durchſtöberte Argenson das Kloſter vom Keller bis zum Speicher. Alles, was ihm paßte, nahm er in Beſchlag und ließ es fortſchleppen. Was er für Port Royal in Paris beſtimmte, wurde beiſeitegeſetzt, ebenſo das wenige, was er den Nonnen laſſen zu müſſen glaubte. Sodann kehrte er von ſeinem unglückſeligen Streifzuge zurück, um dem Könige und dem Pater Tellier Bericht zu erſtatten.

Die Schilderung, wie die Nonnen in ihren verſchiedenen Gefängniſſen behandelt wurden und wie man ſie zur Unterſchrift nötigen wollte, findet man in zahlreichen Schriften, die trotz der Wachſamkeit der Unterdrücker bald in aller Hände waren. Die Entrüſtung war ſo allgemein, daß der Hof und ſogar die Jeſuiten in Verlegenheit gerieten.

Aber Pater Tellier war nicht der Mann, der auf halbem Wege ſtehen blieb. Er vollendete ſein Werk in den erſten Monaten des nächſten Jahres. Erlaß folgte auf Erlaß, Haftbefehl auf Haftbefehl. Den Familien, die Verwandte in Port Royal des Champs begraben hatten, ging der Befehl zu, ſie auszugraben und anderswohin zu ſchaffen. Die übrigen Toten warf man anſtandslos auf den Friedhof einer benachbarten Pfarre. Dann machte man das Kloſter, die Kirche und alle Nebengebäude der Erde gleich, wie es mit den Häuſern von Königsmördern geſchieht. Es blieb kein Stein auf dem anderen. Jedwedes Überbleibſel wurde verkauft, der Platz beackert und beſät. Daß man nicht auch Salz darüber ſtreute, das war die einzige Gnade, die dem Orte zuteil ward.

Herr von La Rochefoucauld[1] war unglaublich beſchränkt und unwiſſend, dabei hoffärtig, hart, roh und unbändig. Er hatte ſein ganzes Leben am Hofe verbracht. Sobald er keine Untergebenen vor ſich hatte und außerhalb ſeiner tagtäglichen Gewohnheiten war er hilflos. Als älteſter Sohn ſeines Hauſes war er dünkelhaft, wie das die La Rochefoucaulds bis zur Widerlichkeit alleſamt ſind. Ich kenne kaum einen dieſes Namens, dem dieſer unangenehme Fehler nicht zu eigen geweſen wäre. Dieſer La Rochefoucauld hatte ihn am allerſchlimmſten. Er war ſeinen Mitmenſchen mehr freundlich als feindlich geſinnt; wem er aber feind war, dem war er es gehörig, bis in das Beleidigende. Allerdings war er ſelten feindſelig, vielmehr freundſchaftlich aus Laune, nicht wähleriſch und leidenſchaftslos. Nicht einmal ſeine eigenen Kinder liebte er einigermaßen, und obgleich er ihnen viel verdankte, machte er ihnen das Daſein reichlich ſchwer. Er war völlig in den Händen ſeiner Kammerdiener, denen er Unſummen ſchenkte, ſo daß er ſich beinahe damit zugrunde richtete.

Wenngleich La Rochefoucauld ſein Leben als erklärter Günſtling Seiner Majeſtät verbrachte, ſo muß man doch ſagen, daß er dies teuer bezahlte, es ſei denn, daß ihm Freiheitsliebe gänzlich mangelte. Kein

[1] François VII., Herzog von La Rochefoucauld, 1634 bis 1714, Sohn des Autors der „Maximen“, ſeit 1679 Großjägermeiſter; einer der Vertrauten des Königs.

Knecht hat je mit mehr Unterwürfigkeit, Plebejertum und – ich finde kein andres Wort – Sklavenſinn gedient als er, und man kann ſich ſchwer vorſtellen, daß es je wieder jemanden gäbe, der ein ſolches Leben mehr denn vierzig Jahre lang ertrüge. Er fehlte niemals: bei keinem Lever und Coucher, bei keinem der beiden täglichen Kleiderwechſel, bei keiner Jagd und keinem der täglichen Spaziergänge Seiner Majeſtät. Zehn Jahre hindurch übernachtete er am gleichen Orte mit dem König. In den ganzen vierzig Jahren hat er keine zwanzigmal in Paris geſchlafen. Er erbat ſich beſonders Urlaub, wenn er einmal wo anders als an der Hoftafel zu eſſen oder an einem Spaziergange nicht teilzunehmen gedachte. Er war nie krank, nur zuletzt gichtleidend, aber auch nur zeitweiſe und nicht nachhaltig. In den letzten zwölf bis fünfzehn Jahren ließ er ſich regelmäßig auf ungefähr ſechs Wochen zum Gebrauche der Bäder nach Liancourt beurlauben. Vielleicht fünfmal in ſeinem Leben verweilte er je ſechs Wochen auf ſeinem Gute Verteuil, wo es ihm behagte. Als er das letztemal dort war, holte ihn nach acht Tagen ein Eilbote des Königs zurück mit einem Briefchen des Inhalts, Seine Majeſtät habe einen Karfunkel und bedürfe ſeines Freundes und Vertrauten. Ungefähr viermal im Jahre aß er in Paris, etwas öfter in einem kleinen Hauſe bei Verſailles, wo ſich der König manchmal aufhielt, aber nie über Nacht blieb.

Man möchte glauben, daß er ein glücklicher Menſch geweſen ſein muß, indeſſen war er dies weniger als ſonſt einer. Er nahm an allem Anſtoß; die geringfügigſten und gleichgültigſten Dinge erboſten ihn, und er war ſo ſehr gewohnt, zu erreichen, was er wollte, daß ihm ſchließlich alles, was er für ſich und andere erlangte, gering dünkte. Zugleich war er ein ſehr neidiſcher Menſch. Gunſt, die andere traf, ſelbſt wenn es Leute waren, für die er etwas übrig hatte, bereitete ihm ernſtlich Kummer. Er war auf alles voller Neid, ſelbſt auf verliehene Bistümer und Abteien. So haßte er Herrn von Chevreuse, Herrn von Beauvillier und Monsieur le Grand aus Eiferſucht; in gewiſſem Maße auch den Marſchall von Villeroy, obgleich er mit ihm Verkehr pflegte. Zwiſchen Monsieur le Prince (Fürſt von Condé), dem

Fürſten von Conti und ihm beſtand eine Art Bund, ohne daß es nach außen auffiel.
In den letzten Jahren nutzten ihn ſeine niedrigen Freunde und Diener für ſich und die Ihren aus. Sie veranlaßten ihn, ſo häufig übermäßige, läſtige und ungebührliche Anliegen allerhöchſtenorts vorzubringen, daß es der König ſatt bekam und ihm ſchließlich nur noch abſchlägige Antworten zuteil werden ließ. Da La Rochefoucauld darüber ſeinerſeits klagende und vorwurfsvolle Worte äußerte, entſpann ſich zwiſchen beiden Verſtimmung und Entfremdung. Eine Zeitlang trug ſich La Rochefoucauld ſogar mit Abſchiedsgedanken. Dazu kam, daß ſeine Sehkraft ſtark nachließ, ſo daß er ſeinem Herrn nicht mehr überallhin zu folgen vermochte. Reiten konnte er nicht mehr, ſo daß er die Jagden im Wagen mitmachen mußte. Schließlich ward er dem König geradezu läſtig. Er fand kein Gehör mehr bei ihm.

Am 3. Januar [1710], an einem Freitag, ließ ich mich zum vierten Male vor Seiner Majeſtät ſehen, in der Erwartung, gehört zu werden. Der König hatte dies Maréchal (ſeinem Leibwundarzt) zugeſagt, indes fürchtete ich bereits, daß nichts daraus werden würde.
Die königliche Mittagstafel ging dem Ende zu. Ich lehnte mich an das Geländer, und als das Obſt herumgereicht ward, näherte ich mich dem Lehnſtuhl des Königs und bat untertänigſt, Majeſtät möchte ſich allergnädigſt erinnern, daß er mir in Gnaden Hoffnung auf Gehör gemacht habe. Der König wandte ſich mir zu und erwiderte in gütigem Tone: „Es war Ihr Wunſch! Es könnte ſofort ſein, aber ich habe Geſchäfte, und es bliebe nicht viel Zeit.“ Einen Augenblick darauf drehte er ſich nochmals um und ſagte: „Morgen früh, wenn es Ihnen beliebt.“ Ich gab zur Antwort, Seiner Majeſtät Belieben und Befehl gemäß würde ich die Ehre haben, morgen früh vor ihm zu erſcheinen. Die Art, wie er mir Beſcheid gegeben hatte, ſchien mir von guter Vorbedeutung. Er war ſichtlich gnädig und durchaus nicht unangenehm berührt; ja er ſchien ſogar Luſt zu haben, mich in Ruhe anhören zu wollen. Maréchal, der Kanzler und meine Frau waren davon ebenſo überzeugt wie ich.

Am Sonnabend darauf, am 4. Januar, dem letzten jener vier für mich ſo wichtigen Tage, fand ich mich gegen das Ende des Lever ein und zeigte mich dem König, als er von ſeinem Betſtuhl in ſein Arbeitsgemach ging, ohne daß er mich anſprach. Zu ſo früher Zeit war ich ſonſt nie bei Hofe erſchienen. Ich ſah ihn zur Meſſe gehen und wiederkommen. Seit einem hartnäckigen Gichtanfall kleidete er ſich faſt ganz auf ſeinem Bett an. Die Dienerſchaft nahm beinahe allen Raum in Anſpruch. Sobald der Befehl gegeben, verließen die Zutrittsberechtigten das Gemach, und man plauderte in der Galerie miteinander bis zur Meſſe. Meiſtens verblieb im Zimmer nur der Hauptmann vom Schloßdienſt, dem ein Diener in blauer Livree meldete, wenn Seine Majeſtät aus der Tür ſeines Kabinetts auf die Galerie hinaustrat, um zur Meſſe zu gehen. Der Diener begab ſich dann zurück in das Kabinett und folgte dem König. Ich blieb nach erfolgtem Befehl, als alles das Gemach verließ, allein mit dem Offizier darin. Es war der Graf von Harcourt, der mich, verwundert über mein Verbleiben, fragte, was ich noch wolle. Ich verhehlte ihm nicht, daß ich mit Majeſtät zu reden hätte und daß ich dächte, er werde mich noch vor der Meſſe zu ſich befehlen. Pater Tellier, deſſen Tag der Freitag war, befand ſich bei ihm. Alsbald kam er heraus, und dicht nach ihm Nyert, der dienſthabende erſte Kammerdiener.[1] Er ſuchte mich mit ſeinem Blick, ſah mich und meldete mir, Seine Majeſtät ließe mich bitten.

Ich betrat ſofort das Kabinett. Der König war allein darin und ſaß am unteren Ende des Sitzungstiſches. Das war ſeine Gewohnheit, wenn er mit jemandem gemächlich und geruhſam reden wollte. Zunächſt dankte ich ihm für die Gnade, die er mir zu gewähren geruhe, wobei ich meine verbindlichen Worte ein wenig in die Länge zog, um ſeine Mienen und ſeine Aufmerkſamkeit zu ergründen. Erſtere dünkten mich ſtreng, letztere ungeteilt. Und nun ging ich, ohne daß er ein Wort an mich richtete, zur Sache über. Ich ſagte ihm, daß ich nicht länger hätte in Ungnade leben können. Den Ausdruck „Ungnade“ vermied ich, um den König nicht aufzubringen, und nur der Kürze halber bediene ich mich hier dieſes Wortes. Die Urſache der Ungnade

[1] François-Louis de Nyert, geſtorben 1719.

zu ergründen, hätte ich nicht gewagt. Vielleicht läge die Frage nahe, was mich auf einen Wechſel in der Stimmung gegen mich ſchließen laſſe. Darauf hätte ich die Antwort, daß mir, der ich vier Jahre nacheinander alle Reiſen nach Marly mitgemacht hätte, die Entziehung der Erlaubnis ſehr ſchmerzlich wäre, um ſo ſchmerzlicher, als ich ſo lange Zeit in Ehrfurcht ihm zu dienen die Ehre gehabt habe.
Bis dahin ſchwieg der König. Jetzt bemerkte er, hochmütig und kühl, das ſei unweſentlich und bedeute ſeinerſeits gar nichts. Wenn ich mir über die wahren Gründe der königlichen Ungnade nicht längſt völlig klar geweſen wäre, ſo hätten mich ſeine Miene und der Ton ſeiner Antwort zur Genüge belehrt, daß er hinter dem Berge hielt. Gleichwohl mußte ich die Antwort nehmen, wie ſie war. Ich erwiderte alſo, was er mir eben allergnädigſt eröffnet, ſei mir eine große Beruhigung, und da mir Seine Majeſtät die Ehre erweiſe, mich huldvollſt anzuhören, ſo bäte ich ihn untertänigſt, ihm mein Herz ausſchütten – ſo drückte ich mich aus – und ihm Unterſchiedliches anvertrauen zu dürfen, was mich unſäglich drücke und wovon ich auch wiſſe, daß es mich bei ihm ſchwer geſchädigt habe. Seit dem Gerücht, Seine Majeſtät habe mich zum Geſandten in Rom auserſehen, woran ich bei meinem Alter und bei meiner Unzulänglichkeit nicht recht geglaubt hätte – daß jenes Gerücht in der Tat ſtark begründet war, ſei wenigſtens beiläufig bemerkt; doch durfte ich jetzt nicht anders reden, denn der König hatte mich damals [im Frühjahr 1707] nicht dazu ernannt, weil die Beförderung des Herrn von Trémoïlle zum Kardinal unſicher war und weil nach deſſen ſchließlicher Ernennung überhaupt kein Geſandter nach Rom geſchickt zu werden brauchte –, ſeitdem wären Neid und Eiferſucht gegen mich aufgekommen als gegen einen Menſchen, der etwas werden könne und den man beizeiten unſchädlich machen müſſe, und ſeitdem hätte ich auch das Harmloſeſte nicht mehr tun und ſagen können. Selbſt mein Schweigen ſei mir übel ausgelegt worden, und Herr von Antin habe mir unaufhörlich Nachſtellungen bereitet.
„Antin!“ unterbrach mich der König, ſchon viel milder. „Niemals hat er Ihren Namen genannt.“ – Ich erwiderte, dieſes Zeugnis freue

mich außerordentlich. Antin habe mich in der Geſellſchaft nicht einen Augenblick aus den Augen gelaſſen, ſo daß ich hätte annehmen müſſen, er wolle mich um Allerhöchſtdero Gnade bringen. Schon wollte ich auf etwas andres übergehen, und zwar mit den Worten: „Und es iſt noch ein andrer . . .“, als mich der König abermals unterbrach. Sein Geſicht war inzwiſchen wohlwollender und gnädiger geworden; es zeigte ſogar eine gewiſſe Befriedigung, daß er mir Gehör geſchenkt hatte.

„Ja, ſehen Sie, lieber Graf,“ ſagte er, „das liegt daran, Sie reden und mäkeln — und dann äußert man ſich gegen Sie!“ Ich verteidigte mich. Ich wäre ſtets ſorglich bemüht, nie ſchlecht über irgendwen zu ſprechen, und lieber würde ich ſterben, als über Seine Majeſtät reden. Dabei ſah ich ihm mutig in die Augen. Was andere beträfe, ſo ſei es allerdings ſelbſt beim beſten Vorſatze manchmal nicht leicht, die Dinge nicht beim rechten Namen zu nennen.

„Aber Sie tun es immer,“ meinte der König, „ſelbſt bei üblen Vorkommniſſen, und ſehr ſcharf . . .“ Hier unterbrach ich ihn meinerſeits, weil ich merkte, daß er immer gütiger zu mir ſprach. Ich ſagte, daß ich über üble Vorkommniſſe ſelten und nur maßvoll zu reden pflege; indeſſen ſei es wahr, daß der Unwille über unanſtändige Erfolge mich zuweilen verleitet habe, meinem übervollen Herzen durch Tadel und Mißbilligung Luft zu machen. Dabei ſei mir etwas widerfahren, das ungewollt viel Staub aufgewirbelt und mir ſelbſt am meiſten geſchadet habe. Majeſtät möge höchſtſelbſt ſeine Anſicht hierüber äußern. Ich ſei bereit, alleruntertänigſt um Verzeihung zu bitten, falls ich ſein Mißfallen erregt hätte. Sei er aber gnädigerer Meinung, ſo geſtehe er mir wohl zu, daß ich nicht die Schuld trage.

Schließlich ſagte er mir in wahrhaft väterlicher Güte: „Aus alledem erſehen Sie, wie die Welt zu Ihnen ſteht. Sie müſſen zugeben, daß Sie Ihren Ruf doch ein wenig verdient haben. Wenn Sie niemals Rangſtreitigkeiten gehabt, oder zum mindeſten, wenn Sie ſich nicht ſo lebhaft darüber geäußert hätten, ſo würde man nicht derartig über Sie geſprochen haben. Sie erſehen daraus auch, wie ſehr Sie in Zukunft derlei vermeiden müſſen, damit man keinen Anlaß hat, ſo zu

reden und Sie ſo zu beurteilen. Zeigen Sie ſich als Weiſer, dem keiner etwas anhaben kann!“

Im Laufe der Unterredung erwähnte ich meine lange Abweſenheit vom Hofe, die ich mir aus Schmerz darüber auferlegt hätte, weil ich mich mit Seiner Majeſtät nicht mehr im Einklang gewähnt. Hierbei nahm ich die Gelegenheit wahr, mich weniger in Ehrfurchtsbezeigungen als in Ergüſſen zu ergehen, die ihm meine Anhänglichkeit zu ſeiner Perſon und meinen Wunſch, mir in jeder Beziehung ſein Wohlgefallen zu erwerben, widerſpiegeln ſollten. Ich redete beinahe vertraut zu ihm, da ich ſeinem Geſicht, ſeinen Worten, ſeinem Ton, ſeinem ganzen Benehmen entnahm, daß ich gewonnenes Spiel bei ihm hatte. Er nahm meine Bekenntniſſe ſo huldvoll auf, daß ich ſelber überraſcht war und nicht mehr daran zweifeln konnte, wieder völlig bei ihm zu Gnaden gekommen zu ſein. Ich ging ſo weit, ihn untertänigſt zu bitten, mir allergnädigſt kundtun zu wollen, wenn ihm je wieder einmal etwas von mir zu Gehör käme, was ihm mißfalle, damit er unverzüglich den wahren Verhalt erführe und mir entweder meinen Fehltritt verzeihen oder aber feſtſtellen könne, daß ich der Schuldige nicht ſei.

Als er ſah, daß wir nichts weiter zu erörtern hatten, erhob er ſich von ſeinem Sitze. Da bat ich ihn, ſich hinſichtlich einer Wohnung meiner erinnern zu wollen, da ich nichts ſehnlicher wünſche, als wieder bei ihm Dienſte zu tun. Er erwiderte, es ſei keine frei, verbeugte ſich leicht und ſchritt lachend und graziös in das benachbarte Gemach. Unter einer tiefen Verneigung zog ich mich gleichzeitig durch die nämliche Türe zurück, durch die ich eine halbe Stunde zuvor zu dieſer huldvollſten aller Audienzen eingetreten war. Meine kühnſten Hoffnungen waren übertroffen worden.

Der Herzog von Burgund, das muß zuvörderſt geſagt werden, war von einer Gemütsart, die Schrecken erregte. Sein Jähzorn ging ſo weit, daß er die Uhr zertrümmerte, wenn ihr Stundenſchlag ihn zu etwas rief, was ihm nicht paßte, oder daß er in der unglaublichſten Weiſe in Wut geriet, wenn es regnete und er dadurch in irgendeinem Vor-

haben gehindert wurde. Widerſtand machte ihn raſend, wovon ich in ſeiner Jugendzeit oft Zeuge geweſen bin. Zugleich war er verſeſſen auf alles, was dem Geiſt wie dem Körper undienlich iſt. Sein Spott wirkte um ſo grauſamer, als er witzig und geſalzen war. Für Lächerlichkeiten hatte er ein ſcharfes Auge. Alles das wurde durch ſeine leibliche und ſeeliſche Beweglichkeit vermehrt, die geradezu ungeſtüm war. Als Kind, beim Unterricht, war er nicht anders zu zügeln, als daß man ihn zweierlei auf einmal machen ließ. Jedwedes ſogenannte Vergnügen liebte er mit maßloſer Leidenſchaft. Dabei zeigte er eine Hoffart und einen Stolz, die nicht zu ſchildern ſind. Gefährlich war ſeine Art, Perſönliches und Sachliches voneinander zu trennen, den ſchwachen Punkt einer Darlegung aufzudecken und ſodann kräftiger und gründlicher zu verfahren als ſeine Lehrer. Aber ſobald ſein Zorn verraucht war, hatte die Vernunft wieder die Oberhand. Dann ſah er ſeine Fehler und geſtand ſie ein, und zuweilen mit einem Eifer, der wiederum an Wut grenzte. Er war ein reger, tatenluſtiger, überaus kluger Menſch, der an Schwierigkeiten ſeine Freude hatte, ein in jeder Hinſicht überlegener Geiſt.

Ein Wunder war es, wie Frömmigkeit und göttliche Gnade ihn in ſehr kurzer Zeit zu einem ganz anderen Menſchen wandelten. Seine vielen ſo ſchrecklichen Fehler ſchlugen zu Tugenden um. Was hier zu ſeinem Lobe geſagt wird, iſt buchſtäblich zu nehmen.

Von jeher hatte er Verſtändnis und Neigung für das Überſinnliche. Jetzt trat der Drang danach an die Stelle ſeiner bisherigen Vergnügungsſucht. Nunmehr mied er mit wahrem Eifer ſelbſt harmloſe Zerſtreuungen. Dazu geſellte ſich eine krankhafte Nächſtenliebe — wie ſoll man das an einem unerfahrenen Menſchen anders nennen, der in allen Dingen der Vollkommenheit nachſtrebt, aber die Dinge ſelber in ihren Grenzen nicht kennt? — ſowie eine Schüchternheit, die ihn überall in Verlegenheit brachte, indem er niemals wußte, was er ſagen und tun ſollte. Überdies hegte er Furcht, ſich gegen Gott zu verſündigen oder die Geſellſchaft zu verletzen, die er in der Tat durch dieſe unaufhörliche innere Zerriſſenheit vor den Kopf ſtieß. Dadurch vereinſamte er völlig. Er ſelbſt fühlte ſich nur frei, wenn er allein

war. Sein innerer Reichtum und die Wiſſenſchaften boten ihm genug Zeitvertreib, ſo daß er ſich nie langweilte. Außerdem beanſpruchte das Beten einen guten Teil ſeiner Zeit. Die Gewalt, die er ſeiner hitzigen Natur und ſeinen vielen Fehlern antat, ſein Verlangen nach Vollkommenheit, ſeine Unwiſſenheit, ſeine Angſt, und die große Unſicherheit, die jede im Entſtehen begriffene Frömmigkeit begleitet, alles das ließ ihn ins Gegenteil umſchlagen. Er verfiel klöſterlicher Strenge, die kein Maß mehr einhielt. Das verlieh ihm einen ernſten Geſichtsausdruck, und häufig ſah er, ohne daß er es wußte, wie ein Sittenprediger aus, was ihn Monseigneur mehr und mehr entfremdete und was ſogar den König ärgerte.

Ich will nur einen von tauſend ähnlichen Vorfällen erzählen, der, ſo vortrefflich der Beweggrund war, den König ungemein gegen ihn aufbrachte und den ganzen Hof empörte. Es war drei Jahre vorher [1707]. Wir waren in Marly, wo zum Hohen Neujahr ein Ball ſtattfinden ſollte. Der Herzog von Burgund wollte für ſeine Perſon nicht erſcheinen und bekundete es früh genug, ſo daß der König, der dies übel vermerkte, Zeit hatte, ihm vorſtellig zu werden, zunächſt im Scherz, dann galliger, und ſchließlich ernſtlich und gekränkt, weil ein Enkel es wagte, ſeine Maßnahmen zu tadeln. Niemand vermochte den Herzog umzuſtimmen, nicht die Herzogin von Burgund, nicht die Damen, nicht einmal Herr von Beauvilliers. Er beſchränkte ſich darauf, immer wieder zu ſagen, der König ſei ſein Gebieter; er nähme ſich durchaus nicht die Freiheit, etwas zu tadeln, aber der Tag der Drei Könige ſei ein dreimal heiliges Feſt, durch die Taufe des Heilands, und er könne einen ſo heiligen Tag nicht entweihen, indem er ihn ſtatt zu chriſtlicher Andacht zu einem Vergnügen verwende, das allenfalls an einem gewöhnlichen Tage angängig ſei. Man machte ihm Vorhaltungen, er habe ja den Vor- und Nachmittag zu ſeinen frommen Pflichten zur Verfügung und außerdem noch mehrere Stunden zum Gebet in ſeinem Zimmer; er brauche und ſolle doch nur den Abend aus Achtung und Artigkeit ſeinen anderen Pflichten als Untertan und Mitglied des Königlichen Hauſes widmen; aber alles das war vergeblich. Er kam nur zur Abendtafel und ſchloß ſich den übrigen Abend in ſeinem Zimmer ein.

Neben ſeiner ſtrengen Lebensweiſe hatte er von ſeiner Jugenderziehung her die Gewohnheit, kurz und bündig zu ſein und alles buchſtäblich zu nehmen. Das brachte ihm wiederum Mißlichkeiten, ihm und aller Welt. In großer Geſellſchaft machte er immer den Eindruck eines unruhigen Menſchen, der es eilig hat wieder wegzugehen, weil er etwas anderes vorhat, und der es ſich merken läßt, daß ihm die Zeit leid tut, die er beſſer verwenden könne. Andrerſeits glich er einem jungen Kloſterſchüler, der, den ganzen Tag an ſeine Studien gekettet, ſich hinterher zur Erholung in allen möglichen Kindereien austobt. Der junge Fürſt war leidenſchaftlich verliebt in ſeine Frau, und nur in ſie. Mit ihren Damen verkehrte er wie ein ausgelaſſener Junge, und ſie mit ihm ſehr frei und übermütig.

Frau von La Vallière ſtarb (am 6. Juni 1710) im Kloſter der Karmeliterinnen zu Paris, in der Sankt-Jakobs-Gaſſe, in das ſie am 3. Juni 1675 einunddreißigjährig als Schweſter Maria gegangen war. Die Tage ihres Glanzes und ihrer Schmach liegen nicht in meiner Zeit und gehören nicht in mein Gebiet, ebenſowenig ihre Beſcheidenheit, ihre Güte und Herzenseinfalt. Sie hatte alles aufgeboten, daß der König die Kinder, die ſie ihm geſchenkt, rechtlich anerkannte; ſie hatte viel zu leiden durch den König und Frau von Montespan. Zweimal war ſie vom Hofe geflohen, zuerſt zu den Benediktinerinnen nach Saint-Cloud, von wo der König ſie perſönlich wieder holte, nahe daran, das Kloſter in Brand zu ſetzen; und dann zu den Schweſtern der Heiligen Maria zu Chaillot, wohin der König mit der Vollmacht, ſich den Zugang zu erzwingen, den damaligen Gardehauptmann von Lauzun ſandte, der die Entflohene zurückbrachte. Als ſie ſchließlich zu den Karmeliterinnen ging, nahm ſie von der Königin vor aller Welt in rührender Weiſe Abſchied. Sie hatte immer Rückſicht auf ſie genommen und ihr volle Ehrerbietung gezollt, und zuletzt bat ſie kniefällig um Vergebung. Die alltägliche Betätigung ihrer Buße und Reue ging weit über das übliche Maß hinaus. Immerdar ihrer Sünde eingedenk, hielt ſie ſich jeder Geſelligkeit fern.
Den Tod [1683] ihres zweiten Sohnes, des Grafen Ludwig von Vermandois, ertrug ſie voller Gläubigkeit, Seelenſtärke und Demut. Ihre

Tochter Maria-Anna, die ſpätere Prinzeſſin von Conti, erwies ihr allezeit die größte Hochachtung und Zuneigung, ſo ſehr ſich die Mutter auch dagegen wehrte. Den ſtrengen Bußübungen, die ſie ſich leiblich und ſeeliſch auferlegte, war ihr zarter Körper nicht gewachſen. Ihr Herz war ſehr empfindlich, was ſie nach Möglichkeit zu verbergen ſuchte. Als ſie ſich ein Jahr lang des Trinkens enthielt, ward ſie bedenklich krank. Ihr Leiden verſchlimmerte ſich, und ſie ſtarb an einem Darmbruch unter großen Schmerzen, aber wie eine Heilige, inmitten der frommen Schweſtern, für deren niedrigſte und unwürdigſte ſie ſich gehalten hatte, verehrt von ihnen ob ihrer Milde und Demut.

Die Fürſtin von Conti war von der Erkrankung, die raſche Fortſchritte machte, erſt im letzten Augenblicke benachrichtigt worden. Tiefbetrübt eilte ſie herbei, tröſtete ſich aber bald. Der ganze Hof machte ihr Beileidsbeſuche. Auch den König erwartete ſie, und es ward viel davon geredet, daß er es nicht tat.

Er hatte der Frau von La Vallière eine kühle Hochachtung bewahrt, die ſich ſehr ſelten und immer nur flüchtig zeigte. Gleichwohl war es ſein Wille, daß die Königin und beide Kronprinzeſſinnen ſie aufſuchten und daß ſie ſich als frühere Herzogin in ihrer Gegenwart ſetzen durfte, obgleich ſie Nonne geworden war. Ihr Tod berührte den König wenig. Er ſelbſt hat bekannt, warum. Sie war für ihn an dem Tage geſtorben, an dem ſie den Schleier genommen hatte.

Die Kinder der Frau von Montespan fühlten ſich ſchwer beleidigt, als ſie die förmlichen Beileidsbeſuche des Hofes bei dieſem Todesfalle ſahen. Beim Hingange ihrer Mutter hatten ſie nicht gewagt, irgendwelche Trauerbekundungen anzunehmen. Noch mehr empört waren ſie, als die Prinzeſſin von Conti ſchwarze Kleider anlegte, dem Herkommen zuwider, denn ihre Mutter war als einfache Nonne verſtorben. Beim Tode der Frau von Montespan hatten ſie ſich geſcheut, auch nur das geringſte Trauerzeichen zu tragen. Der König hatte der unabläſſig darum bittenden Prinzeſſin dieſen Gnadenbeweis nicht abzuſchlagen vermocht. Nach ſeinem Geſchmacke war er nicht.

X

1711

MONSEIGNEURS TOD

AM Oſtermittwoch begegnete Monseigneur auf der Fahrt nach Meudon einem Prieſter, der einem Kranken das Abendmahl brachte. Monseigneur und die Herzogin von Burgund ſtiegen aus und knieten vor dem Allerheiligſten nieder, und der Fürſt erkundigte ſich nach dem Kranken. Der Prieſter entgegnete, der Mann habe die Blattern, wie damals viele Leute in der Umgegend. Als Kind hatte Monseigneur einen leichten Anfall dieſer Krankheit überſtanden, die er ſehr fürchtete. Des Prieſters Auskunft flößte ihm deshalb großen Schrecken ein.

Der Tag verlief wie gewöhnlich. Am Abend ſagte Monseigneur zu Boudin, ſeinem Leibarzt, er würde ſich nicht wundern, wenn er die Blattern bekäme. Am Donnerstag, dem 9. April, ſtand Monseigneur auf, um ſich zur Wolfshatz fertigzumachen. Beim Ankleiden überfiel ihn ein plötzlicher Ohnmachtsanfall, ſo daß er in einen Stuhl ſank. Boudin ließ ihn wieder zu Bett bringen. Den ganzen Tag über hatte Monseigneur heftiges Fieber. Fagon unterrichtete den König nur flüchtig davon, ſo daß dieſer glaubte, die Sache ſei nicht von Bedeutung. Er begab ſich nach der Mittagstafel nach Marly, wohin ihm Nachrichten aus Meudon zugingen. Der Herzog und die Herzogin von Burgund blieben zu Tiſch in Meudon. Sie wichen nicht von Monseigneurs Lager. Die Prinzeſſin erfüllte ihre Pflicht als Schwiegertochter in der edelſten Weiſe; ſie reichte Monseigneur alles mit eignen Händen. Ihr Herz ward nicht geſtört von dem, was der Kopf ihr als möglich vorſtellte. Sorglich und liebreich pflegte ſie den

Kranken, ohne Bedenken und ohne Verſtellung. Auch der Herzog von Burgund erfüllte ſeine Pflicht auf das gewiſſenhafteſte, obgleich alle Anzeichen auf die Blattern deuteten, die er ſelbſt noch nicht gehabt hatte. Beide verließen Monseigneur nicht einen Augenblick. Sie entfernten ſich erſt am Abend, um an der Abendtafel des Königs teilzunehmen und ihm Bericht zu erſtatten. Der König ſchickte am nächſten Morgen ſofort einen Boten nach Meudon und erfuhr durch ihn, daß es ſehr ſchlimm um Monseigneur ſtand. Am Abend vorher hatte er bei ſeiner Rückkehr aus Marly kundgetan, er werde ſich nach Meudon begeben und während Monseigneurs Krankheit dort verbleiben, welcher Art ſie auch ſei. Er hielt ſein Wort. Nach der Meſſe reiſte er ab. Vorher verbot er ſeinen Kindern und allen, die die Blattern noch nicht gehabt, nach Meudon zu kommen. Dies geſchah aus Güte. Allen andern ſtellte er es frei, ihm zu folgen. Du Mont[1] ſandte einen Teil wieder nach Haus. Er brachte nur den Hofſtaat des Königs unter und beſchränkte dieſes Gefolge auf die hauptſächlichſten Dienſttuenden und die Miniſter – den Kanzler ausgenommen –, mit denen der König zu arbeiten hatte. Die Herzogin und die Prinzeſſin von Conti mit ihren Ehrendamen waren bereits vor dem König in Meudon. Sie waren die einzigen, die blieben. Sie nahmen an den Abendmahlzeiten teil, während der König, wie in Marly, allein ſpeiſte. Fräulein von Choin war ſeit Mittwoch anweſend. Frau von Maintenon begab ſich immer nach der Mittagstafel mit der Herzogin von Burgund zum König. Majeſtät geſtattete nicht, daß ſie in Monseigneurs Nähe ging. Er ſchickte ſie ſtets ſofort wieder weg. So ſtanden die Dinge, als ich einen Brief meiner Frau bekam. Ich hielt mich, wie immer zur Oſterzeit, auf meinem Gute La Ferté auf. Noch waren die Blattern nicht beſtimmt feſtgeſtellt, aber jedermann war überzeugt, daß es nichts anderes ſein konnte. Die Ärzte vermuteten es.

Man wird begreifen, welchen Eindruck die Nachricht auf mich machte, wenn man bedenkt, wie ich zu Monseigneur und ſeinem engeren Kreiſe ſtand. Nach allem, was man mir über Monseigneurs Zuſtand mitteilte, mußte ſich die Natur der Krankheit baldigſt zeigen. Ich

[1] Hyacinthe de Gauréaul, Herr du Mont, 1657 bis 1726, der Verwalter der Schlöſſer Monseigneurs.

fühlte mich ſehr wohl in Ferté und beſchloß, die Nachrichten über den Verlauf des Tages dort abzuwarten. Ich ſchickte einen Boten zu meiner Frau und erbat mir Nachricht für den nächſten Tag. Der ganze Tag verging mir in einem Hin und Her der Gefühle. Der Menſch und Chriſt in mir regte ſich gegen den Welt- und Hofmann. Eine unverhoffte Befreiung ſtand mir nahe, und ausſichtsreich eröffnete ſich mir die Zukunft. Der ungeduldig erwartete Bote traf am Sonntag Quaſimodogeniti kurz nach Tiſch in Ferté ein. Er vermeldete mir, die Ärzte hätten die Blattern feſtgeſtellt und alles ginge nach Wunſch. Ich glaubte das um ſo mehr, als ich erfuhr, daß Frau von Maintenon Sonnabend früh nach Verſailles zurückgekehrt war. Sie hatte in Meudon ihre Gemächer nicht verlaſſen und als einzige Begleitung Frau von Dangeau gehabt. In Verſailles hatte ſie bei Frau von Caylus das Mittagsmahl eingenommen, wo ſie die Herzogin von Burgund getroffen hatte. In ziemlich vorgerückter Stunde erſt war ſie wieder nach Meudon gefahren. Ich hielt Monseigneur für gerettet und gedachte in Ferté zu bleiben. Schließlich folgte ich einer inneren Eingebung, wie ich dies mein Leben lang getan und mich dabei wohlbefunden habe, und gab Befehl für meine Abreiſe zum nächſten Tage. Wirklich fuhr ich frühzeitig weg. In La Queue wurden die Pferde gewechſelt. Das war vierzehn Wegſtunden von Ferté und ſechs von Verſailles. Da trat der Finanzrat La Fontaine an meinen Reiſewagen. Ich kannte ihn gut, denn ich hatte ihn oft in Ferté geſehen, wo er Senonches und andere dem verſtorbenen Monsieur le Prince gehörige Güter verwaltete. Er war in Paris und Verſailles geweſen und hatte mit ein paar Leuten der Herzogin von Burgund geſprochen. Monseigneur ginge es nach ſeinem Berichte gut, ja, er wäre außer Gefahr. So kam ich nach Verſailles, und meine Frau, ſowie alle, die ich traf, beſtätigten mir, daß augenblicklich nichts zu befürchten ſei.

Ich ſchrieb von Verſailles aus an den Herzog von Beauvillier nach Meudon und bat ihn, er möge dem König mitteilen, daß ich auf Grund von Monseigneurs Erkrankung nach Verſailles zurückgekehrt ſei und nach Meudon gekommen wäre, wenn mir das, da ich die Blattern noch nicht gehabt, des Königs ausdrücklicher Befehl nicht unterſagt

hätte. Er entledigte ſich ſeines Auftrags und vermeldete nur, man ſei mit dem Schritt, den ich getan, zufrieden und der König ließe mir ſagen, weder ich noch Frau von Saint-Simon, die auch die Blattern noch nicht gehabt, dürften nach Meudon kommen. Ich war über dieſes Sonderverbot nicht im geringſten betrübt. Den Mitgliedern ſeiner Familie überließ es der König, Krankenbeſuche zu machen oder nicht. Madame erſchien nicht. Nur die beiden jungen Prinzen wurden ſtreng vor Anſteckung behütet, aus begreiflichen Gründen. Auch in Meudon gab es Gegenſätze. Die Choin ſaß in ihrem Zimmer; ſie wurde immer erſt dann eingelaſſen, wenn ſich der König und die Prinzeſſin von Conti zurückgezogen hatten. Die Prinzeſſin ſtellte es Monseigneur anheim, ob ſie ihre Beſuche bei ihm einſchränken ſolle oder nicht. Gleich am erſten Morgen, als der König angekommen, geſtand ſie Monseigneur, ſie habe, ſeitdem ſie von ſeiner Erkrankung gehört, in Unruhe und Sorge gelebt. Aber ſie wolle ihm mit ihrer Freundſchaft nicht läſtig ſein. Er möge ſie freimütig aus dem Zimmer ſchicken, wenn er ihre Gegenwart nicht länger wünſche. Und ſie werde ihrerſeits darauf bedacht ſein, nur dann einzutreten, wenn ſie ſich vergewiſſert habe, daß ſie ihn nicht ſtöre. Monseigneur war entzückt über ſo viel Takt. Die Prinzeſſin hielt ihr Verſprechen tatſächlich. Ohne eine Miene zu verziehen, ging ſie gehorſam hinaus, ſobald die Herzogin und die beiden Lothringer es ihr nahelegten. Und nicht im geringſten verletzt kehrte ſie ſpäterhin wieder zurück. Dafür mußte man ſie wirklich loben.

Von Fräulein von Choin war bereits die Rede. Sie und der Pater Tellier ſpielten eine höchſt merkwürdige Rolle in Meudon. Beide lebten ſozuſagen links liegengelaſſen, jedes auf ſein Zimmer angewieſen, wo ſie auch ihre Mahlzeiten aufgetragen bekamen. Jedes war nur für die ſichtbar, mit denen ſie unumgänglich zuſammenkommen mußten. Und doch wußte jedermann um beider Anweſenheit im Schloſſe. Der einzige Unterſchied zwiſchen den beiden beſtand darin, daß die Choin bei Monseigneur ein und aus ging, zu jeder Tages- und Nachtzeit, und ſonſt keinen anderen Raum betrat, während der Beichtiger beim König und überall Zutritt hatte, und nur die Zimmer mied,

die Monseigneur und ſein Gefolge bewohnten. Der König ſah die Choin nicht, glaubte aber, Frau von Maintenon habe ſie geſehen, und ließ eine Frage darüber fallen. Er erfuhr, daß dem nicht ſo ſei, und zeigte ſich ſehr ungehalten darüber. Daraufhin ließ ſich Frau von Maintenon vielmals bei Fräulein Choin entſchuldigen und die Hoffnung ausſprechen, daß ſie ſich baldigſt ſehen würden. Für Menſchen, die miteinander unter einem Dache wohnten, war ſo viel Umſtändlichkeit doch wohl reichlich ſeltſam.

Ein anderes Bild zeigte Verſailles. Am Hofe des Herzogs und der Herzogin von Burgund herrſchte das regſte Leben. Das war für mich gleichſam die Morgenröte einer beſſeren Zeit. Der ganze Hofſtaat war auf den Beinen, und ganz Paris ſtrömte herbei. Und da Beſonnenheit und Vorſicht von jeher nicht zu den Grundtugenden der Franzoſen gehören, erſchien ganz Meudon. Man glaubte jedem ohne weiteres, wenn er verſicherte, er habe an dieſem Tage das Zimmer des Blatternkranken nicht betreten. Es fand das übliche Lever und Coucher ſtatt. Die Damen kamen zur Mittags- und Abendtafel. Den Mahlzeiten ſchloſſen ſich allerlei unterhaltſame Dinge an. All dies und die Spazierfahrten boten Gelegenheit für jedermann, ſich ins Licht zu ſetzen. Die Säle vermochten die Menge nicht zu faſſen. Eilboten verkündigten aller Viertelſtunden den befriedigenden Verlauf der Krankheit Monseigneurs und verbreiteten mit Leichtigkeit Hoffnung und Zuverſicht. Ein jeder ſehnte und bemühte ſich, dem neuen Hof zu gefallen. Das junge Herzogspaar benahm ſich mit Würde und heiterem Ernſt, empfing jedermann aufs verbindlichſte und hatte für alle ein liebenswürdiges Wort. Die Menge fühlte ſich geſchmeichelt und befriedigt. Der Herzog und die Herzogin von Berry wurden ganz in den Hintergrund gedrückt. So verfloſſen fünf Tage. Man gedachte unaufhörlich der Möglichkeiten der Zukunft und verſuchte, ſich im voraus den Ereigniſſen anzubequemen.

Am Dienstag, dem 14. April, alſo am Tage meiner Ankunft in Verſailles, hatte der König in Meudon ſchlechte Laune. Er hielt am Morgen Finanzrat ab, wie gewöhnlich, und am Nachmittag, gegen alles Herkommen, eine Beratung dringlicher Angelegenheiten. Als

der Kanzler aus dieſer Sonderſitzung zurückkam, erkundigte ich mich bei ihm nach Monseigneurs Zuſtand. Er ſagte, alles gehe gut, ſogar über Erwarten gut, wie ſich Fagon geäußert habe. Der Kanzler ſchien mir voller Vertrauen in des Leibarztes Ausſpruch. Ich ſchenkte ſeinen Worten Glauben, um ſo mehr, als er, der ſich vortrefflich mit Monseigneur ſtand, wohl um ihn beſorgt ſein mußte. Am ſelben Morgen gaben die Pariſer Fiſchweiber, die ihre Anhänglichkeit bereits bei Monseigneurs früherer Erkrankung bezeigt hatten, einen neuen Beweis ihrer Treue. In einer langen Reihe von Mietskutſchen fuhren ſie nach Meudon. Monseigneur empfing ſie. Sie warfen ſich vor ſeinem Bett auf die Knie und küßten es. Glücklich, daß ſich Monseigneur ſo wohlbefände, riefen ſie in ihrer Freude, ganz Paris werde mit ihnen jauchzen und ſie wollten ein Tedeum ſingen laſſen. Monseigneur war nicht unempfindlich gegen dieſen Beweis von der Liebe des Volkes. Er ſagte, ſolcher Jubel ſei noch nicht angebracht. Dann dankte er ihnen und befahl, man ſolle ihnen das ganze Haus zeigen, ihnen ein Mittagseſſen vorſetzen und ſie mit Geldgeſchenken entlaſſen.

Als ich vom Kanzler zurückkam, gewahrte ich beim Durchſchreiten der Höfe die Herzogin von Orleans auf der Terraſſe des Neuen Flügels. Sie rief mich an. Ich tat, als hörte und ſähe ich ſie nicht. Die Montauban[1] ſtand nämlich neben ihr. Ich hatte den Kopf voll von all den Nachrichten aus Meudon. Man brauchte den Neuen Flügel, in deſſen Oberſtock meine Wohnung lag, nur zu durchqueren, ſo gelangte man in die Gemächer des Herzogs und der Herzogin von Berry. Dort waren für dieſen Tag der Herzog und die Herzogin von Orleans nebſt ein paar Damen zur Abendtafel gebeten. Auch meine Frau. Sie fühlte ſich aber nicht ganz wohl und hatte ſich entſchuldigen laſſen. Kaum befand ich mich in meinem Zimmer, allein mit Coëtanfao[2], als mir die Herzogin von Orleans angeſagt ward, die die Zeit bis zur Mahlzeit mit mir verplaudern wolle. Ich empfing ſie im Zimmer meiner Frau, die uns alsbald Geſellſchaft leiſtete. Die Herzogin und ich, wir

[1] Charlotte Bautru de Nogent, 1641 bis 1725, die in hoher Gunſt bei Monsieur ſtand und von Saint-Simon (XII, 286 f.) als buckeliges Ungeheuer von bösartigſtem Charakter geſchildert wird. Sie war in zweiter Ehe (1681) mit dem Fürſten von Montauban vermählt. — [2] Seinem vertrauteſten Freunde, „ami de tous temps“, wie er ihn XX, 219 nennt.

waren beide ſozuſagen ſelig, daß wir einander ſehen und uns ausſprechen konnten. Unſere Anſichten über Meudon gingen Hand in Hand. Seit einer Stunde erſt war ſie aus Meudon zurück, wo ſie auch den König getroffen hatte. Sie teilte mir die nämlichen Worte Fagons mit, die ich vom Kanzler gehört hatte. Sie erzählte, wie aufopfernd und pflichteifrig die Ärzte ſeien, daß ſie alle erdenklichen Heilmittel anwandten, und was für Erfolge ſie erzielten. Manches übertrieb ſie. Ich will die Wahrheit geſtehen: es tat uns beiden herzlich leid, daß Monseigneur bei ſeinem Alter und bei ſeinem Fett der Gefahr entrinnen ſollte. Sie bemerkte betrübt, aber mit dem Witz und im Ton Mortemarts[1], nach ſolch gründlicher Blutreinigung dürfe man auf keinen Schlaganfall mehr rechnen. Die Hoffnung auf eine neue Magenverſtimmung ſei zuſchanden geworden, ſeitdem er ſeine koſtbare Geſundheit den Ärzten anvertraut habe. Und das Ende vom Liede war, daß wir aus allem ſchloſſen, der Fürſt werde lange leben und auf den Thron gelangen. Und nun kamen allerlei Betrachtungen über die Folgen und Zufälle ſeiner dermaleinſtigen Herrſchaft und über die Wertloſigkeit eines Menſchenlebens, das ſo wenig Gutes verſprach. Kurz, wir taten uns keinen Zwang an. Zuweilen nur ſtahl ſich ein leiſer Gewiſſensbiß in unſere ſeltſame Unterhaltung, die von der Herzogin ſcherzend immer wieder in ihr altes Fahrwaſſer geleitet ward.

Meine Frau, fromm wie ſie war, verſuchte unſere gottloſen Reden immer wieder einzudämmen. Es fochten das Chriſtentum und die natürliche menſchliche Selbſtſucht miteinander. Auf dieſe Weiſe vergingen zwei Stunden, ohne daß wir es merkten. Darauf begab ſich die Herzogin zur Abendtafel zu ihrer Tochter, und wir gingen in mein Zimmer, wo ſich inzwiſchen eine gemütliche Geſellſchaft eingefunden hatte, die mit uns zu Abend aß.

Während man in Verſailles und ſogar in Meudon unbeſorgt war, änderte ſich alles mit einem Schlage. Der König hatte Monseigneur ein paarmal beſucht, der ſich ob dieſer Beweiſe von Zuneigung freute. Am Nachmittag, als der König vor der Ratsſitzung bei dem Kranken war, fiel ihm deſſen ungewöhnlich angeſchwollenes Geſicht auf. Er

[1] Siehe Einleitung S. 92 f.

empfahl ſich bald und hatte beim Hinausgehen Tränen im Auge. Man beſchwichtigte ihn, ſoviel man konnte, und nach der Sitzung erging er ſich im Park. Inzwiſchen war Boudin ſtutzig geworden, denn Monseigneur hatte die Prinzeſſin von Conti nicht erkannt. Monseigneur ſelbſt hatte von Anfang an nicht gar viel Hoffnung gehabt. Die Hofleute kamen der Reihe nach in das Krankenzimmer. Die ihm am nächſten Stehenden verließen es Tag und Nacht nicht mehr. Unabläſſig fragte er, ob man ſich bei dieſer Krankheit in der Regel ſo wohlfühle wie er. Manchmal ſchöpfte er Hoffnung auf Leben und Geſundheit aus ihren Antworten. Der Prinzeſſin von Conti geſtand er aber eines Tages, daß er ſich ſeit langem ſehr elend fühle und es nur nicht zeigen wolle. Am Gründonnerstag ſchon ſei eine ſolche Schwäche in ihm geweſen, daß er während der heiligen Handlung kaum ſein Gebetbuch in den Händen habe halten können. Gegen vier Uhr nachmittags verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand. Boudin machte Fagon den Vorſchlag, fremde Hilfe hinzuzuziehen. Er ſtellte ihm vor, daß es ihnen als Hofärzten, die es nie mit wirklichen Seuchen zu tun hätten, an Erfahrung in ſolchen Fällen mangele. Deshalb drang er in ihn, Ärzte aus Paris herbeizurufen. Fagon geriet in Zorn, wollte keine Vernunft annehmen und weigerte ſich entſchieden, anderen ärztlichen Beiſtand zuzulaſſen. Es käme nur zu Meinungsverſchiedenheiten und Gezänk, meinte er. Sie ſeien genau ſo gut und erprobt wie jeder andere Arzt. Er beſtand ſogar darauf, Monseigneurs Zuſtand geheimzuhalten, obgleich der ſich ſo offenbar verſchlimmerte, daß gegen ſieben Uhr ſchon ein paar Diener und Hofleute aufmerkſam wurden. Aber Fagon hielt alle im Bann. Keiner wagte, dem König oder der Frau von Maintenon Andeutungen zu machen. Selbſt die Herzogin und die Prinzeſſin von Conti hatten nicht den Mut dazu und verſuchten ſich zu beruhigen. Unglaublicherweiſe beſchloß man, den König nicht vor der Abendtafel zu benachrichtigen, um ihn nicht aufzuregen. Da weder Fagon noch ſonſt wer ein Wort verlor, glaubte Majeſtät, Monseigneurs Zuſtand ſei zufriedenſtellend, obgleich er ihn am Nachmittag ſo verändert gefunden und darüber ſichtlich betroffen geweſen war. Er aß in aller Ruhe. Im Krankenzimmer aber

verlor man den Kopf. Der Kranke mußte Arznei über Arznei einnehmen. Man gönnte ihm nicht einmal die Zeit, auf ihre jeweilige Wirkung zu warten. Wie jeden Abend kam der Pfarrer von Meudon zu dem Kranken. An dieſem Abend fand er gegen alles Herkommen die Türen offen und die Dienerſchaft in Verwirrung. Er trat ein, ſah, wie es ſtand, lief an das Bett, faßte Monseigneurs Hand und redete ihm von Gott. Monseigneur war bei Beſinnung, konnte aber kaum ſprechen. Trotzdem entlockte ihm der Geiſtliche eine Art Beichte und ſagte ihm darauf Worte der Buße vor. Der arme Fürſt ſprach ein paar Worte deutlich nach, die nächſten unverſtändlich, und dann ſchlug er gegen ſeine Bruſt, drückte dem Prieſter die Hand und ſchien von Reue erfüllt. Gelaſſen empfing er die Vergebung der Kirche. Indeſſen ſaß der König noch bei Tiſch. Da kam Fagon und rief ihm zu, es ſei keine Rettung mehr. Der König ward ganz ſtarr, und Entſetzen erfaßte alle ob dieſes gewaltſamen Überganges von Unbeſorgtheit zu höchſter Befürchtung.

Kaum hatte ſich der König einigermaßen erholt, ſo eilte er nach dem Krankenzimmer. Kurz wies er die Hofleute ab, die ihn zurückzuhalten gedachten. Er wolle ſeinen Sohn noch einmal ſehen, rief er, koſte es, was es wolle. Gerade als er in das Zimmer treten wollte, kam die Prinzeſſin von Conti heraus, die ſofort nach der Abendtafel hineingeeilt war. Sie ließ den König nicht hinein, ſondern ſchob ihn mit den Händen zurück und ſagte ihm, er habe jetzt an nichts zu denken denn an ſein eigenes Wohl. Da ſank der König, wie von einem Schwächeanfall gepackt, auf ein Sofa an der Tür nieder. Jeden, der herauskam, fragte er um Auskunft. Kaum einer wagte zu antworten. Beim Herausgehen – ſeine Gemächer lagen über denen von Monseigneur – hatte er nach dem Pater Tellier geſchickt, der ſchon zu Bett gegangen war, ſich aber ſchleunigſt wieder angekleidet hatte und unten erſchienen war. Zu ſpät, wie alle behaupteten. Um den König zu beruhigen, gab er jedoch vor, dem Schwerkranken regelrecht die Abſolution erteilt zu haben. Frau von Maintenon kam, ſetzte ſich zum König auf das Sofa und rang nach Tränen. Sie verſuchte, den König wegzuführen. Die Wagen warteten ſchon im Hofe. Er war

aber nicht zu bewegen, ſeinen Platz zu verlaſſen, ſolange Monseigneur noch lebte, der ohne Beſinnung lag. Der Todeskampf währte eine Stunde. Die Herzogin und die Prinzeſſin von Conti bemühten ſich um den Sterbenden und ebenſoviel um den König. Die Ärzte ſtanden beſchämt und kleinlaut da, die Dienerſchaft war kopflos, und durch die Reihen der Höflinge lief dumpfes Flüſtern. Der letzte Augenblick war vorüber. Fagon kam und verkündigte Monseigneurs Verſcheiden. Der König war von Schmerz erfüllt. Er grollte Fagon, der die Schuld daran trug, daß ſein Sohn ohne Beichte geſtorben war. Dann ging er, und mit ihm entfernten ſich Frau von Maintenon und die beiden Prinzeſſinnen. Das Gemach lag zu ebener Erde. Als er in den Wagen ſteigen wollte, erkannte er, daß es Monseigneurs Reiſekutſche war. Er winkte mit der Hand, man ſolle einen andern Wagen vorfahren laſſen. Trotz ſeines Leids vergaß er der Gegenwart nicht. Er trug Pontchartrain[1] auf, ſeinen Vater und die übrigen Miniſter auf den nächſten Tag, nicht zu frühzeitig, nach Marly zu beordern. Er wollte Staatsrat halten, wie jeden Mittwoch. Ich erläutere dieſes Zeichen von Kaltblütigkeit nicht, ſondern begnüge mich zu erwähnen, daß alle Umſtehenden, und die davon erfuhren, auf das peinlichſte verwundert waren. Pontchartrain entgegnete, es handle ſich nur um laufende Sachen, und ſo könne man die Sitzung auf den übernächſten Tag verſchieben, um den König zu ſchonen. Der König gab ſeine Einwilligung. Gebeugt ſtieg er in den Wagen, auf beiden Seiten geſtützt. Frau von Maintenon nahm neben ihm Platz. Die Herzogin und die Prinzeſſin von Conti ſetzten ſich auf den Rückſitz. Eine Anzahl Hofbeamte warf ſich, als der König davonfuhr, an der Hofmauer entlang auf die Knie und flehten um Erbarmen. Durch Monseigneurs Tod waren ſie brotlos geworden.

Während Meudon voller Schrecken war, blieb in Verſailles alles unbeſorgt und ahnungslos. Nach der Abendtafel verließen uns unſere Tiſchgäſte bald. Meine Frau machte ſich fertig zur Nachtruhe, und ich plauderte mit ihr. Da kam ganz verſtört ein Kammerdiener von der Herzogin von Berry und vermeldete, es ſei ſchlimme Botſchaft

[1] Dem Sohn des Kanzlers.

aus Meudon eingetroffen. Der Herzog von Burgund habe dem Herzog von Berry eine mündliche Nachricht zugehen laſſen, bei deren Anhören ſich des Herzogs Augen gerötet hätten. Er ſei ſofort vom Tiſch aufgeſtanden und hinausgegangen. Eine zweite Botſchaft ſei gekommen, bei der die ganze Tiſchgeſellſchaft in die Höhe gefahren und in des Herzogs Zimmer verſchwunden ſei. Dieſer plötzliche Wechſel überraſchte mich auf das höchſte. Ich lief ungeſäumt zur Herzogin von Berry, wo ich keine Menſchenſeele antraf. Alles war bei der Herzogin von Burgund. Alſo eilte ich dahin und fand ganz Verſailles dort verſammelt, die Damen zum großen Teil ſchon im Nachtkleide. Die Türen ſtanden offen. Es herrſchte allgemeine Kopfloſigkeit. Ich erfuhr, Monseigneur habe die Letzte Ölung erhalten, er ſei ohne Bewußtſein und rettungslos verloren. Der König wolle die Herzogin in Marly ſprechen. Sie ſolle ihn in der Allee zwiſchen den Marſtällen erwarten. Trotz des Aufruhrs in meiner Seele und aller Ausſichten, die ſich vor meinem Geiſt auftaten, nahm ich das Bild in mir auf, das ſich mir bot. Die beiden Prinzen und beiden Prinzeſſinnen waren im Gemach hinter dem Alkoven. Das Ankleidezimmer der Herzogin füllte der verſtörte Hof. Sie ſelbſt ging zwiſchen den beiden Räumen hin und her und wartete auf den Augenblick, der ſie zum König führen ſollte. Ihre Haltung drückte Erregung und Mitgefühl aus, die jedermann als Schmerz deutete. Hier und da ließ ſie ein paar Worte fallen. Ich betrachtete die Umſtehenden. Es bedurfte keiner Kenntnis des Hofes; nur Augen mußte man haben, um auf jedem Geſicht deutlich zu leſen, was für und wieviel Anteil am Geſchehenen ein jeder hegte. Hier Ruhe, dort Schmerz und Trauer; anderswo Anſtrengung, um heimliche Freude zu verbergen. Mich durchwallten die verſchiedenſten Regungen. Sogar des Tages gedachte ich, an dem ſich auch mir dereinſt die Pforte des Todes auftun wird. Über alle Einflüſterungen chriſtlicher Nächſtenliebe aber ſiegte mein Jubel ob meiner unverhofften Befreiung. Und es dünkte mich, als hätte das ganze Land – ebenſo wie ich – bei dieſem Verluſte nur gewonnen. Zu meiner Schande muß ich geſtehen, daß ein Reſt von Furcht, der Kranke möge am Ende doch davonkommen, nicht ganz von mir

wich. Ich ließ meiner Frau ſagen, es ſei angebracht, daß ſie käme. Dann vertiefte ich mich wieder in die Menſchengeſichter um mich herum. Nichts entging meinen verſtohlen-neugierigen Augen. In den erſten Augenblicken großer Erregung können ſich die Leute ſo ſelten beherrſchen. Da zeigen ſie ihr wahres Weſen, und es kommen Gefühle zum Vorſchein, die ſie bei ruhigem Blut im Tiefinnerſten geheimhalten. Man muß nur verſtehen zu beobachten. Die Herzogin von Orleans kam. Aus ihrem unbewegten hoheitsvollen Geſicht war nichts zu erkennen. Sie ging in das Kabinett hinein und kam bald danach wieder heraus mit dem Herzog von Orleans, deſſen geſchäftiges und haſtiges Gebaren darauf ſchließen ließ, daß ihn die Außendinge mehr erregten denn ein innerliches Erlebnis. Beide entfernten ſich. Ein paar Augenblicke ſpäter gewahrte ich den Herzog von Burgund mit äußerſt bewegter und ſchmerzlicher Miene an der Türe zum Kabinett. Ich ſah ihn forſchend an und entdeckte nichts von wahrer Trauer, nur die Einſeitigkeit eines beſtürzten Geiſtes. Die Dienerſchaft jammerte ſchon laut. Man erkannte daraus, wieviel ſie verloren. Gegen Mitternacht liefen Nachrichten vom König ein, und alsbald kam die Herzogin mit dem Herzog aus dem kleinen Gemache. Er ſah jetzt mehr erſchüttert aus denn vorher und zog ſich augenblicklich wieder zurück, nachdem die Herzogin Schleier und Hut genommen und mit kaum feuchten Augen das Zimmer unbewegt durchſchritten hatte. Nur ein paar verſtohlene Blicke verrieten ihren Zuſtand. Ihre Damen begleiteten ſie über die Haupttreppe in den Wagen. Ich brannte vor Begierde, die Herzogin von Orleans zu ſprechen, und begab mich ſpornſtreichs nach ihren Gemächern. Sie war bei Madame. Somit ging ich dahin und fand ſie gerade im Begriff aufzubrechen. Sie ſah ſehr ernſthaft aus und forderte mich auf, ſie in ihre Wohnung zu begleiten. Der Herzog blieb. Wir gingen in ihr Zimmer, wo ſich auch die Herzogin von Villeroy, die Marſchallin von Rochefort und fünf bis ſechs gute Freundinnen einfanden. So viel Geſellſchaft war mir zuwider; auch die Herzogin empfand ſie als läſtig. Sie ergriff einen Leuchter und entfernte ſich in das Nebengelaß. Ich flüſterte der Herzogin von Villeroy, die meine Gefühle über das Ereignis teilte, ein paar Worte

28. Louis, Grand-Dauphin von Frankreich

zu. Sie gebot mir leiſe, mich zu beherrſchen. So hüllte ich mich in Grabesſchweigen, während alles um mich herum ſeufzte und klagte. Da kam der Herzog von Orleans und rief mich. Ich ging mit ihm in ſein Arbeitszimmer hinunter. Er war halb ohnmächtig. Und mir zitterten die Knie vor Erregung über alles, was ich in den letzten Stunden geſehen und durchlebt hatte. Wir ſaßen einander gegenüber, und auf einmal erblickte ich zu meinem größten Erſtaunen, wie ihm die Tränen aus den Augen ſtürzten. „Monsieur!“ rief ich, aufſpringend in höchſter Verwunderung. Er verſtand mich augenblicklich und erwiderte mit vom Weinen halberſtickter Stimme: „Sie wundern ſich mit Recht. Wundre ich mich ja ſelbſt über mich. Aber, ſehen Sie, die Sache ergreift mich doch. Ich habe mein Leben an ſeiner Seite verbracht, und er war gut zu mir und freundſchaftlich, ſolange man ihn hat machen laſſen, was und wie er wollte. Ich weiß, daß meine Trübſal nicht lange dauern wird. In ein paar Tagen habe ich mich getröſtet. Vorläufig aber erheben Blut und Verwandtſchaft und Nächſtenliebe ihre Stimme und erſchüttern einen im Innerſten.“ Ich ehrte dieſe Gefühle, vermochte aber mein Erſtaunen nicht zu unterdrücken, wenn ich bedachte, wie ſchlecht er ſich mit Monseigneur geſtanden hatte. Er ſtand auf, ging in einen Winkel und weinte und ſchluchzte bitterlich. Wäre ich nicht Augenzeuge geweſen, ſo hätte ich es nie für möglich gehalten. Nach einigem Schweigen bat ich ihn, ſich zu ermannen. Ich ſtellte ihm vor, daß wir zur Herzogin zurückkehren müßten und daß man ſich dort, wenn man ihn verweint ſähe, unendlich luſtig über ihn machen und ſeinen Schmerz für eine Komödie halten werde, weil jedermann wiſſe, wie groß die Spannung zwiſchen ihm und Monseigneur geweſen ſei. So gab er ſich redliche Mühe, den Tränen Einhalt zu tun und ſeine Augen zu kühlen. Er war noch dabei, als man ihm vermeldete, die Herzogin von Burgund ſei zurück und die Herzogin von Orleans werde ſich zu ihr begeben. Er wollte die Herzogin begleiten, und ich ſchloß mich den beiden an.

Die Herzogin von Burgund hatte in der Allee nicht lange auf den König zu warten brauchen. Als ſein Wagen herangekommen, trat ſie an den Wagenſchlag. Aber Frau von Maintenon rief ihr zu: „Nicht

zu nahe! Wir könnten Sie anſtecken.“ Ich weiß nicht, wie ſich de König dabei benahm. Er küßte ſie nicht. Sie eilte alsdann zu ihrer Wagen und fuhr ſofort zurück.

Fagons Schweigſamkeit über Monseigneurs Zuſtand hatte alle We aufs vollkommenſte getäuſcht. Der Herzog von Beauvillier zum Be ſpiel war aus der Sonderſitzung nach Verſailles gefahren und dort ſo gar über Nacht geblieben, was er ſeit Monseigneurs Erkrankung ni getan hatte. Er war ein Frühaufſteher und ging deshalb immer gege zehn Uhr zu Bett. Auch an jenem Abende hatte er ſich ſo zeitig niede gelegt, ohne jedwede Ahnung. Nach kurzer Zeit ſchon ward er au dem Schlafe geweckt und zur Herzogin von Burgund gebeten. E traf etwas eher dort ein denn ſie ſelbſt. Sie fand die beiden Prinze und die Herzogin von Berry im kleinen Gemache, wie ſie ſie ver laſſen. Dazu den Herzog von Beauvillier. Man umarmte einande Der Herzog von Beauvillier fand das Zimmerchen eng zum Erſticke und führte die vier in den der Galerie angrenzenden Saal. Die Fenſte wurden geöffnet, und die beiden Fürſten nahmen mit ihren Ge mahlinnen auf dem Sofa Platz. Rundherum, ſtehend oder ſitzend der Hof; alles ziemlich verſtört. Die Damen des engſten Hofſtaat hockten am Sofa oder in der Nähe auf dem Fußboden. Überall konnt man Geſichter ſtudieren. Monseigneur war nicht mehr. Das wußt man. Davon ſprach man. Niemand legte ſich um ſeinetwillen noc Zwang auf. Gerade dieſe Augenblicke verrieten die natürlichen Ge fühle der einzelnen. Die Vorräume tönten wider vom Schluchzen de Dienerſchaft, die der Verluſt dieſes Herrn, der wie für ſie geſchaffe war, in Verzweiflung ſtürzte.

Es waren auch welche unter ihnen, die ihre Herrſchaften herbegleit hatten. Man erkannte aus dem Gebaren der meiſten, wem ſie dienten Die anſchließenden Zimmer füllte die Schar der Hofleute. Die groſ Mehrheit, ich meine die geiſtig Armen, lobte unter mühſam erpreßte Seufzern Monseigneurs Güte und bemitleidete den König, der ſo viel m dieſem Sohne verliere. Durchtriebenere begannen ſchon Beſorgnis übe des Königs Geſundheit an den Tag zu legen. Sie taten ſich etwas darau zugute, bei allem Durcheinander ſogar Gedanken für derlei übrig z

haben. Andere, die der Todesfall wirklich angriff, weinten herzbrechend oder hemmten ihre Tränen, wenn auch mit ſichtlich großer Anſtrengung. Die Klugen hielten ſich im Hintergrund, in den Winkeln, mit auf den Boden gehefteten Blicken, und überdachten die Folgen, die das unerwartete Ereignis für ſie ſelbſt haben mochte. Überall ward nur wenig geredet. Nirgends hörte man eine Unterhaltung, nur hie und da einen Ausruf, den der Schmerz einem entriß, und eine Antwort darauf vom Nachbar. Einſilbigkeit, dunkle oder ſcheue Blicke, wenig Geſten, allgemeine Unbeweglichkeit. Unter den Anweſenden gab es nur wenige, die unbeſorgt und aus bloßer Neugier da waren. Dazu ein paar Hohlköpfe, die unabläſſig leiſe ſchwatzten und andre damit beläſtigten.
Die, denen das Ereignis Vorteil brachte, mochten ſich noch ſo ergriffen und ernſt ſtellen: wer gute Augen hatte, durchſchaute ſie und entdeckte hinter dem Schleier das eigentliche Geſicht. Ebenſo bewegungslos wie die Ergriffenſten waren ſo manche, bei denen niemand erraten ſollte, was ſie dachten und wie ſie ſich freuten. Aber ihre Augen wurden zu Verrätern. Sie wechſelten ab und zu den Platz, gingen einander aus dem Weg und vermieden ſogar, den Blicken der anderen zu begegnen. Aber eine gewiſſe Freiheit in ihrem Auftreten, ein trotz aller Verſtellungskünſte nicht zu verbergendes Aufleuchten hin und wieder, das machte ſie kenntlich. Die beiden Prinzen nebſt Gemahlinnen waren den Blicken am meiſten ausgeſetzt. Der Herzog von Burgund weinte in aufrichtiger Ergriffenheit ſtille Tränen, die ihm die Natur und ſeine Frömmigkeit entlockten. Auch der Herzog von Berry vergoß reichliche Zähren. Sie waren ſozuſagen blutig, ſo bitterlich klang ſein Weinen. Das war ſchon kein Schluchzen mehr. Er ſchrie. Er heulte laut. Augenblicke der Stille traten ein, aus Erſchöpfung. Hinterher jammerte er um ſo faſſungsloſer, und die meiſten ſtimmten – angeſteckt – in das Geheul ein. Schließlich mußte man ihn an Ort und Stelle entkleiden und die Ärzte zu Hilfe rufen. Die Herzogin von Berry war außer ſich. Man wird bald erfahren[1] aus

[1] XXI, 83f. Als Schwiegertochter des Thronerben und Gegnerin der Herzogin von Burgund verlor ſie durch den Tod Monseigneurs viel von ihrem Einfluß am Hofe. Saint-Simon entwirft ein abſchreckendes Bild von der Tochter ſeines Freundes, des ſpäteren Regenten, dem man übrigens unnatürliche Beziehungen zu ſeiner eigenen Tochter nachſagte.

welchem Grunde. Die bitterſte Verzweiflung malte ſich auf ihren Zügen. Wütender Schmerz war geradezu darauf eingegraben. Er redete aber nicht von Anteil, ſondern von Selbſtſucht. Erſt ſaß ſie trockenen Auges da; dann folgte ein Strom von Tränen, den unwillkürlich Geſten begleiteten, die einen außergewöhnlichen Schmerz andeuteten. Dieſe Ausbrüche waren die Früchte vorangegangener Überlegung. Die Schreie ihres Mannes riſſen ſie aus der Beſchäftigung mit ſich ſelbſt. Sie umarmte ihn, ſtützte ihn, gab ihm ihr Riechfläſchchen, kurz, kümmerte ſich um ihn auf das ſorglichſte. Und dann kam wieder der Tränenſtrom. Die Herzogin von Burgund ſprach ihrem Manne Troſt zu. Sie ſelbſt war nicht ſehr troſtbedürftig. Wenn ſie auch nicht gerade heuchelte, ſo merkte man doch, daß ſie zumeiſt nur aus einem Gefühl der Schicklichkeit Zeichen der Trauer von ſich gab. Sie gebrauchte häufig ihr Taſchentuch und beſaß viel Geſchicklichkeit, ſich damit die Augen zu röten, ſie ſchwellen zu laſſen und auf ihrem Geſicht ein paar Tränen herauszuwiſchen, wenn das Weinen der anderen ſie anſteckte. Verſtohlen aber ſandte ſie Blicke über die Verſammlung und muſterte den einzelnen. Kühl und unbewegten Antlitzes, als habe ſich nichts Beſonderes ereignet, ſtand der Herzog von Beauvillier in der Nähe der Fürſtlichkeiten, um deren Wohl bedacht. Obgleich die Türen für jedermann geöffnet waren, ließ er nur wenig Leute ein. Die Herrſchaften ſollten möglichſt ungeſtört ſich ſelbſt belaſſen bleiben. Um alles kümmerte er ſich ohne Haſt, ohne Übereilung. Es war, als ſei er beim gewöhnlichen Lever auf ſeinem Poſten. Er bewahrte ſeine Gemütsruhe unveränderlich. Sein Schmerz war nicht groß, und er machte kein Hehl daraus. Madame erſchien in großer Toilette, heulte laut, umarmte alle und netzte ſie mit ihren Tränen. Ein merkwürdiges Bild, dieſe Fürſtin in Staatsgewändern, mitten in der Nacht, wie ſie mit einer Anzahl Damen in Nachtkleidern um die Wette ſchrie und heulte! Die Herzogin von Orleans hatte ſich mit ein paar Damen in der Nähe des Kamins niedergelaſſen, mit dem Rücken nach der Galerie. In ihrer Nähe war Schweigen. Ihre Damen zogen ſich nach und nach zurück und machten ihr damit die größte Freude. Es blieben nur die Herzoginnen von Sforza und von Villeroy, Frau von Castries und

meine Frau bei ihr. Dicht bei einem Zeltbette für die Schloßwache plauderten ſie, die alleſamt den Todesfall mit den gleichen Augen anſahen, zwanglos über das Ereignis. Solcher Zeltbetten waren im Saal und überall eine Menge aufgeſtellt. Schon vor den ungünſtigen Nachrichten aus Meudon ſtanden ſie da. Auf einmal, inmitten der Unterhaltung, fuhr Frau von Castries, die überhaupt ſehr ſchreckhaft war, entſetzt in die Höhe. Sie war an das Bett geſtoßen, und das hatte ſich bewegt. Im nächſten Augenblick erſchien ein ſtarker nackter Arm, der die Zeltwand in die Höhe ſchob, und man ſah einen verſchlafenen dicken Schweizer. Verdutzt ſchaute er drein, und es dauerte geraume Zeit, ehe er begriff, wo und unter weſſen Augen er ſich befand. Er ſah alle der Reihe nach an, hielt es aber ſchließlich doch nicht für paſſend, ſich in ſo vornehmer Geſellſchaft zu erheben, verkroch ſich unter ſeine Decken und ließ die Wand wieder herunter. Allem Anſchein nach hatte ſich der gute Mann niedergelegt, ehe die Todesbotſchaft ins Schloß gelangte, und hatte bis zu dieſem Augenblick feſt geſchlafen. Vom Erhabnen zum Lächerlichen iſt oft nur ein Schritt.

Ich wollte noch immer nicht recht an die Tatſache glauben, obgleich alles dafür ſprach, was meine Augen ſahen. Der Zufall führte mir Herrn von O in den Weg. Ich fragte ihn. Er berichtete mir, daß Monseigneur tot sei. Nun wußte ich es genau und verſuchte, mir meine Befriedigung nicht anmerken zu laſſen. Ich weiß nicht, ob mir das ſehr gut gelang. So viel iſt gewiß, daß weder Schmerz noch Freude in mir waren. Ich benahm mich ſo, wie es die Umſtände erheiſchten, ohne jedoch große Trauer zu heucheln. Leichteren Herzens als in jener Stunde, da die Herzogin von Burgund den König in der Allee erwartete, muſterte ich die zahlloſen Anweſenden, die wirklich Trauernden und die Gleichgültigen. Selbſt für den genauen Kenner des höfiſchen Lebens gibt es angeſichts eines nicht alltäglichen Ereigniſſes eine Fülle feſſelnder Erſcheinungen zu beobachten. Jedes der vielen Geſichter verrät einem die Sorgen, Mühen und Machenſchaften, die in all den Glücksjägern ihr Weſen treiben; die Ränke, die ſie erſonnen und in Taten umſetzen möchten, um ſich zu be-

auf. Er wollte Auskunft haben, aber es war kein Menſch zu ſehen. Wie ein Blitz durchzuckte ihn da die Erkenntnis deſſen, was geſchehen war. Eine Menge niederer Angeſtellter von Monseigneur und ihr Anhang irrten während der ganzen Nacht im Park umher. Eine Anzahl Hofleute hatte ſich vereinzelt zu Fuß aus dem Staube gemacht. Es war eine allgemeine Auflöſung und Zerſtreuung. Ein Diener oder im allerhöchſten Falle zwei blieben bei der Leiche, dazu – was rühmend hervorgehoben werden muß – von allen Hofbeamten als einziger: La Vallière. Er hatte Monseigneur im Leben ſtets treu zur Seite geſtanden. Er verließ ihn auch im Tode nicht. Es koſtete ihm unſägliche Mühe, einen Boten zu finden, der die Kapuziner holte, die die Totenwache halten ſollten. Die Luft war ſo ſchnell und ſo ſtark verpeſtet, daß es nicht genügte, die Fenſtertüren zu öffnen. La Vallière, die Kapuziner und ein paar von der Dienerſchaft, die nicht geflohen, mußten im Freien verbleiben. Im Verwaltungsgebäude ſaßen Du Mont[1] und ſein Neffe Casaus in tiefſtem Schmerz. Sie hatten alles verloren. Ein Leben voll raſtloſen Eifers, voller Dienſtfertigkeit und voller Arbeit, deſſen Halt ſchmeichelhafte und berechtigte, immer von neuem gefaßte Hoffnungen geweſen, das war mit einem Schlage vernichtet. Du Mont war am Morgen kaum imſtande die notwendigſten Anordnungen zu treffen. Er tat mir in der Seele leid, dieſer eine.

Jedermann hatte ſich in größte Zuverſicht gewiegt. Niemand erwartete den König in Marly. Somit fand er nichts in Ordnung. Die Schlüſſel fehlten. Dazu war kaum ein Wachslichtſtümpfchen aufzutreiben, geſchweige eine Kerze. Es dauerte länger denn eine Stunde, ehe Ordnung geſchaffen war. Der König wartete derweilen mit Frau von Maintenon in deren Vorzimmer. Die Herzogin war bei ihnen, auch die Prinzeſſin von Conti und die Damen von Dangeau und von Caylus. Dieſe beiden waren von Verſailles herbeigeeilt, um in der Nähe ihrer Tante zu ſein. Taktvoll verweilten ſie nur hin und wieder einen kurzen Augenblick im Raume. Das Gefolge, das nacheinander

[1] Hyacinthe du Mont (1647–1726), 1687 Stallmeiſter des Königs, dann dasſelbe beim Dauphin, ſeit 1706 Schloßhauptmann von Meudon.

ankam, begab ſich in den Saal, in gleicher Hilf- und Ratloſigkeit. Man taſtete und tappte im Dunkel umher. Alle Schlüſſel fanden ſich verwechſelt oder von der beſtürzten Dienerſchaft verlegt. Da ſteckten die Verwegenſten ihre Naſe in das Vorzimmer, Frau von Espinoy allen voran. Und bald ſtand die ganze Geſellſchaft drinnen, von Neugier getrieben und vom Wunſch, der König ſolle ihren Eifer bemerken. Er ſaß in einem Winkel zwiſchen Frau von Maintenon und den beiden Fürſtinnen. Er weinte anhaltend. Da ward endlich Frau von Maintenons Zimmer aufgeſchloſſen. Das befreite den König von der Zudringlichkeit der Leute. Er betrat allein mit Frau von Maintenon das Gemach und blieb daſelbſt eine Stunde. Dann legte er ſich zu Bett, gegen vier Uhr morgens. Jetzt durfte ſie aufatmen und konnte ſich endlich auf ſich ſelbſt beſinnen. Sobald der König zur Ruhe gegangen war, wurden die anderen alle untergebracht. Blouin verkündete ihnen, er ſei beauftragt zu fragen, wer in Marly Unterkunft begehre. Man habe ſich an ihn zu wenden. Er werde den König davon unterrichten und hernach die Auserwählten vom Ergebnis in Kenntnis ſetzen.

Monseigneur war eher groß als klein, ſehr beleibt, aber nicht dick zu nennen. Er ſah vornehm und raſſig aus und durchaus nicht bäuriſch. Man hätte ſein Geſicht höchſt gewinnend finden können, wenn ſeine Naſe es nicht verunziert hätte, die Prinz von Conti beim Spiel zerhauen hatte, als beide noch Kinder waren. Er hatte wunderbar blondes Haar, ein volles, geſundrotes, aber ausdruckloſes Geſicht, beſtgeformte Beine und auffallend magere kleine Füße. Sein Gang war zögernd, unſicher. Er ließ ſich ſtets führen, ſobald der Weg nicht ganz glatt und eben war. Zu Pferde machte er eine vorzügliche Figur. Ein wirklich guter Reiter war er jedoch nicht. Auf der Jagd mußte Casaus vor ihm herreiten, und er war hilf- und ratlos, wenn er dieſen Begleiter aus den Augen verlor. Er ritt ſelten anders denn in kurzem Galopp. Öfters wartete er unter irgendeinem Baume und ſah zu, wie ſich die Jagd entwickelte. Dann ritt er dem Feld langſam nach oder kehrte einfach um. Die Genüſſe der Tafel hat er hochgeſchätzt, aber ohne Feinſchmeckerei. Seit jener ernſtlichen Magenverſtimmung, die

man in der erſten Beſtürzung für einen Schlaganfall gehalten, ließ er ſich nur eine einzige wirkliche Mahlzeit am Tage auftragen. Er zwang ſich zur Mäßigkeit, obgleich er, wie alle Mitglieder der Königlichen Familie, ein ſtarker Eſſer war. Beinahe alle Bildniſſe, die von ihm vorhanden, ſind gut getroffen. Charakter beſaß er gar nicht. Verſtand war leidlich vorhanden. Geiſt fehlte ihm, was in der Teſtamentsangelegenheit des Königs von Spanien zutage trat. Würde und Hoheit beſaß er von Natur und durch ſein ſtattliches Äußeres. Zudem ahmte er dem König nach. Er war grenzenlos ſteifnackig und ein Miſchmaſch von ſeeliſchen Schwächen, was ihn ſein Leben lang zu manch niedriger Handlung führte. Aus Bequemlichkeit und einem gewiſſen Grad von Beſchränktheit war er ſanftmütig. Im Kerne ſeines Weſens aber war er hart. Sein zur Schau getragenes Wohlwollen galt nur Unterbeamten und Dienern und offenbarte ſich nur in Dingen, durch die er ſich mit ihnen geradezu unfaßlich vertraut machte. Gegen Not und Leid andrer war er vollkommen ſtumpf, vielleicht mehr aus Gedankenloſigkeit und Nachahmungskoller als aus Bösartigkeit. Er war unglaublich ſchweigſam und infolgedeſſen tief verſchwiegen. So meinte man, er habe zur Choin niemals von Staatsangelegenheiten geredet. Schwerfälligkeit auf der einen und Furcht auf der andern Seite machten den Fürſten beiſpiellos zurückhaltend. Bei alledem verzehrte ihn beinahe die Ruhmſucht, was an einem Kronprinzen immer etwas ſpaßig wirkt. Überall und jederzeit paßte er wie ein Luchs auf, daß man ſich ja keine der ihm gebührenden Ehrenbezeigungen ſchenkte. Hierin war er raſend eiferſüchtig. Fräulein Choin warf ihm einmal ſeine Schweigſamkeit vor; da erwiderte er: Worte von Leuten ſeiner Art fielen ſehr ins Gewicht, da jedermann ſie auf die Goldwage lege; mit einer einzigen Unüberlegtheit könne man ſchwer wieder gutzumachendes Unheil über ſich heraufbeſchwören; deshalb zöge er oft das Schweigen dem Reden vor. Meiner Anſicht nach tat er es mehr aus Faulheit und Stumpfſinn. Jener treffliche Grundſatz, den er übertrieb, war offenbar das Beſte von dem, was ihm vom König oder vom Herzog von Montausier eingepaukt worden war. In ſeinen perſönlichen Angelegenheiten war er ſehr gewiſſenhaft. Eigenhändig

führte er Buch über ſeine Ausgaben. Er wußte, was ihn die geringſten Dinge koſteten, obgleich er Unſummen verſchleuderte für Bauten, Möbel, Schmuck aller Art, für ſeine Reiſen nach Meudon und die Wolfshatzen, für die er ſich eine beſondere Vorliebe hatte einſchwatzen laſſen. Er ſpielte gern hoch. Seitdem er ſich jedoch auf das Bauen geworfen, begnügte er ſich mit mittelmäßigen Einſätzen. Bis auf ein paar ſeltene Fälle, wo er Kammerdienern und wenigen ſonſtigen Angeſtellten ein Ruhegeld ausgeſetzt, und bis auf die Almoſen an den Pfarrer und die Kapuziner in Meudon, war er ein Erzgeizkragen. Der Choin, die er doch wahrhaftig ſehr liebte, gab er – ſo unglaublich es klingt – nicht mehr als 1600 Louisdor im Jahre. Er zahlte ſie ſtets perſönlich aus, niemals einen Goldfuchs zu viel und niemals einen zu wenig. Alle halben Jahre gab es noch eine kleine Zugabe in Gold oder Silber. Am liebſten hätte er ihr noch etwas abgezwackt. Man muß der Choin Gerechtigkeit widerfahren laſſen und zugeben, daß ſie unmöglich ſelbſtloſer ſein konnte. Vielleicht war ſie ſo uneigennützig, weil ſie wußte, daß man mit Monseigneur gar nicht anders auskam; vielleicht war auch ihre Natur ſo. Letzteres iſt um ſo mehr anzunehmen, als ihr übriges Leben dafür ſpricht. Ob Monseigneur wirklich mit ihr verheiratet war, bleibt ein ungelöſtes Rätſel. Selbſt Leute, die ſehr eingeweiht waren, haben das beſtritten.

Aus dem, was wir über Monseigneurs Geiſt geſagt, geht hervor, daß ihm die vortreffliche Schulung durch den Herzog von Montausier und durch die Biſchöfe von Meaux und Nîmes, Bossuet und Fléchier, nicht viel genützt hatte.[1] Seine geringe Begabung – wenn davon überhaupt die Rede ſein kann – ward durch eine ſtrenge, harte, gewalttätige Erziehung vollſtändig vernichtet. Dieſe Härte war auch die Urſache ſeiner großen Schüchternheit und ſeiner Abneigung gegen jede Art von geiſtiger Betätigung. Er geſtand ſelbſt ein, daß er, den Händen ſeiner Lehrer entwachſen, nie mehr in ſeinem Leben etwas anderes geleſen habe als die Spalte über Paris in der Gazette de France,

[1] Charles de Saint-Maure, zuerſt Marquis und dann Herzog von Montausier, 1610–1690, war Gouverneur des Dauphins geweſen. Bossuet wurde 1670 nach dem Tode Pérignys, des erſten Erziehers des Thronerben, zu deſſen Lehrer ernannt. Fléchier, 1632–1710, der Autor der „Grands Jours d'Auvergne“ (Einleitung S. 77), war zweiter Lehrer Monseigneurs.

um daraus die Todesfälle und Heiraten zu erfahren. Seine Unbeholfenheit, die harte Jugend, ſeine vollſtändige Unwiſſenheit und Unbegabtheit, alles trug dazu bei, ihn mit Angſt vor dem König zu erfüllen, der ſeinerſeits nichts unterließ, dieſe Furcht zu ſchüren und zu vergrößern. Er zeigte ſich ihm ſtets als der König, ganz ſelten als Vater, und auch da nur immer als Seine Majeſtät der Vater, ſogar in den vertrauteſten Augenblicken, die buchſtäblich bloß Augenblicke waren. Daß er unter vier Augen mit ihm ſprach, kam kaum vor. Immer waren die Baſtarde und Dienerſchaft zugegen. Freiheit und Ungezwungenheit gab es alſo nicht, Zwang und Ehrfurcht waren ſeine gewohnten Feſſeln. Er durfte ſich nichts herausnehmen, ſich kein Recht anmaßen, während er mit anſehen mußte, wie der Herzog von Maine es täglich mit Erfolg tat. Und die Herzogin von Burgund hatte jederzeit freien Zutritt und durfte aufs vertrauteſte plaudern und ſich die äußerſten Zutraulichkeiten erlauben. Die Eiferſucht gegen ſie fraß in ihm. Seinen Geſichtskreis erweiterte das aber nicht. Ihm fielen niemals ſo geiſtreiche Dinge ein wie dem Herzog von Maine, und er ſtand ja auch nicht mehr im Alter der Herzogin von Burgund, der man ihre Kindereien nachſah, weil ſie alles mit dem Schleier der Anmut umhüllte. Er war der Sohn und Nachfolger, und gerade darum war der König unbeugſam und hielt ihn unter der Fuchtel. Nicht einen Funken von Einfluß hatte er bei dem König. Neigte er zu irgendeinem Menſchen hin, ſo bekam der Betreffende ſehr bald von andrer Seite einen ſcharfen Gegenſtoß zu ſpüren. Unabläſſig war der König bemüht, die Ohnmacht des Sohnes zu bekunden. Keinem einzigen von allen, die dieſem in beſonderer Weiſe huldigten, hat er je eine Gunſt erwieſen, nicht einmal den Pagen, obgleich er ſie ſelbſt ausgewählt und ernannt hatte und zornig geweſen wäre, wenn ſie Monseigneur nicht auf das ergebenſte gedient hätten. Ich zähle Antin nicht dazu, der eine Ausnahmeſtellung innehatte, und auch Dangeau nicht, der nur dem Namen nach Page[1] war, der zum König hielt und deſſen Frau eine der beſten Freundinnen der Frau von Maintenon war. Die Miniſter wagten nicht, ſich Monseigneur zu nähern, dem

[1] Menin, d. h. Edelknabe und Spielgenoſſe des Dauphins.

es ſeinerſeits nie einfiel, ſich an ſie zu wenden. Stand ſich einer von ihnen oder von den Häuptern des Hofes gut mit ihm, ſo verbarg es der Betreffende ſorgfältig, und Monseigneur ließ es geſchehen. Kam der König dahinter, ſo ſah er es als Kabale an. Man galt dann als verdächtig und war dem Untergang geweiht. Der Marſchall von Luxemburg iſt aus dieſem Grunde vom Hofe entfernt worden, wohin ihn nichts zurückzuführen vermochte, weder ſein Amt noch alle Erfolge, die er an der Spitze der Heere errang, noch alle Schmeicheleien und Erniedrigungen, zu denen er ſich herabließ. Wenn Monseigneur von irgend jemandem um ſeine Fürſprache angegangen ward, erwiderte er deshalb ſtets offen, das ſei der ſicherſte Weg, ſich ins Verderben zu ſtürzen. Zuweilen ſind ihm über dieſe Behandlung bittere Klagen entſchlüpft, vor allem, wenn er ſoeben eine neue Abfuhr vom König eingeſtrichen hatte. Bei ſeiner letzten Ankunft in Meudon, woher er nicht zurückkehren ſollte, war er dermaßen aufgebracht über die Verweigerung einer ganz geringfügigen Sache, die er für Casaus (von dem ich es erfahren) erbeten hatte, daß er dieſem ſchwur, nie in ſeinem Leben werde er ſich je wieder für irgendwen ſolcher Gefahr ausſetzen. In ſeinem Ärger vertröſtete er ihn auf beſſere Zeiten, die ja eines Tages kommen müßten. So viel hatte er noch niemals zu ſagen gewagt. Nebenbei bemerkt: man erſieht hieraus, daß er — genau wie Monsieur — voller Groll gegen den König in den Tod ging. Seit Jahren nahm er an den Staatsangelegenheiten teil, ohne jedoch im geringſten Einfluß zu haben. Er kannte ſie — das war alles. Seine Gleichgültigkeit und vielleicht auch ſein geringer Verſtand veranlaßten ihn, ſie ſich immer ſo fern wie möglich zu halten. Im Staatsrat fehlte er nie, während er ſelten den Beratungen über Finanz- und innere Angelegenheiten beiwohnte, zu denen er auch Zutritt hatte. Zu den perſönlichen Arbeiten des Königs ward er nicht zugezogen. Kein Miniſter hielt Vortrag bei ihm. Nur die allerwichtigſten Neuigkeiten wurden ihm mitgeteilt. Kein General und keiner, der von einem auswärtigen Amte zurückkehrte, hatte ſich bei ihm zu melden. Man ſtreute ihm alſo keinen Weihrauch. Er beſaß kein großes Anſehen. Er war abhängig bis zum Tode. Er durfte keinen Schritt tun, ohne vorher den König

davon zu unterrichten, was genau ſo viel bedeutete, wie ihn um Erlaubnis fragen. Deshalb fühlte er ſich wenig wohl am Hofe. Er erfüllte ſeine Pflichten als Sohn und Hofmann mit immer gleicher regelmäßiger Pünktlichkeit, ehrerbietig und rückſichtsvoller denn ein gewöhnlicher Untertan. Daher kam es, daß ihn Meudon und die Freiheit, deren er ſich dort erfreute, in Entzücken verſetzte. Er merkte wohl, daß der König dieſes Sichentfernen nicht gern ſah, beſonders in jenen Sommern, als der Krieg ohnehin den Hof lichtete. Aber der Prinz tat, als ſähe er nichts. Er ſchränkte weder die Zahl ſeiner Reiſen nach Meudon noch ihre Dauer ein. Nach Verſailles ging er ſelten mit. Und wenn ihn ein Aufenthalt in Marly zu lang dünkte, brach er einfach auf und ging nach Meudon. Viel Zärtlichkeit für den Vater kannte ſein Herz demnach offenbar nicht. Ihm Hochachtung, Verehrung und Bewunderung zu zollen und ihm nachzuahmen, wo immer ſich eine Gelegenheit bot, das verſäumte er indeſſen nie, ſchon aus Angſt und Sorge nicht. Man behauptet, der Gedanke, er könne den König verlieren, ſei ihm furchtbar geweſen. Es iſt möglich, daß er irgendeinmal ſo etwas geäußert hat. Es wäre jedoch ein ſtarker Widerſpruch zu allem, was wir bis jetzt über ſein Verhältnis zum König berichtet haben.

Aus allen dieſen Einzelheiten geht hervor, daß Monseigneur ohne große Laſter und Tugenden war, ohne Geiſt und ohne Wiſſen, und durchaus unfähig, ſich Bildung anzueignen. Wir ſehen ihn träge, einbildungsarm, unſchöpferiſch, ohne Geſchmack, ohne Urteilskraft, für die Langeweile geboren, mit der er andere anſteckte, kurzum als einen Hampelmann, der ſich bewegte, je nachdem es anderen gefiel, ihn zu bewegen. Er war maßlos dickköpfig und kleinlich. Er ließ ſich ungeheuer leicht etwas vormachen und glaubte alles, was er ſah. Er war den verderblichſten Händen ausgeliefert, merkte es aber gar nicht und hätte ſich auch nicht daraus befreien können. So verbrachte er ſeine Tage in Fett und Stumpfſinn. Er wäre – obgleich ohne jeden Willen, Böſes zu tun – ein höchſt gefährlicher Herrſcher geworden.

Da er an den Blattern geſtorben und eine Übertragung der Krankheit zu befürchten war, hielt man eine Öffnung ſeiner Leiche für un-

nötig und gefährlich. Die einen ſagen, die Grauen Schweſtern wuſchen und kleideten ihn. Andere behaupten, die Schloßbohner, und wieder andre, die Bleigießer, die den Sarg brachten. Man warf ein altes Leichentuch über ihn, und niemand, außer den wenigen Getreuen: La Vallière, ein paar Unterbeamten und den Kapuzinern von Meudon, betete bei dem Leichnam. Keine Aufbahrung. Kein feierlicher Lichterſchein. Nur ein paar Kerzen. In der Mitternacht vom Dienstag zum Mittwoch war er geſtorben. Am Donnerstag ward er in einem königlichen Wagen, der nicht ein einziges Abzeichen der Trauer trug und aus dem man das vordere Fenſter entfernte, damit der Sarg hineinging, nach Saint-Denis übergeführt. Der Pfarrer von Meudon und der dienſthabende Kaplan ſtiegen mit in den Wagen. Ein andrer königlicher Wagen, ebenfalls ohne Trauerabzeichen, folgte. Im Vorderſitz ſaßen der Herzog von Trémoïlle, der erſte Kammerherr, und Herr von Metz, der oberſte Militärgeiſtliche. Im Rückſitz: Dreux, der Zeremonienmeiſter, und der Abbé von Brancas, damals Feldgeiſtlicher bei Monseigneur, ſpäter Biſchof von Lisieux, ein Bruder des Marſchalls von Brancas. Einige Gardes-du-corps, Dienerſchaft und vierundzwanzig königliche Pagen trugen Fackeln. Dieſer ſchlichte Leichenzug verließ Meudon um die ſechſte oder ſiebente Abendſtunde, nahm den Weg über die Brücke von Sèvres, durch den Park von Boulogne und die Ebene von Saint-Ouen und erreichte ſchließlich Saint-Denis, wo der Tote ohne jede Feierlichkeit in der königlichen Gruft beigeſetzt ward. So endete ein Fürſt, der fünfzig Jahre lang andere hatte Pläne entwerfen laſſen, während er am Fuße des Thrones ein zurückgezogenes, beinahe dunkles Daſein führte. Nichts erinnert an ihn, ausgenommen ſein Meudon und ein paar Verſchönerungen, die er ſchuf. Er war ein leidenſchaftsloſer Jäger, ein tatenloſer Wollüſtling, ehedem ein hoher Glücksſpieler um des Gewinnes willen. Seitdem er baute, verließ er die Spieltiſche, pfiff im Salon zu Marly in irgendeiner Ecke, trommelte mit den Fingern auf ſeiner Tabaksdoſe herum, ſtarrte alle, ohne jemanden wirklich zu ſehen, mit großen Augen an, redete nicht, vergnügte ſich nicht, ja fühlte nichts und dachte nichts. Trotz alledem war er infolge ſeiner Würde

der Ausgangspunkt, die Seele, das Leben jener ſeltſamſten, ſchrecklichſten, tiefgeheimſten, trotz aller Unterabteilungen einigſten Partei, die ſeit dem Pyrenäiſchen Frieden beſtanden hat und die das Ende der Unruhen beſiegelte, die aus der Minderjährigkeit des Königs erwuchſen. Ich habe mich ſo lange bei dieſem problematiſchen Fürſten aufgehalten, weil man ihn nur aus Einzelheiten kennen lernen kann. Wollte man ſie alle aufführen, ſo fände man kein Ende. Aber es iſt eine überaus feſſelnde Sache, in das Leben eines Fürſten einzudringen, der ſo wenig bekannt war, der nie etwas bedeutete, der ſo lange vergeblich auf die Krone wartete, bis die Saite ſprang und damit Hoffnungen, Furcht und Pläne zerriſſen.

29. Der Grand-Dauphin mit seiner Familie

XI

1711 · 1712

STIMMUNGSWECHSEL AM HOFE / FÉNELON DER NEUE DAUPHIN / SEIN UND SEINER GEMAHLIN TOD DER HERZOG VON ORLEANS / FÉNELONS TOD

DER Umſchwung, der durch den Tod Monseigneurs herbeigeführt wurde, war, wie kein anderer, groß und bedeutungsvoll. Obgleich der Fürſt bei der guten Geſundheit des Königs ohne jeden Einfluß und ohne beſondere Hoffnung auf den Thron geweſen war, hatten ſich doch die Hoffnungen und Befürchtungen aller an ihn geheftet. Mächtige Umtriebe hatten Zeit gefunden, ſich zu bilden, zu erſtarken und ſich ſeiner gänzlich zu bemächtigen, ohne daß ſich der eiferſüchtige König, vor dem alles zitterte, darum kümmerte; denn deſſen Sorge ging nicht über ſein Leben hinaus, und während dem fürchtete er mit Recht nichts. Wir haben ſchon die verſchiedenartigſten Eindrücke beobachtet, die der Todesfall auf die Lage und Stimmung des neuen Dauphins und ſeiner Gemahlin, auf Geiſt und Gemüt des Herzogs von Berry und der ſeinigen, auf die Stellung des Herzogs und der Herzogin von Orleans, ſowie auf die Seele der Frau von Maintenon ausübte, die nun für die Gegenwart jeder Mäßigung und für die Zukunft jeder Sorge enthoben war.

Am folgereichſten wurde das Ereignis für den Erzbiſchof von Cambrai, Fénelon. Welche Vorbereitung war ſein bisheriges Leben geweſen! Wie nahe war ſein ſicherer vollkommener Sieg! Welch mächtiger Strahl des Lichts durchbrach mit einemmal ein Haus der Finſternis! Seit zwölf Jahren in ſein Bistum verbannt, alterte der Kirchenfürſt unter der vergeblichen Laſt ſeiner Hoffnungen. Jahr um Jahr ſah er

in einem Gleichmaß verfließen, das ihn zur Verzweiflung brachte. Dem König war er ſo verhaßt, daß niemand ſeinen Namen, ſelbſt nicht bei den gleichgültigſten Anläſſen, vor ihm ausſprechen durfte. Verhaßter noch war er der Frau von Maintenon, die ja auch ſeinen Sturz herbeigeführt hatte. Mehr aber als jeder andere haßte ihn die ſchreckliche Rotte, die um Monseigneur herrſchte, und ſo blieb ihm kein anderer Troſt als die unerſchütterliche Freundſchaft ſeines Zöglings, der ſelbſt ein Opfer jener Ränke geworden war und dies nach menſchlichem Ermeſſen allzu lange bleiben mußte, als daß ſein Lehrer hoffen konnte, dies zu überleben und je wieder aus ſeiner grabesähnlichen Verbannung aufzutauchen. Da, urplötzlich wird ſein Zögling Dauphin. Nur ein Weilchen noch, und er gelangt, wie wir ſehen werden, zu einer Art Vorgewalt. Welch ein Wechſel für einen Ehrgeizigen!

Der Dauphin ſelbſt, der ſich, nach einem ſo wichtigen Schritt vorwärts, freier fühlte, trat der Welt und ſeinen ehedem gefürchteten Feinden kühn entgegen. Man hatte ihn bei Lebzeiten ſeines Vaters trotz ſeiner hohen Stellung nicht mit beleidigenden Scherzen verſchont. Dies hatte ihn ſo ſcheu gemacht, daß er ſich am liebſten in ſein Zimmer einſchloß, weil er ſich da allein vor ihnen ſicher und behaglich fühlte. Allgemein hatte man ſeiner künftigen Herrſchaft mit Bangen entgegengeſehen, da er ſeinem Vater, ja vielleicht dem König ſelbſt, als Zielſcheibe diente und im Banne ſeiner tugendhaften Natur vor dem ganzen Hof ein um ſo verborgeneres Leben führte, je mehr dies, wie es nicht anders möglich war, im vollen Lichte ſtand. Dies war um ſo ſchwerer zu ertragen, als er kein Ende dieſes Zuſtandes vorausſah.

Nun aber hatte ſich ihm der König voll zugewandt, und die freche Schar der Ränkemacher war durch den Tod ſeines ihm faſt feindlich geſinnten Vaters gänzlich zerſtreut. Die Welt zeigte ſich ehrerbietig, aufmerkſam, eifrig. Selbſt die Leute, die ſeine größten Gegner waren, heuchelten Unterwürfigkeit, und der große Troß des Hofes war ergeben und untertänig. Da auch die Lebeleute und Hohlköpfe, die an jedem Hof keine geringe Zahl ausmachen, ihm wegen ſeiner Ge-

mahlin huldigten und er der Zuſtimmung der Frau von Maintenon ſicher war, ſo ſah man den ängſtlichen, unbeholfenen, nachdenklichen, unfehlbar tugendhaften Prinzen, der in ſeinem eigenen Hauſe ſcheu und ſchüchtern geweſen, aus ſeiner bisherigen unſtandesgemäßen Zurückgezogenheit und aus ſich ſelbſt herausgehen, ſich nach und nach der Geſellſchaft widmen und ſich frei und würdevoll, heiter und angenehm benehmen. Wenn er in Marly weilte, bildete ſich ein Kreis von Menſchen um ihn, wie ihn die Gottheit eines Tempels um ſich verſammelt, die die gewohnten Huldigungen der Sterblichen empfängt und ſie durch ihre ſichere Gegenwart belohnt. Bald war das Weidwerk nur noch auf der Jagd ſelbſt ſeine Unterhaltung. Seine ungezwungene, aber gehaltvolle Art zu plaudern feſſelte den gebildeten Höfling und wurde von den anderen bewundert. Augen, Ohren und Herz gingen einem auf, wenn man paſſend angebrachte geſchichtliche Belege, ſachliche, aber allezeit vorſichtige Vergleiche, hübſche, manchmal ſogar beluſtigende, urſprüngliche und zwangloſe Bemerkungen, hie und da, wenn auch ſelten, wiſſenſchaftliche Hinweiſe von ihm zu hören bekam. Die allgemeine Freude darüber war ſo groß, daß niemand ſchweigen konnte und jeder den andern fragte, ob dies noch derſelbe Mann ſei, ob man wache oder träume. Dieſer Ruf flog mit ſolcher Schnelligkeit vom Hof nach Paris und von da in die entfernteſten Landgegenden, daß die paar Leute, die früher im Dienſte des Dauphins geſtanden hatten, einander fragten, ob das, was man überall erzählte, glaublich ſei.

Frau von Maintenon war hocherfreut über dieſen Beifall, aus Neigung zu ihrer Dauphine. Auch lag es in ihrem Nutzen, auf einen Thronerben zählen zu können, auf den die allgemeine Hoffnung zu vertrauen anfing. Und ſo gab ſie ſich Mühe, ihr möglichſtes beim König für ihn zu tun. Die kluge und ſchweigſame Haltung ſeines ergebenen und eifrigen Enkels veranlaßte ihn dazu, den Einflüſterungen der Frau von Maintenon ein geneigtes Ohr zu leihen. Die Folge war, daß der ganze Hof, obwohl er ſich an die Zuneigung des Königs für den Dauphin bereits gewöhnt hatte, ſtark überraſcht war, als der König eines Tages den Prinzen ziemlich lange in ſeinem Arbeitszimmer

zurückhielt und am gleichen Tage ſeinen Miniſtern befahl, mit dem Dauphin zu beraten, ſooft er es verlange, und ihm ohne Verabredung ein für allemal über alle Angelegenheiten Vortrag zu halten, die er zu kennen wünſche. Es iſt nicht leicht, den Eindruck zu ſchildern, den am Hof ein Befehl hervorbrachte, der ſo gänzlich den Neigungen, dem Geiſt, den Grundſätzen und Gewohnheiten des Königs entgegengeſetzt war. Damit bewies der Herrſcher dem Dauphin ein Vertrauen, das nichts weniger bedeutete, als daß er ihm ſtillſchweigend einen großen Anteil an der Regierung einzuräumen gedachte. Die Miniſter waren wie vom Blitz getroffen und ſo betäubt, daß ſie ihre Verwirrung und ihre Faſſungsloſigkeit nicht verbergen konnten. Ein ſolcher plötzlicher Befehl war in der Tat bitter für Männer, die aus dem Staube zur höchſten Macht gelangt und gewohnt waren, im Namen des Königs unumſchränkt zu ſchalten, Glück und Unglück ſicher und ohne Widerſpruch auszuteilen, ſelbſt die höchſten Perſonen mit Erfolg zu bekämpfen, im Genuß der größten Vermögen zu leben, die innere und äußere Politik zu lenken, über alle Stellen, Staaten und Belehnungen zu verfügen, und alles durch ein kühnes „Der König wills!“ zu entſcheiden. Wie tief war der Sturz der Männer, die nun überall mit einem Prinzen zu rechnen hatten, für den Frau von Maintenon eintrat und der beim König alsbald mehr galt als ſie ehedem, einem Prinzen, der dem Throne am nächſten ſtand, der guten Muts, arbeitſam, einſichtig, aber auch gütig, gerecht und ordnungsliebend war, klug und fleißig, der ſich nicht mit Redensarten begnügte, ſondern das Gute um des Guten willen wollte und bei allen Entſcheidungen auf die Stimme ſeines Gewiſſens hörte.

Am Montag, dem 18. Januar [1712], ging der König nach Marly. Ich rücke dieſe Reiſe in beſonderes Licht. Kaum hatte man ſich dort häuslich niedergelaſſen, als die Dauphine von Boudin, ihrem Leibarzt und Zeitvertreiber, die Mahnung erhielt, ſich ja recht zu hüten. Er ſei von zuverläſſiger Seite her in Kenntnis geſetzt worden, daß man die Dauphine und den Dauphin vergiften wolle. Dem letzteren teilte er dies ebenfalls perſönlich mit. Damit nicht genug, ſprach er in ſeinem Entſetzen auch im Salon davon und erfüllte die ganze Hofgeſell-

ſchaft mit Grauen. Majeſtät befahl ihn zu einer geheimen Unterredung. Hier beteuerte der Arzt von neuem, ſeine Warnungen ſeien wohlbegründet, wenn er auch nicht wiſſe, woher er die Nachricht habe. Bei dieſer unſinnigen Angabe verharrte er. Sie enthielt inſofern einen Widerſpruch, als er behauptete, er kenne den Urſprung des Gerüchts nicht, dabei aber beteuerte, ſeine Warnung wäre begründet. Seine Freunde hielten die Sache für Übertreibung. Gleichwohl war das Gerücht im Umlauf und kam immer wieder zutage. Sehr merkwürdig iſt es auch, daß der Dauphin vierundzwanzig Stunden nach Boudins Warnung eine ebenſolche durch den König von Spanien erhielt. Auch dieſer erteilte ſie nur im allgemeinen und gab keine Quelle an, betonte aber gleichfalls die Zuverläſſigkeit ſeiner Mitteilung. Dieſe zweite Warnung ſprach mehr vom Dauphin denn von der Dauphine. Wenigſtens erzählte dies der Dauphin ſo. In Marly gab man ſich den Anſchein, als nähme man derlei geheimnisvolle Warnungen nicht ernſt. Trotzdem warfen ſie unverkennbar ihren Schatten auf die üblichen Veranstaltungen und Beluſtigungen. Man war kleinlaut und gedrückt.

Die Dauphine ging ſofort nach ihrer Ankunft in Marly mit ſtarkgeſchwollenem Geſicht zu Bett. Um ſieben Uhr ſtand ſie wieder auf, da der König den Wunſch ausgeſprochen hatte, ſie ſolle die Honneurs machen. Sie tat dies im Hauskleid, ganz verbunden, verweilte kurz vor der Abendtafel beim König und der Frau von Maintenon und legte ſich dann wieder zu Bett, wo ſie die Mahlzeit einnahm.

Am 20. Januar ging die Geſchwulſt zurück, und die Dauphine fühlte ſich wieder beſſer. Sie litt übrigens öfter an dergleichen, dieweil ſie ſchlechte Zähne hatte. In den Tagen darauf war ihr Zuſtand ordnungsgemäß.

Am Freitag, dem 5. Februar, brachte ihr der Herzog von Noailles eine ſchöne Schnupftabaksdoſe mit ausgezeichnetem ſpaniſchen Tabak. Sie nahm eine Priſe, die ſie vortrefflich fand. Dies war gegen Mittag. Als ſie darauf in ihr Wohnzimmer ging, legte ſie die Doſe dort auf den Tiſch und ließ ſie daſelbſt liegen. Kein Menſch hatte dieſen Raum zu betreten. Abends hatte die Dauphine Schüttelfroſt und

Fieber. Sie ging zu Bett. Es war ihr unmöglich aufzuſtehen, auch nicht, um nach der Abendtafel den König in ſeinen Gemächern aufzuſuchen.

Am Sonnabend, nach einer fieberhaften Nacht, ſtand ſie trotzdem wie ſonſt auf und verbrachte den Tag nach gewohnter Art. Am Abend trat das Fieber von neuem ein, dauerte die ganze Nacht, ohne beſonders ſtark zu werden, und hielt ſo den Sonntag über an. Gegen ſechs Uhr abends ſtellten ſich aber mit einem Male Schmerzen unterhalb der Schläfe ein, und zwar an einer ganz beſtimmten Stelle von geringem Umfange. Dieſe Schmerzen waren ſo heftig, daß die Dauphine den König bitten ließ, ſeinen in Ausſicht geſtellten Beſuch bei ihr lieber nicht zu machen.

Die geradezu raſenden Schmerzen währten ununterbrochen bis zum Montag, dem 8. Februar. Keins der angewandten Mittel nützte etwas, weder Rauch- noch Kautabak, weder Opium noch zweimaliger Aderlaß. Wenn auch die Schmerzen etwas nachgelaſſen hatten, verblieb doch das Fieber. Die Dauphine ſagte, ſie habe mehr ausgeſtanden als im Wochenbett. Dieſe Erkrankung gab Anlaß, ſich der Doſe zu erinnern, die der Herzog von Noailles mitgebracht hatte. Am 5., an dem Tage, wo die Dauphine ſie geſchenkt bekommen hatte, war das Fieber eingetreten. Sie hatte ihren Damen gegenüber den Tabak und die Doſe ſehr gerühmt. Dabei hatte ſie Frau von Levis gebeten, ſie ihr zu holen. Sie läge auf dem Tiſch ihres Wohnzimmers. Frau von Levis fand ſie aber nicht mehr vor, und trotz alles Suchens und Nachforſchens konnte man nichts über den Verbleib der Doſe feſtſtellen. Dieſes Verſchwinden, in Verbindung mit der Erkrankung der Dauphine, kam allen höchſt ſonderbar und verdächtig vor. Der Geber der Doſe erfuhr von alledem nichts. Dafür ſorgte man peinlich. Der Vorfall blieb Geheimnis der nächſten Umgebung der Dauphine. Sie ſchnupfte nämlich, ohne daß es der König wußte. Nur Frau von Maintenon war nicht in Unkenntnis darüber. Wenn es der König erfahren hätte, wäre er ſehr ungehalten geweſen. Das war der maßgebende Grund, daß man das ſeltſame Verſchwinden der Schnupftabaksdoſe ſorglichſt geheimhielt.

Die Nacht vom Montag zum Dienstag lag die Prinzeſſin in einer Art tiefer Betäubung. Den ganzen Tag über hatte ſie hohes Fieber, nur ſelten lichte Augenblicke und rote Flecken auf der Haut, wie bei den Maſern, deren Ausbruch man vermutete. Die Maſern traten damals in Paris und Verſailles vielfach auf. Der König kam mehrere Male an das Bett der Kranken.

Die folgende Nacht war um ſo ſchlimmer, als man feſtſtellte, daß es keine Maſern waren. Am Mittwoch früh kam der König, nachdem man der Dauphine ein Brechmittel eingegeben hatte. Dieſe Maßregel hatte zwar den üblichen Erfolg, half aber ſonſt nicht im geringſten. Der Dauphin war ſeit drei Tagen nicht vom Krankenbette gewichen. Man überredete ihn, in den Garten zu gehen und friſche Luft zu ſchöpfen, was ihm ſehr not tat. Aber ſeine Unruhe trieb ihn ſehr bald zurück.

Gegen Abend verſchlimmerte ſich der Zuſtand der Dauphine. Gegen elf Uhr erreichte das Fieber ſeinen Höhepunkt. Die Nacht war ſehr ſchlimm.

Am Donnerstag, dem 11., kam der König früh um neun Uhr zu der Kranken. Frau von Maintenon war mit nur kurzen Unterbrechungen bei ihr. Nur während der König anweſend war, ging ſie hinaus. Die Prinzeſſin fühlte ſich ſo krank, daß man ſich entſchloß, ihr das heilige Abendmahl anzubieten. So ſchlecht es ihr auch ging, dieſer Vorſchlag überraſchte ſie. Sie erkundigte ſich über ihren Zuſtand. Man gab ihr einigermaßen beruhigende Antworten, wiederholte aber den Vorſchlag und mahnte ſie nach und nach, dies lieber nicht zu verſchieben. Sie dankte für dieſe Offenheit und erklärte ſich einverſtanden. Kurz darauf fürchtete man das Äußerſte.

Pater La Rue[1], ihr Beichtvater, ein Jeſuit, von dem man annahm, ſie habe ihn allezeit gern gehabt, erſchien und ermahnte ſie, mit der Beichte nicht zu zögern. Sie ſah ihn an, meinte, ſie habe ihn wohl verſtanden, ſagte aber weiter nichts. Der Geiſtliche machte ihr nochmals den Vorſchlag, es unverzüglich zu tun, erhielt aber keine Ant-

[1] Dieſer (1643 bis 1725) genoß als Kanzelredner einen ebenſo großen Ruf wie der Jeſuit Bourdaloue. Erſt die Veröffentlichung ſeiner Reden brachte ſeinen Bewunderern eine Enttäuſchung. Er war ſeit 1705 Beichtvater der Herzogin von Burgund.

wort. Klug, wie er war, verſtand er den Beweggrund, und gütig, wie er war, ſchickte er ſich ſofort zum Gehen an. Nur fragte er ſie, ob ſie vielleicht eine Abneigung empfände, gerade ihm zu beichten, und bat ſie inſtändig, ſich hierin ja keinen Zwang anzutun. Schließlich erklärte ſie ihm, ſie wolle gern bei Bailly beichten, dem Miſſionsgeiſtlichen der Verſailler Gemeinde. Das war ein angeſehener Mann, der des Janſenismus nicht ganz unverdächtig war.

Bailly war gerade in Paris. Die Prinzeſſin, die ihn ſehnſüchtig erwartet hatte, war bei dieſer Nachricht ſichtlich betroffen. Aber der gutmütige Pater La Rue, der keine der koſtbaren Minuten vergeudete, empfahl ihr den Pater Noël, womit ſich die Sterbende einverſtanden erklärte. Man ſchickte ſofort nach ihm. Alsbald kam er.

Es liegt auf der Hand, daß der Wechſel des Beichtvaters in ſo bedenklicher und ernſter Stunde Anlaß zu vielem Gerede gab. Ich komme ſpäter darauf zurück, um an dieſer Stelle meinen betrüblich ſpannenden Bericht nicht aufzuhalten.

Der Dauphin brach zuſammen. Er gab ſich die größte Mühe, ſeinen Zuſtand zu verheimlichen, weil er am Bette der Dauphine verbleiben wollte. Er bekam aber zu hohes Fieber, als daß man es ihm nicht hätte anmerken müſſen. Die Ärzte, die es ihm erſparen wollten, Augenzeuge des Schrecklichſten zu ſein, taten alles – ebenſo auf ihre Veranlaſſung hin der König –, um ihn in ſein Zimmer zu bringen. Dort empfing er aller Augenblicke Bericht über den Zuſtand ſeiner Gemahlin.

Die Beichte währte lange. Sofort darauf empfing die Dauphine die Letzte Ölung und das heilige Abendmahl. Eine Stunde ſpäter bat ſie, mit den Sterbegebeten zu beginnen. Man ſagte ihr, das eile nicht, ſprach ihr Troſt zu und riet ihr, zu verſuchen, ob ſie ſchlafen könne.

Man hatte ſieben Ärzte, teils vom Hofe, teils aus Paris, berufen. Einſtimmig verordneten ſie für den Fall, daß keine Beſſerung einträte, einen Aderlaß am Fuß, und wenn dies nichts nütze, gegen Ende der Nacht nochmals ein Brechmittel. Der Aderlaß ward um ſieben Uhr abends vollzogen. Das Fieber ſchwand nicht; es war nur nicht mehr ſo hoch wie vorher. Aber die Nacht war ſchlimm.

30. **Marie-Adelaïde von Savoyen, Herzogin von Burgund**

Frühzeitig erſchien der König. Das gegen neun Uhr eingegebene Brechmittel hatte wenig Erfolg. Der Tag verlief ſodann unter den traurigſten Anzeichen. Nur ſelten war die Kranke bei vollem Bewußtſein. Gegen Abend verlor man plötzlich den Kopf und ließ eine Menge Menſchen ein, obgleich der König im Sterbezimmer war. Kurz ehe die Dauphine verſchied, ging er. Er beſtieg zugleich mit Frau von Maintenon und Frau von Caylus vor der Großen Galerie den Wagen und fuhr nach Marly. Sowohl er wie Frau von Maintenon waren von tiefem Schmerz erfüllt und hatten nicht die Kraft, den Dauphin aufzuſuchen.

Der kranke und von ſchwerem Herzeleid ergriffene Dauphin verließ ſeine Gemächer keine Minute. Er empfing nur ſeinen Bruder, ſeinen Beichtvater und den Herzog von Beauvillier. Der letztere, der ſeit ſieben oder acht Tagen krank in ſeinem Stadthauſe daniedergelegen hatte, raffte ſich zuſammen und verließ ſein Krankenlager, um ſeinen lieben Zögling zu beſuchen und ſeine ihm angeborene Seelengröße zu bewundern, die an jenem Schreckenstage und an den folgenden Tagen bis zu ſeinem Tode klar zutage trat. Der Herzog ahnte nicht, daß er ihn zum allerletzten Male ſehen ſollte.

Man drängte den Dauphin, nach Marly zu fahren, der ſchrecklichen Gerüchte wegen, die ſich über die Todesart der Dauphine gebildet hatten. Früh ſieben Uhr tat er das. Beim Einſteigen in den Wagen zeigten ſich ihm etliche Hofleute, mehr aus Neugier, denn weil ſie Frühaufſteher geweſen wären. Der Dauphin nahm ihre Begrüßung mit höflicher Miene entgegen. Die Herren von Cheverny, von O und von Gamaches, die während der Nacht in ſeiner Wohnung geweilt hatten, begleiteten ihn auf der Fahrt. Vor der Kapelle ſtieg er aus und hörte die Meſſe. Von da aus ließ er ſich in einer Sänfte an die Gartentüre ſeiner Gemächer tragen, von wo aus er eintrat.

Alsbald machte ihm Frau von Maintenon einen Beſuch. Man kann ſich vorſtellen, unter welchen Erſchütterungen dieſe übrigens kurze Begegnung erfolgte. Nach ihr mußte er noch Prinzen und Prinzeſſinnen empfangen, die allerdings die Rückſicht hatten, gar nicht lange zu verweilen. Unter anderen kam die Herzogin von Berry in Begleitung

meiner Frau. Der Dauphin begrüßte ſie mit ſchmerzlichen Worten gemeinſamer Trauer. Mit dem Herzog von Berry blieb er eine Weile allein. Kurz vor der Zeit, da der König zu erwachen pflegte, traten die drei vorhin genannten Kavaliere in das Zimmer. Zufällig kam ich zu gleicher Zeit. Der Dauphin nahm von mir Kenntnis mit einem Ausdruck der Sanftmut und Güte, der mir zu Herzen ging. Sein ſtarrer, etwas ſcheuer Blick erſchreckte mich. Sein Geſicht kam mir verändert vor. Auch bemerkte ich eine Menge großer, eher bleifarbener als rötlicher Flecken auf ſeiner Haut. Er ſtand aufrecht im Zimmer. Einen Augenblick ſpäter meldete man ihm, daß der König aufgeſtanden ſei. Da füllten ſich ſeine Augen mit Tränen. Stumm wandte er ſich ab. Längere Zeit ſagte er kein Wort. Ein oder mehrmals ſchlugen wir ihm vor, zum König zu gehen. Er fand immer noch keine Worte. Da ging ich an ihn heran und bedeutete ihm unter leiſen Worten, daß er mitgehen ſolle. Als ich ſah, daß er ſich nicht rührte und in ſeinem Schweigen verharrte, wagte ich ihn am Arm zu faſſen. Ich ſtellte ihm vor, früher oder ſpäter müſſe er doch den König beſuchen. Majeſtät erwarte ihn, um ihn zu umarmen und mit ihm zu reden. Er dürfe ſich dieſem Gnadenbeweis nicht länger entziehen. Indem ich ihm derartig zuſetzte, nahm ich mir die Freiheit, den Dauphin behutſam mit mir fortzuziehen. Er warf mir einen Blick zu, der mir durch und durch ging, und begann zu gehen. Ich folgte ihm ein paar Schritte hinterher und entfernte mich dann, um aufzuatmen. Ich habe ihn nie wieder geſehen.

Alles, was in Marly weilte – damals eine ſehr kleine Anzahl Menſchen –, war im Großen Saal verſammelt, die Prinzen, Prinzeſſinnen und die Grandſeigneurs im Zwiſchenſaale zwiſchen den Gemächern des Königs und der Frau von Maintenon. Auf die Meldung, der König ſei aufgeſtanden, durchſchritt Frau von Maintenon dieſes Zwiſchenzimmer und trat allein beim König ein. Die im Vorraum Anweſenden folgten ihr alsbald. Als der Dauphin erſchien, war bereits die ganze Hofgeſellſchaft anweſend. Als ihn Majeſtät erblickte, rief er ihn zu ſich und küßte ihn mehrere Male zärtlich und lange. Dieſe rührende Begrüßung begleiteten zuſammenhangloſe Worte, Schluchzen und

Tränen. Als der König darnach den Dauphin genauer betrachtete, nahm er die ſchrecklichen Anzeichen wahr, die ich ſelbſt geſehen und bereits geſchildert habe. Er ließ durch die Ärzte den Puls des Kranken unterſuchen. Man war nicht ſehr zufrieden mit ſeinem Zuſtande, wie nachher bekannt wurde. Im Augenblick begnügten ſich jedoch die Ärzte, zu erklären, die Sache ſei nicht ſchlimm. Nur empfehle man ihm dringend, ſich ins Bett zu legen. Er tat dies, um nie wieder aufzuſtehen.

Inzwiſchen war der Vormittag vorgerückt. Der König, der nachts ſchlecht geſchlafen, hatte Kopfſchmerzen. Nachmittags machte er dem Dauphin einen Beſuch. Das Fieber des Kranken hatte ſich geſteigert, und der Puls war ſchlechter als am Morgen.

Der Dauphin empfing, aber nur auf Augenblicke, die Herren ſeines Hofſtaates, die Ärzte, ſeinen Bruder, ſeinen Beichtvater und flüchtig den Herzog von Chevreuse. Er betete fortwährend und ließ ſich aus einem Andachtsbuche vorleſen.

Andern Tags, am Sonntag [dem 14. Februar 1712], nahm des Königs Unruhe zu. Der Dauphin ſelbſt bemerkte zu Boudin in Gegenwart der Herren von Chesne und von Cheverny, daß er an ſeine Geneſung nicht glaube. Er fühle ſein Ende und ſei überzeugt, Boudins Warnung habe ihre Berechtigung gehabt. Dies äußerte er mehrfach, voller Freimut und Weltentſagung, in ſeiner ganzen Seelengröße und Gottergebenheit. Die Beſtürzung um ihn herum war unbeſchreiblich.

Am Montag, dem 15., ging es dem Dauphin nicht beſſer. Der König und Frau von Maintenon beſuchten ihn mehrere Male, jedes für ſich. Im übrigen wurde niemand vorgelaſſen, mit Ausnahme des Bruders und der Herren vom Hofſtaate des Dauphins. Der Herzog von Chevreuse trat auf einen Augenblick ein. Wiederum ging der Tag unter Gebeten und frommem Leſen dahin.

Am Dienstag, dem 16., verſchlimmerte ſich der Zuſtand des Dauphins. Er fühlte ſich wie von einem verzehrenden Feuer ergriffen, obgleich das Fieber nachgelaſſen hatte. Der Puls ging unheimlich ſtark und unregelmäßig. Die roten Flecken verbreiteten ſich vom Ge-

ſicht über den ganzen Körper. Man vermutete die Maſern und ſchöpfte daraus Hoffnung. Aber die Ärzte und die Augenzeugen erinnerten ſich nur allzu deutlich, daß die nämlichen roten Flecken auch den Körper der Dauphine bedeckt hatten.

Am Mittwoch, dem 17., verſchlimmerte ſich die Krankheit beträchtlich. Die innere Glut nahm zu. Spät am Abend ſchickte der Dauphin zum Könige und bat um die Erlaubnis, am nächſten Tage in ſeinem Zimmer ohne Gepränge und ohne Zeugen das Abendmahl nehmen zu dürfen. Niemand erfuhr am Abend davon. Es ward erſt am folgenden Vormittag bekannt.

Am Donnerstag, dem 18., erfuhr ich, daß der Dauphin in der Frühe das Abendmahl genommen, ſich ſodann zwei Stunden lang in fromme Andacht verſenkt und darnach zu phantaſieren begonnen hatte. Nachdem er die Letzte Ölung empfangen, war er einhalb neun Uhr geſtorben.

Ich ſchreibe meine Denkwürdigkeiten nicht, um von meinen Gefühlen zu reden. Wer ſie je leſen wird, lange nach meinem Tode, wird dennoch nur allzu deutlich herausfinden, in welchem ſeeliſchen Zuſtande ich mich befunden habe. Ich begnüge mich zu ſagen, daß ich zunächſt alles aufgeben und mich von der Geſellſchaft und dem Hofe zurückziehen wollte. Nur der Einfluß meiner klugen und umſichtigen Frau brachte mich, freilich unter vieler Mühe, von meinem Entſchluſſe wieder ab.

Der Dauphin, von Geburt an ein enfant terrible, hatte in ſeiner Jugend Angſt und Schrecken verbreitet. Er war ſtarrköpfig, dabei maßlos jähzornig, ſelbſt gegen lebloſe Gegenſtände, ungeſtüm und wild, außerſtande, auch nur den geringſten und natürlichen Widerſtand ohne Wutanfälle zu ertragen. Er war grenzenlos argwöhniſch, entflammt für jedwede Art ſinnlichen Vergnügens, weibertoll. Nicht weniger liebte er den Wein und eine gute Tafel. Er war leidenſchaftlicher Jäger, Muſikſchwärmer und Spieler. Beim Spiel konnte er keinen Verluſt hinnehmen, ſo daß er ein äußerſt gefährlicher Partner war. Mit einem Worte, keine Leidenſchaft und kein Vergnügen waren

ihm fremd. Er konnte wild bis zur Grauſamkeit ſein. In ſeinen Späßen und Scherzen war er Barbar und Wüſtling. Von der Höhe ſeiner Erhabenheit ſchaute er auf die Menſchen herab wie auf Staubteilchen, mit denen er keine Ähnlichkeit zu haben glaubte. Kaum daß ihm ſeine Brüder als Übergangsgeſchöpfe zwiſchen ſich und dem Menſchenpack erſchienen, pries er höchſtens ſich und ſie zuſammen als etwas Ganzes. Dabei war er von Geiſt und Verſtand geradezu durchleuchtet. Seine Reden waren ſelbſt im Zuſtande der Wut erſtaunlich. Selbſt in der höchſten Erregung hatte das, was er vorbrachte, Hand und Fuß. Sich in die überſinnlichſten Dinge zu vertiefen, machte ihm Spaß. Die Tragweite und die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes waren wunderbar. Aber es war ihm unmöglich, ſich nur mit einer einzigen Sache auf einmal zu beſchäftigen. Beim Unterricht mußte man ihn gleichzeitig zeichnen laſſen, wozu er übrigens viel Geſchick und Luſt hatte. Sonſt hätte er nichts gelernt. Wahrſcheinlich hat dieſes viele Zeichnen ſeine körperliche Entwicklung beeinträchtigt.

Er war eher groß denn klein. Sein Geſicht war länglich, von bräunlichem Farbton und hochmütigſtem Ausdruck. Er beſaß die ſchönſten Augen der Welt. Sein Blick war munter, angenehm, feſſelnd, ſcharf, dabei doch ſanft. Seine Geſichtszüge machten einen gefälligen, ſtolzen, ſchlauen, geiſtvollen, anregenden Eindruck. Er hatte ein ſpitziges Kinn, eine lange, doch unſchöne Naſe, kaſtanienbraunes, krauſes, ſehr reiches und unfügſames Haar. Mund und Lippen waren hübſch, ſolange er nicht redete. Beim Sprechen und Lachen ſchob ſich aber die obere Zahnreihe allzuſehr hervor und überdachte geradezu die untere, was ſehr garſtig ausſah. Er hatte prächtig geformte Beine und die hübſcheſten Füße, die ich, neben denen des Königs, je geſehen habe; nur waren ſie im Verhältnis zum Körper etwas zu lang, ebenſo ſeine Beine. An der einen Schulter war und blieb er von Kindheit an, trotz aller angewandten Gegenmittel, etwas verwachſen. Die eine Schulter war höher als die andere. Infolgedeſſen, alſo nicht etwa weil ſeine Beine ungleich lang geweſen wären, hinkte er auch ein wenig.

Er kannte den König durch und durch. Er hegte Hochachtung vor ihm, und ſchließlich liebte er ihn als ſeinen Vater. Er war aufmerk-

ſam und ergeben, trotzdem ſelbſtbewußt. Der Frau von Maintenon war er mit der nötigen Rückſicht freundſchaftlich geſinnt. Solange Monseigneur lebte, benahm er ſich ſorglichſt ihm gegenüber ſo, wie es ſich geziemte, indeſſen nicht ohne Zurückhaltung, die ſich angeſichts von Fräulein von Choin und der mißlichen Zuſtände in Meudon noch vermehrte. Ich will auf die mannigfachen Beweggründe hierbei nicht nochmals eingehen. Beſonders geſchätzt hatte er an Monseigneur, daß er ſich niemals an Frau von Maintenon gewöhnen konnte. Allerdings hatte der ſeine eigene Maintenon in Fräulein von Choin, die er ſeinen Kindern genau ſo vorzog, wie der König die Maintenon den ſeinigen.

Seine Brüder hat der Dauphin zärtlich, ſeine Gattin leidenſchaftlich geliebt. Der Schmerz über den Verluſt ſeiner Frau ergriff ihn bis ins Mark. Seine Frömmigkeit verlieh ihm dabei die wunderbare Kraft der Selbſtbeherrſchung. In all der ſchrecklichen Trübſal ſah man nichts Niedriges, nichts Kleines, nichts Unwürdiges an ihm. Man hatte einen Mann vor ſich, der tief erſchüttert war, ſich aber ruhig zu ſcheinen anſtrengte, bis er zuſammenbrach. Das beſchleunigte ſeinen Untergang. Während ſeiner eigenen Krankheit benahm er ſich auf die nämliche Weiſe. Er glaubte nicht im geringſten an die Möglichkeit zu geneſen. In dieſem Sinne äußerte er ſich zu ſeinen Ärzten. Auch verhehlte er ſich nicht, warum er dies annahm. Er war ſich über ſeiner Gemahlin Ende und über das Entſetzliche klar. Seine Ergebenheit in Gott war bewundernswert.

Sein Tod war eine Züchtigung Frankreichs. Es verdiente dieſen Fürſten nicht. Die Erde war ſeiner unwürdig. So war er der jenſeitigen Glückſeligkeit früh geweiht.

Bald nach dem Tode des Dauphins erkrankten auch ſeine beiden kleinen Söhne unter den nämlichen Anzeichen. Aderläſſe und ſonſtige Mittel konnten den älteren, den kleinen Dauphin, nicht retten. Er ſtarb am 8. März 1712 kurz vor Mitternacht.[1] Er war fünf Jahre alt, für ſein Alter groß und ſtark, geiſtig rege, aber eigenſinnig und hochmütig.

[1] Ludwig, Herzog von der Bretagne, geboren 1707, der ältere der beiden Söhne Ludwigs, Herzogs von Burgund, der ſeit 1711, ſeit dem Tode Monseigneurs, Dauphin war.

Sein jüngerer Bruder, der Herzog von Anjou[1], war noch ein ganz kleines Kind. Die Herzogin von Ventadour ließ es nicht zu, daß ihm zur Ader gelaſſen, noch daß ihm Arznei eingegeben wurde. Er war ſchwerkrank, kam aber durch. Nunmehr war er Dauphin.

Auf allerhöchſten Befehl wurde die Leiche des Herzogs von Burgund geöffnet. Dies geſchah in den Gemächern des Verſtorbenen zu Verſailles. Voller Ungeduld warteten der König und die Marquiſe von Maintenon des Ergebniſſes. Fagon, Boudin und mehrere andre Ärzte erklärten, die Spuren eines ſehr feinen und ſehr ſtarken, raſch wirkenden Giftes gefunden zu haben. Maréchal indeſſen, der die Nachſchau eigenhändig ausgeführt hatte, war andrer Meinung und behauptete, ein ſicheres Merkmal von Vergiftung ſei nicht nachweisbar geweſen. Die Blutverderbnis ſei auf natürlichem Wege als Folge der Krankheit entſtanden.

Er hat mit mir ſpäter ausführlich über den Leichenbefund geſprochen, wobei er mir ſagte, es ſei zwar möglich, daß der Dauphin eines natürlichen Todes geſtorben ſei; er habe dies aber vor allem aus Mitleid für den König erklärt, der in ſeiner Geiſtes- und Gemütsverfaſſung durch die Gerüchte von der Vergiftung arg bedrückt war. Auch ſeien ihm die Umtriebe gegen den Herzog von Orleans widerwärtig geweſen. Die Feinde des Herzogs mißbrauchten offenkundig den Tod des Herzogs von Burgund und ſeiner Gattin, um den Herzog von Orleans aus dem Sattel zu heben, indem man ihn in Verdacht brachte.

Dieſe Verleumdung fand die ſchnellſte Verbreitung am Hofe, in der Stadt Paris und im ganzen Lande, alsbald in ganz Europa. Die Seele aller gegen den Herzog von Orleans gerichteten Ränke war der Herzog von Maine.

Eines Abends, als ich vom Herzog von Beauvillier heimkam, ließ mir die Herzogin von Orleans ſagen, ſie ſowohl wie ihr Mann wären ſehr verſtimmt, daß ſie mich gar nicht zu ſehen bekämen. Beide bäten mich, zu ihnen zu kommen, weil ſie mir etwas Dringliches mitzuteilen hätten. Ich hatte ſie ſeit dem unglücklichen Ereignis noch

[1] Ludwig, Herzog von Anjou, 1710 bis 1774, der ſpätere König Ludwig XV.

keinmal aufgeſucht. Ich war noch nicht Herr genug meines eigenen Schmerzes, als daß ich den anderer hätte ertragen können. Ich war nicht imſtande zu ſprechen, noch viel weniger vernünftig zu ſprechen. Ich war niedergedrückt und ſah keine Mittel gegen die ſchreckliche, dabei ſo törichte Verleumdung. Deshalb ließ ich den Herzog und ſeine Frau bitten, mir gütigſt zu geſtatten, erſt am nächſten Vormittage zu erſcheinen. Ich tat dies auch und fand die Herzogin faſſungslos. Sie erzählte mir, daß der Marquis von Effiat am Abend vorher aus Paris gekommen ſei, um ſie von den gräßlichen Gerüchten in Kenntnis zu ſetzen, die dort umliefen, und von deren Eindruck auf die Menge. Er habe auch berichtet, daß der König und Frau von Maintenon nicht nur auf Grund des Berichts der Ärzte, ſondern auch auf die gegen den Herzog von Orleans gemünzten Gerüchte hin von der Wahrheit der letzteren überzeugt ſeien. Man hätte mit ſo viel Heftigkeit vom Herzog geſprochen, daß der Marquis dieſen für gefährdet halte und deshalb, ſo peinlich es für ihn wäre, zu ihm gekommen ſei, ihn zu warnen. Ferner habe ihm Effiat dringend geraten, ſofort zum Könige zu gehen und ihm kurz und bündig und nachdrücklichſt zu erklären, er beſtehe darauf, daß er – der Herzog von Orleans – ſich ſo lange in die Baſtille begeben dürfe, bis ſich alles aufgeklärt habe.[1] Auch müſſe er darauf dringen daß Homberg[2] und alle ſeine Leute verhaftet würden. – „Gnädige Frau," fragte ich, „was gedenkt der Herzog zu tun?" – Sie gab mir zur Antwort: „Mein Mann iſt heute morgen beim König geweſen. Majeſtät war ſehr ernſt und ſehr kühl mit ihm, ja geradezu unzugänglich. Auf ſeine Beſchwerde hat er gar nichts geſagt, ebenſo nichts auf ſein Ver-

[1] Alle neueren Forſcher, die ſich mit der Frage beſchäftigt haben, betrachten die Maſern als natürliche Todesurſache des fürſtlichen Paares. (Vergl. darüber d'Haussonville: La Duchesse de Bourgogne, IV, 420 f.) Die Pfälzerin fällt in einem Brief vom 18. Februar 1712 ein günſtiges Urteil über den Charakter des Herzogs von Burgund; von dem Verdacht, daß er an Gift geſtorben ſei, iſt mit keinem Wort die Rede. Saint-Simon berichtet weiter, daß der Herzog von Maine und Frau von Maintenon im König den Verdacht nährten, ſein Enkel ſei durch den Herzog von Orleans vergiftet worden. Der ganze Hof mied dieſen wie einen Ausſätzigen. Auch Saint-Simon, der zu dem Herzog hielt, hatte unter dieſem Zuſtand zu leiden; aber er ließ ſich nicht von ſeiner Meinung abbringen, daß man dem Herzog, den eine Hofclique mit ingrimmigem Haß verfolgte, unrecht tue. (Mémoires, XXII, 371–372; 390–400.) – [2] Der Leibarzt und Leibchemiker des Herzogs, ein geborener Holländer, 1652 bis 1714.

langen nach gerichtlicher Unterſuchung ...“ – „Und hat er auch von der Baſtille geſprochen?“ fragte ich. – „Ja, gewiß! Aber darauf iſt der König gar nicht eingegangen. Er hat ſeine verächtliche Miene nach wie vor behalten. Alles Flehen und Bitten hatte keine Wirkung. Schließlich hat ſich mein Mann darauf beſchränkt, wenigſtens die Verhaftung und das Verhör Hombergs und aller ſeiner Genoſſen zu erbitten. Auch das hat der König ziemlich ungnädig abgeſchlagen. Auf weiteres inſtändiges Bitten hin hat er aber ſchließlich erklärt, er wolle Homberg nicht verhaften laſſen, indeſſen den Befehl geben, daß man ihn in die Baſtille aufnehmen ſolle, falls er ſich daſelbſt freiwillig ſtelle.“

Ich war über dieſen gefährlichen Rat ganz entſetzt und noch mehr darüber, daß er Hals über Kopf befolgt worden war. Man muß wiſſen, daß der Marquis von Effiat zwar ein kluger Kopf, dabei aber ein großer Ränkeſchmied war. Er beſaß weder Herz noch Grundſätze, lebte ſittenlos und machte aus ſeiner Liederlichkeit kein Hehl. Er war ebenſo reich wie geizig, ein ehrſüchtiger Streber, dem jedes Mittel recht war, wenn er damit nur vorwärtskam, und grenzenlos unverſchämt. Er hatte ſich insgeheim an den Herzog von Maine verkauft und war als alter Spießgeſelle des Chevaliers von Lothringen ſchon immer der Buſenfreund des Marſchalls von Villeroy. Der ſchlechte Rat, den der Herzog von Orleans befolgt hatte, kam mir um ſo verdächtiger vor, als ihn ein kluger Mann, der die Welt gar wohl kannte, erteilt hatte.

Durch dieſes ſein Verhalten ſtellte ſich der Herzog auf eine Stufe mit den allergeringſten kleinen Leuten, ja man kann ſagen, auf den Lakaienſtandpunkt, ſtatt in ſtolzeſter Weiſe als das aufzutreten, was er war, als Fürſt, an den irgendwelche Verdächtigung überhaupt nicht heranreichen konnte. Würdevoll hätte er fordern müſſen, daß man ihm auch nur den kleinſten Beweis, den leiſeſten Verdachtsgrund vorbringe. Vor aller Öffentlichkeit hätte er klar und deutlich ſeine Stellung und die des Herzogs von Maine beleuchten ſollen. Dadurch hätte er dieſen trotz aller Gunſt, in der er ſtand, in Angſt gejagt und in die Abwehr gedrängt, ja vielleicht ſogar genötigt, den ganzen Brand,

den er angeſteckt hatte, ſelbſt wieder zu löſchen. Dann hätte ihn auch der König wieder beſſer behandeln und die Maintenon ihn in Ruhe laſſen müſſen, nachdem er vom König die gerichtliche Unterſuchung ſtolz und ſelbſtbewußt vor allen Hofleuten gefordert und verweigert bekommen hatte.

Wohl hätte ein ſolches Verhalten den heftigſten Bruch zwiſchen ihm und dem Herzog von Maine zur Folge gehabt. Aber dieſe ſchroffe Maßnahme hätte den Gegner entwaffnet. Ein erklärter offener Feind iſt ſtets weniger gefährlich als einer, der einem fortwährend den Boden unter den Füßen abgräbt. Obendrein ſtand dieſer Feind ſelber auf ſehr ſchwankendem Grunde, ſtieß damals alle Welt vor den Kopf und war perſönlich durchaus kein mutiger Mann. Und was den König anbetraf, ſo hätte er ſich, trotz ſeiner zärtlichen Vorliebe für den Herzog von Maine und trotz ſeiner Schwäche Frau von Maintenon gegenüber, doch zwiſchen jenen und den Herzog von Orleans ſtellen müſſen, um nicht Gefahr zu laufen, die Sache nach einem ſo großen Ärgernis noch zu verſchlimmern. Alle ſeine Sorge hätte ſich dann darauf gerichtet, Frieden zwiſchen den beiden herzuſtellen und die Sache ſelbſt in den Hintergrund zu rücken. Der Herzog von Maine hatte nichts zu befürchten, noch viel weniger ein „petit-fils de France“ vom Anſehen des Herzogs von Orleans.

Während wir ſo zuſammen plauderten, trat der Herzog von Orleans in das Zimmer. Noch nie hatte ich einen ſo völlig niedergeſchlagenen Menſchen geſehen. Er wiederholte mir, was ich ſoeben vernommen hatte, und ich verhehlte ihm meine Meinung ebenſowenig wie vorher der Herzogin, wenn auch ein wenig gemildert, denn das Geſchehene war nun einmal geſchehen. Auch hatte ich Mitleid mit ſeinem Zuſtand, und ſchließlich wußte ich, daß er doch nicht energiſch handelte. Ich teilte beiden mit, was ich von Maréchal erfahren hatte, ließ aber den Herzog von Maine völlig aus dem Spiel und ſprach erſt nachmittags wieder von ihm, als ich mit dem Herzog von Orleans allein war.

Tags darauf erzählte er mir, der König habe ihm trocknen Tones geſagt, daß er über Homberg andrer Meinung geworden ſei. Ihn in die Baſtille zu ſtecken, ſei unnütz. Auch wenn er freiwillig käme,

würde nichts daraus. Als der Herzog trotzdem darauf beſtehen wollte, habe ihm der König den Rücken zugekehrt und ſei weggegangen.
Seitdem ſah ſich der Herzog von Orleans von aller Welt verlaſſen. Man wich ihm ſogar beim Könige und in den Salons aus. Wenn er ſich einer Gruppe von Höflingen näherte, ſtahl ſich einer nach dem andern weg. Bald tat man dies ganz rückſichtslos und zwanglos. Eine Zeitlang ließen ſogar die Damen die Herzogin im Stich.
Unter ſo drückenden Verhältniſſen blieb nichts anderes übrig, als den Sturm vorüberrauſchen zu laſſen. Freilich wurde genugſam dafür geſorgt, daß er ſich nicht ſogleich legte. Wenn die Gerüchte in Paris und im Lande verſtummen wollten, fanden ſich immer wieder Ränkeſüchtige, die ſie aufs neue in Umlauf ſetzten und auch am Hofe wieder auftauchen ließen. Dies dauerte, ſolange der König lebte, ja noch länger. Ich war buchſtäblich der einzige, der ganz wie früher mit dem Herzog verkehrte, in ſeinem Hauſe wie bei Hofe. Ich unterhielt mich allein mit ihm, ſetzte mich zu ihm in eine Ecke des Salons, wobei wir ſicher waren, daß uns kein Dritter ſtörte. Ich allein ging mit ihm im Parke vor den Fenſtern des Königs und der Marquiſe von Maintenon ſpazieren. Auch in Verſailles benahm ich mich genau ſo. Beauvillier, Graf Pontchartrain und alle meine guten Freunde und Freundinnen warnten mich fortgeſetzt. Man meinte, ich ſchädigte mich durch mein Benehmen ernſtlich, da es dem Verhalten aller andern allzu ſchroff gegenüberſtünde und der dem Herzog von Orleans feindſeligen Geſinnung des Königs und der Frau von Maintenon widerſpräche. Ich brauche nicht gerade mit dem Herzog zu brechen; aber immer und immer bei ihm zu ſtecken, mit ihm vor aller Augen, ſogar in den Gärten von Marly unmittelbar vor dem König und dem ganzen Hof zu luſtwandeln, das müſſe mir ſchließlich ſchaden und nütze auch dem Herzoge nichts.
Ich blieb feſt, denn in ſo eigenartigem Unglück darf man einen Freund, den man für ſchuldlos hält, nicht verlaſſen, ſondern im Gegenteil, man muß ſich ihm noch enger anſchließen, man muß ſeine Ehre darein ſetzen, ihn zu tröſten, und der Geſellſchaft zeigen, daß man ihre Verleumdungen verachtet.

Meine Freunde kamen indeſſen immer wieder darauf zurück. Sie verhehlten mir nicht, daß der König über mich ungehalten war und daß ſich Frau von Maintenon verletzt fühlte. Kurz, man tat alles, mich abzuſchrecken. Ich beſuchte trotz alledem den Herzog nach wie vor alle Tage und meiſt gleich auf ein paar Stunden.

Ich will hier erwähnen, daß es Maréchal geweſen war, der Hombergs Verhaftung verhinderte. Damals, als der König den Herzog von Orleans zum erſten Male empfing und die freiwillige Haft Hombergs geſtattete, begegnete er gleich hinterher zufällig im Nebengemache den beiden Ärzten Maréchal und Fagon. Noch ergriffen von dem Vorfalle, erzählte er ihnen die ganze Geſchichte. Maréchal, freimütig, wie er jederzeit war, fragte den König, was er daraufhin zu tun gedächte. Er lobte den Mut und die Offenheit des Herzogs und die Vorſicht des Königs, mißbilligte aber die geplante Aufnahme Hombergs in die Baſtille.

„Was wollen Majeſtät damit erreichen?“ fragte er kühn. „Soll die unbewieſene Schandtat eines nahen Verwandten von Majeſtät allerorts kundgetan werden? Was wird dabei herauskommen? Nichts. Höchſtens haben Eure Majeſtät ſelbſt Schimpf und Schaden. Und wenn das Unmögliche wahr wäre – obgleich ich mich dafür verbürgen möchte, daß dem nicht ſo iſt –, wollen Majeſtät einen Neffen, den Vater von Hochdero Enkel, köpfen laſſen und ſein Verbrechen und ſeine Schande in die Jahrbücher der Geſchichte eintragen? Wenn Eure Majeſtät aber nichts finden, wo ſicherlich nichts zu finden iſt, ſollen die Feinde des Königs wie die des Herzogs behaupten dürfen, man habe nur nichts finden wollen? Majeſtät mögen mir glauben, alles das wäre ſchrecklich. Das muß verhindert werden. Widerrufen Eure Majeſtät die eben gegebene Erlaubnis und vergeſſen Eure Majeſtät die falſchen Anklagen, die nur die Geſundheit und das Glück von Majeſtät beeinträchtigen.“

Dieſe lebhafte eifrige Ausſprache eines Mannes, deſſen aufrichtige Ergebenheit der König kannte, entſchied Hombergs Schickſal. Der König gab ſeinem Arzte unverzüglich recht und erklärte daraufhin dem Herzog von Orleans, daß Homberg keine Aufnahme in der Baſtille fände. Homberg erhielt eine entſprechende Weiſung.

Maréchal erzählte mir den Vorfall tags darauf und fügte noch hinzu, Fagon und Blouin[1] hätten ſtumm dabeigeſtanden. Ich umarmte Maréchal wegen ſeiner tapferen und erfolgreichen Tat, die ich auch dem Herzog und der Herzogin von Orleans nicht verhehlte.

Zu Beginn des Jahres [1715][2] ſtarb der Erzbiſchof von Cambrai. Fénelon war ein langer, hagerer, gutgebauter, blaſſer Menſch. Er hatte eine große Naſe, geiſt- und feuerſprühende Augen und einen Geſichtsausdruck, wie ich ihm ähnlich nie begegnet bin. Sein Geſicht gehörte zu denen, die man nie wieder vergißt, auch wenn man es bloß ein einziges Mal geſehen hat. Alles ſtand darin geſchrieben, und alles war im Einklang, ſelbſt die Gegenſätze; es verriet Würde und Weltſinn, Ernſt und Freudigkeit. Man erkannte ſofort den Gelehrten, den Kirchenfürſten und den großen Herrn. Sein ganzes Weſen ſpiegelte ſich darin: Klugheit, Geiſt, Liebenswürdigkeit, Anſtand und vor allem Vornehmheit. Nur mit Mühe konnte man ſeine Blicke von ihm wenden. Alle Bildniſſe von ihm ſind ſprechend ähnlich. Gleichwohl geben ſie jenes wundervolle ſeeliſche Gleichgewicht, das einen vor dem Urbilde übermannte, nicht genau wieder, auch nicht die Feinheit der einzelnen Züge in ſeinem Geſicht. Sein äußeres Benehmen entſprach dem. Seine Ungezwungenheit teilte ſich ſeiner Umgebung mit. In allem, was er ſagte, kamen jenes edle Weſen und jener erleſene Geſchmack, die man nur durch gute Geſellſchaft und im Verkehr mit der großen Welt erwirbt, vorzüglich zum Ausdruck. Er redete natürlich, ſanft, gewählt. Er war von beſtrickender Höflichkeit, hielt ſich dabei aber ſtets in vornehmen Grenzen. In ſeinem Vortrag war er faßlich, klar, angenehm. Die ſchwierigſten und verwickeltſten Fragen machte er in kurzer klarer Weiſe verſtändlich. Geiſtigen Hochmut gegenüber ſeiner Zuhörerſchaft kannte er nicht; immer ſtellte er ſich in ihren Geſichtskreis, und ſo fühlte ſich jedermann behaglich in ſeiner Nähe. Alle Welt ward bezaubert. Es war unmöglich, ihn zu verlaſſen, Widerrede gegen ihn zu führen oder gar ihn meiden zu wollen. Er beſaß die Gabe, Menſchen zu gewinnen, im allerhöchſten

[1] Louis Blouin (geſtorben 1729), erſter Kammerdiener. — [2] Am 7. Januar.

Grade. Seine Freunde blieben ihm ihr Leben lang treu, auch nachdem er in Ungnade gefallen und ſie von ihm geriſſen waren. Sie kamen zuſammen, um von ihm zu reden, um ihn zu bemitleiden, um ſich nach ihm zu ſehnen und ſeine Rückkehr zu erhoffen, gleichſam wie das unſelige Judenvolk, das ſich nach Jeruſalem ſehnt und den Meſſias noch immer erwartet und nach ihm ſeufzt. Man verehrte ihn wie einen Seher, und er hatte ſich an eine Herrſchaft über die Menſchengemüter gewöhnt, die bei aller Milde keinen Widerſpruch duldete. Wäre er – wie dies ſein Lieblingswunſch war – an den Hof zurückgekehrt und in den Staatsrat gekommen, ſo hätte er keinen Nebenbuhler lange neben ſich ertragen. Sobald er in den Hafen eingelaufen wäre und niemanden mehr gebraucht hätte, wäre jeder Widerſtand gegen ihn, ja ſchon ein Mangel an Ergebenheit und Bewunderung, höchſt gefährlich geweſen.

In der Zurückgezogenheit ſeines Bistums lebte er einesteils fromm und beſchaulich wie ein Seelenhirt, andrerſeits prachtliebend wie ein Menſch, der auf das Glück der Welt nicht verzichtet. Vorſichtig ging er mit Menſchen und Dingen um. Er wollte jedermann gefallen, Niedrigen wie Hochgeſtellten. Dieſe Leidenſchaft war in ihm ſtärker denn je in einem Manne. Immerfort und unabläſſig diente er ihr. Der Erfolg war unbeſchreiblich. Alle Welt ſuchte ihn auf; und alle empfing er mit einer Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, die nicht ihresgleichen findet. Während der erſten Jahre ſeiner Ungnade mied man ihn. Er lief niemandem nach. Dann zog der Zauber, der unwiderſtehlich von ihm ausſtrahlte, von neuem eine Menge Leute an. Nach und nach fanden ſich auch die anderen wieder ein, die ſich zunächſt abgewandt hatten. Sobald Monseigneur eine Rolle zu ſpielen begann, wuchs der Kreis um den Kirchenfürſten beträchtlich. Daraus wurde ein wirklicher Hof, als ſein Schüler Dauphin geworden war. Fénelon gewann auch die Herzen der Soldaten. Viele, die durch Cambrai zogen, bewirtete und beherbergte er und nahm ſich ihrer Kranken und Verwundeten an, die man wiederholt in die Stadt brachte. Er beſuchte die Lazarette und widmete ſich hohen wie niederen Offizieren mit gleichem Eifer. In ſeinem eigenen Hauſe ließ er eine

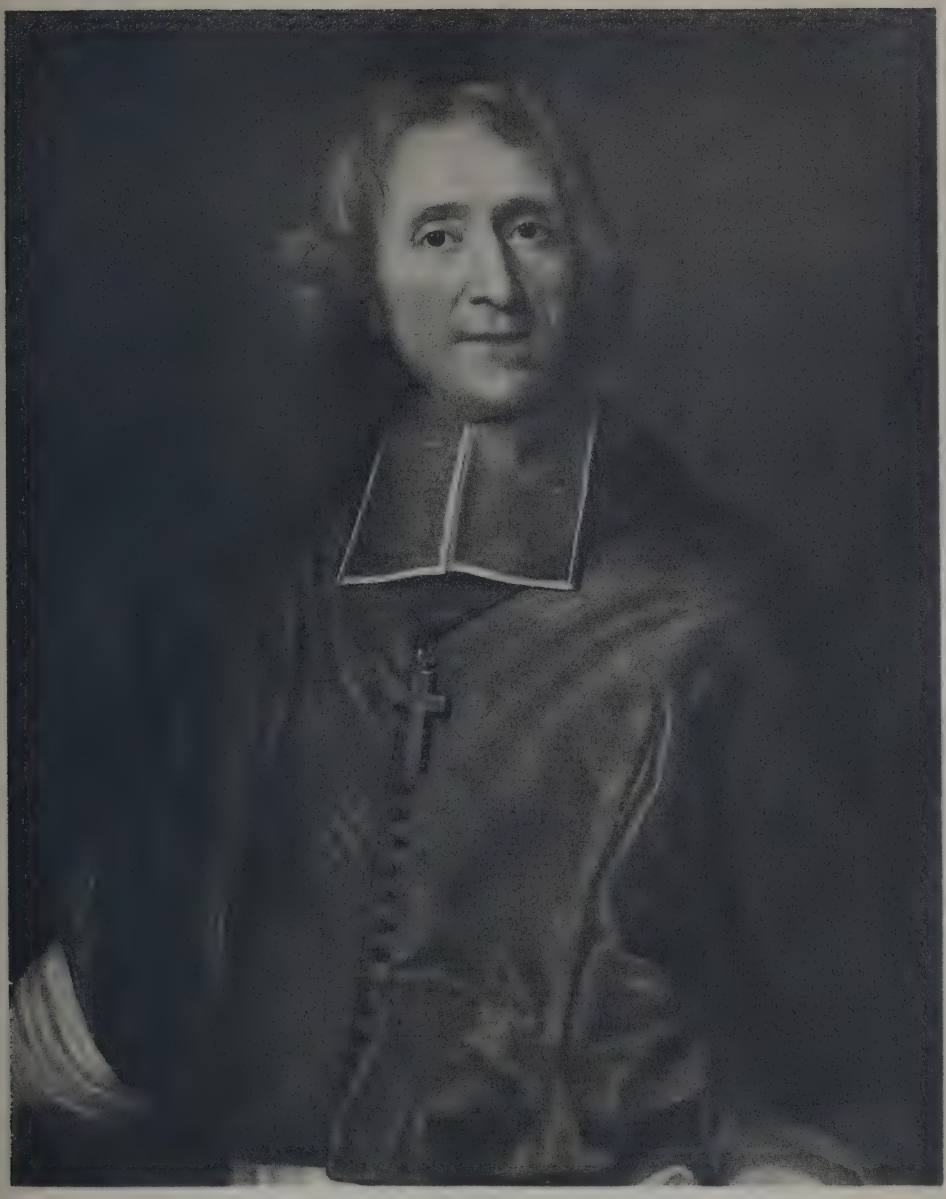
große Anzahl bis zur vollſtändigen Geneſung verpflegen. Dazu war er ein tätiger echter Seelenhirt. Infolge ſeiner Weltkenntnis ward es ihm leicht, die Seelen zu gewinnen und ihr Beichtiger zu werden. Sandte ein Krankenhaus nach ihm, ſo war er ungeſäumt zur Stelle, als gäbe es keine anderen Pflichten für ihn. Ebenſo ſorgte er für das leibliche Wohl ſeiner Schützlinge. Er ließ Nahrungs- und Heilmittel reichlich verteilen und hielt darauf, daß alles auf das vorzüglichſte zubereitet war. Wichtigen ärztlichen Unterſuchungen wohnte er perſönlich bei. Dadurch ward er zum Abgott der Soldaten. Sein Lob erklang bis an den Hof.

Auch das Volk liebte ihn abgöttiſch. Freigebig ſchenkte er gute Gaben. Alljährlich reiſte er ein paarmal in ſeinem Bistum herum, um es allenthalben gründlich kennen zu lernen. Er führte ein kluges, ſanftes Regiment, predigte oft in den Städten und Dörfern, war leicht zugänglich, begegnete den Geringen menſchenfreundlich, den andern zuvorkommend und erhöhte durch ſeine angeborene Leutſeligkeit den Wert eines jeden Wortes, einer jeden Tat. Die Geiſtlichen nannte er ſeine Kinder und Brüder und behandelte ſie dementſprechend. Auch ſie bauten ihm eine Wohnung in ihren Herzen. Sein ſtarkes Trachten und Streben, überall beliebt zu ſein, hatte aber nie etwas Niedriges oder Erkünſteltes oder Unzeitgemäßes an ſich. Er warb um jeden ganz nach ſeiner Eigenart. Man fand bei ihm leicht Gehör und ſchnelle, ſelbſtloſe Hilfe. Und alle, die in dieſer großen Gemeinde unter ihm arbeiteten, beſeelte derſelbe Geiſt. Von Aufruhr oder Gewalttätigkeit fand man keine Spur. Überall bei ihm und um ihn herrſchte äußerſte Wohlerzogenheit. Während der Vormittage erledigte er zumeiſt Amtsgeſchäfte. Da er einen ſcharfen, durchdringenden Verſtand beſaß und Tag für Tag, ohne Ausnahme, alle eingelaufenen Sachen perſönlich durchſah, war ſeine Arbeit nie lang und ſchwer. Dann empfing er alle, die ſich angemeldet, und darauf ging er beten. Er war in allem ſehr pünktlich. Für gewöhnlich hielt er ſeine Andacht in ſeiner Kapelle, ausgenommen an Tagen, an denen er den Gottesdienſt zu halten hatte oder durch irgend etwas veranlaßt war, anderswo zu beten. Nach ſeiner Rückkehr ging er zur Mittags-

tafel, ſtets in zahlreicher Geſellſchaft. Er ſelbſt aß wenig, ſaß aber um der anderen willen lange bei Tiſch und entzückte durch ſeine Ungezwungenheit, ſeine Vielſeitigkeit, ſeine natürliche und heitere Unterhaltungskunſt. Niemals fiel ein Wort, das eines Kirchenfürſten oder eines Edelmannes unwürdig geweſen wäre. Nach Tiſch verließ er ſeine Gäſte bald, die er daran gewöhnte, ſich zwanglos wie zu Haus zu fühlen. Er begab ſich in ſein Arbeitsgemach und arbeitete ein paar Stunden; bei ſchlechtem Wetter, und wenn ihn nichts von draußen rief, ziemlich lange ſogar.

Nach der Arbeit machte er Beſuche oder wanderte durch die Felder. Spaziergänge liebte er und dehnte ſie gern aus. Hatte er weder niedrigen noch hohen Beſuch im Hauſe, ſo ließ er ſich von einem Vikar oder ſonſt einem Geiſtlichen begleiten und unterhielt ſich mit ihm über die Gemeinde, über fromme oder wiſſenſchaftliche Dinge. Oft machte er feſſelnde Abſchweifungen. Abends widmete er ſich ſeinen Hausgäſten. Wenn höhere Offiziere vorübergehend im Hauſe weilten, erſchien er auch zur Abendmahlzeit, die immer ſehr reichlich ausfiel. Er ſelbſt aber aß noch weniger als zu Mittag. Vor Mitternacht legte er ſich zur Ruhe. Obgleich bei ihm, wie in einem fürſtlichen Schloſſe, auf prunkvoller Tafel erleſene Gerichte aufgetragen wurden, ſo verriet doch alles, daß man ſich bei einem Biſchof befand, der trotz dieſer Freiheit auf genaue Einhaltung der guten Sitte achtete. Er ſelbſt gab das beſte Beiſpiel dafür. Er war ein unerreichbares Vorbild, jederzeit, vom Scheitel bis zur Sohle, Kirchenfürſt, Edelmann und der Verfaſſer des Telemach. Nie hörte man aus ſeinem Munde über den Hof oder die Geſchäfte das geringſte abfällige Wort, nie eine Herabſetzung, eine Klage oder eine Schmeichelei, nie irgendeinen Ausſpruch, der an ſeine vergangene Stellung erinnerte oder Hoffnungen auf künftige Größe offenbarte. Sein weitläufiger Haushalt zeichnete ſich durch muſterhafte Ordnung aus. In ſeinem Bistum war alles im großen Stile geregelt. In Glaubensſachen ließ er jedem ſeine perſönliche Freiheit.

Viele Janſeniſten gehörten zur Gemeinde Cambrai. Sie ſchwiegen, und der Erzbiſchof ließ ſie in Frieden. Er hätte auch die anderswo



31. François de Salignac de La Motte, Fénelon

lebenden in Ruhe laſſen ſollen! Dazu jedoch war er aber ein zu eifriger Jeſuitenfreund, einer, der zu viel von ihnen erhoffte. Er beſchenkte ſeine auserwählte Herde, deren Herz, Seele, Leben und Weisſager er war, gern von Zeit zu Zeit mit ein paar Schriften, die mit Feuereile von Hand zu Hand liefen und ſeinen Namen weithinein ins Land trugen. Er bekam ſchonungsloſe Erwiderungen von den Janſeniſten. Und es muß zugeſtanden werden, daß der ſo ſcharf verurteilte Verfaſſer der Lebensregeln der Heiligen wirklich beſſer getan hätte, in Glaubensſachen zu ſchweigen. Sein Ehrgeiz war jedoch alles andre denn erſtorben. Die Schläge, die ihm die Entgegnungen der Janſeniſten brachten, erhöhten in den Augen ſeiner Freunde nur ſeine Verdienſte. Und für die Jeſuiten wurden ſie zum Anſporn, alles zu unternehmen, um ihm die geiſtige Herrſchaft in Kirche und Staat zu erringen. Dieſe ehrgeizige Hoffnung flackerte — als die ſtürmiſchen Zeiten ihrem Ende zueilten und des Dauphins Regierung heranrückte — ſtärker denn je in Fénelon. Er verbarg ſie aber ſorgfältig, wie ſchwer ihm das auch ward. Bossuet, der berühmte Erzbiſchof von Meaux, war heimgegangen; desgleichen Godet, der Erzbiſchof von Chartres. Der Staat hatte den Kardinal von Noailles eingebüßt. Pater Tellier war allmächtig. Dieſen königlichen Gewiſſensrat ſowie die fähigſten führenden Jeſuiten hatte er für ſich. Die geſamte Geſellſchaft Jeſu erklärte, daß ſie ihm angehöre ſeit dem Tod des Paters Bourdaloue, des Paters Gaillard und einiger anderer ſeiner Gegner, die die Führer aus Klugheit in Ruhe gelaſſen hatten, um den König und Frau von Maintenon nicht gegen die ganze Körperſchaft zu reizen. Nun waren jene Zeiten vorbei, und die ganze gewaltige Bruderſchaft hielt zu ihm. Dazu hatten ſich ein paar Gelegenheiten gefunden, bei denen der König nicht umhin gekonnt hatte, Fénelon zu loben. Er hatte nämlich in einer Zeit der Teuerung ſeine Speicher für das Heer geöffnet, als dieſes gerade völligen Mangel an Getreide hatte. Er hätte große Summen damit verdienen können, wenn er es, wie gewöhnlich, verkauft hätte. Er gab es unentgeltlich. Selbſtverſtändlich blieb ſo etwas nicht verſchwiegen. Zum erſten Male ward ſein Name wieder vor dem König genannt. Der Herzog von Chevreuse beſuchte ihn bald

darauf und empfing ihn dann eines Tages in Chaulnes. Daß er das nicht ohne die ſtillſchweigende Einwilligung des Königs tat, kann ſich jedermann denken.

Die ſchmeichelhafteſten, hochfliegendſten Hoffnungen umgaukelten Fénelon. Er ließ die Saat wachſen. Reif ward ſie freilich nicht. Der Dauphin ſtarb unerwartet. Fénelon war vernichtet. Als kurz nachher auch der Herzog von Chevreuse die Augen für immer ſchloß, vertiefte ſich ſeine Wunde. Und der Tod des Herzogs von Beauvillier machte ſie unheilbar und warf ihn zu Boden. Sie waren ein Herz und eine Seele geweſen. Obgleich ſie einander ſeit der Verbannung nicht geſehen hatten, beherrſchte Fénelon den Herzog doch von Cambrai aus bis in die letzten Kleinigkeiten. Der Tod des Dauphins war ein großer Schmerz für ihn. Gleichwohl verzweifelte er bei dieſem Schiffbruche nicht. Sein Ehrgeiz lebte weiter und fand neue Nahrung. Sein Weſen hatte dem Herzog von Orleans ſtets zugeſagt, und Herr von Chevreuse hatte zwiſchen den beiden ein Verhältnis der Freundſchaft und Hochachtung angebahnt. Ich ſelbſt hatte aus Verehrung für den Herzog von Beauvillier, der alles über mich vermochte, dazu beigetragen. Nach all dieſen Verluſten und harten Prüfungen hoffte der Kirchenfürſt noch immer. Seine Hoffnungen waren nicht ſchlecht begründet. Man weiß, was für Schritte ich für ihn bei dem Fürſten getan, auf Veranlaſſung der Herzöge von Chevreuse und von Beauvillier, und wie ich damit gewiſſe Erfolge gehabt habe. Die beiden Herzöge begeiſterten ſich auf das lebhafteſte für ihn. Sie waren überzeugt, daß er am Staatsruder dem Staate wie der Kirche ungeheuerlich nutzbringend und förderlich ſein müſſe. Doch dieſe Hoffnungen ſollten ſich nie verwirklichen. Er hatte kein Vertrauen zu mir, was mir auch beide Herzöge beſtätigten. Sein Mißtrauen wuchs nach ihrem Tode. Glaubte er, daß ich ohne ihren Zuſpruch ihm gegenüber nicht mehr der alte ſein würde? Ich weiß es nicht. Ich ſtand niemals in irgendeinem Verkehr mit ihm. Vor ſeiner Verbannung war ich zu jung, und darnach bot ſich keine Gelegenheit dazu. Wie dem auch ſei, ſein ſchwacher Leibeszuſtand vermochte ſo vielen Sorgen und Schickſalsſchlägen nicht zu widerſtehen. Der Tod des Herzogs

von Beauvillier verſetzte ihm den letzten Schlag. Zwar erhielt er ſich noch eine Zeitlang mit aller Anſtrengung aufrecht, aber ſeine Kräfte waren dahin. Es ging ihm wie Tantalus. Das Waſſer wich jedesmal zurück, wenn er ſeine brennenden Lippen öffnete, um ſeinen Durſt zu ſtillen.

Auf einer kurzen Beſichtigungsreiſe ſchlug an einer gefährlichen Stelle ſein Wagen um. Niemand ward verletzt. Gleichwohl erregte dieſer Unfall ſeine ſchwachen Nerven auf das äußerſte. Als er nach Cambrai zurückkam, fühlte er ſich nicht wohl. Es trat Fieber ein in heftigen aufeinanderfolgenden Anfällen. Es gab keine Hilfe mehr. Sein Verſtand blieb bis zuletzt ungetrübt und klar. Er ſtarb am 7. Januar 1715 zu Cambrai, inmitten ſeiner trauernden Gemeinde, an der Pforte zum Paradieſe ſeiner Wünſche.

Der Sterbende hatte Kenntnis von dem ſich immer verſchlimmernden Zuſtande des Königs. Er wußte, daß er ihm ſehr bald folgen werde. Um ſo mehr bekümmerte ihn das Schickſal ſeiner kleinen Herde. Es fiel ihm bitter ſchwer, zu gehen, aber alles das merkte man dem Sterbenden nicht an. Er beherrſchte ſich. Vielleicht aus Liebe für ſeinen guten Ruf, den er ſein Leben lang ſorglich gehütet. Vielleicht aus Seelengröße, die ſchließlich geringſchätzt, was ihr unerreichbar iſt. Vielleicht aus Überdruß an der trügeriſchen Welt. Vielleicht aus Frömmigkeit, die Gewohnheit und düſtere Betrachtungen verſtärkten. Er ſchien unempfindlich gegen alles, was er zurückließ, nur auf das gerichtet, was er dafür eintauſchen ſollte, ruhig, friedſam, bußfertig, innerlich frei. Seine letzten Gedanken galten ſeiner Gemeinde und himmliſchen Dingen. Er war voller Zuverſicht, die alle Furcht unterdrückt.

In dieſem Zuſtande ſchrieb er dem König einen Brief über die kirchlichen Angelegenheiten ſeiner Gemeinde. Kein Wort ſtand darin über ſich ſelbſt. Er war fünfundſechzig Jahre alt, als er, mit dem kirchlichen Viatikum verſehen, ſtarb. Sein Tod war eine gute Lehre für die Überlebenden und hinterließ die Erkenntnis, daß man einen großen Menſchen verloren. In den Niederlanden war die Beſtürzung allgemein. Fénelon hatte ſogar die feindlichen Soldaten für ſich gewonnen. Sie

hatten ebenſoviel Wohltaten von ihm empfangen wie die franzöſiſchen. Ihre Generale und der Hof zu Brüſſel erwieſen ihm allerlei Ehrenbezeigungen, Katholiken wie Proteſtanten. Überall in den Niederlanden ward er aufrichtig und allgemein betrauert.

Seine Freunde, vor allem ſeine vertrauten Anhänger, verſanken in das tiefſte, bitterſte Leid. Mit einem Worte: Fénelon war ein Schöngeiſt und ein großer Menſch.

Ich habe mich ziemlich lange bei Fénelon aufgehalten, weil er ein Mann ohnegleichen war. Seine Fähigkeiten, ſein Leben, ſein Glück und Unglück, die Rolle, die er ſpielte, und das Aufſehen, das er verurſachte, haben mich dazu bewogen. Auch bin ich der Meinung, daß ich ihm allein ſchon als dem Freunde des ſeligen Herzogs von Beauvillier beſondere Beachtung ſchulde. Es war kein Wunder, wenn der Herzog ſo entzückt von ihm war, er, der nur die erhabenſte Frömmigkeit in ihm ſah und ſeinen Ehrgeiz nicht einmal argwöhnte.

XII

1714 • 1715

DAS TESTAMENT DES KÖNIGS / SEIN TOD CHARAKTER UND LEBENSWEISE / SEINE LIEBSCHAFTEN FRAU VON MAINTENON / SCHLUSSBETRACHTUNGEN

DER König alterte zuſehends, und wenn ſich auch in der äußeren Führung ſeines Lebens keine Änderung zeigte, ſo mehrte ſich doch in jedem, der in perſönliche Berührung mit dem Herrſcher kam, von Tag zu Tag die Befürchtung, daß er nicht mehr lange leben werde. Es iſt hier nicht der Platz, ſeine bis dahin ſo feſte und unwandelbare Geſundheit des näheren zu beurteilen. Es genüge hier, wenn geſagt wird, daß ſie heimlich verfiel. Nachdem er ſo lange Zeit unbeſchränkter Herr ſeines Glückes geweſen war, drückten ihn nun harte Schickſalsſchläge zu Boden. Dazu kam viel häusliches Unglück. Alle ſeine Nachkommen waren bis auf einen vor ihm dahingegangen, was ihn zu den düſterſten Betrachtungen veranlaßte. Beſtändig ſah er ſein eigenes Leben bedroht. Statt daß ihm nun ſeine nächſte vertrauteſte Umgebung dieſe Zwangsvorſtellung ausredete, verſtärkte man ſie fortwährend von neuem. Die einzige Ausnahme machte ſein Leibwundarzt Maréchal, der alles verſuchte, ihn von ſeinem Argwohn zu befreien. Alle anderen, Frau von Maintenon, der Herzog von Maine, Fagon, Blouin und die anderen vertrauten Kammerdiener, die alle vom Baſtard und ſeiner ehemaligen Erzieherin beſtochen waren, bemühten ſich, ſeine mißtrauiſchen Gedanken noch zu verſtärken, was ihnen nur allzu leicht gelang.

Niemand zweifelte, ja niemand konnte ernſtlich daran zweifeln, daß der König Gift in ſich trug. Auch Maréchal war davon überzeugt.

Gleichwohl ließ er das den König nie merken. Im Gegenteil. Er tat alles, ihm die quälenden Gedanken zu vertreiben, die ihm ſchaden mußten. Andrerſeits lag dem Herzog von Maine allzuviel daran, ihn in ſeiner Angſt zu erhalten. Dasſelbe erſtrebte Frau von Maintenon aus Haß und Eigennutz. Ihrer Verſchlagenheit gelang es, den einzigen volljährigen Prinzen des Königshauſes, das ſie zu vernichten beſchloſſen hatten, dem Könige zum Schreckgeſpenſt zu machen.[1] Wenn man hiernach bedenkt, daß der Monarch unaufhörlich in ſeinen Befürchtungen beſtärkt ward, daß er den Prinzen, der als Urheber gewiſſer Verbrechen galt, täglich vor Augen hatte, bei Tiſche und ſtundenlang in ſeinem Arbeitszimmer, ſo begreift man, wie düſter es in ſeinem Innern ausſehen mußte.

Zudem hatte er außer ſeinen leiblichen Kindern auch jene unerſetzliche Prinzeſſin[2] verloren, die nicht allein die Seele und Zierde ſeines Hofes, ſondern auch ſein ganzes Glück, ſeine ganze Freude, ſein ganzes Entzücken, die letzte Sonne in ſeinem Daſein geweſen war. Sie war die einzige in ſeinem Leben, mit der er völlig vertraut verkehrte. Wie weit das ging, iſt ſchon erwähnt worden. Nichts war imſtande, die Leere auszufüllen, die durch ihren Tod entſtand. Seitdem gab es für den König keine Erholung mehr, und ſomit wuchs ſein Schmerz über den Verluſt. In ſeiner Zerriſſenheit ſuchte er Troſt, wo immer er konnte. Er überließ ſich immer mehr Frau von Maintenon und Herrn von Maine. Sie zeigten ſich äußerlich ſtets gleichergeben und zuverläſſig, und ſo war er in dieſer Hinſicht beruhigt. Der Herzog von Maine trug ihm Berichte vor, die bis in die kleinſten Einzelheiten gingen, und gerade Einzelheiten liebte der König über alles. Seit langem hatte man es verſtanden, ihm einzureden, daß Herr von Maine, trotz ſeiner großen Klugheit und ſeiner Befähigung für die Staatsgeſchäfte, nicht im geringſten irgendwelche ehrgeizigen Pläne hege. Dazu ſei er unfähig. Als guter Familienvater gehe er in der Familie auf. Er liebe den König auf das zärtlichſte. Er mache ſich nichts aus Größe, höchſtens wenn er damit dem Anſehen des Königs diene. Er ſei der ſchlichteſte, freimütigſte, aufrichtigſte und harmloſeſte

[1] Den Herzog Philipp von Orleans. — [2] Die Herzogin von Burgund.

Menſch. Wenn des Tages Arbeit getan, die er aus Pflichtgefühl und dem Könige zu Gefallen verrichte, dann widme er ſich voll Hingabe ſeinen Gebets- und Andachtsübungen, und darauf pflege er einſam die Jagd. In ſeinem häuslichen Leben ſei er heiter und ſehr gern geſellig. Zudem habe er keine Ahnung vom Hofe und von allem, was dort und in der Welt vorgehe.

Der König war hocherfreut über dieſe Beurteilung, die ihn ſeinem Lieblingsſohne gegenüber frei und behaglich ſtimmte. Der Herzog war fortwährend um ihn und unterhielt ihn mit ſeinen Geſchichten und Späßen. Hierin war er ein großer Künſtler, wie ich nie einen andern geſehen habe. Er plauderte leicht und gewandt, als ſei das ein Kinderſpiel. Dabei verſtand er ſcharf zu ſein und alles Lächerliche zu verhöhnen. Er hielt aber Maß und richtete ſich nach Zeit, Gelegenheit und Laune des Königs, den er gründlich kannte. Hinter ſeiner Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit vermutete man keine Hintergedanken. Wenn er wollte, war er ein meiſterlicher Komödiant. Wenn man dazu ſeinen Charakter in Betracht zieht, ſo erſieht man mit Schaudern, was für eine fürchterliche Schlange der König an ſeinem Buſen nährte.[1]

Seit länger denn einem Jahre ging die Geſundheit des Königs zurück. Seine Kammerdiener bemerkten dies zuerſt. Sie beobachteten alle Anzeichen des Verfalles; doch wagte keiner, etwas davon auszuplaudern.

---

[1] Der Herzog von Maine und Frau von Maintenon ließen, wie Saint-Simon weitererzählt, dem König keine Ruhe, bis er ſein Teſtament aufſetzte. Der König war über dieſe Zudringlichkeit ſehr böſer Stimmung, und in ſeinem Groll verhehlte er auch ſeinem Lieblingsſohne nicht, daß er ſelber über ſeinen Tod hinaus keine Macht habe und es dem Herzog überlaſſen müſſe, ſich durch ſeine Perſönlichkeit zur Geltung zu bringen. Über das Kodizill zu dieſem nicht ganz freiwilligen Teſtament ſiehe Seite 452 f. Der König, deſſen Mutter das Teſtament ihres Gemahls in keiner Weiſe geachtet hatte, mochte ahnen, daß auch ſein Letzter Wille nicht erfüllt werden würde. In der Tat, der Regent Philipp von Orleans erhob Einſpruch; das Teſtament wurde vom Parlament für ungültig erklärt, und der Herzog von Maine kam um alle ſeine Rechte, die dem Regenten übertragen wurden, in deſſen Händen auch die Aufſicht über die Erziehung des minderjährigen Ludwigs XV. lag. Da aber die Ränke des Herzogs von Maine und der Parlamentsherren nicht aufhörten, kam es in der berühmten Gerichtsſitzung (lit de justice) vom 28. Auguſt 1718 zu einer Auseinanderſetzung der feindlichen Gewalten: die Baſtarde kamen um ihre Vorrechte als Prinzen von Geblüt, und die Juriſten erfuhren eine Demütigung, die der feudale Saint-Simon mit beiſpielloſer Begeiſterung erzählt. Die Schilderung dieſer berühmten Gerichtsſitzung, bei der Saint-Simon alle Wonnen der Rache bis zur Neige durchkoſtete, gehört zu den glänzendſten Stellen ſeiner Denkwürdigkeiten.

Auch dem Herzog von Maine entging dies nicht. Im Verein mit Frau von Maintenon und dem ihnen ergebenen Kanzler traf er die nötigen Vorkehrungen. Nur Fagon, der Leibarzt, an Körper und Geiſt bereits recht gebrechlich, war in der nächſten Umgebung des Monarchen der einzige, der gar nichts merkte. Maréchal, der Leibwundarzt, machte ihn mehreremals darauf aufmerkſam, aber Fagon wies ihn jedesmal barſch zurück. Aus Pflichtgefühl und Liebe zum König wagte es Maréchal ſchließlich, ſich an Frau von Maintenon zu wenden. Eines Vormittags um Pfingſten [1715] teilte er ihr ſeine Wahrnehmungen mit und bemerkte, Fagon ſei hierüber falſcher Meinung. Er verſicherte ihr, der König, deſſen Puls er häufig unterſuche, leide ſeit langem an einem geringen, kaum merkbaren Fieber. Bei ſeinem vorzüglichen Körperzuſtand, bei guter Pflege und geeigneter ärztlicher Behandlung habe das nicht viel auf ſich. Vernachläſſige man die Sache aber, ſo könne ſie ſchlimm werden. Frau von Maintenon ward ärgerlich. Maréchals Eifer erregte ihren Zorn. Sie erwiderte dem Arzt, es ſei unmöglich, daß ſich ein ſo tüchtiger, erfahrener und aufmerkſamer Arzt wie Fagon über den Geſundheitszuſtand des Königs täuſche. Nur die Feinde des Leibarztes ſeien darüber anderer Anſicht als er. Maréchal mußte ſich beſcheiden. Er hat mir ſpäter ſelbſt geſagt, daß er von da an den Tod ſeines Herrn beklagt habe. Fagon war in der Tat theoretiſch wie praktiſch der erſte Arzt Europas, aber er war, wie ſchon geſagt, aus geſundheitlichen Gründen längſt nicht mehr imſtande, ſeine Kunſt voll zu betätigen. Er war nicht mehr ſo recht auf der Höhe, auf die ihn Kunſt und Gunſt gebracht hatten. Er verbat ſich jedes Für und Wider und ging mit des Königs Geſundheit nicht anders um denn in den vergangenen unbedenklichen Jahren. Sein Dickkopf mordete den Herrſcher.

Der König hatte ſchon immer an Gichtanfällen gelitten, und da hatte ihn Fagon allabendlich ſozuſagen in einen Berg von Federbetten einpacken laſſen. Dadurch geriet er allnächtlich ſo ſehr in Schweiß, daß man ihn an jedem Morgen abreiben und mit einem andern Hemd verſehen mußte, ehe der Großkämmerer und die Kammerherren eintreten durften.

32. Apotheose Ludwigs XIV.

Seit langen Jahren trank er an Stelle des beſten Champagnerweins[1], den er bis dahin einzig genoſſen, Burgunder, mit Waſſer vermiſcht, der ſo alt war, daß er gar keinen rechten Geſchmack mehr hatte. Er lachte oft über die Enttäuſchung ausländiſcher hoher Herren, die ſich auf die Weine ſeiner Tafel gefreut hatten. Nie in ſeinem Leben hatte er reinen Wein getrunken, niemals Schnaps, auch Tee, Kaffee und Schokolade nicht. Ehedem genoß er beim Aufſtehen frühmorgens etwas Brot und Waſſer mit Wein. Das war ſeit langem ſchon durch ein Getränk aus Salbei und Ehrenpreis verdrängt worden. Zwiſchen den Mahlzeiten und regelmäßig beim Zubettgehen trank er Eiswaſſer mit Orangeblütenſaft, übrigens auch zu ſeinen Mahlzeiten und ſogar in Tagen der Krankheit. Zimtkügelchen trug er jederzeit bei ſich in der Taſche. Etwas andern bedurfte er von einer Mahlzeit zur andern nicht. Für ſeine Hunde, die in ſeinem Arbeitszimmer zu liegen pflegten, füllte er ſich die Taſchen ſtets mit Zwiebäcken.

In ſeinem letzten Lebensjahre litt er mehr und mehr an Verſtopfung. Deshalb verordnete ihm Fagon als Vorgericht bei den Mahlzeiten allerhand Früchte auf Eis, wie Maulbeeren, Melonen und ganz weiche Feigen, und zum Nachtiſch wiederum Früchte. Dazu vertilgte er Süßigkeiten in erſtaunlicher Fülle. Zum Abendeſſen aß er das ganze Jahr hindurch eine unglaubliche Menge Salat. Morgens und abends aß er verſchiedene kräftige Suppen, von jeder ſehr reichlich. Man würzte alle ſeine Gerichte äußerſt ſtark. Seinem Arzte war das gar nicht recht. Auch mit den Süßigkeiten war Fagon nicht einverſtanden. Er ſchnitt zuweilen ein ſpöttiſches Geſicht, wenn er den König ſo eſſen ſah, wagte aber nichts zu ſagen. Wildbret und Waſſervögel mochte der König nicht, ſonſt alles ohne Unterſchied. Zur Faſtenzeit nahm er ſeit ungefähr zwanzig Jahren nur Faſtenſpeiſen, ein paar Tage lang.

[1] Wir wiſſen nicht, ob dies der natürliche Wein aus der Champagne oder der moderne Champagner war. Die Bereitung des modernen Schaumweins wurde erſt möglich, als man die Flaſchen mit Kork ſchließen konnte. Die Erfindung der Champagnerbereitung wird dem Kellermeiſter der Abtei Haut-Villiers, Dom Pérignon, der ſein Amt von 1670—1715 verwaltete, zugeſchrieben. Gleichwohl ſoll die Bereitung des künſtlichen Schaumweins ſchon im vierzehnten Jahrhundert bekannt geweſen ſein. Es wird erzählt, Karl VI. habe dem König Wenzel von Böhmen 1397 zu Reims ein Feſt gegeben, wobei zum erſten Male Champagner auf die Tafel kam und die beiden Könige ſo begeiſterte, daß ſie ſich eine Woche lang täglich ein Räuſchlein antranken.

Im letzten Sommer führte er die ihm verordnete Koſt in den Früchten und Getränken doppelt ſtreng durch.
Schließlich richtete das viele der Suppe folgende Obſt ſeinen Magen zugrunde, verdarb ihm die Verdauungsſäfte und nahm ihm die Eßluſt. Die hatte ihm ſein Leben lang nicht gefehlt; andrerſeits hatte er nie Hunger empfunden und nie das Verlangen zu eſſen, ſo ſehr ihm auch zuweilen der Zufall das Mittagseſſen verſpätete. Er hat ſelbſt oft geſagt, daß ſeine Eßluſt ſtets erſt mit dem erſten Löffel Suppe erwacht ſei. Er aß ſo ſtark und ſo gewohnheitsmäßig, daß man immer wieder ſtaunen mußte. Aber mit dem Übermaß an Waſſer und Obſt, dem keine geiſtigen Getränke die Wagſchale hielten, zerſetzte er ſein Blut, dem übrigens durch jene gewaltſamen Schwitzkuren die Kraft entzogen ward. Das brachte ihm den Tod. Man erkannte es bei der Öffnung ſeiner Leiche. Seine Eingeweide waren alle noch ſo geſund und kräftig, daß er damit gut hundert Jahre hätte alt werden können. Der Magen vor allem erregte Verwunderung, ebenſo die Gedärme, die die gewöhnliche Länge und Größe um das Doppelte übertrafen. Daher hatte der König ein ſo ſtarker und gleichmäßiger Eſſer ſein können. An Arzneien dachte man erſt, als es bereits zu ſpät war. Fagon hatte ja niemals an eine ernſtliche Krankheit glauben wollen, ebenſowenig Frau von Maintenon. Das hat ſie jedoch nicht abgehalten, für Saint-Cyr und Herrn von Maine allerhand Vorſichtsmaßregeln zu treffen. Der König ſelbſt ſah am erſten ein, wie es mit ihm ſtand, und verlor zuweilen ein Wort darüber an ſeine Kammerdiener. Fagon beſchwichtigte ihn jedesmal, tat aber nicht das geringſte. Der König gab ſich ſcheinbar zufrieden mit des Arztes Worten, glaubte ihnen aber nicht. Er wähnte, Fagon und Frau von Maintenon verſtellten ſich, um ihn zu ſchonen.
Am Mittwoch, dem 21. Auguſt 1715, unterſuchten ihn vier Ärzte, und alle ſtimmten ſie Fagon zu, der dem Kranken Kaſſia verordnete. Der König verſchob die Beſichtigung der Schweren Reiter, die er vom Fenſter aus zu halten gedachte, auf den kommenden Freitag, hielt nach der Mittagstafel Staatsrat und arbeitete ſodann noch eine Weile mit ſeinem Kanzler. Darauf beſuchte ihn Frau von Maintenon, in Be-

gleitung der nächſten vertrauten Damen. Beim Abendeſſen ſaß er im Schlafrock in ſeinem Lehnſtuhle. Seit einigen Tagen ward es ihm ſchwer, Fleiſch zu eſſen, ſogar Brot, wovon er ſein Leben lang kein großer Freund geweſen war. Seit langem aß er nur noch die Krume, weil er keine Zähne mehr hatte. Dafür bekam er reichlich Suppe, feingehackte Fleiſchſpeiſen und Eier. Er aß jedoch ſehr mäßig.

Samstag, den 24. Auguſt, hatte der König eine außergewöhnlich ſchlechte Nacht gehabt. Sein Bein ſah beträchtlich ſchlimmer aus und bereitete ihm auch mehr Schmerzen denn ſonſt. Die Meſſe fand wie immer ſtatt; die Mittagsmahlzeit nahm er im Bett ein, wozu die angeſehenſten Perſonen der Hofgeſellſchaft ohne weiteres Zutritt hatten. Darnach war Finanzrat. Hinterher arbeitete er mit dem Kanzler allein. Darauf kamen Frau von Maintenon und die Damen des engſten Kreiſes. Das Abendeſſen nahm der König im Schlafrock, in einem Lehnſtuhl ſitzend, ein, zum letzten Male in Gegenwart von Hofleuten. Ich beobachtete dabei, daß er nur Flüſſigkeiten zu ſich nehmen konnte und daß es ihm peinlich war, Zuſchauer zu haben. Er hielt es nicht bis zum Ende der Tafel aus und bat ſchließlich die anweſenden Herren, zu gehen. Man brachte ihn wieder zu Bett. Das Bein ward unterſucht. Es zeigte ſchwarze Flecke.

Der König ließ den Pater Tellier holen und beichtete. Die Ärzte waren beſtürzt. Man hatte es mit Milch und Chinin verſucht. Jetzt ließ man davon ab und wußte keinen Rat.

Sonntag, den 25. Auguſt, am Heiligen-Ludwigs-Tage, war die Nacht noch ſchlimmer. Man machte kein Geheimnis mehr aus der Gefahr, die in der Tat bereits ſehr groß war. Trotzdem wünſchte der König, daß an der Einteilung des Tages nichts geändert werde. So ſpielten die Muſikkapelle wie gewöhnlich frühmorgens vor den Fenſtern und auch die vierundzwanzig Geiger während der Mittagstafel im Vorzimmer. Hiernach war er allein mit Frau von Maintenon, dem Kanzler und eine Weile auch mit dem Herzog von Maine. Vom Tage vorher, wo er mit dem Kanzler unter vier Augen gearbeitet hatte, lagen noch Tinte und Papier da. Frau von Maintenon und der Herzog von Maine, beide durch und durch Selbſtlinge, waren der Meinung, der König

habe in ſeinem Letzten Willen zu wenig für den Herzog getan. Dem wollten ſie durch einen Nachtrag abhelfen. Dieſe Urkunde liefert den Beweis, wie ungeheuerlich des Königs Schwäche durch dieſe beiden Perſonen mißbraucht worden iſt und wie grenzenlos die menſchliche Eitelkeit werden kann. Durch dieſen Nachtrag wurde der geſamte königliche Zivil- und Militär-Hofſtaat dem Herzog von Maine, unter Beiſitz des Marſchalls von Villeroy, uneingeſchränkt unterſtellt. Dadurch wurden die beiden Genannten völlig Herr über die Perſon und über das Haus des Königs. Mit Hilfe der beiden Garderegimenter und der beiden Leibkompagnien bekamen ſie ganz Paris in die Hände. Sie verfügten über die Schloß- und Stadtwachen, über Gericht und Kirche, über die geſamte Dienerſchaft, über die Stallungen, Kleider, Küchen und Keller. Mit einem Worte, der Regent ward zu einer Strohpuppe und behielt auch nicht die geringſte Macht. Er geriet völlig in die Hände der beiden. Sooft es ihn gutdünkte, konnte ihn der Herzog von Maine feſtnehmen und einſperren laſſen.

Bald nachdem Pontchartrain den König verlaſſen hatte, kam auch Frau von Maintenon, die noch geblieben war, heraus und bat die Damen des engſten Kreiſes, einzutreten. Sieben Uhr abends traf das Hoforcheſter ein. Inzwiſchen war der König unter dem Geplauder der Damen eingeſchlummert. Als er wieder erwachte, fehlte ihm die volle Beſinnung. Man ward beſtürzt und ſchickte nach den Ärzten. Der Puls ward ganz ſchwach befunden, und man riet dem König, die letzten Sakramente zu nehmen. Pater Tellier wurde geholt und der Kardinal von Rohan benachrichtigt. Man entließ das Orcheſter, das bereits ſeine Noten und Inſtrumente in Bereitſchaft geſetzt hatte. Die Hofdamen verließen das Zimmer.

In einer Viertelſtunde, nachdem die Muſik und die Damen weggeſchickt worden waren, war alles bereit. Pater Tellier nahm die Beichte des Königs entgegen, worauf der Kardinal Rohan die Letzte Ölung vornahm und ihm die Sterbeſakramente reichte, was er mit einigen feierlichen Worten einleitete. Zugegen waren zwei Geiſtliche, die der Kardinal hatte holen laſſen, ſowie ſieben kerzentragende Edelknaben, dazu drei Kammerdiener, ferner Pater Tellier, Frau von Maintenon,

etwa ein Dutzend Hofleute, die das Recht des Zutritts hatten, und ein paar Diener. Der König ſah gefaßt aus und war von der Bedeutung des Augenblicks durchdrungen. Nach der Feierlichkeit verließen alle Anweſenden das Gemach, um die heiligen Geräte zu geleiten. Nur Frau von Maintenon und der Kanzler blieben zurück. Alsbald — und dieſe Haſt war eigentümlich — legte man dem König eine Schreibunterlage oder dergleichen auf das Bett. Der Kanzler las ihm nochmals den Nachtrag zum Teſtament vor. Eigenhändig ſchrieb der König vier oder fünf Zeilen darunter. Sodann reichte er das Schriftſtück zurück.

Der König verlangte zu trinken, worauf er den Marſchall von Villeroy zu ſich befahl, der mit einer kleinen Anzahl hoher Würdenträger an der Tür des anſtoßenden Sitzungszimmers bereitſtand. Der König redete mit ihm beinahe eine Viertelſtunde lang unter vier Augen. Sodann wurde der Herzog von Orleans gerufen, mit dem der König ein klein wenig länger als mit Villeroy ebenfalls allein ſprach. Er verſicherte ihm eindringlich ſeine Hochſchätzung, ſeine Freundſchaft, ſein Vertrauen. Das Sinnbild Chriſti, das er eben empfangen hatte, noch auf den Lippen, beteuerte der König (wie ſchrecklich!), er werde in ſeinem Letzten Willen nichts finden, womit er nicht zufrieden ſein könne. Darauf legte er ihm den Staat und die Perſon des künftigen Königs an das Herz. Zwiſchen der Letzten Ölung und dieſer Unterredung lag kaum eine halbe Stunde. Somit konnte er unmöglich die ſonderbaren Verfügungen nicht mehr in ſeiner Erinnerung haben, die man ihm mit ſo viel Mühe abgerungen hatte und die noch verſchärft worden waren durch den Nachtrag zum Teſtament, deſſen Unterſchrift noch friſch war. Dieſer Nachtrag ſetzte dem Herzog von Orleans ein Meſſer an die Kehle, deſſen Heft dem Herzog von Maine in die Hand gegeben ward.

Montag, den 26. Auguſt, nahm der König die Mittagsmahlzeit im Bett ein, in Gegenwart der Herren, die das Recht des Zutritts hatten. Hernach ließ er die Anweſenden näher treten und hielt folgende Anſprache:

„Meine Herren! Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Ihnen ein ſo ſchlechtes Beiſpiel gegeben habe. Ich danke Ihnen verbindlich für

die Dienſte, die Sie mir geleiſtet, für die Anhänglichkeit und Treue, die Sie mir jederzeit bewieſen haben. Es tut mir ſehr leid, daß ich für Sie nicht das getan habe, was ich gern für Sie getan hätte. Die ſchlechten Zeiten waren daran ſchuld. Ich bitte Sie, meinem Enkel[1] den gleichen Eifer und die gleiche Ergebenheit entgegenzubringen wie mir. Er iſt noch ein Kind, das wahrſcheinlich manches Schlimme zu überſtehen hat. Sie müſſen meinen anderen Untertanen mit gutem Beiſpiel vorangehen. Gehorchen Sie den Befehlen, die mein Neffe Ihnen als Verwalter des Reiches geben wird. Ich hoffe, er wird ſeine Sache recht machen. Ich hoffe auch, daß Sie alle an der Einheit feſthalten und jeden, der beiſeitegehen will, zurückgeleiten ...

Ich fühle, daß ich gerührt werde, und ich ſehe, daß es Ihnen ebenſo geht. Ich bitte, mir das zu verzeihen. Leben Sie wohl, meine Herren! Ich rechne darauf, daß Sie ſich zuweilen meiner erinnern."

Kurz nachdem ſich alle entfernt hatten, ließ der König den Marſchall von Villeroy zu ſich rufen und ſagte zu ihm einige Worte, die ſich dieſer genau gemerkt und ſpäter mitgeteilt hat:

„Herr Marſchall, ich gebe Ihnen ſterbend einen neuen Beweis meiner Freundſchaft und meines Vertrauens. Ich ernenne Sie zum Erzieher des Dauphins. Ein wichtigeres Amt habe ich nicht zu vergeben. Sie werden durch meinen Letzten Willen erfahren, in welchem Verhältnis Sie zum Herzog von Maine zu ſtehen haben. Ich zweifle nicht, daß Sie mir nach meinem Tode ebenſo treu dienen werden, wie Sie es zu meinen Lebzeiten getan haben. Ich hoffe, mein Neffe wird Ihnen mit der Achtung und dem Vertrauen begegnen, die er einem Manne ſchuldig iſt, den ich immer geliebt habe. Leben Sie wohl, Herr Marſchall! Ich hoffe, Sie vergeſſen mich nicht."

Nach einer Weile ließ der König den Herzog von Condé und den Prinzen Conti, die in ihren Gemächern waren, rufen. Ohne ſie nahe an ſich herankommen zu laſſen, ſagte er ihnen nur, er empfehle ihnen, Eintracht unter den Prinzen walten zu laſſen und ſich nicht an ſchlechte Beiſpiele zu halten.

[1] Urenkel. Der Herzog von Burgund hatte zwei Söhne: den Herzog von der Bretagne, der am 8. März 1712 ſeinem Vater als fünfjähriges Kind nachſtarb, und den Herzog von Anjou, den nachmaligen Ludwig XV., geb. 15. Februar 1710.

Als der König Stimmen von Damen im Nebenzimmer vernahm, begriff er, wer es wohl wäre, und ließ ſie der Reihe nach eintreten. Es waren dies die Herzogin von Berry[1], Madame, die Herzogin von Orleans und die Prinzeſſinnen von Geblüt. Sie ſchrien laut, worauf der König ſagte, es ſchicke ſich nicht, ſo zu ſchreien. Er ſprach ein paar kurze freundliche Worte, beſonders zu Madame. Schließlich ermahnte er die Herzogin von Orleans und die Herzogin von Condé, ſich zu verſöhnen. Alles das ging ſchnell vonſtatten. Dann entließ er die Damen. Weinend und laut jammernd zogen ſie ſich in das Sitzungszimmer zurück, deſſen Fenſter offen ſtanden, ſo daß man das laute Schreien draußen vernahm. Man glaubte, der König ſei geſtorben. Dieſes Gerücht drang nach Paris und in alle Provinzen.

Einige Zeit ſpäter befahl der König, die Herzogin von Ventadour ſolle ihm den Dauphin bringen. Er ließ ihn an ſein Bett treten und ſagte ihm, in Gegenwart einiger weniger Perſonen ſeiner nächſten Umgebung folgendes:

„Mein Kind, du wirſt ein großer König werden! Ergib dich nicht meiner Leidenſchaft für große Bauten und für den Krieg. Trachte vielmehr darnach, mit deinen Nachbarn Frieden zu halten! Gib Gott, was Gottes iſt! Erkenne die Pflichten an, die du ihm gegenüber haſt! Bewirke, daß ihn deine Untertanen ehren! Folge immer den guten Ratſchlägen! Suche es dem Volke zu erleichtern! Ich habe das unglücklicherweiſe nicht tun können. Vergiß auch nicht, gegen Frau von Ventadour dankbar zu ſein!“ Indem er ihn küßte, fuhr er fort: „Mein liebes Kind, ich ſegne dich von ganzem Herzen.“

Als man den kleinen Prinzen wegführen wollte, verlangte der König nochmals nach ihm. Abermals küßte er ihn, hob die Hände und den Blick zum Himmel und ſegnete ihn zum zweiten Male. Es war überaus rührend anzuſchauen. Die Herzogin von Ventadour trug dann den Dauphin ſchnell hinweg und brachte ihn in ſeine Gemächer.

Wiederum nach einer kleinen Weile ließ der König den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse rufen. Nachdem alle an-

[1] Marie-Louiſe-Eliſabeth, die galante Tochter des Herzogs Philipp von Orleans und der natürlichen Tochter Ludwigs XIV., Mademoiſelle de Blois; geb. 20. Auguſt 1695, geſt. 21. Juli 1719.

deren das Zimmer verlaſſen hatten und die Türen geſchloſſen worden waren, hatte er mit den beiden eine ziemlich lange geheime Unterredung.

Sodann ward der Herzog von Orleans, der in ſeinen Gemächern weilte, befohlen. Er ſprach nur ſehr kurze Zeit mit ihm. Als er bereits wieder gegangen war, rief ihn der König zurück und ſagte ihm raſch noch ein paar Worte. Es war der Befehl, ſofort nach ſeinem Ableben ſolle der junge König nach Vincennes gebracht werden und dort in der guten Luft ſo lange verbleiben, bis alle Trauerfeierlichkeit zu Verſailles ihr Ende gefunden hätte und das Schloß wieder in Ordnung gebracht wäre. Dann ſollte er in Verſailles bleiben.

Dienstag, den 27. Auguſt, betraten das Zimmer des Königs nur Pater Tellier und Frau von Maintenon. Zur Meſſe waren nur der Kardinal von Rohan und die beiden dienſthabenden Hofgeiſtlichen zugegen. Gegen zwei Uhr ließ der König den Kanzler holen. In ſeiner und der Frau von Maintenon Gegenwart ließ er zwei Käſten öffnen und einen großen Teil der darin verwahrten Papiere verbrennen. Gleichzeitig ordnete er an, was mit dem Reſt geſchehen ſolle. Gegen fünf Uhr abends bat er nochmals den Kanzler zu ſich. Später ließ er den Pater Tellier rufen und unmittelbar nach deſſen Weggang zum dritten Male Pontchartrain, dem er befahl, ſofort nach ſeinem Tode zu veranlaſſen, daß ſein Herz nach der Kirche des Ordenshauſes der Jeſuiten in Paris gebracht werde, wo es gegenüber dem Herzen ſeines Vaters in der nämlichen Weiſe wie dieſes aufbewahrt werden ſolle.

Nachdem er dies beſtimmt hatte, ſagte er zu Frau von Maintenon, er habe immer gehört, es ſei ſchwer, ſich zum Sterben zu entſchließen. Er ſtehe jetzt vor dieſem den Menſchen ſo fürchterlichen Augenblick; er fände jedoch nicht, daß es ſchwer ſei, ſich mit dem Tode abzufinden. Frau von Maintenon antwortete, es ſei ſehr ſchwer, wenn einen noch Liebe oder Haß an das Leben feßle oder wenn man noch etwas wieder gutzumachen habe. „Ach," ſagte der König, „wieder gutzumachen habe ich einzelnen Menſchen gegenüber nichts, und was das Reich anbetrifft, ſo rechne ich auf Gottes Barmherzigkeit."

Die Nacht darauf verlief ſehr unruhig. Man ſah den König aller Augenblicke die Hände falten. Man hörte ihn die Gebete herſagen, die er in geſunden Tagen geſprochen hatte, und bei dem Confiteor ſchlug er ſich die Bruſt.

Mittwoch, den 28. Auguſt, früh, machte er eine liebe Bemerkung zu Frau von Maintenon, die ſie arg verſchnupfte und die sie mit keinem Worte erwiderte. Der König ſagte ihr nämlich, er tröſte ſich über die Trennung von ihr in der Hoffnung, daß ſie ihm bei ihrem Alter bald nachfolgen werde.

Um ſieben Uhr morgens ließ er den Pater Tellier rufen. Während er mit ihm über Gott ſprach, erblickte er im Spiegel über dem Kamin zwei Kammerdiener, die zu Füßen ſeines Bettes knieten und weinten. „Warum weint ihr?“ fragte er ſie. „Habt ihr geglaubt, ich ſei unſterblich? Ich für meine Perſon habe das nie geglaubt. Da ich alt bin, ſo mußtet ihr längſt darauf vorbereitet ſein, daß ihr mich verliert.“

Ein Bauer aus der Provence, ein rieſengroßer Kerl, hatte auf dem Wege von Marſeille nach Paris erfahren, daß es um den König ſchlecht ſtand. An dieſem Morgen erſchien er in Verſailles mit einem Heilmittel, das, wie er behauptete, den Brand zu heilen imſtande ſei. Dem König ging es ſchlimm, und die Ärzte ſtanden dermaßen am Ende ihrer Künſte, daß ſie in Gegenwart der Frau von Maintenon und des Herzogs von Maine einwilligten, das Mittel zu verſuchen. Fagon wollte Einrede erheben, da wurde ihm der Bauer, der ſich Lebrun nannte, dermaßen grob, daß Fagon, der es gewöhnt war, alle Leute anzufahren, von ihnen aber hündiſche Ehrfurcht zu verlangen, kreidebleich ward. Nun gab man dem König zehn Tropfen der Flüſſigkeit in ſpaniſchem Wein ein. Das war um elf Uhr vormittags. Bald darauf fühlte ſich der König wohler, aber der Puls war ſchwach geworden und blieb ſo. Gegen vier Uhr gab man ihm nochmals davon, indem man ihm ſagte, es bringe Leben. Er nahm das Glas mit den Heiltropfen und meinte: „Leben oder Tod! Ganz wie es Gott gefällt!“

Frau von Maintenon verließ dann das Zimmer, ihren Schleier vor dem Geſicht, begleitet vom Marſchall von Villeroy. Vor ihren Ge-

mächern blieb ſie ſtehen, zog den Schleier weg und verabſchiedete ſich von ihm. In kühlſtem Tone ſagte ſie: „Leben Sie wohl, Herr Marſchall!“

Ohne ihre Räume zu betreten, ſtieg ſie in die Hofkutſche, deren ſie ſich tagtäglich bediente und in der bereits Frau von Caylus wartete, und fuhr nach Saint-Cyr. In einem ihrer Wagen folgten ihr ihre Frauen.

Das Lebrunſche Mittel ward dem König weiterhin eingegeben. Als man ihm eine Taſſe mit Fleiſchbrühe anbot, bemerkte er, man ſolle zu ihm nicht wie zu jedem Beliebigen ſprechen. Er brauche keine Fleiſchbrühe, ſondern ſeinen Beichtvater. Dieſer wurde geholt.

Als er einmal aus einer vorübergehenden Bewußtloſigkeit erwachte, bat er den Pater Tellier um Erlaß von allen ſeinen Sünden. Der Geiſtliche fragte, ob er große Schmerzen habe. „Ach nein,“ antwortete der König, „das iſt gerade das Schlimme! Ich möchte mehr leiden, um meine Sünden zu ſühnen!“

Am Donnerstag, dem 29. Auguſt, nachdem der Mittwoch ſowie die Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag ſo ſchlimm geweſen waren, fühlte ſich der König im Laufe des Vormittags merklich wohler. Dieſer Schimmer von Beſſerung verbreitete ſich ſchnell und wurde gewaltig übertrieben. Der König nahm zwei Biskuits in ſpaniſchem Wein nicht ohne Eßluſt zu ſich.

Um zwei Uhr nachmittags machte ich dem Herzog von Orleans einen Beſuch in ſeinen Gemächern, in denen ſich ſeit acht Tagen zu jeglicher Tageszeit eine ſolche Menge Menſchen drängte, daß tatſächlich kein Apfel zur Erde fallen konnte. Diesmal fand ich dort keine Menſchenſeele. Als mich der Herzog erblickte, lachte er und ſagte mir, ich ſei heute der einzige Beſucher. Majeſtäts beſſerer Stuhlgang habe ſie alle weggeblaſen. Bis zum Abend kam in der Tat niemand weiter. So iſt die Welt!

An dieſem Tage bezeichnete der König gelegentlich eines Befehles, den er gab, den Dauphin als den jungen König. Als er die Bewegung bemerkte, die dieſes Wort unter den Anweſenden hervorrief, fragte er: „Warum? Mir bereitet es keinen Kummer.“

Um acht Uhr nahm er wiederum die Heiltropfen des Mannes aus der Provence ein. Der Kopf war dem König benommen, und er ſagte, er fühle ſich gar nicht wohl. Gegen elf Uhr abends wurde das Bein unterſucht. Der Brand wütete im Unterſchenkel und Knie. Der Oberſchenkel war ſtark geſchwollen. Während dieſer Unterſuchung fiel der König in Ohnmacht. Zu ſeinem Schmerze hatte er bemerkt, daß Frau von Maintenon nicht anweſend war. Sie hatte die Abſicht gehabt, nicht wiederzukommen. Da der König mehrfach nach ihr fragte, konnte man ihm ihren Weggang nicht verheimlichen. Nun ſchickte er nach Saint-Cyr und ließ ſie holen. Am Abend kam ſie zurück.

Freitag, der 30. Auguſt, verging ſo ſchlecht wie die Nacht vorher. Der König befand ſich in einem Zuſtande des Halbſchlafes. Von Zeit zu Zeit nahm er ein wenig Gelee und etwas Brunnenwaſſer zu ſich. Wein mochte er nicht mehr. Im Zimmer verblieben nur die dringlichſt nötigen Kammerdiener und Frau von Maintenon. Pater Tellier ließ ſich ab und zu erblicken, jedoch ſelten. Er war nicht einmal immer in ſeinen Gemächern. Ebenſowenig der Herzog von Maine. Ein paarmal hatte der König lichte Augenblicke.

Fünf Uhr abends begab ſich Frau von Maintenon in ihre Gemächer, verteilte alles, was darin ihr Eigentum war, an ihre Dienerſchaft und fuhr dann nach Saint-Cyr, um es nie wieder zu verlaſſen.

Die Nacht zum Samstag und Samstag, der 31. Auguſt, waren ſchrecklich. Der König war nur einige wenige flüchtige Augenblicke bei vollem Bewußtſein. Der Brand hatte das Knie und den ganzen Oberſchenkel ergriffen. Auf Anraten des Herzogs von Maine gab man dem Könige eine Arznei ein, die der verſtorbene Abbé Aignan erfunden hatte, ein ausgezeichnetes Mittel – gegen die Blattern. Die Ärzte ließen alles zu, weil keine Hoffnung mehr war.

Gegen elf Uhr abends ging es ſo ſchlecht, daß man anfing, die Sterbegebete zu ſprechen. Das Getöſe dabei brachte den König wieder zu klarerem Bewußtſein. Mit einer Stimme, die man aus dem Gemurmel der zahlreichen Prieſter und ſonſtigen Anweſenden deutlich heraushörte, ſprach er die Gebetsworte mit. Als das Beten zu Ende war,

erkannte er den Kardinal Rohan und ſagte zu ihm: „Das iſt die letzte Gnade der Kirche!“

Dies waren die letzten an einen Menſchen gerichteten Worte des Königs. Mehrere Male flüſterte er dann noch: „Nunc et in hora mortis“, und ſchließlich ſagte er: „O mein Gott, ſteh mir bei, komm mir ſchnell zu Hilfe!“ Das waren ſeine letzten Worte.

Die ganze Nacht brachte er ohne Bewußtſein und in langem Todeskampfe zu. Er ſtarb am Sonntag, dem 1. September 1715, morgens 8¼ Uhr, drei Tage bevor er ſein ſiebenundſiebzigſtes Lebensjahr vollendet hätte, im zweiundſiebzigsten Jahre ſeiner Herrſchaft.

Man kann dem Fürſten viele gute, ja ſogar große Eigenſchaften nicht abſprechen; aber man findet doch noch mehr kleinliche und ſchlechte an ihm, ohne daß es möglich wäre, zu entſcheiden, was ihm eigentümlich war und was er von anderen angenommen hatte. Und Leute, die zu ſchreiben verſtehen, die ihn aus eigener Anſchauung kennen und fähig und in Selbſtzucht gefeſtigt ſind, um ohne Haß und ohne Schmeichelei im Guten wie im Schlimmen die nackte Wahrheit über ihn zu ſagen, ſolche ſind äußerſt dünn geſät. Die folgenden Blätter werden die erſte Forderung ſicher erfüllen, und was die zweite betrifft, ſo will ich verſuchen, gewiſſenhaft jede Leidenſchaft auszuſchalten, um nach Möglichkeit gerecht zu ſein.

Es iſt hier nicht der Platz, von den erſten Regierungsjahren Ludwigs XIV. zu ſprechen. In früheſten Jahren auf den Thron berufen, wurde er durch die Politik ſeiner Mutter, die herrſchen wollte, unterdrückt; noch mehr aber durch die rege Selbſtſucht eines verderblichen Staatsmannes, der des Landes Wohl tauſendmal ſeiner eigenen Größe opferte. Solange Mazarin lebte, blieb er unter deſſen Joch gebeugt, und dieſe Jahre müſſen von der Königszeit des Fürſten abgerechnet werden.

Man muß es offen ſagen: der König war weniger denn mittelmäßig begabt, aber bildungsfähig. Er liebte den Ruhm und hielt auf Ordnung und Geſetz. Er beſaß natürlichen Verſtand, war mäßig, verſchwiegen, Herr ſeiner Bewegungen und ſeiner Sprache und, ſo ſonderbar es

klingen mag, im Kern ſeines Weſens gütig und gerecht. Gott hatte ihn genügend befähigt, ein guter, ja vielleicht ein großer Herrſcher zu werden, wenn nicht äußere Einflüſſe dazu gekommen wären.
Als Kind wurde er ſo vernachläſſigt, daß ſich niemand getraute, ſich ſeinen Gemächern zu nähern. Er hat ſpäter oft von dieſer Zeit mit Bitterkeit geſprochen. So erzählte er, man habe ihn einmal abends im Garten des Palais Royal, der damaligen Hofburg, aus dem Weiher fiſchen müſſen, in den er gefallen war. Man brachte ihm nicht einmal ordentlich Leſen und Schreiben bei. So blieb er ſein lebelang unwiſſend und hatte von den Hauptdingen der Weltgeſchichte, von den Zeitereigniſſen, vom Geld- und Verwaltungsweſen, von den Sitten und Gebräuchen, von der Geſchichte des Adels, von den Geſetzen uſw. keine Ahnung. Manchmal beging er ſogar vor der Öffentlichkeit die allergrößten Schnitzer.
Es könnte den Anſchein haben, als hätte der König den Hochadel begünſtigt und deſſen Sondertum gefördert. Dies war indeſſen durchaus nicht der Fall. Er hatte vor Ariſtokraten der Geburt genau ſoviel Furcht wie vor Ariſtokraten des Geiſtes. War jemand beides in einer Perſon und verriet dies, ſo war er erledigt.
Seine Miniſter, ſeine Generale, ſeine Mätreſſen und Höflinge erkannten bald nach ſeinem Regierungsantritt ſeine Fehler, eher als ſeine Ruhmſucht. Man lobte den Herrſcher um die Wette und verdarb ihn damit. Dieſes Loben, beſſer geſagt, dieſe Lobhudeleien ſagten ihm dermaßen zu, daß ſelbſt die gröbſte Sorte Erfolg und die niedrigſte zum mindeſten ein huldvolles Lächeln nach ſich zog. Schmeichelei war der einzige Weg, ſich den König geneigt zu machen. Seine Günſtlinge verdankten ihre Vorteile nicht allein ihrem guten Stern, ſondern ebenſo ihrer Unermüdlichkeit in jener Hinſicht. Die übergroße Macht ſeiner Miniſter hatte die nämliche Quelle, da ſie fortwährend Gelegenheit hatten, ihm Weihrauch zu ſtreuen, indem ſie ſo taten, als ginge alles vom Könige aus, was in Wirklichkeit aus ihren Köpfen kam, und als ſei er der hohe Herr und Meiſter, von dem ſie dauernd lernten. Geſchmeidigkeit, Lakaiengetue, Speichelleckerei und vor allem die Kunſt, im Dunſtkreiſe der Majeſtät im Nichts zu erſterben

und ſo zu tun, als ſei man alles lediglich durch die allerhöchſte Huld und Gnade, das waren die Hauptmittel, dem Herrſcher zu gefallen. Wenn man dies auch nur ein wenig außer acht ließ, fiel man bei ihm auf immerdar in Ungnade, wie es zum Beiſpiel Louvois erging.
Dieſes Übel wuchs beſtändig und erreichte eine unglaubliche Höhe. Dabei war der König gar kein geiſtloſer Menſch und beſaß auch eine gewiſſe Erfahrung. Obgleich er weder Stimme noch Gehör hatte, ſang er im Kreiſe ſeiner Getreuen die Opernſtellen vor, die ihn verherrlichten. Das war ihm eine Art Wolluſt. Bei Feſtmahlen im größeren Kreiſe, bei denen es zuweilen Tafelmuſik gab, trällerte er ſolche Lobgeſänge vor ſich hin, ſobald das Orcheſter die Melodie dazu ſpielte.
Eng verwachſen mit dieſer Schwäche war die Ruhmſucht des Königs, die ihn auch zeitweilig den Armen der Liebe entriß. Infolgedeſſen war es eine Leichtigkeit für Louvois, ihn zu großen Kriegen zu bewegen. Daß der eigentliche Kriegsanlaß manchmal nichts weiter war als das Begehren, Colbert zu ſtürzen, oder die Angſt, ſelbſt geſtürzt zu werden, oder der Drang nach noch größerer Macht, das entging dem Fürſten. Louvois wußte ihm einzureden, er ſelber ſei ein größerer Feldherr als ſeine Heerführer alle miteinander, ſowohl auf theoretiſchen wie praktiſchen Gebieten. Die Generale machten dem König die Freude und ließen ihn bei ſeinem Wahn. Männer wie Condé und Turenne taten das. Wie viel mehr ihre Nachfolger! Der König war hierin maßlos leichtgläubig. Voll erſtaunlichem Selbſtgefallen hielt er das Bild von ſich für echt, das man ihm vorſpiegelte.
Dadurch erklärt ſich auch ſeine Vorliebe für Truppenſchauen, die dermaßen ausartete, daß ihn ſeine Feinde den Paradekönig nannten, ſowie für Belagerungen, bei denen er ſeine Tapferkeit zeigen konnte, ohne groß in Gefahr zu geraten. Bei ſolcher Gelegenheit ließ er ſich gern mit Gewalt zurückhalten. Er ließ ſeine Fachkenntniſſe leuchten, bewies ſeine Umſicht, ſeine Wachſamkeit und ſeine Felddienſtfähigkeit. Mit ſeinem kräftigen und prächtig gebauten Körper vermochte er Hunger, Durſt, Froſt, Hitze, Regen und jegliches ſchlechte Wetter

zu ertragen, ohne daß es ihm läſtig ward. Dabei hörte er es ſehr gern, wenn man ſeine ſoldatiſche Ausdauer, ſein kriegeriſches Ausſehen und ſeine Feldherrnmiene, ſeine Reitfertigkeit und ſein ganzes Gebaren laut rühmte.

Der Felddienſt und ſein Heer gaben den Hauptſtoff her, wenn er ſich mit ſeinen Mätreſſen, oft auch, wenn er ſich mit ſeinen Höflingen unterhielt. Er verſtand, geſchickt in gewählten Ausdrücken und anſchaulich zu reden. Er war ein beſſerer Erzähler als alle um ihn herum. Auch trug er gut vor. Selbſt wenn er etwas Alltägliches ſagte, offenbarte ſich darin eine gewiſſe natürliche feine Würde.

Sein Geiſt hatte einen angeborenen Sinn für das Kleine. Infolgedeſſen gefiel ſich der König in allerlei Nebenſachen. Allezeit beſchäftigten ihn an ſeinen Soldaten die Einzelheiten der Kleidung, Ausrüſtung, Bewaffnung, Ausbildung, des Drills und der Führung. Ebenſo war er ein Kleinigkeitskrämer in ſeinen Bauten, ſeinem Hofſtaat, ſogar in den Angelegenheiten ſeiner Küche. Immer und überall bildete er ſich ein, Fachmenſchen belehren zu können. Allerdings nahmen dieſe Leute ſeine Belehrungen an, als ſeien ſie Neulinge in Dingen, mit denen ſie ſeit Jahren vertraut waren.

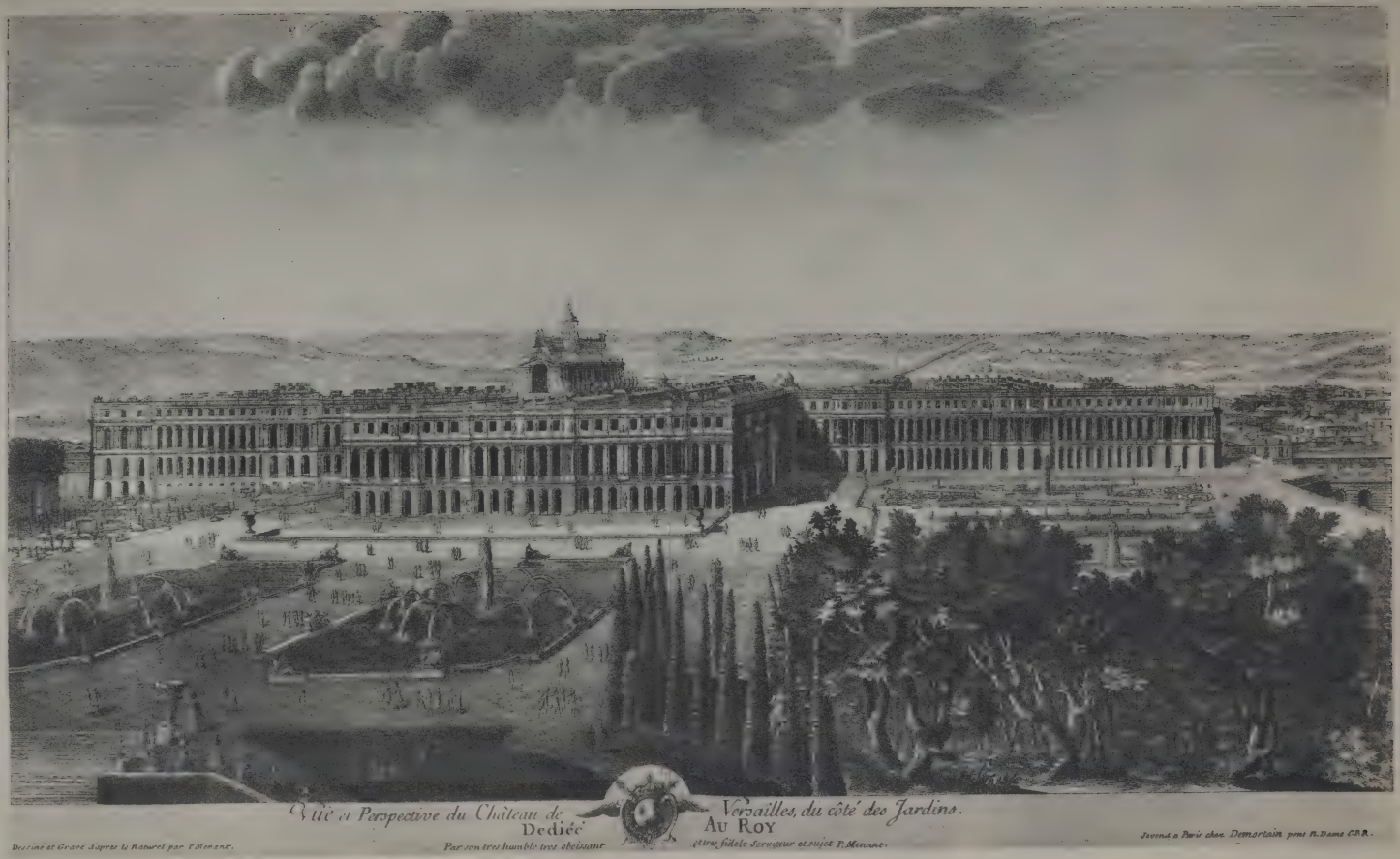
Solche Zeitvergeudung, in der ſich der König ſo wichtig vorkam, als leiſtete er ordentliche andauernde Arbeit, war ſeinen Staatsmännern höchſt willkommen. Es war kein beſonderes Kunſtſtück für gewandte Menſchen, den König dahin zu bringen, daß er ihre Vorſchläge für ſeine eigenen Erfindungen anſah und darnach handelte. So kam es, daß er große Dinge nach dem Sinne und oft auch zum Vorteile anderer vollzog und vollbrachte. Kein Wunder, daß ſie nichts lieber ſahen, als wenn er ſich an kleine Dinge verlor.

Eitelkeit und Hochmut wurden in ihm großgezogen und täglich friſch genährt, ohne daß er ſelbſt es gewahr ward. Sogar die Prieſter auf den Kanzeln taten hierzu das Ihre. Und ſeine Miniſter erhoben ihn bis zu den Sternen, planmäßig und grundſätzlich. Er ſei der Allerhöchſte und unerreichbar. So umſchmeichelten ſie ihn. Je einflußreicher er ſeine Staatsmänner mache, je angeſehener die Werkzeuge ſeiner Geſetzgebung ſeien, um ſo höher ſteige ſein eigenes Anſehen,

um ſo beſſer werde man ihm gehorchen. Staatsſchreiber und Beamte entledigten ſich nach und nach des Mantels, der Beffchen, des ſchwarzen Rockes. Vom Einfarbigen, Einfachen, Unauffälligen gingen ſie über zur Kleidung des Adels und zu deſſen Sitten. Sie ſtrebten nach Vorteilen und ruhten nicht eher, bis ſie zur königlichen Tafel zugezogen wurden. Genau ſo ihre Frauen. Unter allerlei Vorwänden perſönlicher Art drängten dieſe ſich kraft der Stellung ihrer Männer in die Geſellſchaft des Hochadels. Wie die Damen der höchſten Kreiſe hatten ſie freien Zutritt bei Hofe.

Einander waren die Würdenträger ſpinnefeind. Aber das eine Intereſſe einigte ſie mit ſtarken Banden. Die Macht, die ſie ſich erliſtet hatten, währte bis ans Ende der Herrſchaft Ludwigs XIV. Alle dieſe Leute machten ihn immer eitler und ſchließlich ebenſo eiferſüchtig, wie ſie unter ſich waren. Es gab nur eine Hoheit: Er. Jede andre Überlegenheit war ihm ein Dorn im Auge und konnte ihn in ſchier unverſtändliche Wut bringen, als ob Titel, Würden und Ämter mit ihrem Drum und Dran nicht alle ebenſogut von ihm herrührten wie die Stellen der Miniſter und Staatsſekretäre. Die allein hielt er für den Ausfluß ſeiner Hoheit und erhöhte ſie ungemeſſen, während er alles andre ihrer Macht unterwarf.

Audienzen in ſeinem Arbeitszimmer gehörten zu den allergrößten Seltenheiten. Nicht einmal Aufträge und Berichte in ſeinen perſönlichen Angelegenheiten gab oder empfing er unter vier Augen. Niemals hatte Zutritt, wer einen ausländiſchen Poſten antrat oder davon zurückkehrte; niemals ein einfacher Offizier, ein paar gewiſſe und ſeltſame Fälle ausgenommen, und ganz vereinzelt einer von den Regimentern, die den König näher angingen. Ausrückenden Generalen ward zuweilen — oft auch nicht — eine kurze Unterredung gewährt. Eine noch kürzere bei ihrer Wiederkehr aus dem Felde. Ihre Briefe gingen durch die Miniſter an den König, mit Ausnahme von wenigen ſeltenen Fällen. Allein Turenne, der offenkundig mit Louvois gebrochen hatte, konnte es im Glanze ſeines Ruhmes und bei der hohen Verehrung, die er genoß, wagen, ſeine Berichte an den Kardinal von Bouillon zu ſenden, der ſie unmittelbar dem König unterbreitete. Der



33· **Versailles, vom Parke aus gesehen**

Kriegsminiſter bekam ſie erſt nachher, und neue Befehle und Beſcheide wurden mit ihm beratſchlagt.

Der König hatte eine übertrieben hohe Anſicht von ſeiner Größe und Herrſcherwürde. Sie grenzte an Größenwahn. Zu ſeiner Ehre ſei es aber geſagt, daß man trotzdem durch Audienz etwas erreichen konnte. Die Hauptſache war nur, daß man überhaupt eine erhielt und daß man ihm dann mit aller Ehrfurcht vor Augen trat, die Krone und Herkommen verlangten. Ich habe mancherlei darüber gehört und kann auch aus eigener Erfahrung reden, denn man hat mir Gehör bewilligt, und manchmal hab ich es mir auch erſchlichen. Der König war dann zunächſt ungehalten auf mich. Immer verſuchte ich, ihn zu beſänftigen; und wenn ich hinausging, war er ſogar zufrieden mit mir, was er ſich gegen mich und andere anmerken ließ.

Bei ſolchen Audienzen – ſeine Voreingenommenheit und ſeine Ungnade mochten in ſeinen Augen noch ſo berechtigt ſein – hörte er ſtets geduldig und gütig zu, und er unterbrach einen nur, um die Sache zu verſtehen und Fragen zu ſtellen. Er hatte einen ausgeprägten Gerechtigkeitsſinn und wollte in allem die Wahrheit hören, ſelbſt wenn ſie ihn in Zorn verſetzte. So war er bis an ſein Lebensende. Man durfte die gewagteſten Dinge ſagen, vorausgeſetzt, daß man dabei eine achtungsvolle, ergebene, unterwürfige Miene zur Schau trug. Ohne ſie war man verloren. Benahm man ſich jedoch vorſchriftsmäßig, ſo durfte man dem König ſogar ins Wort fallen oder ungehindert Tatſachen anzweifeln, die er anführte, oder lauter reden denn er. Es fiel ihm nicht ein, dergleichen übelzunehmen. Im Gegenteil. Er rechnete ſich ſelbſt eine ſolche Audienz hoch an und war voll Lobes über den, der darum nachgeſucht hatte. Er ließ dann ſeine Vorurteile gegen ihn fallen und vergaß alle Schlechtigkeiten, die man ihm über den Betreffenden hinterbracht hatte. In der Art und Weiſe, wie er ihn fortan behandelte, brachte er das auch zum Ausdruck. Die Miniſter gaben ſich infolgedeſſen alle erdenkliche Mühe, ihm in der Zahl der Audienzen Einſchränkung einzureden. Es gelang ihnen genau ſo gut wie alles andere.

Deshalb wurden die Ämter und ihre Vertreter, die unmittelbar mit dem König zuſammenkamen, ſo ungeheuer einflußreich. Die Miniſter

konnten ihm jederzeit vortragen. Es handelte ſich bei ihnen nicht um beſondere Audienzen. Sie wurden vorgelaſſen, wann ſie es wünſchten, und keine Menſchenſeele erfuhr etwas davon. Aus demſelben Grunde war der freie Zutritt der Grandſeigneurs mehr eine beſondere Gnade denn eine Auszeichnung. Die Marſchälle von Boufflers und von Villars[1] wurden damit belohnt und ſomit den Pairs gleichgeſtellt, und ihre Ämter wurden in ihrer Familie erblich, in einer Zeit, als der König keine Stellen mehr verſchenkte.

Aus allem geht hervor, daß man Grund genug hat, jene greuliche Erziehung bitter zu beklagen, die ihr Ziel einzig darin ſah, Geiſt und Herz des Monarchen zu vergiften, ebenſo jene nichtswürdige Götzendienerei vor dem Fürſten und die grauſame Politik ſeiner Miniſter, die ihn immer unerreichbarer machte. Um ihrer Größe, ihrer Macht und ihres Glückes willen lagen ſie ihm beſtändig in den Ohren mit Schmeicheleien über ſeine Macht, ſeine Größe und ſeinen Ruhm. Sie waren ſein Verderb. Wenn ſie auch Güte, Gerechtigkeitsſinn und Wahrheitsliebe nicht völlig in ihm erſtickten, ſo ſtumpften ſie dieſe Eigenſchaften doch bedenklich ab. Eiferſüchtig wachten ſie darüber, daß keine ſeiner Tugenden Früchte trug. Der Fürſt und ſein Land waren ihre Opfer.

Sie waren der Quell ſeines grenzenloſen Hochmutes. Hätte Gott in ihm nicht unabläſſig – auch in Zeiten zügelloſeſter Vermeſſenheit – die Angſt vor dem Teufel wach erhalten, fürwahr, er hätte ſich anbeten laſſen. Und es hätten ſich Anbeter gefunden! Den Beweis liefern ſeine – gelinde ausgedrückt – übertriebenen Standbilder. Das auf dem Siegesplatze beiſpielsweiſe, mit der heidniſchen Aufſchrift, das ihn ſo entzückte.[2] Dieſer unſelige Hochmut hat viel Unheil geſtiftet, wie wir geſehen haben und noch ſehen werden.

Niemals hat ein Fürſt in ſo hohem Maße die Gabe beſeſſen, in die Beweiſe ſeiner Huld ſo viel Gnade zu legen und ſie dadurch doppelt

[1] Der König hatte allen Grund, den Marſchall de Villars (1653–1734), deſſen Geſtalt Saint-Simon nicht mit den Augen eines Freundes anſah, mit Würden und Auszeichnungen zu bedenken; dieſer Glücksſoldat war es, der Frankreich durch den Sieg bei Denain (1712) vor dem Untergang rettete. Saint-Simon behauptet (XXIII, 96), Villars habe das Treffen nicht einmal aus eigenem Antriebe geliefert. — [2] Auf der Place des Victoires, 1685 von Mansart angelegt, ward 1686 ein Standbild Ludwigs XIV. errichtet, mit der Inſchrift: Viro immortali. Während der großen Revolution zerſtört, iſt es 1822 durch ein Reiterſtandbild des Königs erſetzt worden.

wertvoll zu machen, wie Ludwig XIV. Niemand verſtand ſo wie er ſeine Worte, ſein Lächeln, ſeine Blicke zu verſchenken. Es waren Koſtbarkeiten, die er hoheitsvoll ſpendete, ſelten und knapp. Wendete er ſich zu jemandem mit einer Frage oder einer gleichgültigen Bemerkung, ſo hefteten ſich ſofort aller Blicke auf den Betreffenden. Es galt dies für eine Auszeichnung, um deretwillen man im Anſehen der anderen ſtieg. Jedermann ſprach davon. So war es mit allen Aufmerkſamkeiten und Auszeichnungen und Gunſtbeweiſen, die er den Verhältniſſen entſprechend austeilte. Nie kam es vor, daß er gegen jemanden unhöflich war. Fand er etwas zu rügen oder zu verbieten, was ſelten geſchah, ſo tat er es ſtets in mehr oder minder gütiger, gelaſſener Art, nie gereizt oder zornig. Zuweilen lag Strenge in ſeinem Tadel.

Er war außerordentlich höflich in Wort und Weſen. Dabei verſtand er es, ſeine Höflichkeit je nach Alter, Rang und Verdienſt abzumeſſen und abzuſtufen. Jede ſeiner Antworten, die über ſein „Wir werden ſehen!“ hinausging, war ungemein verbindlich. Die nämliche Abſtufung legte er in ſeinen Gruß und in die Art, wie er die Verneigungen der Kommenden und Gehenden aufnahm. Es war wundervoll, ihn zu ſehen, wie verſchieden er vor der Front des Heeres oder bei der Truppenſchau den Gruß ſeiner Soldaten entgegennahm. Ganz beſonders bewundernswert war ſeine Höflichkeit gegen die Frauen. An keiner ging er vorbei, ohne den Hut zu lüften, ſelbſt nicht an Kammerfrauen, die ihm als ſolche bekannt waren. Vor Damen zog er den Hut vollſtändig ab, aus größerer oder geringerer Entfernung. Vor großen und hohen Herren nahm er ihn halb ab und hielt ihn ſo ein paar Augenblicke über dem Haupte. Herren geringeren Ranges begrüßte er mit der Hand am Hut. Prinzen von Geblüt wurden wie Damen gegrüßt. Wenn er mit Damen ſprach, bedeckte er ſich erſt nachher wieder. So hielt er es außer dem Hauſe, denn im Zimmer trug er niemals einen Hut. Er verneigte ſich ſtets leicht, wenn auch mit mehr oder minder Unterſchied. Seine Verbeugungen waren unvergleichlich vornehm und hoheitsvoll, ſelbſt wenn er ſich bei der Abendtafel nur halb erhob, ſobald eine Dame eintrat, die das Vor-

recht, ſich zu ſetzen, hatte. Bei andern, auch beim Eintritt der Prinzen von Geblüt, blieb er ſitzen. Als er älter ward, fiel ihm dies Grüßen bei Tiſche ſchwer. Trotzdem ſtellte er es nicht ein. Aber die Damen vermieden es ſchließlich von ſelbſt, noch einzutreten, wenn das Mahl bereits begonnen hatte. Mit äußerſter Verbindlichkeit nahm er ſtets die Dienſte Monsieurs, des Herzogs von Orleans und der Prinzen von Geblüt entgegen. Die Prinzen grüßte er militäriſch, Monſeigneur und deſſen Söhne ebenfalls, aus Vertraulichkeit; hohe Offiziere gütig und aufmerkſam.

Mußte er beim Ankleiden auf irgend etwas warten, ſo zeigte er ſich nie ungeduldig. Pünktlich hielt er alles ein, was er angeordnet hatte. Seine Befehle waren ſtets knapp und klar. Im Winter bei ſchlechtem Wetter, wenn er nicht ins Freie konnte, kam es zuweilen vor, daß er eine Viertelſtunde vor der angeſagten Zeit zu Frau von Maintenon ging. War da der Gardehauptmann vom Dienſt noch nicht zur Stelle, ſo verſäumte er niemals, dieſem hinterher zu ſagen, daß ihn kein Vorwurf träfe, als ſei er zu ſpät gekommen; ſondern er, der König, habe die Stunde nicht genau eingehalten. Infolge ſeiner Regelmäßigkeit in allem ward er ſtets aufs pünktlichſte bedient. Für die Höflinge war das unſagbar bequem.

Seine Dienerſchaft, beſonders ſeine Kammerdiener, behandelte er ſehr gut. Unter ihnen fühlte er ſich am wohlſten, und mit ihnen, beſonders mit den oberſten, verkehrte er völlig vertraut. Ihre Liebe oder ihre Feindſchaft iſt oft von großem Einfluß geweſen. Beſtändig zu guten oder ſchlimmen Dienſten bereit, waren ſie mit jenen mächtigen Freigelaſſenen der römiſchen Kaiſer zu vergleichen, vor denen Senat und Patrizier zitterten und krochen. Sie wurden ganz ebenſo hofiert. Selbſt die mächtigſten Staatsmänner behandelten ſie ungemein fäuberlich. Die Prinzen von Geblüt, die Baſtarde und erſt recht die tiefer Stehenden machten es genau ſo. Das Amt des erſten Kammerherrn ward verdunkelt durch das des erſten Kammerdieners. Infolgedeſſen waren die Diener und die Unterbeamten zumeiſt unglaublich dreiſt. Man mußte ihnen aus dem Wege gehen oder ſie langmütig ertragen.

Ludwig XIV. unterließ es nie, ſeine Herren, die er mit Glückwunſch- oder Beileidsaufträgen zu Angehörigen des Hochadels entſandt hatte, zu fragen, wie ſie aufgenommen worden ſeien. Er hätte es für übel erachtet, wenn man ihnen nicht einen Sitz angeboten und ſie beim Weggang ein Stück begleitet hätte.

Bei Truppenbeſichtigungen, Feſten und überall, wo die Anweſenheit der Damen Liebenswürdigkeit erheiſchte, war er unvergleichlich. Er war am Hofe der Königin-Mutter und bei der Gräfin von Soissons in die Schule gegangen. Seine Mätreſſen hatten ihn dann immer mehr daran gewöhnt. Er blieb immer hoheitsvoll, wenn er auch zuweilen ſehr fröhlicher Laune war. Vor den Augen der Welt tat er nie etwas Gewagtes oder Unbedachtes. Die geringſte Gebärde, ſein Gang, ſeine Haltung, ſein ganzes Äußeres, alles war maßvoll, ritterlich, vornehm, hoch und erhaben, dabei immer natürlich. Gewöhnung und der Vorteil einer wie dazu geſchaffenen Geſtalt trugen das Ihre bei. Bei ernſten Anläſſen, bei Botſchafterempfängen, bei Feierlichkeiten machte er einen großartigen Eindruck. Wollte man vor ihm reden, ohne dabei ſtecken zu bleiben, ſo mußte man ihn vorher lange anſehen, um ſich an ſein Geſicht zu gewöhnen. Bei ſolchen Gelegenheiten antwortete er immer, den Nagel auf den Kopf treffend, kurz und bündig. Meiſtens fand er ein paar verbindliche Worte, zuweilen ſogar eine Schmeichelei, wenn die Rede ſie verdiente. Seine Gegenwart rief allüberall ehrfürchtiges Schweigen, mitunter eine Art Angſt hervor.

Friſche Luft und Sport liebte er über alles. Er war ehedem ein guter Tänzer, Mail- und Ballſpieler. Im Alter noch ſaß er gut zu Pferde. Man mußte in allem geſchickt und gewandt ſein und ward danach von ihm beurteilt. Wer nichts vom Sport verſtehe und von ſonſtigen nicht unbedingt notwendigen Dingen, der ſolle die Hände davon laſſen, pflegte er zu ſagen. Niemand war ein ſo ſicherer und gewandter Schütze wie er. Er liebte große Hunde und hatte deren ſtets ſieben bis acht – wundervolle Exemplare – in ſeinen Gemächern. Er fütterte ſie ſelbſt, damit ſie ihn gut kennen ſollten. Er war ein großer Liebhaber der Reitjagd, an der er allerdings nur noch im Wagen teil-

nahm, ſeitdem er einmal, kurz nach dem Tode der Königin, in Fontainebleau bei einem Sturz des Pferdes den Arm gebrochen hatte. Er fuhr allein in einem Wägelchen, das vier Ponys zogen, die fünf- bis ſechsmal gewechſelt wurden. Er kutſchierte eigenhändig, geſchickt und ſo ſicher, wie es ſein beſter Kutſcher nicht konnte. Seine Grooms waren neun- bis fünfzehnjährige Burſchen, die er ſelbſt ausbildete.

In allem liebte er Glanz, Verſchwendung, Fülle. Es war wohlberechnet, daß er die Sucht, ihm hierin nachzueifern, in jeder Weiſe begünſtigte. Er impfte ſie ſeinem ganzen Hofe ein. Wer alles daraufgehen ließ für Küche, Kleidung, Wagen, Haushalt und Spiel, der gewann ſein Wohlwollen. Um ſolcher Dinge willen redete er die Leute an. Indem er ſo den Luxus gewiſſermaßen zur Ehrenſache und für manche zur Notwendigkeit machte, richtete er nacheinander alle zugrunde, bis ſie ſchließlich einzig und allein von ſeiner Gnade abhingen. So befriedigte er ſeinen Hochmut und ſeinen Ehrgeiz. Sein Hof war blendend, und die Rangunterſchiede verſchwanden in einem allgemeinen Wirrwarr. Er hat dem Lande damit eine Wunde geſchlagen, die wie ein Krebsſchaden an allem frißt. Vom Hofe aus hat die Verſchwendungsſucht Paris, das Land, das Heer ergriffen. Man ſchätzt einen jeden, der eine gewiſſe Stellung einnimmt, nur noch nach ſeinem Aufwand in Küche und Haus ein. Wer Gelegenheit zum Stehlen hat, ſtiehlt infolgedeſſen, um die Ausgaben ſeines Haushalts beſtreiten zu können. Die Not zwingt ihn dazu. Es beſteht im Grunde kein Rangunterſchied mehr. Alle Stände ſind in heilloſem Durcheinander. Der Hochmut wächſt ins Ungemeſſene. Die Folgen ſind nicht abzuſehen. Untergang und Umwälzung ſind im Anzuge.

Mit ſeinen Galawagen und allerlei anderen Kutſchen hat er in Pracht und Anzahl alles bis dahin Dageweſene übertroffen. Ungezählt ſind ſeine Bauten, dieſe Merkmale des Hochmuts, der Laune und der Geſchmackloſigkeit. Saint-Germain überließ er ſeinem Schickſal. Paris erhielt keine Verſchönerung außer dem Bau der Königsbrücke, den die Not gebot. Daher ſteht Paris, trotz ſeiner beiſpielloſen Ausdehnung, hinter ſo vielen europäiſchen Städten zurück.

Saint-Germain liebte er nicht. Dieſer Ort, der ſo einzigartig gelegen iſt, mit ſeiner wundervollen Ausſicht, dem nahen Walde mit ſeinen prächtigen Bäumen und ſeinem fruchtbaren Gelände, war wie geſchaffen zum Sitz eines Fürſten: Hügel und Terraſſen nach allen Seiten, entzückende Gärten, dazu die Seine mit ihren reizenden Ufern und ihrem bequemen Verkehr. Wie leicht hätten ſich auf dieſe Anhöhe die mannigfaltigſten Waſſerkünſte hinzaubern laſſen! Doch nein: Verſailles ward erwählt. Der trübſeligſte, undankbarſte aller Orte, ausſichts-, wald- und waſſerarm, wo der Boden Sand oder Sumpf und die Luft infolgedeſſen ungeſund war.

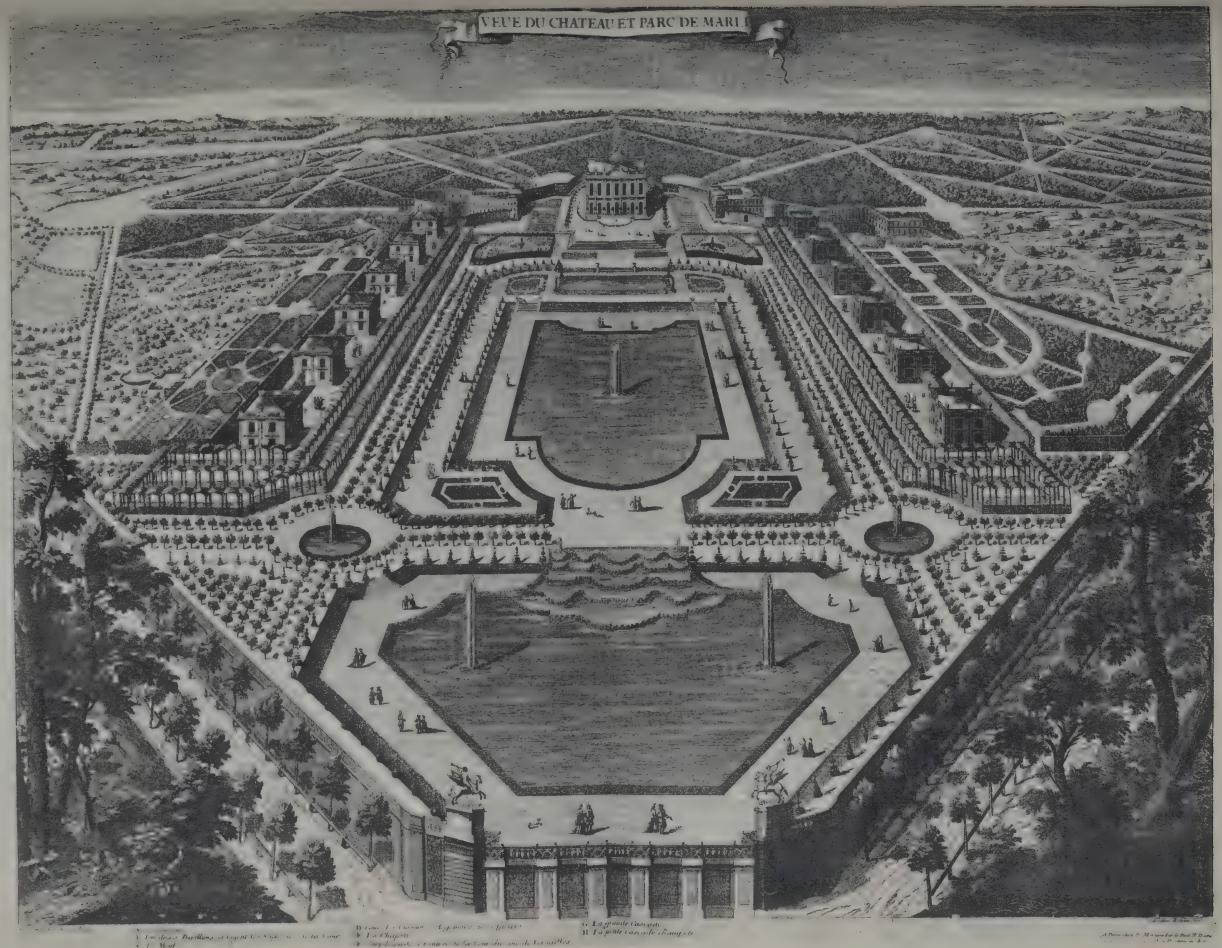
Es gefiel ihm, auch die Natur gewaltſam zu beherrſchen, ſie der Kunſt und dem Gelde zu unterwerfen. Planlos reihte er ein Gebäude neben das andere, Häßliches und Schönes, Großartiges und Kleinliches, alles bunt durcheinander. Eng und unbequem, finſter und ohne Ausſicht ſind ſogar ſeine und der Königin Räume. Die Gärten verraten erſtaunliche Prachtliebe. Aber ſie ſind geſchmacklos und laden nicht zum Aufenthalt ein. Man erreicht den Schatten der Bäume erſt, nachdem man ein großes Stück Sandwüſte durchquert hat. Dann ſteht man auf dem Hügel – und hier iſt das Ende der Gärten. Die Wege ſind mit Kies bedeckt. Man zerſchneidet ſich beinahe die Sohlen darauf, würde aber ohne ihn bald im Sand, bald im Schlamm verſinken. Überall iſt die Natur vergewaltigt worden, und man mag wollen oder nicht: man wird davon abgeſtoßen und angewidert. Das Waſſer, das man von allen Seiten herbeigeleitet und angeſammelt hat, iſt grün, dick, ſchlammig. Es ſteigt eine fühlbar ungeſunde, feuchte Luft daraus empor. Die ſpielenden Waſſerkünſte freilich bieten einen unvergleichlichen Anblick. Es hat alles zwei Seiten. Daher wird man einesteils angezogen, andernteils abgeſtoßen. Nach dem Hofe zu iſt alles erſtickend eng und zuſammengedrängt. Von der Gartenſeite aus hat man von dem Schloß einen Geſamteindruck. Aber es ſieht aus wie ein Schloß nach einem Brande, oder wie eins, dem Oberſtock und Dach fehlen. Es wird von der Kapelle erdrückt. Mansart baute ſie ſo hoch, um den König zu veranlaſſen, noch ein Stockwerk auf das Schloß aufſetzen zu laſſen. Sie ſieht düſter aus wie ein Rieſenſarg.

Die Einzelarbeit daran ist erlesen, während das Ganze nichts taugt. Am besten ist der Chor, denn ins Schiff hinunter ging der König kaum. Wozu noch weiter von den ungeheuerlichen Fehlern des Riesenpalastes reden, der Unsummen verschlungen hat, mit allem, was dazu gehört: Gewächshäusern, Obstgärten, Hunde- und Pferdeställen, den zahllosen Gesindehäusern? Das ist eine ganze Stadt, wo ehedem nur ein elendes Wirtshaus stand, eine Windmühle und jenes Gartenschlößchen, das Ludwig XIII. hatte bauen lassen. Mein Vater hat manch liebes Mal darin übernachtet.

Mit einem Wort: das Versailles Ludwigs des Vierzehnten ist ein geschmackloses Machwerk, dazu unvollendet. Trotz der großen Menge der Säle gibt es nicht einen einzigen wirklich großen Theater-, Bankett- oder Ballsaal. Überall bleibt noch sehr viel zu tun. Park und Alleen stehen so dichtgedrängt voller Bäume und Sträucher, daß sie keine Luft haben. Beständig muß neues Wild ausgesetzt werden. Wassergräben, vier bis fünf Meilen lang, gibt es im Überfluß, ebenso dicke Mauern, die das Ganze wie ein Eiland der Trübsal und Häßlichkeit umschließen.

Im Park liegt Trianon. Früher gab es dort nur Geschirr, und man konnte daselbst höchstens einen Imbiß einnehmen. Später ward angebaut, damit man auch über Nacht bleiben könnte. Zuletzt ward es ein Palast aus Marmor, Jaspis und Porphyr mit den köstlichsten Gartenkulturen rundherum. Gegenüber, auf dem andern Ufer des Kanals, liegt die Menagerie mit den seltensten Vögeln und Vierfüßlern.

Ein Übel beherrschte das Ganze. Es fehlte an Wasser, so daß die Brunnenwunderwerke alle Augenblicke versiegten, wie das auch heutigentags noch geschieht, trotz des Riesenwasserbehälters, dessen Bau auf Sand und Schlamm Millionen gekostet hatte. So unglaublich es klingt, diese Bauten haben das Heer zugrunde gerichtet. Frau von Maintenon herrschte. Sie stand damals noch im Einklange mit Herrn von Louvois. Es war Friede. Da kam er auf den Einfall, die Eure zwischen Chartres und Eure aufzuhalten und in einem neuen Bett nach Versailles zu leiten. Jahrelang kostete dies Unternehmen viel



34. Ansicht von Marly

Geld und viele Menſchenleben. Man hatte am Arbeitsort ein Lager aufgeſchlagen, in dem ſich Kranke und Tote täglich mehrten. Die ſchwere Arbeit und die Bodenausdünſtungen verdarben ſie. Schließlich ward bei hoher Strafe verboten, davon zu reden. Viele brauchten lange Jahre, ehe ſie die Folgen der Anſteckung überwanden. Viele erholten ſich nicht wieder bis an ihr Lebensende. Nicht einmal die Offiziere, ſelbſt die höchſten nicht, durften ſich auch nur eine Viertelſtunde entfernen. Gott ſei Dank machte 1688 der Krieg dieſer grauſamen Tollheit ein Ende. Die Arbeiten wurden auch nach dem Feldzuge nicht wieder aufgenommen. Die unförmlichen Anfänge blieben unvollendet.

Schließlich ward der König des Schönen und des Überladenen überdrüſſig. Er ſehnte ſich nach Schlichtheit und Einſamkeit. Er ſah ſich in der Gegend von Verſailles um, was wohl ſeine neue Laune befriedigen könne. Er reiſte hierhin und dahin, durch das wellige Gelände von Saint-Germain und die endloſe Ebene unterhalb davon. Die Seine windet ſich gleich einer Schlange hindurch und bewäſſert große und reiche Ortſchaften. Man drängte ihn, ſich Lucienne zu erwählen, wo Cavoye einen Landſitz mit entzückendem Ausblick beſaß. Er erwiderte, dieſe paradieſiſche Lage würde ihn auf die koſtſpieligſten Baupläne bringen. Er wolle etwas ganz Beſcheidenes, in einer Gegend, die größere Bauten unmöglich mache.

Er fand das Geſuchte. Hinter Lucienne lag ein ſchmales, langes, ſteilwandiges, unzugängliches, ſumpfiges, ausblicksloſes Tal. Rundherum Höhen. Auf einer ein elendes Dorf: Marly. Das war, was er begehrt hatte, Abgeſchloſſenheit und Enge. An ein Sichausbreiten war hier nicht zu denken.

Der König entſchied ſich für dieſen Ort. Es koſtete viel Arbeit, bis dieſes Tal, das der ganzen Umgegend als Schindanger gedient hatte, geſäubert und mit Erde ausgefüllt war. Alsdann errichtete man die Eremitage, die allmählich vergrößert wurde. Man trug die Höhen teilweiſe ab, um Raum zu neuen Bauten zu bekommen, und, um ein wenig Fernſicht zu erlangen, auch den Hügel am Ausgang des Tales.

golten, was ſie jener angetan hatte. Nur war Frau von Fontanges nicht ſo glücklich in ihrer Sünde, in ihrem Glanze und in ihrer Reue. Ihre Schönheit hielt ſie wohl eine Weile, aber ihr fehlten die geiſtigen Vorzüge, und ſo vermochte ſie den Herrſcher auf die Dauer nicht zu feſſeln. Zu gänzlicher Ungnade kam es nicht. Ihr plötzlicher Tod ſetzte dieſer Liebſchaft ein raſches Ende. Auch alle anderen Liebeleien des Königs waren nur Zwiſchenſpiele.

Eine einzige hielt länger an: die mit der Herzogin von Soubise.[1] Dieſe ſchöne Frau beherrſchte den König bis zu ihrem Tode und beutete ihn derartig aus, daß ſie ihren beiden Söhnen eine ſchmachvolle Millionenerbſchaft hinterließ. Ihr Gatte, der ſich ſozuſagen ſelber zum Hahnrei gemacht hatte, duldete nicht nur den Ehebruch ſeiner Frau, ſondern zog ſogar ungeheure Vorteile daraus. Er lebte entweder zurückgezogen in Paris oder war bei der Armee. Bei Hofe zeigte er ſich ſelten. Kupplerin war die Herzogin von Rochefort geweſen, in deren Hauſe auch die Schäferſtunden meiſt ſtattzufinden pflegten. Stellten ſich ihnen mitunter Hinderniſſe in den Weg, ſo war der Marſchall ſicher nicht daran ſchuld, der alles wußte und nie etwas ſah. Binnen kurzem war er ſo reich, daß er aus ſeinem armſeligen Hauſe am Königsplatze in den Palaſt Guise ziehen konnte, den er kaufte, luxuriös wiederherſtellte und erweiterte. Darin hauſte er fortan mit ſeinen Söhnen. Durch ſein verſchwiegenes Verhalten blieb die Liebſchaft Geheimnis. Als es der Herzogin angebracht ſchien, verſtand es die übrigens rothaarige Zauberin, des Königs Liebe in Freundſchaft und Gunſt zu verwandeln.

Erwähnt ſei auch die ſchöne Ludre, Fräulein von Lothringen, der der König eine Zeitlang vor aller Augen ſeine Huld bezeigte. Aber dieſe Liebſchaft verloſch ſchnell wie eine Sternſchnuppe, und Frau von Montespan blieb Siegerin.

Ich komme nunmehr auf ein Verhältnis ganz andrer Art zu ſprechen, das bei allen Völkern genau ſo große Verwunderung hervorrief wie die früheren Liebſchaften Entrüſtung. Es währte bis zum Tode des

[1] Anne de Rohan-Chabot, 1648—1709, die Gemahlin des Marſchalls von Soubise, 1631—1712.

Königs. Wer ſollte den Namen dieſer berühmten Geliebten nicht kennen: Françoise d'Aubigné, Marquiſe von Maintenon. Ihre Herrſchaft hat nicht weniger denn zweiunddreißig Jahre gewährt. Sie iſt angeblich auf der Inſel Martinique geboren[1], wohin ihre Eltern ausgewandert waren. Ihr Vater war wohl ein Edelmann. Nachdem ſie Waiſe geworden, wurde ſie von Frau von Neuillant, der Mutter der Marſchallin von Navailles, aus Mitleid aufgenommen und ward ihr eine Stütze in der Wirtſchaft auf ihrem Gute. Das junge Mädchen war gewandt, klug und ſchön. Von Frau von Neuillant mit nach Paris gebracht, fügte es ein glücklicher Zufall, daß der bekannte Dichter Scarron ſie kennen lernte. Sie gefiel ihm und ſeinen Freunden. Und ſo heiratete er ſie.

Sein Haus war ein geſelliger Mittelpunkt. Da er Krüppel war, ging er nicht aus, aber die Spitzen der Hof- und Stadtgeſellſchaft kamen zu ihm. Seine geiſtreiche Art, ſein Wiſſen und ſeine Phantaſie, ſeine unvergleichlich heitere Laune bei all ſeinen Leiden, ſeine witzigen Werke, die einen feinen Geſchmack bekunden, alles das zog immer von neuem Leute an. Frau Scarron machte eine Menge Bekanntſchaften aller Art. Nach dem Tode ihres Mannes geriet ſie aber trotzdem ſo in Not, daß ſie öffentliche Unterſtützungen annehmen mußte. Sie mietete für ſich und eine Magd ein Stübchen im Kirchſpiel von Saint-Eustache und lebte daſelbſt ſehr armſelig.

Allmählich kam die ungewöhnlich ſchöne Frau wieder in beſſere Verhältniſſe. Sehr bald verkehrte ſie im Hauſe Albret, im Palaſt Richelieu und andernorts. Überall machte ſie ſich nützlich. Es war beſonders das Haus Albret, dem ſie den Umſchwung ihrer Lage verdankte.

Der Marſchall Karl von Albret[2], Graf von Dreux, Vicomte von Tartas, war ein großer Weltmann, in alle Kabalen des Hofes verſtrickt. Er war Inhaber einer Gardekompagnie und bekam 1653 den Marſchallſtab und gegen das Ende des Jahres 1670 die Statthalterei von Guyenne. Ohne jemals wirkliche, zumal ſelbſtändige Dienſte zu leiſten, war er ein kluger, mutiger und geſchickter, dabei prunkliebender Mann. Er

[1] In Wahrheit am 27. November 1635 im Gefängnis zu Niort; vgl. Einleitung S. 102. — [2] Der Marſchall, der Letzte ſeines Namens, 1614—1676, ſtammte von den Königen von Navarra ab. Die Mutter Heinrichs IV., Johanna von Albret, war eine navarreſiſche Prinzeſſin.

ſprechen. Dadurch machte er ſie gewiſſermaßen zur Vermittlerin, zur Schiedsrichterin und zur Ratgeberin. Und ſo erſchlich ſich Frau von Maintenon allmählich das Vertrauen des Königs im höchſten Maße. Sie verſtand es, ſich ihm unentbehrlich zu machen. Sie verdrängte die Montespan, die zu ſpät merkte, was ihm die Maintenon geworden war.

Nachdem es ſo weit gekommen war, begann ſich Frau von Maintenon ihrerſeits beim König zu beſchweren, was ſie unter ſeiner Geliebten zu leiden habe, die ſelbſt ihn ſo rückſichtslos behandle. Indem ſich nun beide, der König und ſeine Ratgeberin, gegenſeitig ihr Leid klagten, feſtigte die letztere immer mehr ihren eigenen Einfluß auf den Monarchen.

Fortuna, um hier nicht zu ſagen die Vorſehung, die dem erhabenen Sonnenkönig die tiefſte und düſterſte Erniedrigung zudachte, ließ ihn immer mehr Geſchmack an dieſer durchtriebenen Ränkeſchmiedin finden, zumal zu Frau von Montespans häufigen ſchlimmen Launen nunmehr eiferſüchtige Anwandlungen traten.

Um dieſe Zeit [1683] verlor der König durch die Unfähigkeit und den Starrſinn ſeines Leibarztes Daquin ſeine Gemahlin. Dies brachte die Entfremdung zwiſchen dem Herrſcher und ſeiner ihm wegen ihrer Übellaunigkeit unerträglich gewordenen Geliebten auf ihren Höhepunkt. Keiner ihrer Kunſtgriffe vermochte dies wieder gutzumachen.

Die herrſchſüchtige ſchöne Frau, gewohnt zu gebieten und angebetet zu werden, fiel in die tiefſte Verzweiflung über den Verfall ihrer Macht. Und was ſie vollends um alle Faſſung brachte, das war die Erkenntnis, eine verworfene Perſon zur Nebenbuhlerin zu haben, der ſie das tägliche Brot gewährt und die ihr alles zu danken hatte, insbeſondere die königliche Gunſt, und die ſie aus Freundſchaft, dem oft ausgeſprochenen Willen des Königs zum Trotz, nicht längſt zum Teufel gejagt hatte. Dieſe Intrigantin, die mehrere Jahre älter war als Frau von Montespan und nicht im entfernteſten ſo ſchön, wurde jetzt ihre Henkerin. Es war ihr eine Marter, zu ſehen, daß der König nur noch dieſer niedrigen Perſon wegen zu ihr kam; daß er dieſe bei ihr ſuchte und ſeinen Verdruß nicht verbergen konnte, wenn er ſie ein-

35. Ludwig XIV. im Jahre 1688

mal nicht bei ihr fand; daß er oft ihre Geſellſchaft verließ, um mit Frau von Maintenon unter vier Augen zu plaudern; und daß ſie obendrein bei Zwiſtigkeiten aller Augenblicke ihre Zuflucht zu ihr nehmen mußte, um ſich mit dem Könige auszuſöhnen oder Dinge von ihm zu erlangen, die ſie brauchte.

Die erſten Tage nach dem Tode der Königin[1] brachte Ludwig XIV. in Saint-Cloud zu, bei ſeinem Bruder. Von dort ging er nach Fontainebleau, wo er den ganzen Herbſt verbrachte. Hier in der Einſamkeit wuchs ſeine Neigung zu Frau von Maintenon ins Unwiderrufliche. Nach ſeiner Rückkehr ward ihre Bevorzugung offenkundig. Jetzt wagte ſie es, ihre Macht auf die Probe zu ſtellen. Sie verſchanzte ſich hinter Frömmigkeit und Zimperlichkeit. Aber der König ließ ſich nicht zurückweiſen. Sie redete ihm ins Gemüt und machte ihm Angſt vor dem Teufel. So nahm ſie ſowohl ſeine Verliebtheit wie ſein Gewiſſen ans Gängelband, und zwar derart meiſterhaft, daß ſie das erreichte, was unſereiner erlebt hat und was die Nachwelt kaum glauben wird.

Es iſt eine unumſtößliche Tatſache, daß ſich der König einige Zeit nach ſeiner Rückkehr aus Fontainebleau, um die Mitte des Winters 1683[2], mit Frau von Maintenon trauen ließ. Es geſchah nachts, im Schloſſe von Verſailles, in einem der Gemächer des Königs. Pater La Chaise, der Beichtvater des Fürſten, las die Meſſe. Bontemps, der vertrauteſte der vier Kammerdiener des Königs, ſervierte bei dieſer Meſſe. Zugegen war Harlay[3], der Erzbiſchof von Paris, ferner Louvois und Montchevreuil.[4] Die beiden zuerſt Genannten hatten ſich vom König das Wort geben laſſen, daß die Heirat niemals bekanntgemacht werde.

Fortan hatte ſie ihre Gemächer in Verſailles im gleichen Stock mit denen des Königs, ihnen gegenüber, an der Freitreppe. Nunmehr verbrachte er in Verſailles tatſächlich bis an ſein Lebensende täglich viele

---

[1] Maria Thereſe von Spanien war am 30. Juli 1683 geſtorben. — [2] Die Vermählung hat im Januar 1684 ſtattgefunden. Siehe Einleitung S. 105. — [3] François de Harlay-Chanvallion, 1625—1695, ſeit 1670 Erzbiſchof von Paris, ein ausgezeichneter Redner, aber berüchtigt wegen ſeines wenig erbaulichen Lebenswandels. — [4] Der Marquis von Montchevreuil, 1622—1706, war Erzieher des Herzogs von Maine. Er war vermählt mit Marguerite Boucher d'Orsay (geſt. 1699), die als langjährige Vertraute der Frau von Maintenon großen Einfluß am Hofe genoß. Selbſt die Kinder des Königs zitterten vor der beſchränkten, aber vielerfahrenen Intrigantin. Saint-Simon erzählt (VI, Appendice XXI), der ganze Hof habe bei ihrem Tode aufgeatmet.

Stunden bei ihr. Hielt er ſich anderswo auf, ſo wurde ſie ihm möglichſt nahe im ſelben Geſchoſſe untergebracht.
Jetzt lag ihr als der nächſten Vertrauten des Herrſchers alles zu Füßen: die öffentliche Meinung, die Miniſter, die Generale, die Königliche Familie. Ohne ſie ward nichts gutgeheißen, nichts verworfen. Alles lag in ihren Händen: die Untertanen, Handel und Gewerbe, die Auswahl der Würdenträger, die Gerichtsbarkeit, die Gnadenbeweiſe, das Kirchenweſen, alles ohne Ausnahme, ſelbſt der König und der Staat. Eine allmächtige Zauberin, herrſchte ſie ununterbrochen, ohne je Widerſtand zu finden, ohne die leiſeſte Trübung ihres Glanzes, zweiunddreißig Jahre hindurch. Ein unglaubliches, unvergleichliches Schauſpiel vor ganz Europa!
Frau von Maintenon war eine durch und durch kluge Frau. Die erleſenſte Geſellſchaft, die ſie zunächſt nur geduldet hatte, deren Liebling ſie aber ſehr bald geworden war, hatte ihre geiſtigen Fähigkeiten geſchliffen und geſchärft und ſie zu einer Kennerin der Welt und einer Meiſterin des höfiſchen Benehmens erhoben. Die ſo verſchiedenen Lebenslagen, in denen ſie ſich ſelbſt befunden, hatten ſie zur Schmeichlerin und Verführerin gemacht, zu einem Weſen, das allen gefällig war und allen zu gefallen trachtete. Die Notwendigkeit des Ränkeſpiels und die vielen Umtriebe jedweder Art, die ſie mit angeſehen und in die ſie vielfach ſelber verſtrickt war, ſei es aus Eigennutz, ſei es zugunſten andrer, hatten ſie Geſchmack daran finden laſſen und ihr die dabei nötige Kaltblütigkeit und Geſchicklichkeit verliehen. Bei allem, was ſie tat, war ſie von unvergleichlicher Anmut. Dazu geſellten ſich eine gewiſſe Ungezwungenheit und vor allem ihre Zurückhaltung und Beſcheidenheit, Dinge, die ihren Anlagen in wunderbarer Weiſe zu Hilfe kamen. Ihre Stimme klang ſanft, aber beſtimmt; ihre Ausdrücke waren treffend, ihre Beredſamkeit zielbewußt und echt. Die Höhe ihrer Entwicklung – ſie war drei Jahre älter denn der König – hatte ſie zur Blütezeit der ſchöngeiſtigen Plauderkunſt und der feinen Galanterie, in der ſogenannten Zeit der Alkoven[1], ge-

[1] Ruelles. Die berühmte Marquise de Rambouillet empfing die ſchöngeiſtige Geſellſchaft ihrer Zeit in ihrem berühmten „blauen Gemach“. (Einleitung S. 29.) Ruelle (eigentlich der Gang zwiſchen dem Bett und der Wand) iſt die Bezeichnung für das Schlafgemach, wo die gezierten Damen, auf dem Bette ſitzend, ihre Schöngeiſter empfingen.

habt, und ihrem Weſen hat immer etwas von den Eigentümlichkeiten und dem Geſchmack dieſer Zeit angehaftet. Ihre gezierte, kunſtgerechte Art und Weiſe nahm mit dem Glanz ihres Anſehens zu, ganz beſonders aber mit ihrer ſich ſteigernden Frömmelei. Letztere ward ſchließlich ihre Haupteigenſchaft, vor der alle übrigen verblaßten. Durch ihre Gottſeligkeit war ſie emporgekommen, und durch ſie mußte ſie ſich auf ihrer Höhe behaupten. Herrſchen können war bei ihr Lebensbedingung. Alles andere opferte ſie rückſichtslos dieſer einen Leidenſchaft. Geradheit und Freimut waren mit ſolchem Erfolg und ſolchem Ziel ſchwerlich zu vereinen, und ſo beſaß ſie davon kaum den äußeren Schein. Trotzdem war ſie nicht falſch von Natur, aber der Zwang, es immer ſein zu müſſen, und das ihr angeborene Anpaſſungsvermögen ließen ſie doppelt ſo unaufrichtig erſcheinen, als ſie in Wirklichkeit war.

In nichts blieb ſie ſich gleich, außer wenn ſie dazu unbedingt genötigt war. Es bereitete ihr Freude, ihre Freunde und Bekannten fortwährend zu wechſeln. Eine Ausnahme machte ſie nur mit ein paar treuen Freunden von ehedem und mit etlichen aus der jüngſten Zeit, die ihr unentbehrlich geworden waren. In ihren Vergnügungen hatte ſie freilich kaum Abwechſelung, ſeit ſie Königin war. Darum richtete ſie ihre Luſt am Neuen auf ernſte Dinge und verurſachte damit manch großes Übel. Man konnte ſie leicht und maßlos für ſich einnehmen; aber ebenſo raſch kam es zur Wiederentfremdung, und dies wie jenes oft ohne rechten Anlaß.

Die Niedrigkeit und Armut[1], in der die Maintenon ſo lange hatte leben müſſen, hatte ſie kleinlich, engherzig und empfindungsarm gemacht. Ihre Gefühls- und Gedankenwelt war in jeder Hinſicht beengt, ſo daß immer und überall die Frau Scarron und manchmal nicht einmal eine ſolche zum Vorſchein kam. Dieſe Miſchung von Spießbürgerei und Machtfülle war ſehr häßlich. Geradezu gefährlich jedoch war, wie geſagt, ihre Art, mit Freundſchaft und Vertrautheit zu ſpielen.

[1] Letztere übertreibt Saint-Simon. Die Königin Anna hatte ihr nach Scarrons Tod eine nach damaligem Geldwert nicht unbedeutende Jahrespenſion von 2600 Franken ausgeſetzt. Von Not kann keineswegs die Rede ſein.

Auch in anderer Weiſe war ſie eine trügeriſche Verführerin. Es war ziemlich leicht, ſich bei ihr Gehör zu verſchaffen, und wenn irgend etwas ihr Gefallen erregte, ſo kam ſie einem mit einer Hilfsbereitſchaft entgegen, die erſtaunlich war und zu den beſten Hoffnungen zu berechtigen ſchien. Aber ſchon beim zweiten Male war ſie umgeſtimmt, unzugänglich und wortkarg. Kaum konnte man dann noch ſagen, ob man ſich ihrer Gnade oder Ungnade erfreute. So raſch aufeinander folgte der Wechſel. Daran war lediglich ihre Chamäleonsnatur ſchuld, in die man ſich ſchwer hineindenken konnte. Wohl entgingen manche dieſem ſchlimmen Wankelmut, aber das waren eben nur Ausnahmen von der Regel.

Mit erheucheltem Vertrauen konnte man Frau von Maintenon täuſchen, insbeſondere durch Selbſtbekenntniſſe. Die Abgeſchloſſenheit, mit der ſie ſich umgab, erleichterte dies. Fernerhin litt ſie an der Sucht, zu ſchulmeiſtern, wodurch ſie die wenige Zeit verlor, über die ſie zu verfügen hatte. Es iſt beiſpielsweiſe unglaublich, wieviel Zeit ſie mit Saint-Cyr und zahlloſen anderen Klöſtern vergeudete. Sie hielt ſich für die General-Äbtiſſin. Dabei miſchte ſie ſich in tauſend Kleinigkeiten. Das war ihre Lieblingsbeſchäftigung. Sie bildete ſich ein, ſo etwas wie eine Kirchenmutter[1] zu ſein. Der König hielt ſich auch für einen Apoſtel und verfolgte in dieſem Wahne ſein Leben lang den Janſenismus oder vielmehr das Schreckbild, das man ihm unter dieſer Bezeichnung vor die Augen geſtellt hatte. So glaubte Frau von Maintenon, dem Könige hierin ein rechtes Feld der Tätigkeit zu eröffnen.

Die ungeheuerliche Unwiſſenheit auf jedwedem Gebiete, in der man den König wohlweislich und ſorgfältigſt hatte aufwachſen laſſen und aus allerlei Eigennutz auch weiterhin verharren ließ, die völlige Abgeſchloſſenheit, in der man ihn hinter ſeinen Miniſtern und ſeinem Beichtvater gefangen hielt, hatte ihm von Jugend auf die verderbliche Gewohnheit eingeimpft, ſich in Fragen des Glaubens auf bloße Worte hin zu entſcheiden und in ſeiner ſo gefaßten Meinung alsdann ſein eigenſtes Wohl zu ſehen. Die Königin-Mutter und ſpäter noch

[1] Mère d'église, Analogon zu Kirchenvater, Père d'église.

mehr der König ſelbſt, beide im Banne der Jeſuiten, hatten ſich von ihnen den Unſinn einreden laſſen: alles Jeſuitenfeindliche ſei unbedingt gegen die Königsmacht gerichtet und von umſtürzleriſchem Geiſt erfüllt. Der König ſtand jedweder Lehre wie ein kleines Kind gegenüber, was die Jeſuiten ſehr wohl wußten. Sie waren die bevorrechteten Beichtväter des Herrſchers und die Verteiler der Pfründen. Das Strebertum der Höflinge und die Furcht der Staatswürdenträger vor den Jeſuiten erweiterte die Macht dieſes Pfaffengeſindels ins Grenzenloſe.

Die ſorglich behütete Weltfremdheit des Monarchen geſtattete allein ihnen, ungehindert mit ihm zu ſprechen. Sie brachten ihm allerhand Vorurteile bei, unter anderm die Überzeugung, daß jeder, der in Dingen des Glaubens anderer Meinung ſei als ſie, Janſeniſt ſein müſſe, und daß jeder Janſeniſt an ſich ein Feind des Königs und des Königtums wäre.

Der König wurde zum Frömmler. Nun war er Frömmler und Nichtswiſſer zugleich. Dies beeinflußte ſeine Staatsführung. Wer ihm gefallen wollte, wandte ſich an ſeine empfindlichſten Stellen: ſeine Frömmelei und ſein Gottesgnadentum. So ſchilderte man ihm die Hugenotten in den ſchwärzeſten Farben, als einen Staat im Staate. Man ſagte ihm, ſie hätten ihre große Macht nur durch ihre umſtürzleriſchen Beſtrebungen, durch Aufſtände und Bürgerkriege, durch Bündniſſe mit dem Auslande, durch offene Empörung gegen ſeine Vorgänger auf dem Throne erworben. Und ſo ſei er ſelbſt durch Verträge mit ihnen unfrei. Wohlweislich verſchwieg man ihm jedoch die Quelle ſo vielen Unglücks und den wahren Grund ihres Wachstums und ihrer Machterweiterung, auch warum und durch wen die Hugenotten zuerſt bewaffnet und dann unterſtützt worden waren. Man ſagte ihm kein Wort von den Machenſchaften, Greueln und Verbrechen der Liga gegen die Krone, gegen das franzöſiſche Herrſcherhaus, gegen ſeinen Großvater, ſeinen Vater und alle die Seinen.

Man beſtimmte ihn, ihn, der ſtolz darauf war, Selbſtherrſcher zu ſein, einen politiſch-religiöſen Meiſterzug zu tun, der den einzig wahren

Von allen Seiten empfing der König eingehende Berichte über die Verfolgungen und Bekehrungen. Man zählte die Bekehrten nach Tauſenden. An manchen Orten waren es bis zu ſechstauſend, die zu gleicher Zeit ihren Glauben abſchworen. Der König war über ſeine Macht und ſein frommes Werk hochbeglückt. Er wähnte ſich in die Zeit der Wirkſamkeit der Apoſtel zurückverſetzt und ſchrieb ſich das alleinige Verdienſt zu. Die Biſchöfe ſandten ihm Briefe voller Lobhudeleien. Die Jeſuiten predigten auf den Kanzeln davon.

Ganz Frankreich war von Schrecken und Verwirrungen erfüllt, und doch hörte man allerorts Sieges- und Freudenrufe und endloſe Lobesſprüche. Der Herrſcher zweifelte nicht im geringſten an der Aufrichtigkeit der Maſſenbekehrungen. Die Bekehrer hatten ihn ja im voraus davon überzeugt und ihm die ewige Seligkeit dafür verheißen. So ſchlürfte er ihr Gift mit Behagen. In keinem Abſchnitte ſeines Lebens war er ſich ſelber menſchlich ſo groß vorgekommen, und nie hatte er an die Verzeihung ſeiner Sünden durch Gott feſter geglaubt.

Bald nach der Aufhebung des Edikts von Nantes erfolgte die Gründung der großartigen Anſtalt von Saint-Cyr. Frau von Montespan hatte ehedem zu Paris ein ſchönes Haus für die Töchter des Heiligen Joſeph erbaut, ein Erziehungsinſtitut für junge Mädchen. Als ſie genötigt wurde, den Hof zu meiden, zog ſie ſich dahin zurück. Um mit ihr zu wetteifern, faßte Frau von Maintenon noch größere Pläne. Sie wollte den armen Adel unterſtützen und ſich dadurch zu einer Schutzherrin und Förderin des Adels überhaupt aufſchwingen. Indem ſie ſich durch ein bleibendes großes Werk hervortat, das dem König wie ihr Anregung bot und ihr als Zufluchtsort dienen konnte, falls ſie den König verlor, hoffte ſie auch mindeſtens, ſich damit die amtliche Verkündung ihrer heimlichen Ehe zu erleichtern. Sie ließ einen Teil der Einkünfte von Saint-Denis auf Saint-Cyr übertragen und erreichte dadurch, daß die Unterhaltungskoſten einer ſo großen Anſtalt geringfügig erſchienen. Zudem war der Zweck der Gründung ſo gut, daß ſie mit Recht nur Billigung und Lob fand.

Ihre öffentliche Anerkennung war allezeit ihr ſehnlichſter Wunſch. Der heldenhafte Widerſtand, den ihr Louvois entgegengeſtellt hatte,

war die Urſache ſeines baldigen Sturzes geweſen. Gleichzeitig mit ihm fiel der Erzbiſchof von Paris, der ihm zur Seite geſtanden hatte, in Ungnade. Frau von Maintenon hatte deshalb nicht auf jede Hoffnung verzichtet und ſchien gerade jetzt ihrem Ziele nahe. Aber der König erinnerte ſich der früheren Vorgänge und fragte den Biſchof von Meaux, den berühmten Bossuet, und Fénelon, den Erzbiſchof von Cambrai, um Rat. Beide widerrieten ihm, und ſo ſcheiterte der Plan für immer. Der Erzbiſchof ſtand mit Frau von Maintenon bereits ſeit der Geſchichte mit der Frau Guyon auf geſpanntem Fuße, aber der König hielt große Stücke auf ihn. Nun jedoch dauerte es nicht lange, daß er auch bei der Majeſtät in Ungnade fiel. Gegen Bossuet wagte Frau von Maintenon aus vielen Gründen nicht zu arbeiten. Einmal brauchte ihn nämlich der Biſchof von Chartres, Godet, der gänzlich im Garne der Maintenon war. Bossuets Feder und großer Name waren ſeine Waffen gegen Fénelon. Zudem war der König allzuſehr an Bossuet gewöhnt und ſchätzte ihn ungemein hoch. Er war früher der höchſte Vertraute des Königs geweſen und in die Geheimniſſe ſeines ehedem ſo ſittenloſen Lebens eingeweiht. Zu guter Letzt hatte er der Maintenon ohne ſeine Abſicht einen außerordentlichen Dienſt erwieſen.

Bossuet war ein Ehrenmann. Sein Wiſſen war nicht minder groß als ſeine Männlichkeit und Geradheit. Als Erzieher Monseigneurs war er in enge Berührung mit dem König gekommen, der ſich mehr denn einmal an ihn gewandt hatte, wenn ihm ſein Lebenswandel irgendwelche Bedenken verurſachte. Bossuet hatte ihm dann ſtets mit einer Freiheit ins Gewiſſen geredet, die einem Kirchenvater zu Zeiten des Urchriſtentums alle Ehre gemacht hätte, und mehr denn einmal hatte er den König von ſchlimmen Dingen abgehalten. Ein wichtiges Ergebnis ſeines guten Einfluſſes war es, daß Frau von Montespan für immer vom Hofe verdrängt wurde. Die unwiderrufliche Entfernung dieſer Favoritin enthob Frau von Maintenon großer Sorge. Wenngleich ſie auf dem Höhepunkt ihres Glanzes ſtand, hatte ſie doch keine rechte Ruhe, ſolange ſie ihre ehemalige Herrin noch bei Hofe wußte und mit anſah, wie der König ſie noch täglich beſuchte.

Das war der außerordentliche Dienſt, den ihr Bossuet erwieſen hatte, wie ihr wohlbekannt war.

Als ſie ihre Hoffnung auf die Verkündung ihrer Ehe zum zweiten Male getäuſcht ſah, begriff ſie, daß ſie nie wieder darauf zurückkommen dürfe. Auch beſaß ſie Selbſtbeherrſchung genug, um ſich völlig darüber hinwegzuſetzen. Der König fühlte ſich durch ihren geheimen Verzicht ſehr erleichtert und war ihr dafür dankbar. Seine Zuneigung, ſeine Achtung und ſein Vertrauen ſtiegen. Unter der Bürde der Stellung, die ſie erſtrebt hatte, wäre ſie vielleicht zuſammengebrochen. So aber wurde ſie unter dem durchſichtigen Schleier des Geheimniſſes nur noch mächtiger.

Dennoch darf man nicht glauben, daß es ihr ohne weiteres leicht geweſen wäre, ihre Macht zu behaupten und zu betätigen. Im Gegenteil, ihre Herrſchaft war eine endloſe Intrige, und die des Königs eine ewige Narrenrolle. Sie empfing keine Beſuche und erwiderte auch keinen. Nur ſelten machte ſie eine Ausnahme von dieſer Regel. Sie beſuchte die Exkönigin von England und empfing ſie bei ſich oder manchmal auch bei Frau von Montchevreuil, ihrer beſten Freundin, die auch häufig zu ihr kam. Nach deren Tode ſuchte ſie zuweilen Herrn von Montchevreuil auf, doch nur ſelten. Er hatte Zutritt bei ihr, wann es ihm beliebte, aber er kam immer nur flüchtig. Der Herzog von Richelieu genoß dasſelbe Vorrecht. Mitunter ging ſie auch zu Frau von Caylus, ihrer geliebten Nichte, die öfters zu ihr kam.[1] Wenn ſie ſonſt ein- oder zweimal im Jahre etwa die Herzogin von Lude oder eine andere hochgeſtellte Dame aufſuchte, ſo war dies eine Auszeichnung und ein beſonderes Ereignis. Bei den Prinzeſſinnen des Königlichen Hauſes erſchien ſie nie, und es kam auch keine zu ihr, höchſtens in Form einer Audienz, was höchſt ſelten der Fall war und jedesmal viel beſprochen wurde. Wenn ſie ihrerſeits aber mit den Töchtern des Königs ein Wörtchen zu reden hatte, was gewöhnlich nur geſchah, wenn ſie ihnen einmal eine Standrede halten wollte, ſo ließ ſie ſie einfach holen. Sie kamen dann zitternd und bebend und

[1] Frau von Caylus war die Tochter des Generals Vilette, eines Vetters der Marquiſe von Maintenon. Sie ſpielte, ſeit ihre Tante allmächtig geworden war, eine nicht unbedeutende Rolle in den Machenſchaften des Hoflebens.

entfernten ſich heulend. Dem Herzog von Maine ſtand ihre Türe dauernd offen. Das war ihr Liebling. Ferner hatte der Herzog von Noailles[1], ſeitdem er verheiratet war, Zutritt, ſooft er wollte. Godet, den Biſchof von Chartres, ſah ſie nur in Saint-Cyr, ebenſo Aubigny, den Erzbiſchof von Rouen.

Bei ihr Audienz zu erhalten, war zum mindeſten ebenſo ſchwer wie beim Könige. Die wenigen, die ſie zugeſtand, fanden faſt ausnahmslos in Saint-Cyr ſtatt, wo man ſich dann zu beſtimmter Stunde einzufinden hatte. Wollte man ihr in Verſailles etwas vortragen, ſo mußte man ihr auflauern, wenn ſie ihre Gemächer verließ oder dahin zurückkehrte. Das taten vornehme wie geringe und ſelbſt arme Leute. Der Augenblick war kurz; man mußte ihn erfaſſen. War ſie auf dem Wege zu ihrer Wohnung, ſo durfte man ſie nur bis in das Vorzimmer begleiten. Dort brach ſie das Geſpräch kurz ab und ließ einen ſtehen. Eine kleine Anzahl von Damen nahm ſie an in den Stunden, wo der König nicht bei ihr verweilte. Selten nahmen welche an ihrem Mittagsmahl teil.

Der Vormittag begann bei ihr früh und verging unter Empfängen gewöhnlicher Art in wohltätigen oder kirchlichen Angelegenheiten. Manchmal fand ſich ein Miniſter, ſehr ſelten der oder jener Marſchall ein. Oft fuhr ſie um acht Uhr oder noch früher zu einem der Miniſter. Nur ausnahmsweiſe erſchien ſie bei ihnen zur Mittagstafel, im Kreiſe der Gemahlinnen und weniger Auserwählter. Das geſchah nur, wenn ſie einen beſonders auszeichnen wollte, und war immer ein Ereignis, das aber keine weiteren Folgen hatte, als daß es dem Bevorzugten Anſehen und Neid einbrachte. Der Marſchall von Beauvillier war einer der zuerſt häufig ſo Begünſtigten, bis dies der Fall Fénelon änderte. Der Kriegs- und beſonders der Finanzminiſter waren es, mit denen Frau von Maintenon am meiſten zu tun hatte. Dieſe bearbeitete ſie. Selten, ja mehr als ſelten, ſuchte ſie die übrigen auf, und nur in Staatsangelegenheiten und immer vormittags. Zur Mittagstafel kam ſie zu ihnen niemals.

[1] Adrien-Maurice, Graf von Ayen, 1678—1766, heiratete 1698 die Nichte der Frau von Maintenon, Françoise d'Aubigné. Er erhielt 1704 den Titel eines Herzogs von Noailles.

Gewöhnlich begab ſie ſich, bald nachdem ſie aufgeſtanden war, nach Saint-Cyr, um daſelbſt, allein oder mit einer guten Freundin, zu frühſtücken. Dort erteilte ſie, wie ſchon erwähnt, Audienzen, möglichſt wenige, ſchulmeiſterte in der Anſtalt herum, erledigte kirchliche Verwaltungsangelegenheiten und las und beantwortete ihre Briefe. Von dort aus regierte ſie alle möglichen Nonnenklöſter und Erziehungsanſtalten. Dort empfing ſie auch die Polizei- und Spionageberichte. Ungefähr zur Stunde, wo der König ſie zu beſuchen pflegte, war ſie wieder zu Haus. Als ſie älter und ſchwächer geworden war, legte ſie ſich nach ihrer Ankunft in Saint-Cyr, was zwiſchen ſieben und acht Uhr morgens geſchah, eine Weile nieder. In Fontainebleau hatte ſie ein Haus in der Stadt, wohin ſie ſich verfügte und dasſelbe tat wie in Saint-Cyr. In Marly hatte ſie ein kleines Appartement, von dem ein Fenſter in die Kapelle ging. Auch hier lebte ſie ganz wie in Saint-Cyr, nur daß ſie für niemanden außer für die Herzogin von Burgund zugänglich war.

In Marly, Trianon und Fontainebleau kam der König zur Maintenon an den Vormittagen, wo kein Miniſterrat abgehalten wurde und ſie nicht in Saint-Cyr war. In Fontainebleau verweilte er von der Meſſe bis zur Mittagstafel, wenn letztere nicht unmittelbar nach der Meſſe ſtattfand, was der Fall war, wenn der König auf die Hirſchhatz gehen wollte. Seine Beſuche dauerten anderthalb Stunden und noch länger. In Trianon und in Marly blieb er nicht ſo lange bei ihr, weil er dort hinterher einen Spaziergang durch den Garten zu machen pflegte. Bei dieſen Beſuchen war faſt niemals jemand zugegen, während der König bei ſeinen Nachmittagsbeſuchen bei Frau von Maintenon faſt nie allein war, denn die Miniſter erſchienen der Reihe nach in ihren Gemächern, um mit dem Könige zu arbeiten. An Feiertagen fiel der Miniſtervortrag öfters aus. Dann ſpielte Majeſtät mit den Damen des engſten Kreiſes, oder man hörte Muſik. Gegen Ende ſeines Lebens geſchah dies mehr und mehr.

Abends gegen neun Uhr kleideten zwei Kammerfrauen die Marquiſe aus. Gleich darauf ſetzten ihr der Haushofmeiſter und ein Kammerdiener eine Suppe vor und irgendein leichtverdauliches Gericht.

Nach Beendigung dieſer Abendmahlzeit brachten ſie die Kammerfrauen zu Bett. Alles das geſchah in Gegenwart des Königs und des Miniſters, der bei ihm noch Vortrag hatte, ohne daß man ſich bei der Arbeit ſtören ließ oder ohne daß man leiſer ſprach. So kam zehn Uhr heran. Der König begab ſich zu ſeinem Abendeſſen, und man zog die Bettvorhänge zu.

Ein königlicher Wagen, der Frau von Maintenon eigens zur Verfügung ſtand, brachte ſie von Verſailles nach Saint-Cyr. Epinay, der Stallmeiſter vom Kleinen Stall, hob ſie in den Wagen und begleitete ſie zu Pferd. Das war ſein tagtäglicher Dienſt.

Auf Reiſen ging es genau ſo zu. Frau von Maintenon fuhr frühzeitig mit einer ihrer guten Freundinnen ab, mit Frau von Montchevreuil (ſolange ſie lebte, war ſie es unbedingt), Frau von Heudicourt, Frau von Dangeau oder Frau von Caylus, in dem ihr zur Verfügung geſtellten Wagen. Epinay begleitete dieſen zu Pferd. Im Wagen der Maintenon folgten ihre Kammerfrauen. Sie richtete es ſtets ſo ein, daß ſie bei der Ankunft des Königs bereits völlig in Ordnung war, wenn er ſie in ihrem Heim aufſuchte.

Sie war vor ſich ſelbſt die Königin, vor der Welt hinſichtlich Anrede, Platz, Rang uſw. eine Privatperſon. In Gegenwart des Königs, Monseigneurs, Monsieurs, des Exkönigspaares von England uſw. hatte ſie den letzten Platz. Ich habe ſie bei der Königin von England und andernorts geſehen, wo ſie ganz zurücktrat, den Damen des hohen und ſelbſt des niederen Adels den Vortritt ließ, tadellos, höflich, geſprächig, liebenswürdig wie eine Dame, die keinen beſonderen Rang hat und nichts Beſonderes darſtellen will. Trotzdem machte ſie Eindruck. Sie ging immer ſehr vornehm, gut und ſchick gekleidet, aber ſtets unauffällig und beſcheiden und ſo, als ſei ſie älter, als ſie wirklich war. Später, als ſie ſich nicht mehr öffentlich zeigte, trug ſie nur noch ſchwarze Hauben und Bänder.

Zum Könige ging ſie nur, wenn er krank war oder wenn er morgens Arznei eingenommen hatte. Ebenſo pflegte ſie es mit der Herzogin von Burgund zu halten. Kam der König zu ihr, dann ſaßen beide am Kamin je in einem Lehnſtuhl, und jedes hatte einen Tiſch vor ſich.

Am Tiſche des Königs ſtanden noch zwei Taburette, eins für den Miniſter, der zum Vortrag erwartet wurde, und eins für deſſen Aktentaſche. An den Vortragstagen war der König nur kurze Zeit mit Frau von Maintenon allein, bis der Miniſter eintrat, und hinterher, wenn er weggegangen, noch weniger. Während des Vortrags las oder ſtickte Frau von Maintenon. Sie hörte auf alles, was zwiſchen dem Könige und dem Miniſter verhandelt wurde, denn die Herren ſprachen laut. Selten nur warf ſie ein Wort dazwiſchen, noch ſeltener ein Wort von Bedeutung. Der König fragte ſie häufig um ihre Meinung. Dann antwortete ſie kühl und gemeſſen, und es ſchien, als hätte ſie keinerlei Vorliebe. Noch weniger verriet ſie den geringſten Anteil an den Perſonen, um die es ſich handelte. In Wahrheit ſtand ſie mit dem Miniſter längſt im Einverſtändnis. Keiner der Vortragenden hätte es gewagt, in ihrer Abweſenheit gegen ihren Willen zu handeln, geſchweige denn in ihrer Gegenwart. Wenn eine Auszeichnung oder ein Amt in Frage ſtand, war die Entſcheidung bereits zwiſchen dem Miniſter und der Maintenon gefallen, ehe die Sache dem König vorgelegt wurde. Aus dieſem Grunde verzögerte ſich manche Angelegenheit, ohne daß der König noch ſonſtwer wußte, warum.

Gewöhnlich befahl ſie den betreffenden Miniſter zu ſich, mit dem ſie zu reden hatte. Keiner wagte, eine Sache allerhöchſten Orts zur Sprache zu bringen, bevor er nicht ihre Weiſungen empfangen und ſich mit ihr ins Einvernehmen geſetzt hatte. Erſt wenn dies geſchehen, machte der Miniſter ſeinen Bericht und bereitete die Liſte vor. Fügte es der Zufall, daß der König ſelber den Vorgeſchlagenen der Frau von Maintenon bezeichnete, ſo war die Sache erledigt. Nannte der König aber jemand andern, ſo ſchlug der Miniſter vor, er möge erſt einmal die ganze Liſte durchgehen. Er ließ den König reden und ſtrich dabei einen Namen nach dem andern aus. Selten ſchlug er ihm ſeinen Anwärter allein vor, ſondern immer in einer Reihe von Mitbewerbern, an deren Verdienſten er hin und her mäkelte. Dadurch erſchwerte er dem König die Entſcheidung. Dann fragte ihn der König um Rat. Nun ging der Miniſter nochmals die Gründe für dieſen und jenen durch, bis er ſich ſchließlich beſonders bei dem aufhielt, den er vom

König ausgewählt haben wollte. War der König immer noch unſchlüſſig und wandte er ſich an Frau von Maintenon, ſo lächelte ſie, erklärte ſich für unmaßgeblich, ſprach zunächſt meiſt von einem andern, kam aber dann auf den vom Miniſter in Vorſchlag Gebrachten und gab ſo die Entſcheidung. Auf dieſe Weiſe bewirkte ſie drei Viertel aller Auszeichnungen und Ernennungen, und von dem fehlenden Viertel auch meiſt noch drei Viertel. Hatte ſie zuweilen niemanden im Sinne, ſo ſetzte der Miniſter ſeine eigenen Wünſche durch, ohne daß der König irgendwie Verdacht ſchöpfte. Er bildete ſich aber ſtets ein, ſelbſtändig und perſönlich entſchieden zu haben, wo er dies doch nur in ganz ſeltenen Fällen wirklich tat. Auch dann war es meiſt ein Zufall, ausgenommen, wenn er ſchon vorher einen ganz Beſtimmten im Kopfe hatte oder wenn ihm ein Günſtling einen ſolchen beſonders empfohlen hatte.

Wollte Frau von Maintenon eine Sache durchdrücken oder ſcheitern laſſen oder in eine beſtimmte Richtung gelenkt haben, was ſeltener vorkam als ihre Eingriffe bei den Perſonalien, ſo entſpann ſich genau dasſelbe Spiel. Hieraus kann man erſehen, daß die kluge Frau faſt alles durchſetzte, was ſie wollte, freilich nicht alles, auch nicht immer zur gewünſchten Zeit und in der erhofften Art und Weiſe.

Dieſes insgeheime Zuſammenarbeiten der Miniſter mit Frau von Maintenon vermehrte das Anſehen und die Macht der Miniſter und ihrer Gefolgſchaft. Weder der Miniſter noch die Maintenon vermochten etwas ohne einander. Man war immer gegenſeitig auf ſich angewieſen. Sobald aber Frau von Maintenon bei einem Miniſter auf Widerſtand ſtieß und es aufgab, ihn umzuſtimmen, war ſein Untergang ſicher. Nur nahm ſie ſich dazu ſchlauerweiſe Zeit und Gelegenheit.

Auch mit den Generalen und dem Kriegsminiſter arbeitete der König im Beiſein der Frau von Maintenon, doch nur ſelten und meiſt ſehr raſch. Ebenſo mußte Pontchartrain, der Kanzler, über die Ergebniſſe des Spionagedienſtes und über die mannigfachſten Vorfälle bei Hof und in der Stadt Paris berichten. Frau von Maintenon war dadurch imſtande, viel Gutes und auch viel Böſes zu tun.

Die auswärtigen Angelegenheiten wurden im Staatsrat verhandelt. Eilige Sachen trug Torcy[1] dem Könige ohne weiteres allein vor. Frau von Maintenon hegte ſtark den Wunſch, daß auch dieſe Dinge bei ihr erledigt würden, um auch hier ihren Einfluß auszuüben, aber Torcy verſtand es, ſich dieſer Gefahr ſehr gewandt zu entziehen. Er entſchuldigte ſich ſtets damit, und zwar in der beſcheidenſten Weiſe, daß zu wenig vorläge, als daß ſich derlei Arbeitsweiſe lohne. Selbſtverſtändlich erzählte der König Frau von Maintenon auch alle auswärtigen Angelegenheiten, aber erſt hinterher; und dies war ein großer Vorteil für Torcy.

Der Monarch war mißtrauiſch. Mehrere Male iſt es geſchehen, daß der König dahinterkam, wenn ein Miniſter oder ein General einen ihrer Verwandten oder einen Schützling der Maintenon fördern wollte, ohne daß man es fein und verſchmitzt genug einfädelte. Dann war er ſteif und ſtarr dagegen und machte eine halb ärgerliche, halb ſpöttiſche Bemerkung darüber. Dergleichen gelegentliche Mißerfolge machten die Maintenon ſehr vorſichtig und ängſtlich. Deshalb war ihre ſtändige Antwort, wenn ſich jemand an ſie wendete: „Ich miſche mich in nichts!“ Höchſt ſelten gab ſie einen beſtimmten Beſcheid. Demungeachtet wandte man ſich immer wieder an ſie, in der Hoffnung, daß ſie ſich, trotz der anſcheinend abſchlägigen Antwort, in der erbetenen Hinſicht bemühen werde. Dies geſchah auch zuweilen.

Es waren alles in allem höchſtens fünf bis ſechs Perſönlichkeiten, meiſtens Freundinnen von früher, denen ſie eine offene und ehrliche, wenngleich immerhin unverbindliche und vorſichtige Zuſage gab, und deren ſie ſich dann auch wirklich tatkräftig annahm. Wie ſchon geſagt, erreichte ſie meiſtens, was ſie wollte, aber doch nicht immer.

Le Tellier, lange Zeit Kanzler von Frankreich, kannte den König hierin vorzüglich. Einer ſeiner beſten Freunde bat ihn eines Tages um Fürſprache bei Majeſtät in irgendeiner Angelegenheit ſeines Amtsbereiches. Le Tellier gab zur Antwort, er werde ſein möglichſtes tun.

[1] Jean-Baptiſte Colbert, Marquis von Torcy, ein Neffe des berühmten Miniſters; 1665—1746. Diplomat, Staatsſekretär (1696), Miniſter der Poſten, Schatzmeiſter und Großordenskanzler; er iſt einer der Urheber des Spaniſchen Erbfolgekrieges.

36. Ludwig XIV. im Jahre 1705

Das genügte dem Freunde nicht; da ſagte der Kanzler freimütig: „Sie kennen das Gelände nicht. Gewiß entſcheidet Majeſtät in neunzehn von zwanzig Fällen der ihm vorgetragenen Angelegenheiten ſo, wie man es will. Aber ebenſo gewiß entſcheidet er im zwanzigſten Falle anders. Welcher Fall dieſer zwanzigſte iſt, der gegen unſern Wunſch nach ſeinem Gutdünken entſchieden wird, das weiß vorher kein Menſch. Oft iſt es gerade die Sache, die einem am meiſten am Herzen liegt. Es iſt das beſondere Vergnügen von Majeſtät, hin und wieder fühlen zu laſſen, daß er doch der Herr und Meiſter iſt. Wenn er dabei zufällig halsſtarrig bleibt und die Sache ſo wichtig iſt, daß auch wir beharren, dann gibt es manchmal einen Zornesausbruch. Läßt man dieſen über ſich ergehen, iſt der Vorſchlag gefallen, und hat Majeſtät einem ſeine Überlegenheit bewieſen, dann tut es ihm leid, daß er verletzend war. Dann wird er nachgiebig, und man kann nun alles durchſetzen, was man will.“

In ähnlicher Weiſe behandelte der König Frau von Maintenon, gegen die er oft höchſt zornig und ausfällig wurde, womit er ſich ſelber groß dünkte. Dann vergoß ſie wohl Tränen vor ihm und tat tagelang duckmäuſerig. Später, als durch ſie Fagon, ein ihr ſehr ergebener und kluger Mann, an Daquins Stelle Hofleibarzt geworden war, ſpielte ſie in ſolchen Fällen die Kranke, wodurch ſie meiſt viel erreichte. Trotz aller Tuerei und in der nackten Wirklichkeit hatte ſie jedoch durchaus nicht die Macht, den König zu irgend etwas zu nötigen. Ludwig XIV. war ein unbedingter Selbſtling. Seine Mitmenſchen hatten nur inſofern Bedeutung für ihn, als ſie ihm dienten. Sonſt berührten ſie ihn nicht im leiſeſten. Zur Zeit, da er für ſeine Buhlerinnen ſehr viel übrig hatte, befreite er ſie doch von keiner Pflicht, ſelbſt auf beſchwerlichen Reiſen nicht; ebenſowenig hinſichtlich der Hoftracht. Auch die bevorzugteſten Damen hatten nie anders als ſo zu erſcheinen, ſogar im Reiſewagen. Ob ſie krank oder in andern Umſtänden waren, war gleichgültig; kaum geneſen und ſechs Wochen nach ihrem Wochenbett mußten ſie in großer Kleidung, geſchmückt und geſchnürt, mit nach Flandern und noch weiter reiſen, tanzen, die Nächte aufbleiben, Feſte und Feſtmahle mit-

machen, fröhlich und geſellig ſein, immer rüſtig und nie mißlaunig, trotz Hitze, Kälte, Staub, Wind und Wetter, und ſtets auf die Minute pünktlich.

Seine eigenen Töchter behandelte er in keiner Hinſicht anders. Auch gegen die Herzogin von Burgund, die er doch ſo zärtlich liebte, als er deſſen nur fähig war, nahm er nicht mehr Rückſicht denn gegen andere.

Auf Reiſen hatte er in ſeinem Reiſewagen immer eine Menge Damen bei ſich, ſeine Geliebten, dann ſeine unehelichen Kinder, ſeine Schwiegertöchter, zuweilen Madame, auch andere Damen, ſoweit Platz da war. Man führte allerlei Lebensmittel mit, Fleiſch, Gebäck, Früchte. Kaum hatte man eine halbe Wegſtunde zurückgelegt, ſo fragte der König bereits, ob man nicht etwas verzehren wolle. Er ſelbſt aß zwiſchen den Mahlzeiten nie etwas, auch kein Obſt. Aber er ſah es gern, wenn andre aßen und recht tüchtig aßen. Die Damen mußten Hunger und gute Laune haben, mit Eßluſt und Anmut eſſen, ſonſt ward er verſtimmt und hielt damit nicht hinter dem Berge. Man ſei zimperlich, geziert, unnatürlich, murrte er dann. Mochte man aber noch ſo zulangen, ſo mußte man abends an der Tafel trotzdem eſſen, als hätte man den ganzen Tag über keinen Biſſen bekommen.

Der König liebte die freie Luft und ließ ſämtliche Wagenfenſter öffnen. Er hätte es ſehr unpaſſend gefunden, wenn eine der Damen den Fenſtervorhang zugezogen hätte, um ſich gegen Sonne, Zug oder Staub zu ſchützen. Unterwegs unwohl zu werden, war ein nie wieder gutzumachendes Majeſtätsverbrechen.

Auch Frau von Maintenon, die ſtarken Zug und ähnliches als Unannehmlichkeit empfand, erfreute ſich keines Vorrechtes in dieſer Hinſicht. Alles, was ſie durchſetzen konnte, war, daß ſie unter dem Deckmantel der Beſcheidenheit allein fahren durfte. Aber mit auf die Reiſe mußte ſie, in welchem Zuſtande ſie auch ſein mochte. Sie mußte vorher ankommen und ſich ſchon häuslich niedergelaſſen haben, wenn der König eintraf. Sehr häufig fuhr ſie mit nach Marly in einer Verfaſſung, in der man keine Dienſtmagd über Land geſchickt hätte. Einmal war ſie ſo krank, auf der Fahrt nach Fontaine-

bleau, daß man befürchtete, ſie ſtürbe unterwegs. Wie ihr Befinden auch ſein mochte, der König beſuchte ſie zur üblichen Stunde und änderte in ſeiner Tagesordnung nicht das geringſte. Höchſtens durfte ſie im Bett bleiben, und mehr als einmal lag ſie fieberkrank darin. Der König, der die friſche Luft liebte, wie ſchon geſagt, war oft erſtaunt, alle Fenſter geſchloſſen zu ſehen, und ließ alle aufmachen. Davon ging er nicht ab, auch wenn er ſah, daß Frau von Maintenon leidend war. Auch bei kühler Nachtluft blieb es dabei, bis er um zehn Uhr abends wegging. Wenn verabredet war, daß Muſik in ihren Gemächern gemacht werden ſollte, gab es keine Änderung, auch wenn die Maintenon Kopfſchmerzen oder Fieber hatte. Ebenſo mußte ſie das Flackern von hundert Kerzen vor den Augen ertragen. So lebte der König ganz nach ſeinem Wohlgefallen, ohne zu fragen, ob es ihr läſtig ſei.

Erwähnenswert ſind die Spaziergänge, die ſie in den Gärten von Marly zuſammen mit dem König machte. Mit der wirklichen Königin wäre er hundertmal zwangloſer und weniger galant geweſen. Obwohl er vom ganzen Hofe und den Bewohnern von Marly beobachtet werden konnte, erwies er ihr doch in der auffälligſten Weiſe ſeine Hochachtung. In Marly hielt er ſich nämlich für einen freien Mann. Die beiden Vehikel, ſeins und das der Frau von Maintenon, bewegten ſich nebeneinander hin; der König in ſeinem Wagen, Frau von Maintenon in einer Sänfte. Sie zog eine ſolche vor.[1] Oft ging der König auch zu Fuß neben ihrer Chaiſe her. Aller Augenblicke lüftete er ſeinen Hut und beugte ſich, um Frau von Maintenon etwas zu ſagen oder ihr zu antworten. Sogar beim allerſchönſten Wetter ließ ſie das Schiebefenſter jedesmal nur drei Fingerbreit herab und ſchloß es immer gleich wieder. Blieb man halten, um irgend etwas zu betrachten, ſo gab es das nämliche merkwürdig zeremonielle Schauſpiel. Zu Ende des Spazierganges begleitete der König die Marquiſe bis an das Schloß, verabſchiedete ſich von ihr und ſetzte ſeinen Weg allein fort. Derartige Einzelheiten fehlen faſt in allen

[1] Dieſe Chaiſen haben ſich aus dem 18. Jahrhundert bis zum Umſturz von 1918 nur in einer einzigen Stadt Europas im öffentlichen Gebrauch erhalten: in Dresden.

Denkwürdigkeiten, und doch vermögen gerade ſie das beſte Bild einer Zeit zu geben.

Der König war äußerſt fromm. Selten verſäumte er Advents- und Faſtenpredigten, niemals die in der Karwoche und an den hohen Feſten, niemals die beiden Fronleichnamsprozeſſionen oder die vom Heiligen-Geiſt-Orden oder zu Mariä-Himmelfahrt. In der Kirche war er ſehr andächtig. Wer mit ihm der Meſſe beiwohnte, mußte vom Sanctus bis nach dem Abendmahl des Prieſters knien. Niemand durfte das geringſte Geräuſch machen oder ſchwatzen. Er ward gegen den Störenfried höchſt ungnädig. Er fehlte Sonntags beinahe nie beim Salus, hörte es oft Donnerstags mit an und ſtets in der Fronleichnamsoktave. Fünfmal im Jahre nahm er das Abendmahl in Ordenstracht: am Oſterheiligabend in der Pfarrkirche, die andern Male in der Kapelle, nämlich am Pfingſtſonnabend, zu Mariä-Himmelfahrt, bei der großen Meſſe am Heiligenabend vom Allerheiligenfeſt und am Weihnachtsheiligenabend. Nach dem Abendmahle fand immer eine ſtille Meſſe ſtatt; Muſik unterblieb. Und jedesmal rührte er Kranke an. An dieſen Tagen ging er auch zur Veſper, und danach arbeitete er mit ſeinem Beichtvater an der Verteilung lediger Pfründen. Selten verlieh er Pfründen zu einer andern Zeit im Jahre. Am Tage nach dem Abendmahle ging er in die große Meſſe, Veſper und Frühmeſſe und in die drei Mitternachtsmeſſen mit Muſik. Die Kapelle bot da ein wundervolles Schauſpiel. Den nächſten Tag begab er ſich wieder in die große Meſſe, in die Veſper und zum Salus. Am Gründonnerstag bewirtete er die Armen. In der Meſſe betete er ſeinen Roſenkranz (mehr wußte er nicht), immer im Knien, ausgenommen beim Evangelium. Bei den großen Meſſen ſaß er in ſeinem Lehnſtuhl, aber nur an den Stellen, wo man ſich für gewöhnlich ſetzt. Die Stationen an den Jubeljahresfeſten machte er beinahe immer zu Fuße. An den Faſttagen begnügte er ſich mit einem Imbiß.

Seine Lieblingsfarbe war braun. Er ging beſtändig in Braun verſchiedenen Tones. Als Schmuck trug er leichte feine Spitzen, zuweilen nichts als einen Goldknopf, manchmal ſchwarzen Samt. Seine rote,

blaue oder grüne Weſte aus Atlas oder Seide war reich geſtickt. Nie trug er einen Ring am Finger, Edelſteine nur an ſeinen Schuhſchnallen, am Kniegürtel und an der Schnalle am Hut, der mit Goldborte beſetzt und mit einem weißen Federſtutz geſchmückt war. Das große blaue Ordensband mit Brillanten im Werte von acht bis zehn Millionen Franken trug er nur bei Hochzeiten und ähnlichen Feſten über dem Rock. Sonſt war er in der Königlichen Familie und unter den Prinzen von Geblüt der einzige, der das Ordensband unter dem Rocke trug. Das machten ihm damals ſehr wenige Ordensritter nach. Heutigentags trägt es kaum einer mehr über dem Rocke.

Aller vierzehn Tage fuhr der König nach Saint-Germain. Daran änderte auch der Tod Jakobs II. nichts.[1] Der Hof von Saint-Germain kam zuweilen nach Verſailles, öfter zur Abendtafel nach Marly. Der Exkönig ward zu allen Vergnügungen eingeladen und ſtets ehrenvoll ausgezeichnet. Man war gegenſeitig übereingekommen, einander in der Mitte des Zimmers zu empfangen und zu begleiten. In Marly empfing der König dieſe Gäſte an der Tür zum kleinen Saal. Er geleitete ſie auch ſo weit und ſah zu, wie ſie in ihre Sänften ſtiegen. In Fontainebleau empfing er ſie oben auf der Hufeiſentreppe, ſeitdem ſie nicht mehr wollten, daß man ihnen bis in den Park entgegenkam. Der König war unvergleichlich beſorgt und rückſichtsvoll und höflich gegen das engliſche Exkönigspaar, dabei ebenſo würdevoll wie liebenswürdig. In Marly blieb dieſes erſt immer eine Viertelſtunde inmitten der Hofgeſellſchaft im kleinen Saal. Darauf ging man zum König und zur Frau von Maintenon.

Der König hielt ſich niemals im großen Saal auf, außer bei Bällen. Er ſchritt hindurch, um einen Augenblick dem Spiele des jungen Königs von England oder des Kurfürſten von Bayern zuzuſehen.

Die Geburts- oder Namenstage in ſeiner Familie gingen unbeachtet vorüber, während man ſie an den Höfen Europas allüberall feierte. Der König tat ihrer nie Erwähnung.

---

[1] Jakob II., 1633 bis 1701, war gegen Ende des Jahres 1688, zwei Jahre nach ſeiner Thronbeſteigung, mit ſeiner Familie nach Frankreich geflohen, wo ihm Ludwig XIV. die verlaſſene Reſidenz Saint-Germain als Wohnort anwies. Er machte von da aus verſchiedene vergebliche Verſuche zur Wiedererlangung des engliſchen Thrones. Über ſeine Hofhaltung vgl. G. du Bosq de Beaumont et M. Bernos: La Cour des Stuarts à Saint-Germain-en-Laye 1689—1718. Paris, Emile-Paul, 1912.

Seit dem Jahre 1709 mehrten ſich die häuslichen Schickſalsſchläge von Jahr zu Jahr und ließen von der Königlichen Familie nicht wieder ab. Der Fürſt von Conti und Monsieur le Prince waren innerhalb von ſechs Wochen dahingegangen. Monsieur le Duc folgte in Jahresfriſt, und der älteſte der Prinzen von königlichem Geblüt, die nunmehr noch am Leben waren, hatte ein Alter von kaum ſiebzehn Jahren. Dann ſtarb Monſeigneur.

Sehr bald darauf trafen den König noch empfindlichere Schläge. Sein Herz, das er bis dahin ſelber brachliegen gelaſſen hatte, wurde durch den Verluſt der liebenswürdigen Dauphine gebrochen. Seine Ruhe floh mit dem Tode des unvergleichlichen Dauphins. Mit ſeiner Sorgloſigkeit um die Nachfolge auf dem Thron war es mit dem Hinſcheiden des Enkels, acht Tage ſpäter, zu Ende. Der nunmehrige Thronerbe war erſt fünfundeinhalb Jahre alt.

Doch wer kann die Schrecken ſchildern, die mit den letztgenannten drei Unglücksfällen auftauchten, ihre Urſachen und die einander widerſtreitenden Verdachtsgedanken, die künſtlich erzeugt und geſchürt worden waren, ferner die gräßliche Wirkung dieſer Gerüchte? Die Feder ſträubt ſich vor ſo geheimnisvollen Greueln. Man kann das Gelingen dieſer Schandtaten nur beklagen, nicht zum mindeſten deshalb, weil ſie die Urſache des Gelingens von weiteren ebenſo abſcheulichen Dingen waren. Man muß ſie beklagen, weil ſie ihren Schatten auf die Zukunft Frankreichs warfen, weil ſie das Unglück des Königreichs auf den Gipfel getrieben haben. Es gibt niemanden im Lande, deſſen Mund nicht immer wieder Gottes Vergeltung anriefe.

Alle dieſe nicht endenden grauenvollen Umſtände und ſchmerzlichen Tatſachen umſtürmten die zähe Natur des Königs. In dieſem vielfachen Ungemach bewies er ſeine Seelengröße um ſo mehr, als er in ſeiner Familie ebenſo wie nach außen unumſchränkter Herrſcher geweſen war. So lange Jahre immer an die höchſten Erfolge gewöhnt, ſah er ſich ſchließlich in jeder Richtung vom Glück verlaſſen. Zu Boden geworfen von erbitterten Feinden, die mit ſeiner ſichtlichen Machtloſigkeit ſpielten und ihn ob ſeines verlorenen Glanzes höhnten, ſah er ſich äußerlich ohne Rückhalt, ohne fähige Miniſter und

Heerführer, und innerlich ſchwer bedrückt, ohne jedweden Troſt, eine Beute ſeiner Schwächen. Einſam und allein mußte er gegen ſeeliſches Grauen ankämpfen, das tauſendmal fürchterlicher war als das ſchlimmſte äußere Ungemach. Er war nicht mehr freier Herr von ſich ſelbſt, und obwohl er die volle Laſt der Feſſeln ſpürte, denen er ſich hingegeben hatte, ſo konnte, ja ſo wollte er ſich nicht freimachen. Sowohl durch eine Neigung, die ihn unbeſiegbar beherrſchte, als auch durch die Gewohnheit, die ihm zur Natur geworden, war er nicht imſtande, ſich über das Tun und Treiben ſeiner Kerkermeiſter klar zu werden. In den Banden dieſer häuslichen Zwangsherrſchaft war er gleichwohl in der Seele zäh und feſt, nach außen gleichmütig, immerdar darum beſorgt, das Steuer noch möglichſt feſt in den Händen zu behalten, noch voller Hoffnung, wo niemand mehr hoffte, und zwar aus Mut und Weltklugheit, nicht aus Blindheit. Zu alledem wären an gleicher Stelle nur wenige Menſchen fähig geweſen, und darum verdient er den Beinamen der Große, den man ihm voreilig zugeſprochen hatte. Das iſt es auch, was ihm die aufrichtige Bewunderung aller Welt eingetragen hat und die Achtung derjenigen ſeiner Untertanen, die davon Zeugen waren. Eine Menge Herzen, die ihm im Laufe ſeiner ſo langen und ſo harten Herrſchaft entfremdet worden waren, fielen ihm zuletzt wieder zu.

Insgeheim fügte er ſich in Gottes Schickung. Er erkannte darin die Vergeltung und unterwarf ſich der ewigen Gnade, ohne ſeine Perſon und ſeine königliche Würde vor den Augen der großen Menge zu demütigen. Im Gegenteil, ſeine Haltung berührte die Menſchen wie ein Hauch von Seelengröße.

Der ſo ſtolze Fürſt ertrug jene Zwangsherrſchaft, er, der ehedem ganz Europa in ſeinen Händen gehalten hatte, er, der ſeine eigenen Untertanen zugunſten von Ausländern und Verwandten arg bedrückt hatte, er, der jedwede Freiheit niedergehalten und ſelbſt die frömmſten und rechtgläubigſten Gemüter geknechtet hatte.

Seine ſtarke innere Zerknirſchung gab ſich gewaltſam kund. Man kann ſie in ſeinen Worten an die ehemalige Königin von England und die Mitglieder des Parlaments deutlich erkennen: er habe ſich

ſeinen Frieden erkauft. Als er ſeinen Letzten Willen aus den Händen gab, bemerkte er, er, der vollendete Herr über ſich ſelbſt, er, der niemals etwas ausſprach, was er nicht ſagen wollte, und alles ſo faßte, wie er es zu ſagen beabſichtigte: man habe ihn damit gequält und ihn veranlaßt, etwas gegen ſeinen Willen und gegen ſeine Pflicht zu tun. Es liegt eine ſonderbare Heftigkeit, ein ſonderbares Weh, ein ſonderbares Bekenntnis in dieſen Worten, die ihm die ſchmerzliche Stimmung der Stunde gewaltſam entriß.

Ludwig XIV. ward nur von ſeinen Kammerdienern, ſonſt ſehr wenig betrauert. Sein Nachfolger war noch zu jung dazu. Madame hatte den König immer nur gefürchtet. Die Herzogin von Berry liebte ihn nicht und rechnete ſchon auf die Herrſchaft. Der Herzog von Orleans hatte keinen Anlaß zu trauern; und wer Grund gehabt hätte, den Toten zu beweinen, tat es nicht.

Paris frohlockte in der Hoffnung auf Freiheit und Unabhängigkeit, nachdem es ſo lange unter dem Joch geſtöhnt, und in der Freude, daß nun die Macht ſo vieler aufhörte, die ſie mißbraucht hatten. Die Vorländer waren verfallen und ausgeſogen. Freudig atmete man allerorts auf, Parlament und Gerichte, denen allerlei Erlaſſe und Verfügungen die Hände gebunden, beglückwünſchten ſich, nun für frei zu gelten, nun frei zu ſein. Das Volk war zugrunde gerichtet, gedrückt, verzweifelt. Jetzt dankte es Gott in lautem Taumel für die Befreiung, die ſeine heißeſten Wünſche nicht mehr zu erhoffen gewagt hatten.

BILDER-VERZEICHNIS

Von Emil Schaeffer

1. LUDWIG XIV. (GEB. 1638, KÖNIG VON 1643–1715) . . . . . Titelbild

Pierre Puget. *Marmorbüſte (etwa 1689), Narbonne, Muſeum.*

Dieſe Büſte, aus karrariſchem weißen Marmor, zeigt den König zur Zeit ſeines höchſten Triumphes, in voller Manneskraft als angehenden Fünfziger. Es iſt eines der charakteriſtiſchſten Porträts des Monarchen, jedenfalls das idealſte, in dem ſeine ganze olympiſche Schönheit und Kraft, ſein übertriebenes Selbſtbewußtſein zum Ausdruck kommen. Die Büſte, die ſich im Muſeum von Narbonne befindet, wird Pierre Puget zugeſchrieben, der ſie bei ſeinem Aufenthalt in Paris und Verſailles im Jahre 1689 geſchaffen habe. Der König ſoll ihn damals mit den Worten entlaſſen haben: „Allez, Monsieur Puget, et travaillez toujours pour moi et me faites de belles choses, comme vous en savez faire.“ (Ph. Augier: „Pierre Puget“ S. 103.)

(Siehe auch Nr. 2, 4, 16, 32, 35.)

2. LUDWIG XIV. MIT DEM GRAND-DAUPHIN, FRAU VON MAINTENON, DEM HERZOG VON BURGUND UND DEM HERZOG VON ANJOU (LUDWIG XV.) . . . . . Nach S. 16

Nicolas de Largillière. *London, Wallace-Collection.*

Ludwig XV. wurde am 15. Februar 1710 geboren, ſein Großvater, der Grand-Dauphin, ſtarb am 15. April 1711. Innerhalb dieſes Zeitraumes muß Largillière ſein Bild gemalt haben, wenn es überhaupt noch zu Lebzeiten des Dauphins und des Duc de Bourgogne entſtand, was der Katalog des Wallace-Muſeums bezweifelt. Ob mit Recht, bleibe dahingeſtellt.

(Siehe auch Nr. 1, 4, 16, 32, 35.)

3. MOLIÈRE ALS CAESAR IN „LA MORT DE POMPÉE“ VON CORNEILLE . . . . . Nach S. 32

Pierre Mignard (1663?). *Paris, Comédie Française.*

Die Tragödie Corneilles wurde im Jahre 1663 zum erſten Male aufgeführt. – Vgl. über dieſes Bild Le Brun-Dalbanne in den „Mémoires de la Société Académique ... du département de l'Aube.“ Troyes 1875, Tom. 39, S. 341 f.

Der „Mercure galant“ vom Jahre 1673 erzählt: „Molière était tout comédien depuis les pieds jusqu'à la tête. Il semblait qu'il eût plusieurs voix: tout parlait en lui; et d'un pas, d'un sourire, d'un clin d'œil et d'un remuement de tête il faisait plus concevoir de choses que le plus grand parleur n'aurait pu dire en une heure ...“

(Siehe auch Nr. 17.)

4. LUDWIG XIV. . . . . Nach S. 48

Robert Nanteuil. *Kupferſtich vom Jahre 1663, Berlin, Kupferſtich-Kabinett.*

Vgl. über dieſen Stich Robert-Dumesnil: „Le Peintre-Graveur Français.“ Paris 1839, IV. Bd., S. 131, Nr. 153.

„Seine Majeſtät ſind eher hochgewachſen als mittelgroß, und wenn die Schönheit hauptſächlich auf dem richtigen Verhältnis der einzelnen Teile zueinander beruht, ſo wäre ich ſehr geneigt, den König ‚ſchön‘ zu heißen, da alle ſeine Gliedmaßen ſehr wohlgeformt ſind. Dieſer Schönheit tut ein wenig der Umſtand Eintrag, daß ſein Antlitz der feineren Farbentöne entbehrt, mehr vom Dunkeln als vom Hellen hat, ſo daß ich es bronzefarben nennen möchte; und dann ſtören mich, aber nur ein bißchen, die Blattern darin. Seine Erſcheinung und ſeine Art zu ſchauen, die ſehr majeſtätiſch iſt, laſſen ihn beim erſten Anblick furchteinflößend wirken, aber von dieſem erſten Eindruck wird jedermann durch die überaus liebenswürdige Konverſation des Königs abgebracht, zumal da während der Unterhaltung ſehr häufig über ſeine Züge ein anmutiges Lächeln gleitet, das die Herzen erobert.“ (Aus einem Bericht des Kardinals Flavio Chigi.)

(Siehe auch Nr. 1, 2, 16, 32, 35, 36.)

5. JEAN-BAPTISTE COLBERT (1619–1683) . . . . . Nach S. 56

Claude Lefebure (1666). *Verſailles, Nationalmuſeum.*

Der Abbé de Choisy ſchreibt in ſeinen Memoiren: „Colbert avoit le visage naturellement refrogné. Ses yeux creux, ses sourcils épais et noirs, lui faisoient une mine austere, et lui rendoient le premier abord sauvage et négatif...“ Dieſe Schilderung paßt auf den Colbert, den Mignard malte; von dem Colbert, den Philippe de Champaigne, Lefebure und Nanteuil porträtierten, möchte man eher glauben, was im Journal des Olivier d'Ormesson zu leſen ſteht: „... Mr. Carpentier m'a dit que M. Colbert dansait fort bien et que c'était sa plus forte passion ...“

6. FRANÇOIS-MICHEL LE TELLIER, MARQUIS DE LOUVOIS (1641–1691) . . . . . Nach S. 60

Pierre Mignard. *Reims, Muſeum.*

„In Louvois hätte niemand, der ihn ſah, die Eigenſchaften eines wirkſamen Miniſters ſuchen ſollen. Eine große, maſſenhafte, ſchwerfällige Geſtalt, ſtarke, beinahe rohe, wenig ausgebildete Geſichtszüge, eine rückſichtsloſe, heftige Art, ſich zu betragen, ſo daß man, wenn es möglich war, der Notwendigkeit, ihn zu ſehen, auswich, ließen weder Spannkraft, noch Geiſt, noch Verſtändnis der Welt in ihm erwarten.“ (Ranke: „Franzöſiſche Geſchichte.“ Leipzig 1877, 3. Auflage, III. Bd., S. 487.) Eine genaue Schilderung von Louvois hat anſcheinend keiner ſeiner Zeitgenoſſen, die doch ſo gern „Porträts“ entwarfen, uns hinterlaſſen. Man muß, will man ſich an die literariſche Überlieferung halten, die Erſcheinung des gewaltigen Miniſters aus einzelnen gelegentlichen Bemerkungen rekonſtruieren. Vgl. Rousset: „Histoire de Louvois.“ Paris 1863, IV. Bd., S. 551.

7. VERSAILLES, VOM VORHOFE AUS GESEHEN . . . . . Nach S. 64

Zeichnung und Stich von P. Menant.

8. MARIA-THERESIA, KÖNIGIN VON FRANKREICH (1638–1683) . . . . . Nach S. 86

Charles Beaubrun. *Verſailles, Nationalmuſeum.*

Da die Königin im Jahre 1660 die Gattin Ludwigs XIV. wurde und Pitau dieſes Porträt bereits Anno 1662 ſtach, ergibt ſich ſein Entſtehungsdatum von ſelber. Charles Beaubrun malte es, wahrſcheinlich gemeinſam mit ſeinem Vetter Henri, gewiß bald nach der Hochzeit des Königs. Der Kardinal Flavio Chigi, der Ludwig XIV. die Glückwünſche Alexanders VII. zur Geburt ſeines Sohnes überbrachte, gibt folgende Schilderung der Königin: „Sie hat eine kleine Geſtalt, ſchwarze Haare und ein Antlitz, das ebenfalls klein iſt, zart und ungemein weiß. Und deſſen Glanz erhöht ſie durch das künſtliche Rot ihrer Wange. Die Naſe iſt, was die Länge betrifft, etwas unproportioniert.“ Franzöſiſche Berichte ſagen, die Farbe ihres Haares ſei blond geweſen.

9. FRANÇOISE-LOUISE DE LA BAUME LE BLANC, HERZOGIN VON LA VALLIÈRE (1644–1710) . . . . . Nach S. 88

Pierre Mignard. *Paris, Collection Edmond Berquier.*

Von den vielen Porträts, die als Bildniſſe dieſer erſten Geliebten Ludwigs XIV. gelten, hat dieſes den größten Anſpruch auf Authentizität. Vgl. Lair: „Louise de La Vallière et la jeunesse de Louis XIV.“ Paris 1902, S. 369.

„Mademoiselle de La Vallière“ – heißt es in den „Mémoires“ ihres Jugendgeſpielen Choisy – „n'étoit pas de ces beautez toutes parfaites qu'on admire souvent sans les aimer . . . Elle avoit le teint beau, les cheveux blonds, le sourire agréable, les yeux bleux, et le regard si tendre et en même temps si modeste qu'il gagnoit le cœur et l'estime au même moment . . .“

10. FRANÇOISE-ATHÉNAÏS DE ROCHECHOUART, MARQUISE DE MONTESPAN (1640–1707) . . . . . Nach S. 96

Caspar Netscher (1670). *Dresden, Gemäldegalerie.*

„La nature“ – ſchreibt M. de Noailles – „avait prodigué tous ses dons à Mme. de Montespan: des flots de cheveux blonds, des yeux bleus ravissants avec des sourcils plus foncés, qui unissaient la vivacité à la langueur, un teint d'une blancheur éblouissante, une de ces figures enfin qui éclairent les lieux où elles paraissent . . .“ Auch Saint-Simon hebt das Strahlende ihres Weſens hervor, wenn er die bereits Gealterte noch immer „belle comme le jour“ findet, und Madame de Sévigné ruft begeiſtert: „C'est une chose surprenante que sa beauté!“ . . . Le revers de la médaille: Am 29. Dezember 1701 berichtet Eliſabeth Charlotte von Orleans der Kurfürſtin Sophie von Hannover: „. . . mad. de montespan hatt ihre gantze haut alß wen die Kinder Künſten mitt papier machen, undt Es klein zuſammenlegen, den Ihr gantz geſicht iſt gantz voller kleinen runtzellen ahn Einander, daß Es zu verwundern iſt, Ihre ſchönne haar ſeindt Schneeweiſz, undt daß gantze geſicht iſt roht alſo gar nicht ſchön mehr . . .“

(Siehe auch Nr. 27.)

11. MARIE-ANGÉLIQUE SCORAILLE DE ROUSSILLE, HERZOGIN VON FONTANGES (1661–1681) . . . . . Nach S. 100

Pierre Mignard (etwa 1679). *Madrid, Prado.*

„... Il [sc. Mignard] avoit fait aussi le portrait de Mme. de Fontanges, et le Roi lui même n'avoit pas trouvé que le Peintre eût rien diminué des charmes de cette belle personne." (Monville: „La vie de Pierre Mignard." Amſterdam 1731, S. 126.)

Vgl. S. 99 ihre Charakteriſtik durch Abbé de Choisy und S. 475 f. durch Saint-Simon.

12. FRANÇOISE D'AUBIGNÉ, MARQUISE DE MAINTENON (1635–1719) . . . . . Nach S. 104

Pierre Mignard (1694). *Paris, Louvre.*

„Au reste, Madame, j'ai vu la plus belle chose, qu'on puisse imaginer: c'est un portrait de Mme. de Maintenon, fait par Mignard; elle est habillée en sainte Françoise Romaine; Mignard l'a embellie, mais c'est sans fadeur, sans incarnat, sans blanc, sans l'air de la jeunesse; et sans toutes ces perfections, il nous fait voir un visage et une physionomie au dessus de tout ce que l'on peut dire: des yeux animés, une grace parfaite, point d'atours et avec tout cela aucun portrait ne tient devant celui là." (Madame de Sévigné: „Lettres", ed. Hachette, X. Bd., S. 208.) Die Bibliothèque Nationale zu Paris verwahrt unter ihren Papieren folgende anonyme, im Stile eines Reiſepaſſes gehaltene Schilderung von Madame de Maintenon, die d'Haussonville und Hanotaux in ihren „Souvenirs sur Madame de Maintenon", Paris 1902, I, S. VI publizierten: „Visage ovale d'un tour admirable, beau teint, grands yeux noirs fort vifs, nez aquilin, bouche grande, belles dents, lèvres vermeilles bien bordées, sourire charmant, mains et bras bien taillés, beau port, physionomie fine ... cachant avec soin une belle gorge ..."

13. JACQUES-BÉNIGNE BOSSUET (1627–1704) . . . . . Nach S. 136

Hyazinthe Rigaud (1698). *Florenz, Uffizien.*

Dieſes Porträt bringt das Geiſtige in Bossuet weit intenſiver zum Ausdruck als Rigauds ungleich berühmteres, ganz auf Repräſentation geſtelltes Bildnis des Erzbiſchofs von Meaux, das heute im „Salon Carré" des Louvre hängt. Auf dem Stich, den Edelinck nach dieſem Porträt ſchuf, iſt zu leſen: „Aetatis anno 74." Danach müßte das Porträt im Jahre 1701 entſtanden ſein. Aber aus Rigauds „Livre de Comptes" (herausgegeben von Eudel, Paris 1910) wiſſen wir, daß dieſes Bildnis (S. 39) bereits Anno 1698 entſtand, und zwar im Auftrage Cosimos III. de' Medici. Rigaud malte allerdings im Jahre 1700 Porträts von Bossuet, wie aus dem „Journal" ſeines Eckermann, des Abbé Le Dieu hervorgeht. Dort heißt es (Paris 1856, II, S. 151 f.) unterm 27. September 1700: „Il [Bossuet] a été chez Rigaud faire retoucher ses deux portraits, pour M. le Chantre et pour M. de Moreri, de Meaux"; und am 3. November 1701 endlich (ſ. ebd. S. 245) begann Rigaud das Porträt im Louvre, das aber erſt, nach Bossuets Tode, 1705 vollendet und geſtochen wurde.

Ein ſubtiles literariſches Porträt hat ſeltſamerweiſe kein Zeitgenoſſe von Bossuet entworfen, aber der Abbé de Choisy zeigt uns die Wirkung ſeiner Perſönlichkeit. Er ſchildert ihn „tantôt majestueux et tranquille comme un grand fleuve, conduisant ses

auditeurs d'une manière douce et presqu'insensible à la connoissance de la vérité; tantôt rapide et impétueux comme un torrent, forçant les esprits, entraînant les cœurs, et ne permettant que le silence de l'admiration."

14. CHARLES LE BRUN (1619–1690) . . . . . Nach S. 144
Selbſtporträt (1684). *Florenz, Uffizien.*
Die ſchmeichelhafte Aufforderung Cosimos III., ihm für die Sammlung der Selbſtbildniſſe der Uffizien ſein Porträt zu ſenden, beantwortete Lebrun am 8. Februar 1683 mit einem Schreiben, worin es heißt: „... Je suis trop convaincu que mon portrait est indigne d'avoir une place dans ce fameux cabinet où l'on voit les plus belles choses d'Europe ... Comment luy pourrois-je reffuser mon portrait, moi qui me ferois gloire de me donner en personne à Elle, si le service du plus grand Roy de l'univers ne me retenoit à Paris ..." – Im November 1684 ſandte Lebrun das Porträt nach Florenz und bekannte in dem Begleitſchreiben vom 20. dieſes Monats: „... Je ne me suis jamais faict une joye d'estre connu par les traits de mon visage." Vgl. Gualandi: „Nuova raccolta di Lettere sulla Pittura, Scultura ed Architectura etc." Bologna 1845–1856, III. Bd., S. 199–202.

15. „LES BAINS D'APPOLLON" IM PARKE VON VERSAILLES
. . . . . Nach S. 152
Stich nach Zeichnung von P. Martin.

16. LUDWIG XIV. ALS „ENDYMION, UMGEBEN VON NYMPHEN"
. . . . . Nach S. 156
Pierre Mignard. *Darmſtadt, Muſeum.*
In jener Nymphe, die, Schweigen gebietend, den Finger an die Lippen legt, wird man die Marquiſe de La Vallière leicht erkennen.
(Siehe auch Nr. 1, 2, 4, 32, 35, 36.)

17. JEAN-BAPTISTE POQUELIN, GENANNT MOLIÈRE (1622–1673)
. . . . . Nach S. 160
Pierre Mignard (1670–1672). *Chantilly, Musée Condé.*
Vergl. über dieſes Porträt, das man um ſeiner intimen Art willen mit Unrecht Mignard abſprechen wollte, Gruyer: „Chantilly." Paris 1899, S. 297 f.
Die äußere Erſcheinung Molières hat uns die Tochter eines Schauſpieler-Kollegen, Madame Poisson, im „Mercure de France" (Mai 1740) geſchildert: „Il n'était ni trop gras ni trop maigre. Il avait la taille plus grande que petite, le port noble, la jambe belle; il marchait gravement, avait l'air très serieux, le nez gros, la bouche grande, les lèvres épaisses, le teint brun, les sourcils noirs et forts, et les divers mouvements qu'il leur donnait lui rendaient la physionomie extrêmement comique."
(Siehe auch Nr. 3.)

18. FRANÇOIS VI., PRINCE DE MARSILLAC, HERZOG VON LA ROCHEFOUCAULD (1613–1680) . . . . . Nach S. 168

Philippe Choffard (1779). *Kupferſtich nach einem Emailporträt des Jean Petitot.*

Petitot hat ſein Emailporträt wohl kaum vor dem Modell geſchaffen, und ſein „Vor-Bild“ – dies Wort im engſten Sinne genommen – blieb uns unbekannt. Aber außer einem ziemlich rohen Stich des nicht gerade als zuverläſſig bekannten Moncornet ſcheint es bereits im achtzehnten Jahrhundert kein anderes Porträt von La Rochefoucauld gegeben zu haben. Zum mindeſten kopieren ſämtliche Bildniſſe des Herzogs, die wir heute kennen, mehr oder weniger getreu das Werk Petitots.

Im „Portrait du Duc de la Rochefoucauld fait par lui-même“ heißt es: „Je suis d'une taille mediocre, libre, et bien proportionnée. J'ai le teint brun, mais assez uni, le front élevé et d'une raisonnable grandeur; les yeux noirs, petits, et enfoncés, et les sourcils noirs et épais, mais bien tournés. Je serois fort empêché à dire de quelle sorte j'ai le nez fait ... tout ce que je sais, c'est qu'il est plutôt grand que petit, et qu'il descend un peu trop en bas ... J'ai les cheveux noirs, naturellement frisés, et avec cela assez épais et assez longs pour pouvoir prétendre en belle tête. J'ai quelque chose de chagrin et de fier dans la mine ...“

19. JEAN DE LA BRUYÈRE (1645–1696) . . . . . Nach S. 176

Pierre Savart (1778).

Kupferſtich nach einem Gemälde des Jean de Saint-Jean. *Berlin, Kupferſtich-Kabinett.*

Vgl. über dieſen Stich Faucheux: „Catalogue de toutes les Estampes ... de Pierre Savart.“ Paris 1864, S. 124, Nr. 8.

Das Gemälde des Saint-Jean, das erſt nach La Bruyères Tode von den Stechern kopiert wurde, iſt nicht auf uns gekommen, und auch von den Zeitgenoſſen hat keiner die Perſönlichkeit La Bruyères geſchildert.

20. PHILIPP V., KÖNIG VON SPANIEN (1683–1746) . . . . . Nach S. 208

Hyacinthe Rigaud (1700). *Paris, Louvre.*

„... man ſagt Er betrübe ſich ſo übel gewachſen zu ſehen, daß jammert mich recht, der duc d'anjou hatt daß beſte gemüht von der welt, iſt aber nicht gar ahngenehm von perſon, ich glaube Er wirdt ſo ſtarck werden, alß der König In poln, den In ſeinem alter kan Ihn der ſterkſte Man weder die fauſt noch den arm biegen machen ...“ (Eliſabeth Charlotte von Orleans an die Kurfürſtin Sophie von Hannover am 16. September 1699.)

Philipp von Anjou, der Enkel Ludwigs XIV. und zweiter Sohn des Grand Dauphin, wurde 1700 als Philipp V. König von Spanien.

21. SÉBASTIEN LE PRÊTRE DE VAUBAN (1633–1707) . . . Nach S. 234

Hyacinthe Rigaud (?). *Rötelzeichnung. Paris, Collection Segretain.*

Dieſe Zeichnung, die als eine Studie des Charles Lebrun gilt, ſtimmt ſelbſt in den kleinſten Einzelheiten mit einem uns heute nur mehr durch Stiche bekannten Porträt Vaubans von Rigaud ſo ſehr überein, daß wir entweder die Autorſchaft an dieſem Bildnis Lebrun zuerkennen oder – und dies wohl mit beſſerem Rechte – auch die Zeichnung für Rigaud in Anſpruch nehmen müſſen.

Saint-Simon ſagt von ihm: „C'était un homme de médiocre taille, assez trapu, qui avait fort l'air de guerre, mais en même temps un extérieur rustre et grossier pour ne pas dire brutal et féroce. Il n'était rien moins ...“ Und an einer anderen Stelle: „C'était un homme de basse mine, modeste, réservé, dont la physionomie ne promettait rien ...“ („Mémoires“, ed. Cheruel, I, S. 4 und oben S. 144.)

22. ELISABETH CHARLOTTE, HERZOGIN VON ORLEANS (1652–1722) . . . . . Nach S. 256

Nicolas de Largillière. *Chantilly, Musée Condé.*

Nach dem Koſtüm der Herzogin zu ſchließen, malte Largillière dieſes Porträt, das übrigens zu ſeinen beſten gehört, bereits zur Zeit der „régence“, und ſo dürfte es eigentlich in einem Buche über den Hof Ludwigs XIV. keine Aufnahme finden. Aber „Liſelotte“, „tutta di cuore Allemanno“, wie der venezianiſche Geſandte Sebastiano Foscarini ſie nennt, iſt von all den Damen und Herren, die damals durch den Park von Verſailles ſchritten, „unſerem Herzen die Nächſte“, und ſo wird man um ſo geneigter ſein, den Anachronismus zu verzeihen, als dieſes Porträt einer mehr als ſechzigjährigen Najade hierzulande wenig gekannt iſt.

(Siehe auch Nr. 25.)

23. ARMAND-JEAN LE BOUTHILLIER DE RANCÉ, ABBÉ DE LA TRAPPE (1626–1700) . . . . . Nach S. 288

Hyacinthe Rigaud (1696).

Soligny la Trappe, Monastère de Maison Dieu. *Notre Dame de la Grande Trappe.*

Eine Replik des Bildes befindet ſich im Muſeum von Carpentras.

Siehe S. 286–290 die Entſtehungsgeſchichte dieſes Porträts.

Marsollier in ſeiner „Vie de l'abbé de la Trappe“ entwirft folgende Schilderung von dem jungen Abbé de Rancé, aus der alles, was auch für den Aſketen von La Trappe noch charakteriſtiſch iſt, hier wiedergegeben ſei: „... sa taille étoit au dessus de la médiocre, bien prise et bien proportionnée ... il avoit le front élevé, le nez grand et bien tiré sans être aquilin, ses yeux étoient plein de feu ... Il se formoit de tout cela un certain air de douceur et de grandeur ... qui le faisoit aimer et respecter tout ensemble.“

24. JEAN-BAPTISTE RACINE (1639–1699) . . . . . Nach S. 304

Georges Vertue.

Kupferſtich nach einem Gemälde des Jean Baptiste Santerre. – Berlin, Kupferſtich-Kabinett.

Dieſer Stich iſt auch das Titelbild des zweiten Bandes der prachtvollen Ausgabe der „Oeuvres de Racine.“ A Paris, 1760. – Alle Bildniſſe Racines gehen auf das Porträt Santerres zurück, das ſich noch heute bei den Nachkommen des Dichters zu Toulouse befindet. Über den Dichter Racine haben Unzählige geſchrieben, die Erſcheinung des Menſchen Racine hat niemand in Worten geſchildert, nicht einmal ſein Sohn in den „Mémoires sur la vie de Jean Racine.“

25. ELISABETH CHARLOTTE, HERZOGIN VON ORLEANS Nach S. 320

Hyacinthe Rigaud (?). *Braunſchweig, Gemäldegalerie.*

Dieſes Porträt gilt als eine vielleicht eigenhändige Wiederholung Rigauds nach jenem Bildnis der Herzogin, worüber dieſe am 18. Juni 1713 der Raugräfin Louiſe ſchreibt:

„... man hatt ſein leben nichts gleicheres geſehen, alß Rigeaut mich gemahlt hatt.“ Ob ſie aber nicht ein zweites Mal ſich von Rigaud „nach dem Leben“ porträtieren ließ? Die Abſicht hatte ſie jedenfalls, wie aus dem Anfang des Briefes klar hervorgeht: „... Mein contrefait werde ich ma tante ſchicken, ſo baldt es möglich wirdt ſein können. Ich werde nach mich ſelber außmalen laßen, damitt es ein original ſein mag ...“ Andere mit dem Braunſchweiger Bilde übereinſtimmende Porträts befinden ſich in den Muſeen von Verſailles und Budapeſt, im Musée Rath zu Genf und im Schloß Ferrières des verſtorbenen Barons Alphons Rothſchild. Keines von all dieſen Gemälden hat ſich bisher mit Sicherheit als „das Original“ Rigauds nachweiſen laſſen.

„... Wer mich Nur Einmahl geſehen hatt, kan gar woll perſuadirt ſein, daß ich mitt meinem geſicht undt taille Nie keine jalouſie geben kan ...“ (Aus einem Briefe der Herzogin an die Kurfürſtin Sophie von Hannover vom 24. November 1695.) „... Ich bin gewiß, daß E. L. nicht ſoviel ronſellen haben alß Ich ... aber Ich frage gantz und gar nichts darnach, bin Nie ſchön geweßen, habe alſo nicht viel verlohren ...“ (Aus einem Briefe der Herzogin an die Kurfürſtin Sophie von Hannover vom 29. Dezember 1701.)

(Siehe auch Nr. 22.)

26. PHILIPP, HERZOG VON ORLEANS (1640–1701) . . . . . Nach S. 328

Vallerant Waillant (1660). *Paſtell. – Wien, Albertina.*

„... ſage Nur dißes das Monsieur der beſte Menſch von der Welt iſt ... Er gleicht an keins von ſeinen Contrefaict.“ (Eliſabeth Charlotte von Orleans an die Kurfürſtin von Hannover am 3. Dezember 1672.) Saint-Simon hingegen findet: „Alle Bildniſſe von ihm ſind gut getroffen.“ (Siehe S. 331.)

27. FRANÇOISE-ATHÉNAÏS, MARQUISE DE MONTESPAN Nach S. 360

Pierre Mignard (etwa 1671). *Troyes, Muſeum.*

Vergl. über dieſes Portrait Le Brun-Dalbanne: „Étude sur Pierre Mignard.“ Paris 1888, S. 64–87, wo es heißt: „... ici Pierre Mignard s'est surpassé.“

(Siehe auch Nr. 10.)

28. LOUIS, GRAND-DAUPHIN VON FRANKREICH (1661–1711)

. . . . . Nach S. 400

Antoine Masson. *Kupferſtich vom Jahre 1680. – Berlin, Kupferſtich-Kabinett.*

Vergl. über dieſen Stich Robert-Dumesnil: „Le Peintre-Graveur Français.“ Paris 1836, II. Bd., S. 128, Nr. 46.

Vgl. S. 409 ff. die Schilderung des Dauphins durch Saint-Simon.

29. DER GRAND-DAUPHIN MIT SEINER FAMILIE . . . . Nach S. 416

Pierre Mignard (1686). *Paris, Louvre.*

„Er verbrachte ſeine Tage in Fett und Stumpfſinn,“ ſagt (S. 415 u. 416) Saint-Simon vom Dauphin, „... er pfiff im Salon zu Marly in irgendeiner Ecke ... ſtarrte alle, ohne jemanden wirklich zu ſehen, mit großen Augen an, redete nicht, vergnügte ſich nicht ... und dachte nichts.“ Und Duclos ſchreibt in ſeinen „Mémoires secrets“: „Il passait des journées entières appuyé sur ses coudes, ... les yeux fixés sur une table nue, ou assis sur une chaise, frappant ses pieds du bout d'une canne pendant toute une après-

dînée“ ... Man wird finden, daß Mignard, ſelbſt in einem höfiſchen und offiziellen Porträt, ſich beſſer auf die Charakteriſierung ſeiner Modelle verſtand, als man gemeinhin annimmt. Santeuil dichtete auf dieſes Porträt die ſtolzen Verſe:

„Aspice venturos futura in saecula Reges
Gallia, quondam orbis sentiet esse suos.“

(Siehe auch Nr. 2.)

30. MARIE-ADELAÏDE VON SAVOYEN, HERZOGIN VON BURGUND (1685–1712) . . . . . Nach S. 424

Simon Thomassin. Kupferſtich nach dem verlorenen Gemälde eines unbekannten Künſtlers. Paris, Bibliothèque Nationale.

Auf der Umrahmung dieſes Porträts iſt zu leſen: „Ce portrait a esté gravé avec la permission du Roi, d'après celui que Mr. le Comte de Tessé, envoia à sa Majesté au mois de Septembre dernier.“ Tessé, der am Hofe des Herzogs von Savoyen zu Turin im Auftrage Ludwigs XIV. die Verhandlungen wegen der Verlobung des Herzogs von Burgund mit Marie-Adelaïde führte, begleitete die Sendung des Porträts mit einem vom 16. Juli 1696 datierten Schreiben, worin es heißt: „Ce portrait est très ressemblant, à cela près que l'on lui a fait les cheveux un peu moins noirs qu'elle ne les a ...“ In einem ſpäteren Briefe vom 11. Auguſt 1696 fügte er ergänzend hinzu: „elle a les cheveux d'un châtain mesme assez clair ...“ Als ſie dann nach Frankreich kam, berichtete der Zeremonienmeiſter Desgranges, der ſie in Chambery zu begrüßen hatte, am 14. Oktober 1696 nach Verſailles über die äußere Erſcheinung der jungen Herzogin: „Je la trouve bien faitte, assez grande pour son âge, la peau belle ... Pour le visage, il est assez agréable. Elle a la physionomie spirituelle ...“; und der „Mercure de France“ rühmt von ihr: „Elle a beaucoup de noblesse dans sa physionomie, le teint beau, et de très belles couleurs quoique naturelles. Elle a les yeux parfaitement beaux, les cheveux d'un très beau blond cendré.“ Am kühlſten äußert ſich Eliſabeth Charlotte von Orleans über die neue Verwandte, von der ſie am 8. November 1696 der Kurfürſtin von Hannover folgende Schilderung entwirft: „... ſie hatt ſchönne blonde haar undt In großer Menge, ſchwartze augen und augenbrauen undt augenlieder gar lang und ſchön, die haut gar glat aber nicht gar weiß, daß Näßgen weder hübſch noch heßlich Einen großen Mund undt dicke lefftzen, mit einem Wort Ein recht öſtereichiſch Maul und Kin ...“

31. FRANÇOIS DE SALIGNAC DE LA MOTHE, FÉNELON (1651–1715) . . . . . Nach S. 440

Joseph Vivien. München, Alte Pinakothek.

Eine Replik dieſes Porträts befindet ſich in Verſailles.

„... Er iſt heßlich von Perſon hatt Nur die hautt auff den Knochen und gar holle augen aber Er iſt gar angenehm In Converſation, Eine groſze vivacitēt ſehr höfflich und polie auch luſtig, lacht und ſchwetzt gern ohne façon mir hat er woll gefahlen ...“ (Aus einem Briefe der Eliſabeth Charlotte von Orleans an die Kurfürſtin Sophie von Hannover vom 5. Juli 1711.)

Vgl. auch S. 437.

32. APOTHEOSE LUDWIGS XIV. . . . . Nach S. 448
Charles Lebrun. *Budapeſt, Nationalgalerie.*
Vgl. über dieſes Bild Dussieuz: „Les Artistes français à l'étranger." Paris 1876, S. 160, und Lejeune: „Guide théorique et pratique de l'Amateur de tableux." Paris 1863–66, 3 vols., III. Bd., S. 307. Dieſes Bild kann ſchwerlich als ganz eigenhändiges Werk Lebruns gelten.
Um dieſe Apotheoſen Lebruns, deren es mehrere gab, zu verſtehen, muß man ſich erinnern, daß ſchon Richelieu ſchrieb: „Les rois sont les vives images de Dieu", und ſpäter Bossuet in ſeiner „Politique tirée de l'écriture sainte", geſtützt auf den 81. Pſalm, verkündete: „Die Könige ſind Götter!"
(Siehe auch Nr. 1, 2, 4, 16, 35, 36.)

33. VERSAILLES, VOM PARKE AUS GESEHEN . . . . . Nach S. 464
Zeichnung und Stich von P. Menant.

34. ANSICHT VON MARLY . . . . . Nach S. 472
Stich von Sébastien Antoine nach Pierre Le Pautre.

35. LUDWIG XIV. IM JAHRE 1688 . . . . . Nach S. 480
Unbekannter Künſtler. — Miniatur aus den „Heures de Louis le Grand, faites dans l'Hostel royal des Invalides, 1688." *Paris, Bibl. Nat. – Latin 9476, fol. Av.*
Vgl. Anmerkung 1 auf S. 116.
(Siehe auch Nr. 1, 2, 4, 16, 32, 36.)

36. LUDWIG XIV. IM JAHRE 1705 . . . . . Nach S. 496
Antoine Benoist. Medaillon aus ziſelierter und vergoldeter Bronze. *Verſailles, Schloß.*
Dieſes Bronzemedaillon, eine Wiedergabe des farbigen Wachsreliefs vom ſelben Künſtler, wurde für den Kanzler von Pontchartrain gegoſſen und zeigt den König im Alter von 67 Jahren; es iſt ſigniert und trägt die Jahreszahl 1705.
Antoine Benoist (1639—1717) hat ſich als Maler und auch als Bildhauer einen großen Namen gemacht; ſeine Berühmtheit verdankt er vor allem ſeinen Porträtreliefs in farbigem Wachs. Darüber ſagt Michel de Marolles in „Le Livre des Peintres":

C'est Antoine Benoist, de Joigny, de Bourgogne,
Qui fait toute la cour, si bien au naturel,
Avecque de la cire où se joint le pastel,
Que de la vérité l'âme seule s'éloigne.

* * *

Die vier Veduten 7, 15, 33, 34 ſtammen aus dem Werke „Les Plans, Profils et Elevations des Ville, Château de Versailles ... Levez sur les Lieux, Dessinez et Gravez en 1714 et 1715. A Paris, chez Demortain."

Während der größte Teil der Bilder durch den Verlag nach den Originalen neu aufgenommen worden iſt, ſtanden für einige die bei Ad. Braun & Cie., Dornach i. Elſ. (3, 9, 12, 17, 20, 21, 23, 27, 29), F. Bruckmann A.-G., München (10, 25, 31), Fratelli Alinari, Florenz (13, 14), A. Giraudon, Paris (22), Lacoste & Co., Madrid (11), Mansell & Co., London (2) vorhandenen Photographien zur Verfügung.

NAMENVERZEICHNIS

Aignan, Abbé 459.
Albret, Graf Karl v. 102, 477.
Alère, M^lle d' 54.
Alexander der Große 161.
Ambroſius 121.
Ancre, Marſchall 11.
Angoulême, Herzogin v. 231.
Anſelmus, Abt 256.
Antin, Louis-Antoine Herzog v. 83, 382 f., 412.
Antoine, Sébastien 516.
Argenson, Marc-René Marquis v. 377.
Armagnac ſiehe Lothringen.
Arnauld, Jacqueline 120.
Arnauld, Antoine 52, 120, 122.
Arpajon, Herzogin v. 268.
Artagnan, Pierre de Montesquiou d' 272.
Athlone, Graf v. 270.
Aubespine, Charlotte v., ſiehe Herzogin von Saint-Simon.
Aubigné, Agrippa v. 102, 104, 111, 204.
– Charles v. 294 f.
– Françoise v., Comtesse d'Ayen 304.
Aubigney, Erzbiſchof von Rouen 491.
Audran, Gérard 152, 189.
Auguſtinus 121 f.
Auneuil 267.

Bailly, Pater 424.
Balzac 31, 167.
Barbançon, Octave-Ignace Fürſt v. 238.
Barbesieux, Louis-François le Tellier, Marquis v. 306, 311 f., 335.
Bassompierre, Marſchall 16.
Baudelaire 192.
Bayern, Max Emanuel Kurfürſt v. 270, 501.
Beaubrun, Charles 509.
Beauvillier, François Herzog v. 68, 257, 266, 278 f., 282, 308, 337, 371 f., 379, 386, 391, 402, 404, 425, 431, 435, 442 ff., 491.
– Louiſe, Herzogin v., geb. Colbert 54, 205, 280.
– Paul, Herzog v. 54, 55, 205.
Bellori, Giovanni Pietro 148.
Benoist, Antoine 76, 516.
Benserade, Isaac v. 89.
Bergeyck, Jan van 366.
Bernard, Samuel 82, 366 f.
Bernhard, König von Italien 202.
Bernini, Lorenzo, 43, 62, 129, 197.
Bérolade de Verville 34.
Béthune, Herzogin v. 280.
Blainville, Jules Armand Colbert, Marquis v. 249.
Blanchard 152.
Blancmesnil, Parlamentsrat 22.
Blansac, Frau v. 346 f.

Blois, Mlle de, Françoise-Marie, ſiehe Frankreich.
Blouin, Louis 374 f., 409, 437, 445.
Bodin, Jean 18, 50.
Boileau-Depréau, Nicolaus 157 f., 161, 163, 178, 304.
Boisguilbert, General v. 356.
Bontemps, Alexandre 105, 257 f., 314 f., 481.
Bossuet, Jacques-Bénigne 51, 65 f., 97, 116, 133, 135, 176, 281, 359, 411, 441, 489 f.
Boucher, François 191.
Boudin, Leibarzt 389, 396, 420 f., 427, 431.
Boufflers, Marquis v. 236, 270, 296 f., 364, 466.
Bouillon, Grand Chambellan de France 12, 68, 364.
– Marie Herzogin v., geb. Mancini 41, 43, 101, 320.
– Kardinal v. ſiehe Tour d'Auvergne.
Boulle, Charles André 153.
Bourbon, Louis v. 91.
Bourdaloue, Louis, Jeſuit 66, 136, 441.
Bracciano, Anne-Marie, Herzogin v. (Mlle de La Tremoïlle) 259, 267.
Brancas, Marie, Herzogin v. 276.
– Marſchall v. 415.
– Abbé v. 415.
Bressey, Baron v. 235.
Breval, Mlle 255.
Brinvilliers 100.
Brionne, Graf v. 292, 407.
Briſſac, Albert de Grillet, Marquis v. 305.
– Herzogin v., Tochter Claudes de Saint-Simon 203.
Broſſe, Salomon de 146.
Broussel, Parlamentsrat 22.
Bryas, Erzbiſchof 276.
Buckle 115.
Burckhardt, Jakob 48.
Bury, Anne-Marie, Gräfin v. 260.

Caffieri 153.
Cambout, Mlle 255.
Canillac, Marquis v. 300 f.
Casaus 408 f., 413.
Caſtries, Frau v. 404 f.
Catinat, Nicolas 215.
Cavoye, Louis Marquis de 305, 473.
Caylus, Frau v. 54, 163, 304, 391, 408, 425, 458, 490, 493.
– Marquis v. 156, 187, 192, 194.
Chamillart, Michel v. 208, 311 f., 323, 338, 356, 366.
Champaigne, Philipp v. 147.
Chantelou 43, 57.
Chardin, Jean Baptiſte Siméon 191.
Châteauthiers, Gräfin v. 246.
Châtillons 12.
Cheſne 427.
Cheverny, v. 425, 427.
Chevreuſe, Jeanne-Marie, Herzogin v., geb. Colbert 13, 54, 169, 280.
– Charles-Honoré, Herzog v. 55, 142, 266, 278, 282, 285, 371 f., 379, 427, 441 f.
Chimay, Prinzeſſin v. (Tochter des Herzogs v. Saint-Simon) 211.
Choffard, Philippe 512.
Choin, Marie Emilie Joly de 112 f., 261, 390, 392 f., 407, 409 f., 430.
Choiſeul, Herzog v. 212, 337.
Choiſy, Abbé de 99.
Chryſoſtomos 121.
Cinq-Mars, Marquis v. 14.
Ciſterna, Fürſtin della 291.
Clemens X., Papſt 310 f.

Clemens XI., Papst 122.
Clermont, François Alphonse v. 261f.
Coëtanfao 394.
Cœuvres, Marſchallin v. 362.
Colbert, Jean-Baptiste 53ff., 81, 84, 90, 95, 102, 141, 145, 150f., 156, 197f., 216, 462.
Condé, Louise-Françoise (Mlle de Nantes, Madame la Duchesse) 95, 240, 250, 259f., 299f., 322, 390, 398, 408, 455, 478.
– Louis III. (Monsieur le Duc) 176, 240, 250, 271, 330f., 502.
– Prinz v. (Vater des großen Condé) 10, 11, 17.
– Henry-Jules de Bourbon, Prince de (Monsieur le Prince) 235f., 296, 330, 379, 391, 454, 502.
– Louis II. (der Große) 23, 60, 90, 176, 250, 254, 462.
Conti, François-Louis II. v. Bourbon, Prinz v. 271, 321, 330, 380, 409, 454, 502.
– Louis-Armand, Prinz v. 91.
– Marie-Anne (Mlle de Blois, La Grande Princesse) 240, 259ff., 299f., 320, 388, 390, 392, 396ff., 408.
Cormaillon, Graf v. 236.
Corneille, Pierre 30, 34ff., 56, 157, 160, 162, 174f., 185.
Coton, Père 367.
Coypel, Antoine 152.
Coysevox, Antoine 65, 152ff.
Crébillon, Prosper Jolyot 185.
Crenan, General 299f.
Cresnay 238.
Crozat, Antoine Marquis v. 190.
Cruz, Juan de la 130.
Cuccis 153.
Dangeau, Philippe de Courcillon, Marquis v. 70, 72, 218ff., 349, 412.
– Sophie Marie Marquise v. 391, 408, 493.
Danguenne 478.
Daniel, Pater 370.
Daquin, Leibarzt 72, 480, 497.
David 192.
Delormes 146.
Descartes, Paul 31, 115, 124, 127, 139, 148, 167, 182.
Desgranges, Michael Ancel de 324.
Desmaretz, Nicolas 366f.
Dionis, Wundarzt 78.
Douvrier 64.
Doyen, Abbé 295.
Dreux 324, 415.
Dronero, Marchese v. 291.
Dubois, Kardinal Guillaume 210, 242f.
Ducasse, Jean Baptiste de 224.
Du Mont, Hyacinthe de Gauréaul 390, 408.
Duras, Henri-Jacques Herzog v. 308, 337.
Duvergier de Hauranne, Abt von Saint-Cyran 120.
Dyck, Anton van 154.

Effiat, Antoine Coiffier Marquis v. 243, 432f.
Elbeuf, Henri Herzog v. 275.
England siehe Großbritannien.
Epiktet 124.
Epinay, Stallmeiſter 493.
Espinoy, Frau v. 409.
Euripides 185.

Fagon, Guy, Leibarzt 72, 314, 323, 350, 364, 374f., 395ff., 402, 431, 436f., 445, 448ff., 457, 497.
Faure, Antoine 242.

Fénelon, François de Salignac de la Mothe, Erzbiſchof von Cambrai 132 f., 137 ff., 184, 205, 276 f., 369, 372, 417, 437 ff., 489, 491.
Fléchier, Esprit, Biſchof von Nîmes 77, 411.
Fontanges, Marie-Angélique Herzogin v. 99 ff., 105, 475 f.
Fontrevault, Äbtiſſin v. 93, 107.
Fouquet, Nicolas 55 f,
Fragonard, Jean Honoré 191.
Francheville, Pierre 147.
Frankreich, Anna, Königin von, geb. Herzogin von Öſterreich 11, 13 f., 21, 23, 25 f., 29, 40, 43, 61, 86 f., 103, 147, 169, 202, 351, 469, 484.
– Anne-Louise, Herzogin v. Maine, geb. Prinzeſſin Condé (M^lle de Charolais) 250 f.
– Anne-Marie-Louise, Herzogin v. Montpensier (Grande Mademoiselle) 250, 252 ff., 361.
– Charles, Herzog v. Berry 326, 365, 393 f., 399, 406 f., 417, 425 f., 504.
– Eliſabeth Charlotte, Herzogin v. Orleans (Madame) 21, 43, 45 ff., 73, 82, 93, 99, 106, 108, 110 ff., 116 f., 119, 208, 221, 241, 243 ff., 250 f., 253, 256, 293, 297, 316, 324, 327 f., 361, 400, 404, 455, 498, 504.
– Françoise-Marie de Blois, ſpäter d'Orleans 91, 95, 221, 240, 245 f., 248 ff., 256, 259 f., 318, 320, 324, 327, 331, 361, 394 f., 400 f., 404, 417, 431 ff., 455.
– Franz I., König von 9, 232.
– Gaston v. Orleans 17, 23, 88, 252 f.
– Heinrich IV., König von 8 ff., 17, 66, 212, 248.
– Henriette v. Orleans 87, 89, 91.
Frankreich, Louis, le Grand Dauphin (Monseigneur) 74, 87, 112 ff., 235, 246, 251, 261 f., 292, 298, 300, 320, 326, 330, 372, 389 ff., 489, 493.
– Louis, Herzog von Burgund (le Second Dauphin) 49, 76, 82, 112, 134, 137, 141, 143, 205, 208, 248, 250, 278, 285, 292 f., 320, 325, 341 ff., 345 f., 350, 384 ff., 389 ff., 403, 407, 417 ff., 424 ff., 442, 502.
– Louis, Herzog v. Bretagne (Le Petit Dauphin) 76, 430, 454 f., 458.
– Louis Alexandre, Graf v. Toulouse 95, 236, 274, 455.
– Louis-Auguste v. Bourbon, Herzog v. Maine 95, 105, 107, 240, 250, 254, 271 f., 359, 412, 431, 433 f., 445 ff., 450 ff., 457, 459, 478 f., 491.
– Louise Françoise de Nantes s. Condé.
– Ludwig XIII., König von 11 ff., 15, 20 f., 34, 40, 62, 66, 147, 201, 203, 207, 210, 212, 231, 331, 472.
– Ludwig, Herzog v. Anjou, ſpäter König Ludwig XV. 9, 210, 431, 454, 502.
– Ludwig XVIII., König von 213.
– Maria, Königin von, geb. Prinzeſſin v. Medici 10 ff., 16, 189.
– Maria Thereſia, Königin von 86 f., 105, 387, 475, 481.
– Marie Adélaïde v. Savoyen, Herzogin von Burgund 49, 82 f., 112, 154, 291 ff., 320, 325, 341 ff., 345 ff., 363 f., 372, 386 f., 389 ff., 402, 404 ff., 412, 417 ff., 446, 492 f., 498, 502.
– Marie-Anna, geb. Prinzeſſin v. Bayern, Gemahlin Monseigneurs 326, 333.
– Marie Louiſe Eliſabeth v. Orleans, Herzogin v. Berry 207, 393 f., 398 f., 402 f., 406 f., 425, 455.

Frankreich, Philipp I. v. Orleans (Monsieur) 71, 73f., 76, 87, 95, 97, 99, 235, 240ff., 251, 253ff., 256, 258, 260, 292, 297f., 316f., 361, 468, 481, 493.
– Philipp II. v. Orleans (vorher Duc de Chartres, der ſpätere „Regent") 123, 208ff., 218, 221, 233, 240ff., 271, 292, 316f., 323f., 331f., 394, 400f., 417, 431ff., 442, 446f., 453, 456, 458, 504.
Frémont, Nicolas 264.
– Mme 265.

Gaillard, Pater 441.
Gamaches, v. 425.
Gersaint 190.
Gesvres, Léon Potier Herzog v., Graf v. Sceaux 68, 321.
Gillot, Claude 188f.
Girardon, François 150, 152f., 156.
Glapion, Mme 110.
Gobelin, Abbé 99.
Godet-Desmarais, Erzbiſchof von Chartres 133, 281ff., 369ff., 441, 489, 491.
Goethe 34, 110, 160.
Gramont, Antoine-Charles, Herzog v. 298.
Großbritannien, Georg I., König von England 73.
– Henriette Marie, Königin von England 67, 79, 106.
– Jakob II. 249f., 254, 298f., 320, 324, 493, 501.
– Maria Beatrice geb. Este 249f., 320, 324, 490, 493, 503.
– Karl II. 87.
– Jakob, Prinz v. Wales (ſpäter Jakob III.) 254.
Guibourg, Prieſter 96.
Guiche, Gräfin v. 280f.
Guiche, Graf v. 67.
Guyon, Jeanne-Marie 131f., 141, 277ff., 489.

Hamon 121.
Hannover, Sophie v. 332.
Harcourt, Graf v. 381.
– Prinzeſſin v. 251, 256, 335, 340ff.
– Marquis de 270.
Hardouin-Mansart ſiehe Mansart.
Harlay, Erzbiſchof von Paris 315, 369, 481.
Hautefort, Marie v., Herzogin von Schomberg 14.
Heudicourt, Frau v. 493.
Homberg, Leibarzt 432ff., 436.
Honasse 152.
Horaz 157.
Hotmann 18.
Humières, Louis de Crevant, Herzog v. 235f.

Janſen, Cornelis 1201.
Innocenz XI., Papſt 117, 130.
Jouvenet 152.
Joyeuse 253.

Karl der Große 20, 202, 223.

La Boëtie 18.
La Bruyères, Jean de 80, 135, 157, 176ff., 196.
La Chaise, Père 130, 275, 315, 367ff., 376, 481.
La Chastre, Marquis v. 352.
La Chétardye, Pfarrer von Saint-Sulpice 371f.
La Combe, Pater 131.

La Fayette, Marie-Madelaine Gräfin v. 14, 175.
La Ferté, Herzogin v. 256.
La Fontaine, Jean 28, 56, 79, 101, 124, 159, 268, 391.
Lancret, Nicolas 191.
Langlée 74, 83, 98.
La Reynie 100f.
Largillières 154, 507, 513.
La Rochefoucauld, François VI., Herzog v., Fürſt v. Marsillac 30, 32, 36, 169ff.
– François VII. 68, 70, 337, 364, 378ff.
La Rue, Pater 423f.
Latour, Maurice Quentin 191.
La Tour, Oratorianer 359.
La Trappe ſiehe Rancé.
Lauzun, Antoine Nompar de Coumont, Herzog v. 253f., 387.
La Vallière, Louise-Françoise de 62, 67, 88ff., 99f., 102, 107, 240, 387f., 474f.
– – Le Baulme Le Blanc de 88, 408, 415.
La Vienne, François Quentin 273f.
La Villière 314.
La Vrillière, Mme de 347ff.
Le Brun, Charles 150, 152ff., 511, 516.
Lebrun, Bauer aus der Provence 457f.
L'Echelle de 280.
Le Comte, Pater 372.
Lefebure, Claude 508.
Leibniz, Gottfried Wilh. Freih. v. 140.
Le Mercier 146.
Lenôtre, André 56, 62, 155f., 310f.
Le Pautre, Pierre 516.
Lesage, Alain René 100.
Leſſing 79.
Le Sueur 147.
Le Tellier, Charles-Maurice, Erzbiſchof von Reims 242.
Le Tellier, Michael, Kanzler 53f., 59f., 135, 374, 486, 496.
– ſiehe auch Louvois.
Le Vau, Architekt 56, 62f., 146, 155.
Levis, Frau von 406, 422.
Lillebonne, Mlle 407.
Lorge, Guy de Durfort, Herzog v. 205, 232, 263f., 337, 349, 478f.
– Herzogin v. 264f., 347.
– Marie Gabrièle de ſiehe Saint-Simon.
Lothringen, Eliſabeth Charlotte geb. Prinzeſſin v. Orleans (Mademoiselle) 248, 256.
– Leopold Joſef Herzog v. 248.
– Louis Herzog v., Graf v. Armagnac (Monsieur le Grand) 68, 241, 246, 343.
– Philipp, Chevalier v. 241, 243, 246, 433.
– Charlotte v., Mlle d'Armagnac 259.
Louvigny, Mme de 98.
Louvois, François-Michael Le Tellier, Marquis v. 53f., 59f., 63, 95, 119, 254, 264f., 313, 344, 462, 464, 472, 481, 486, 488.
Louvois, Erzbiſchof von Paris 105, 315, 489.
Loyola, Ignatius v. 128.
Lude, Marguerite-Louise, Herzogin v. 292f., 297, 364, 406, 490.
Ludres, Mme de 98, 476.
Luther 113.
Luxemburg, François-Henry de Montmorency, Herzog v. 235, 237, 261f., 413.
Luynes, Herzog v. 218.

Mailly, Gräfin v. 347.
Maine, Louis Auguste, Herzog v. ſiehe Frankreich.

Maintenon, Françoise d'Aubigné Marquise v. (veuve Mme Scarron) 30, 34, 75, 79, 82f., 99, 102ff., 106f., 109ff., 132f., 144, 163, 204, 219, 224, 246, 250, 267, 275, 278f., 292f., 313, 315, 321, 323, 325f., 330, 332f., 341f., 345, 348, 350, 353, 358f., 363f., 369, 390ff., 396ff., 401, 408f., 412, 417ff., 422f., 425, 427, 430, 432, 434ff., 441, 445f., 448, 450f., 453, 456ff., 468, 472, 477ff., 486ff.
Maisne 287f.
Malebranche, Nicolas 203.
Malherbe, François 167.
Mancini, Marie ſiehe Bouillon.
– Olympia (ſpätere Gräfin Soissons, ſiehe auch dort) 41, 43.
Mansart, François 146.
– Jules Hardouin 63, 97, 311, 466, 471.
Maréchal, Leibarzt 371, 380, 431, 434, 436f., 445, 448.
Mariette, Prieſter 93.
Marillac, Louis Marſchall v. 16.
Marin 238.
Masson, Antoine 514.
Maulévrier, François-Edouard-Colbert Marquis v. 348ff.
Maupertuis, Marquis v. 234.
Mazarin, Jules, Kardinal 7, 21ff., 29, 40f., 53, 55f., 79, 86f., 115, 170, 216, 460.
Mead 190.
Melun, Mlle de 407.
Menant, P. 508, 516.
Mesmont 232.
Métézau 146.
Michelangelo 66.
Mignard, Pierre 153, 268, 507ff.
Molière, Jean Baptiste 32, 46, 62, 69, 90, 94, 151, 157ff., 162ff., 178, 221.
Molina, P. 226.
Molinos, Michael v. 129, 130.
Montaigne, Michel v. 8, 18, 66, 124, 159, 168, 178.
Montal, General 270.
Montauban, Charlotte Fürſtin v. 394.
Montausier, Charles Herzog v. 410f.
Montchevreuil, Marquis v. 315, 481, 490.
– Marquise v. 490, 493.
Montespan, Françoise-Athénaïs Marquise v. 62f., 74, 79, 83, 92ff., 98ff., 104ff., 110f., 136, 240, 250f., 254, 260, 355, 358ff., 387f., 474f., 478ff., 488f.
– de Pardaillan de Gondrin, Marquis v. 92f., 358.
Montesquieu, Charles 81.
Montfort, Herzog v. 266, 325.
Montmorency, Herzog Henri v. 17.
Montreval, Marquis v. 272.
Moreau 278.
Mortemart, Herzog v. ſiehe Rochechouart.
Motteville, Mme de 69.
Mozart, Wolfgang Amadé 189.

Nangis, Louis-Armand, Marquis de 346ff.
Nanni, Battista 25f.
Nantes, Louise Françoise Mlle de, s. Condé.
Nanteuil, Robert 508.
Napoleon I. 38, 184f.
Navailles, Marſchallin v. 477.
Netscher, Caspar 509.
Neuillant, Frau v. 477.
Nevers, Mme de 106.
Nicole 123.
Nietzſche, Friedrich 169.
Ninon de Lenclos 33f., 103f., 163, 167, 351ff.
Noailles, Kardinal, Erzbiſchof von Paris 123, 368f., 441.

Noailles, Adrien-Maurice Herzog v. 280, 421f., 491.
Noël, Pater 424.
Nogaret, Marie-Madeleine-Agnès Marquise v. 350.
Nolhac, Pierre de 64.
Noyers, Mme de 291.
Nyert, François-Louis de 381.

Oranien, Wilhelm Prinz v. (Wilhelm III., König von England) 270.
Oré, Mlle d' 105.
Ormoy, Jean Armant Colbert Marquis d' (zweiter Sohn Colberts) 54, 248.

Palladio 146.
Pascal, Blaise 115, 121ff., 177.
Pater, Jean-Baptiste Josephe 191.
Paulet, Mlle 29.
Perigny 42.
Perrault, Claude 56, 154.
Petitot, Jean 512.
Pithou, Pierre 116.
Plutarch 160.
Polignac, Kardinal 85.
Pomponne, Simon Arnauld Marquis v. 306f.
Pontchartrain, Graf v., Kanzler 308, 323, 337, 356, 394f., 398, 407, 435, 451ff., 495.
Poussin, Gaspard Dughet, gen. 147ff., 152, 191.
Puget, Pierre 507.
Puy de 280.

Quentin, Marie-Angélique de 348.
Quesnel, Père 122f., 369.
Quinault, Philippe 62.

Rabelais 29, 113, 159.
Racine, Jean-Baptiste 28, 35, 79, 121, 124, 156f., 159ff., 182, 303f.
Rambouillet, Marquise Cathérine de 29, 37.
Rancé, Armand-Jean le Bouthillier de, Abbé de la Trappe 223, 258, 286ff.
Ravaillac, François 9.
Retz, Kardinal de 13, 17, 19, 23f., 36, 62, 69, 142, 170.
– Herzogin v. 147.
Richelieu, Armand, Kardinal 11ff., 27f., 30, 36, 40, 116, 142, 146f., 169, 176, 197, 202, 478, 490.
Rigaud, Hyacinthe 137, 154, 286f., 510, 512f.
Rochechouart, Herzogin v. Mortemart, geb. Colbert 54, 57, 280.
– Louis Herzog v. Mortemart 57, 92, 395.
Rochefort, Marschall v. 232, 264.
– Marschallin v. 346f., 400, 477.
Rochefort-Théobon, Mlle de 98.
Rohan, Herzog Henri v. 12, 16.
Rohan, Kardinal v. 452, 456, 460.
Rohan-Chabot 211.
Rosen, Konrad v. 302.
Rousseau, Jean Jacques 138, 198.
Royan, Mlle de 259.
Rubens, Peter Paul 188f.
Ruffec, Herzog v. (Sohn des Herzogs v. Saint-Simon) 211.

Sainctot 249.
Saint-Aignau siehe Beauvillier.
Saint-Evremond, Charles de 33, 167.
Saint-Jean, Jean de 512.
Saint-Laurent 241f.
Saint-Louis, General 287.
Saint-Mauris, de 335ff.
Saint-Pierre, Graf v. 320.

Saint-Pouengé, Gilbert Colbert, Marquis v. 252, 314.
Saint-Simon, Claude Rouvroy Herzog v. 201, 204, 231, 233f., 257f.
– Charlotte Herzogin v. 205ff., 231, 233ff., 257f., 263.
– Biſchof von Metz 212.
– Marie Gabrièle Herzogin v. 205ff., 263f., 394f.
– Louis Herzog v. 45, 48, 51, 52, 76, 80, 96, 103, 108, 111ff., 175, 177, 181, 186, 198ff.
– General Rouvroy v. 213.
Sainte-Beuve, Charles 165.
Samadon, Pater 375.
Santerre, Jean-Baptiste 513.
Santeuil 176.
Savart, Pierre 512.
Savoyen, Prinz Eugen v. 41, 294.
– Victor Amadeus Herzog v. 291, 293, 345.
– Prinz Ludwig Thomas v., Graf v. Soissons 294.
– Prinz Eug. Moritz v., Graf v. Soissons 41.
– Marie-Adélaïde v. ſiehe Frankreich.
Scarron ſiehe M^me de Maintenon.
– Paul 102, 104, 294, 304, 477.
Schopenhauer, Arthur 171.
Schweden, Guſtav Adolf, König von 15.
Scudéry, Madelaine de 32, 37.
Seignelay, Jean Baptiste Colbert Marquis v. 54, 486.
Séry, M^lle de 318.
Sévigné, M^me de 28, 49, 78, 92, 95f., 98f., 108, 163, 175.
Sforza, Herzogin v. 404.
Shakespeare, William 35, 160, 162.
Soissons, Gräfin Olympia v., geb. Mancini 41, 43, 101, 255, 293, 469.
– ſiehe auch Savoyen.
Soubise, Anne Fürſtin v. 98, 476.
Soubise, François de Rohan, Fürſt v. 237.
Sourches, M^lle de 248.
Spanheim, Ezechiel 46, 48, 109.
Spanien, Philipp IV., König v. 86.
– Philipp V. (zweiter Sohn des Grand Dauphin, der frühere Herzog v. Anjou), König v. 326, 421.
Stendhal, Henry 78, 182, 194.

Taine, Hippolyte 185.
Tallemant des Réaux 201.
Talleyrand 82.
Tancrède 319.
Tellier ſiehe Le Tellier.
– Michel, Pater 51f., 370ff., 381, 392, 397, 441, 451f., 456ff.
Teniers, David 153.
Tessé, Marſchall v. 348ff.
Testelin 151.
Thereſe, Heilige 128ff., 139.
Thiange, M^me de 93.
Thomassin, Simon 515.
Tizian 189, 193.
Tocqueville, Alexis de 225.
Tonnay-Charante, Graf v. 54.
Torcy, Jean Baptiste Colbert, Marquis v. 308, 496.
Tour d'Auvergne, de la, Kardinal v. Bouillon 369ff., 464.
Tours, M^lle de 95.
Trémoïlles, Herzog v. 12, 68, 382, 415.
Tresmes, Herzog v. 364.
Trévoux, Père 316, 322.
Turenne, Henri de la Tour d'Auvergne, Marſchall 16, 23, 60, 205, 264, 462, 464.
– Fürſtin v. 256.

Ugry, François de Crussol, Herzog v. 335.
Urfé, Honoré de 28.

Vair, Wilhelm du 147.
Vallot, Leibarzt 72.
Van der Meulen 153.
Vatel, Koch 56.
Vauban, Sébaſtien Le Prêtre de 144, 235, 344f., 355ff.
Vaudémont 271f.
Vaugelas, Claude Favon de 31.
Velasquez, Diego 154.
Vendôme, Herzog v. 274.
Ventadour, Charlotte Eléonore Herzogin v. 331f., 431, 455.
Verlaine, Paul 192.
Vermandois, Graf Louis v. 91, 202, 387.
Verneuil, Herzog 249.
Veronese, Paolo 189, 193.
Vertue, Georges 513.
Vexin, Graf v. 95.
Vignola 146.
Villarceaux 103.
Villars, Marſchall v. 103, 466.
Villeroy, François Marſchall v. 270f., 278, 341f., 379, 433, 452ff., 457.
– Marſchallin v. 341f., 400, 404.
– Erzbiſchof 367.
Vivien, Josephe 515.
Vivonne, Andrée de 169.
Voisin, Daniel-François 93, 96f., 99, 101.
Voiture 29.
Voltaire 40, 138, 185, 224.
Vouet, Simon 147, 152.
Voysin 407.

Waillant, Vallerant 514.
Warin 152.
Watteau, Antoine 187ff.

PP (I.), Herzog von Orleans (Monsieur)
geb. 1640 † 1701

verheiratet in zweiter Ehe 1671 mit

ELISABETH-CHARLOTTE VON DER PFALZ
(Madame)
geb. 1652 † 1722

Kinder:

1. ALEXANDER LOUIS VON ORLEANS, Herzog v. Valois, geb. 1673 † 1676

2. PHILIPP (II.) VON ORLEANS, Herzog v. Chartres (Regent), geb. 1674 † 1723, verheir. 1692 mit Françoise-Marie de Blois, geb. 1677 † 1749

Kinder:

a) Marie-Louise-Elisabethe, geb. 1695 † 1719, verheir. 1710 mit Charles Emanuel, Herzog v. Berry

b) Louise-Adélaide, Mlle d'Orléans, geb. 1698 † 1743

c) Charlotte-Aglaé, Mlle de Valois, geb. 1700 † 1761, verheiratet 1720 mit Francesco (III) Maria d'Este

d) Louis, Herzog v. Chartres, geb. 1703 † 1752

e) Louise-Elisabeth, Mlle de Montpensier, geb. 1709 † 1742, verheiratet 1722 mit Ludwig v. Asturien

f) Philippe-Elisabeth, Mlle de Beaujoulais, geb. 1714 † 1734

g) Louise-Diane, Mlle de Chartres, geb. 1716 † 1736, verheiratet 1732 mit Prinz Louis v. Bourbon-Conti

3. ELISABETH-CHARLOTTE VON ORLEANS (Mademoiselle), geb. 1676 † 1744, verheiratet 1698 mit Leopold Joseph von Lothringen

STAMMBAUM:

LUDWIG XIII.

geb. 1601 † 1643, verheiratet 1615 mit

ANNA, Infantin von Österreich, geb. 1601 † 1666

LUDWIG XIV.

geb. 1638 † 1715

verheiratet 1660 mit

MARIA-THERESIA VON SPANIEN

geb. 1638 † 1683

Kinder:

LOUIS DE FRANCE (Grand Dauphin, Monseigneur), geb. 1661 † 1711, verheiratet 1680 mit Maria-Anna-Christine von Bayern, geb. 1660 † 1690

Kinder:

1. LOUIS DE FRANCE, Herzog v. Burgund (Le Second Dauphin), geb. 1682 † 1712, verheiratet 1697 mit Maria-Adélaide v. Savoyen, geb. 1685 † 1712

   Kinder:

   a) Louis, Herzog v. Bretagne, geb. 1707 † 1712

   b) Louis, Herzog v. Anjou (LUDWIG XV.), geb. 1710 † 1774, verheiratet 1725 mit Maria-Charlotte Leszczinska, geb. 1703 † 1768

2. PHILIPP, HERZOG V. ANJOU, als König v. Spanien Philipp V., geb. 1683 † 1746, verheiratet 1) 1701 mit Maria-Louise-Gabrielle v. Savoyen, geb. 1688 † 1714; 2) 1714 mit Elisabeth v. Parma, geb. 1692 † 1766

3. CHARLES EMANUEL, HERZOG V. BERRY, geb. 1686 † 1714, verheiratet 1710 mit Maria-Louise-Elisabeth v. Orleans, geb. 1695 † 1719

Illegitime Kinder von:

— a —

LOUISE-FRANÇOISE DE LA VALLIÈRE

geb. 1644 † 1710

1. LOUIS, Graf v. Bourbon, geb. 1663 † 1666

2. MARIA-ANNA, Mlle de Blois (La Grande Princesse), geb. 1666 † 1739, verheiratet 1680 mit Louis Armand v. Bourbon, Prinz v. Conti, geb. 1667 † 1686

3. LOUIS, Graf v. Vermandois, geb. 1667 † 1683

— b —

FRANÇOISE-ATHÉNAIS DE ROCHECHOUART, MARQUISE VON MONTESPAN

geb. 1640 † 1707

1. LOUIS-AUGUSTE v. Bourbon, Herzog v. Maine, geb. 1670 † 1736, verheiratet 1692 mit Anne-Louise-Bénédicte v. Condé, geb. 1676 † 1753 (Enkelin von Louis II., dem Großen Condé)

2. LOUIS-CÉSAR v. Bourbon, Graf v. Vexin, geb. 1672 † 1683

3. LOUISE-FRANÇOISE, Mlle de Nantes (Madame la Duchesse), geb. 1673 † 1743, verheir. 1685 mit Louis III. v. Condé (Monsieur le Duc), geb. 1668 † 1710

4. LOUISE-MARIE, Mlle de Tours, geb. 1674 † 1681

5. FRANÇOISE-MARIE, Mlle de Blois, geb. 1677 † 1749, verheir. 1692 mit Philipp (II.) v. Orleans, Herzog v. Chartres (Regent) (siehe nebenan)

6. LOUIS-ALEXANDRE, Graf v. Toulouse, geb. 1678 † 1737

PHILIPP (I.), Herzog von Orleans (Monsieur)

geb. 1640 † 1701

verheiratet in erster Ehe 1661 mit

HENRIETTE VON ENGLAND

geb. 1644 † 1670

Kinder:

1. MARIA-LOUISE VON ORLEANS, geb. 1662 † 1689, verheiratet 1679 mit Karl II., König von Spanien

2. ANNE-MARIE VON VALOIS, geb. 1669 † 1728, verheiratet 1684 mit Herzog Vittorio Amedeo II. von Savoyen

verheiratet in zweiter Ehe 1671 mit

ELISABETH-CHARLOTTE VON DER PFALZ

(Madame)

geb. 1652 † 1722

Kinder:

1. ALEXANDER LOUIS VON ORLEANS, Herzog v. Valois, geb. 1673 † 1676

2. PHILIPP (II.) VON ORLEANS, Herzog v. Chartres (Regent), geb. 1674 † 1723, verheir. 1692 mit Françoise-Marie de Blois, geb. 1677 † 1749

   Kinder:

   a) Marie-Louise-Elisabethe, geb. 1695 † 1719, verheir. 1710 mit Charles Emanuel, Herzog v. Berry

   b) Louise-Adélaide, Mlle d'Orléans, geb. 1698 † 1743

   c) Charlotte-Aglaé, Mlle de Valois, geb. 1700 † 1761, verheiratet 1720 mit Francesco (III) Maria d'Este

   d) Louis, Herzog v. Chartres, geb. 1703 † 1752

   e) Louise-Elisabeth, Mlle de Montpensier, geb. 1709 † 1742, verheiratet 1722 mit Ludwig v. Asturien

   f) Philippe-Elisabeth, Mlle de Beaujoulais, geb. 1714 † 1734

   g) Louise-Diane, Mlle de Chartres, geb. 1716 † 1736, verheiratet 1732 mit Prinz Louis v. Bourbon-Conti

3. ELISABETH-CHARLOTTE VON ORLEANS (Mademoiselle), geb. 1676 † 1744, verheiratet 1698 mit Leopold Joseph von Lothringen

INHALT

DER HOF LUDWIGS XIV. UND DIE KLASSISCHE KULTUR DER FRANZOSEN. Ein Überblick von Wilhelm Weigand 5

SAINT-SIMON. Ein biographiſcher Abriß von Wilhelm Weigand 199

AUS DEN DENKWÜRDIGKEITEN DES HERZOGS VON SAINT-SIMON. Übertragen von Arthur Schurig 229

1. 1675–1692. Geburt und Familie Saint-Simons. Seine Erziehung. Sein erſter Feldzug 231
2. 1692. 1693. Heirat des Herzogs von Chartres und des Herzogs von Maine 240
3. 1693. Saint-Simon erhält eine Schwadron. Mademoiselle von Montpensier . . 252
4. 1693. 1694. 1695. Der Tod des Herzogs Claude. Saint-Simons Heirat. Lafontaines und Mignards Tod 257
5. 1695. 1696. Krieg in Flandern. Fénelon und Frau Guyon. Der Abt von La Trappe 270
6. 1696–1699. Die Prinzeſſin von Savoyen. Der Bruder der Frau von Maintenon. Das Manöverlager bei Compiègne. Racine 291
7. 1700. 1701. Lenôtre. Monsieurs Tod. Madame 310
8. 1702. Saint-Simon erbittet ſeinen Abſchied. Prinzeſſin von Harcourt. Liebeleien der Herzogin von Burgund. Ninon de l'Enclos 335
9. 1707–1710. Vauban und Boisguilbert. Tod der Frau von Montespan. Samuel Bernard in Marly. Des Königs Beichtväter. Die Zerſtörung des Kloſters Port Royal. Der Herzog von La Rochefoucauld. Saint-Simon und der König. Der Herzog von Burgund. Tod der Herzogin von La Vallière 355
10. 1711. Monseigneurs Tod 389
11. 1711. 1712. Stimmungswechſel am Hofe. Fénelon. Der neue Dauphin. Sein und ſeiner Gemahlin Tod. Der Herzog von Orleans. Fénelons Tod 417
12. 1714. 1715. Das Teſtament des Königs. Sein Tod. Charakter und Lebensweiſe. Seine Liebſchaften. Frau von Maintenon. Schlußbetrachtungen 445

BILDERVERZEICHNIS. Von Emil Schaeffer 505

NAMENVERZEICHNIS 517

STAMMBAUM LUDWIGS XIII. UND LUDWIGS XIV. nach 526

DEN TEXT DRUCKTE DIE SPAMERSCHE BUCH-
DRUCKEREI IN LEIPZIG, DIE TAFELN IN LICHT-
DRUCK F. BRUCKMANN A. G. IN MÜNCHEN

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 076146726